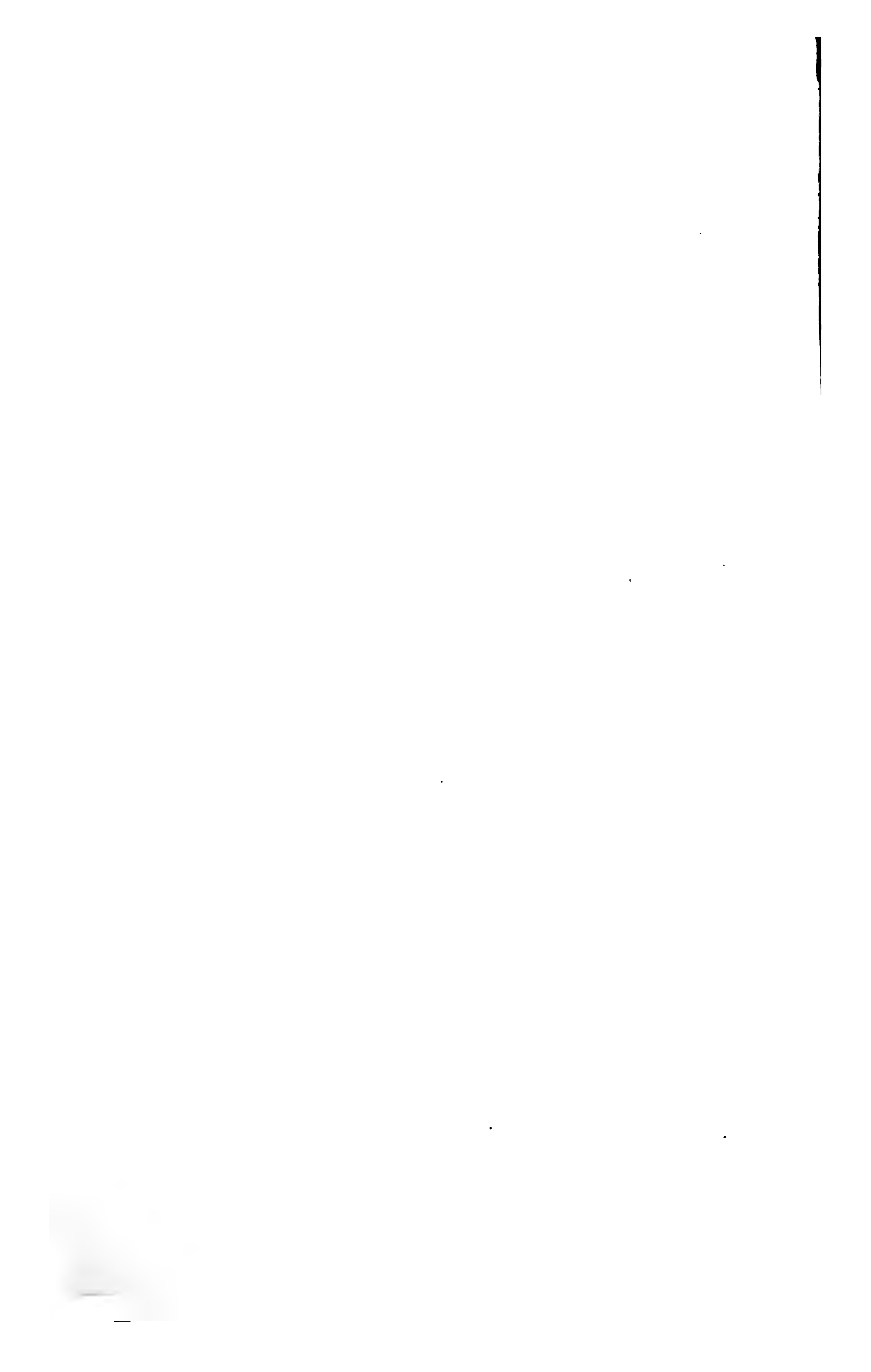
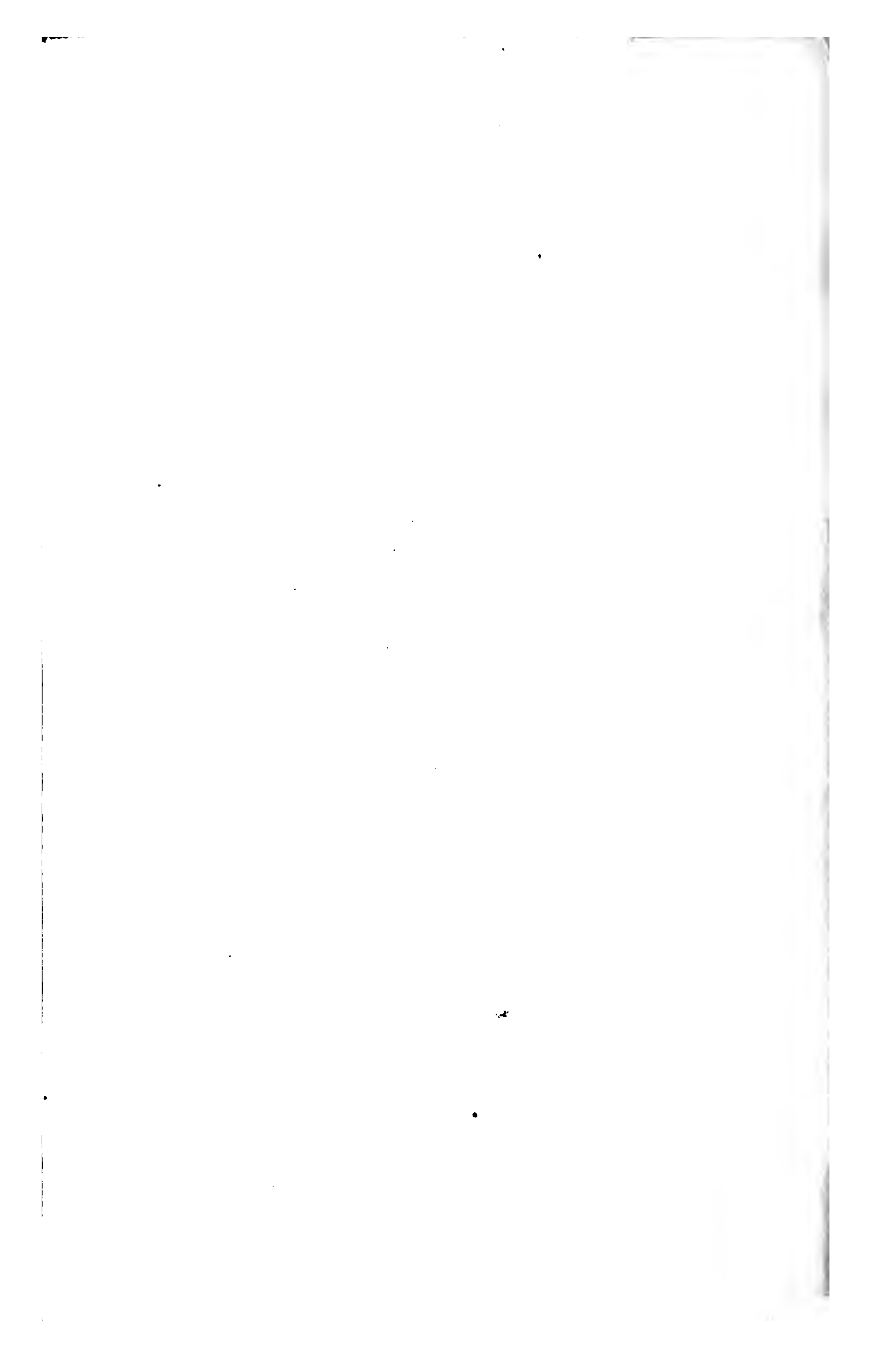

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE











† Wilhelm Emmanuel

Briefe

von und an

Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler,

Bischof von Mainz.

Herausgegeben

von

Dr. J. M. Raich,
Dompräbendat und bischöflicher Secretär.

Mit dem Bildnisse des Verewigten.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1879.

Dr. J. V. Becelaere
gt.
5-2-1923

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Vorrede.

„Es gibt," so sagte jüngst eine deutsche Zeitschrift, „wohl kein geeigneteres Mittel, den großen, sittigenden Einfluß, den wahrhaft große Männer mit Naturnothwendigkeit auf ihre nächste Umgebung ausüben, von den bevorzugten Wenigen auf weitere Kreise überzuleiten, als die Veröffentlichung ihrer Correspondenz. Durch dieselbe wird das edle Metall aus dem engen Schachte des nothwendig beschränkten Freundeskreises gehoben, in gangbare Münze umgeprägt und zur Bereicherung von Tausenden ausgegeben. . . Je höher der Mann über das Mittelmaß der Alltäglichkeit hinausragt, je weiter die von ihm ausgehende Bewegung auf der geistigen Physiognomie der Mitzeit ihre Kreise zog, je kräftiger er seinen Namen in die Geschichtsblätter seiner Tage eintrug, desto erwünschter muß es uns sein, ein solches Spiegelbild seines Geistes zu besitzen."

Gleiche Erwägungen haben auch die Herausgabe des gegenwärtigen Briefwechsels veranlaßt.

An der Spitze stehen drei Briefe, welche Wilhelm v. Ketteler als Knabe aus dem Colleg zu Brig an seinen ältern Bruder Wilderich, damals Zögling des Cadettencorps zu Berlin, gerichtet hat. Andere briefliche Mittheilungen aus dieser frühen Jugendzeit scheinen sich nicht erhalten zu haben. Im Jahre 1828 kehrte Wilhelm von den fernen Schweizer Bergen in seine westphälische Heimath zurück, besuchte ein Jahr später die Hochschule zu Göttingen, dann der Reihe nach die zu Berlin, Heidelberg und München. Im letzten Semester wandte er seine Schritte nochmals nach Berlin, um dort seine akademischen Studien zu vollenden. Die Correspondenz aus dieser Zeit, sowie aus den Jahren 1833—1837, in welchen derselbe als Referendar bei der königlichen Regierung zu Münster fungirte, war nicht aufzufinden. Erst mit seiner Entlassung aus dem Staatsdienste beginnt der fortgesetzte Briefwechsel mit seinem Bruder Wilderich und seiner Schwester Sophie Gräfin v. Merveldt. Die Briefe

aus dieser Lebensperiode, welchen die ernste Prüfung über die Standeswahl wie ein rother Faden eingewoben ist, geben über die äußern Lebenswege und die geistige Richtung des jugendlichen Freiherrn und spätern Candidaten der Theologie interessante Aufschlüsse.

Der sel. Bischof hatte weder in seinen früheren Jahren, noch später die Gewohnheit eine regelrechte Briefsammlung anzulegen, so reichhaltig, wie sie seiner ausgedehnten Correspondenz wohl entsprochen hätte. All sein Sinnen und Trachten war zu sehr auf die Erfüllung der Pflichten seines heiligen Amtes gerichtet, als daß ihm hiefür die nöthige Muße geblieben wäre. In der Regel pflegte er den ersten freien Augenblick zu benutzen, um die eingelaufenen Schreiben zu erledigen. War dies geschehen, so wurden die Privatbriefe, wenige ausgenommen, vernichtet sammt den Concepten für die Antwort, wenn je solche aufgenommen waren. Die Auswahl war daher nicht so groß, als man etwa vermuthen dürfte. Die Mehrzahl der gesammelten Briefe verdanke ich seinen Angehörigen und Freunden, welche mir die Originale zur Verfügung stellten. Ich fühle mich verpflichtet, für dieses gütige Entgegenkommen hier den innigsten Dank auszusprechen.

Aus den angegebenen Gründen kann und will daher die vorliegende Sammlung keineswegs den Anspruch erheben, ein vollständiges Bild der Correspondenz des Bischofs zu bieten.

Es verstand sich wohl von selbst, daß die Hirtenbriefe und außerdem einige, wenn gleich in Briefform abgefaßte polemische Arbeiten, die ihrem Umfange nach zur Broschürenliteratur zählen, in diese Sammlung nicht gehören. Amtliche Schreiben haben nur ausnahmsweise, sofern sie die persönlichen Verhältnisse des Bischofs betreffen oder von ihm selbst der Oeffentlichkeit übergeben sind, Aufnahme gefunden. Höhere Rücksichten schienen ein solches Verfahren zu gebieten.

Dagegen glaubte ich eine Reihe öffentlicher Erklärungen, durch welche der sel. Bischof, namentlich in den letzten Jahren, mit dem deutschen Volke gleichsam in brieflichen Verkehr getreten, dieser Sammlung chronologisch einreihen und dadurch diese Schreiben, welche theils für die richtige Beurtheilung des politischen und religiösen Standpunktes des Bischofs, theils für die Orientirung in allgemeinen Zeitfragen von Bedeutung sind, vor allmäliger Vergessenheit sichern zu sollen.

Mainz, 15. Februar 1879.

J. M. Raich.

Inhalt der Briefe.

I. Auf der Lateinschule der Jesuiten zu Brig im Canton Wallis.

1824—1828.

II. Selbstprüfung und Standeswahl.

1837—1841.

III. Als Candidat der Theologie.

1841—1844.

IV. Als Kaplan zu Beckum.

1844—1846.

V. Als Pfarrer zu Hopsten.

1847—1849.

VI. Als Propst zu Berlin.

1849—1850.

VII. Als Bischof von Mainz.
1850—1877.

Anhang.

I.

Auf der Lateinschule der Jesuiten zu Brig im Canton Wallis.

1824—1828.

An seinen Bruder Wilderich im Cadettencorps zu Berlin.

1.

Brig, 15. Januar 1825.

Gestern habe ich Deinen Brief erhalten, der mich außerordentlich gefreut hat. Ich hatte mir sobald keinen erwartet; ich danke Dir recht herzlich dafür. Wir sind doch schrecklich geschwind so weit auseinander (gekommen). Voriges Jahr waren wir noch bei einander und nun sind wir schon 400 Stunden auseinander.

Anna[1]) hat vor vier Tagen geheirathet. Es geht mir sehr gut und wir sind alle sehr lustig. Sag doch an Wilhelm Wenge, P. Rudolf[2]) wolle

---

1) Seine Schwester, vermählt mit Mathias Graf von Galen den 11. Januar 1825. Fünfzig Jahre später assistirte Wilhelm Emmanuel als Bischof auf dem Schlosse Assen der goldenen Hochzeit und hielt eine von Freude und Dank gegen Gott erfüllte Anrede. v. Ketteler's Predigten 2, 95—104.

2) Balthasar Rudolf, zu Solothurn den 9. Juli 1782 geboren, war zuerst Mitglied der Genossenschaft der Väter vom Glauben Jesu (Baccanaristen). Nach Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu wurde er Jesuit und wirkte dreizehn Jahre lang (1817—1830) als Vorsteher des neuerrichteten Convikts zu Brig, wo er den kleinen Wilhelm wegen dessen Offenherzigkeit und Unschuld besonders lieb gewonnen. Derselbe starb hochbetagt den 9. Mai 1860 in dem Colleg zu Feldkirch und hinterließ den Ruf eines frommen Ordensmannes und großen Kinderfreundes.

ihm, sobald er könne, einen recht langen Brief schreiben, er hätte aber noch gar keine Zeit gehabt. Sag ihm doch auch, daß ich recht viel Spaß am Schlittenfahren hatte und daß es sehr stark ging, denn der Schnee ist geschmolzen und darauf hat's wieder gefroren und nun ist alles Eis. Sag ihm auch recht viele Grüße von J. B. Schlosser, welchen wir 50 Stunden von hier angetroffen haben. Ich wollte es wäre einer von Euch beiden[1]) hier, es würde Euch gewiß sehr gefallen.

Du hast nach meinem Platz in der Schule (gefragt). Von Latein in Deutsch bin ich gewöhnlich der erste, von Deutsch in Latein der siebente, achte oder doch so was. Wir sind 20 im Rudiment II, wo wir den Cornelius expliciren, aber tausendmal gründlicher als in Münster.

Aus Deinem Briefe kann ich schon sehen, daß Du ein rechter ächter Preuße bist. Ich muß mich oft wehren, denn die Franzosen wollen immer was gegen die Deutschen zu thun haben, und das kann ich nicht leiden. Adieu, lieber Wilderich! Antworte mir recht bald. Viele tausend Grüße an August. Lebe recht wohl. Dein Bruder Wilhelm.

An seinen Bruder Wilderich.

2.

Brig, im Frühjahr 1825.

In diesem Augenblicke habe ich Deinen mich sehr erfreuenden Brief erhalten. Ich danke Dir recht herzlich dafür und ich will Dir jetzt auch gleich darauf antworten. Du schreibst mir, daß ich so gut geschrieben hatte. Wenn man nicht gut schreibt, so wird der (Brief) zerrissen.

Ich klage auch über Clemens[2]), denn auf meinen ihm geschriebenen Brief bleibt die Antwort in der Feder sitzen. Es ist recht unartig von ihm; denn er antwortet ja, wenn ihm ein anderer schreibt — warum kann er denn nicht seinen Brüdern schreiben?

Du schreibst, ich solle Dir meines Freundes Namen schreiben, was ich sehr ungern thue, denn wenn man mit einem etwas zu viel spricht, so wird es einem vorgeworfen, und wenn P. Rudolf dies liest, so wird es mir am Ende ganz verboten, mit ihm zu sprechen. Ich will ihn Dir aber doch nennen: es ist nämlich Schlosser. Er hat den größten Heiligen zum Patron und er wird gewiß auch noch einer. Er ist ein

---

1) Die beiden Brüder August und Wilderich waren gleichzeitig im Cadettencorps zu Berlin.

2) Dessen ältester Bruder.

herrlicher Jüngling und Niemand kann mir nach meinen Eltern und Geschwistern lieber sein wie er. Wir haben ihn auf der Reise schon angetroffen. Sag auch an Wilhelm Wenge viele Grüße von Schlosser; mit Vornamen heißt er Johannes Baptist; er ist aus Straßburg; er spricht aber ebenso gut deutsch wie französisch. Wenn Du hier wärest, hättest Du ihn gewiß auch sehr lieb[1]).

Viele Grüße von P. Rudolf. Diese Ostern communicire ich zum ersten Mal. Wir müssen alle vier Wochen beichten; wir beichten aber gewöhnlich alle vierzehn Tage. Die Böselager[2]) sind in der Syntax. Viele Grüße von ihnen. Sage an August und Wenge viele Grüße von mir. Adieu.

An seinen Bruder Wilderich.

3.

Brig, 1826.

Zwar bist Du mir noch einen Brief schuldig. Aber da Du den meinen vielleicht nicht bekommen hast, so muß ich Dir noch einmal schreiben, wie es die brüderliche Liebe erfordert.

Ich habe gehört, daß August von Dir weggegangen sei[3]). Dies schmerzt mich unendlich, denn ich habe aus eigener Erfahrung ja gesehen, wie schwer es ist, von allen Bekannten und Verwandten getrennt zu sein. Im Komponiren habe ich, um Deine Frage zu beantworten, gewöhnlich den zweiten oder dritten oder ersten Platz. Nächstes Jahr hoffe ich auch nach Münster in die Vakanz zu kommen. Hier gefällt es mir recht gut, doch dieses Jahr nicht mehr so gut wie voriges Jahr, weil einer von den Obern ungeheuer grob ist. Wenn man auch die gründlichsten Ursachen hat und sie, wie es doch durch die Regeln erlaubt ist, vorbringt, so packt er, so klein er ist, einen beim Kragen und wirft einen zur Thüre hinaus. Man muß auch alles geduldig leiden.

1) Der Elsässer J. B. Schlosser, zu Blienschwiller bei Dambach geboren (27. Juni 1808), mit welchem Wilhelm noch als Universitätsstudent in freundschaftlichem Verkehr gestanden, schwärmte in der Jugend für die freisinnigen Ideen, welche i. J. 1832 auf dem Hambacher Schlosse proclamirt wurden. Als Notar und Bürgermeister von Dambach (1840—1848) stand er im Rufe eines gewissenhaften Beamten und gläubigen christlichen Mannes, ohne gerade den hohen Flug seines prophezeienden Jugendfreundes zu nehmen.

2) Clemens und Adolph.

3) Derselbe war in den activen Dienst der Armee übergetreten.

Ich bin gewiß ein guter Preuße. Ich hätte aber sehr gerne, daß Du auch hieher kämest, denn P. Rudolf ist ein gar guter Oberer und die einzige Zuflucht, die man hat: denn sonst würde ich gewiß schon weggelaufen sein.

Doch, liebster Bruder! ich muß schließen; denn, innigst geliebter Bruder! ich muß noch viele Briefe beantworten, und da ich ein wenig unpäßlich bin, so habe ich jetzt die beste Zeit dazu.

II.

Selbstprüfung und Standeswahl.

1837—1841.

An den Regierungs-Vicepräsidenten du Vignau.

4.

Münster, den 1. December 1837.

Euer Hochwohlgeboren bitte ich ganz gehorsamst mich, zu meiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung in dem Verwaltungsfache, auf sechs Monate von den praktischen Arbeiten und dem Besuche der Sitzungen Königl. Hochlöblicher Regierung entbinden zu wollen [1]).

An den Regierungs-Vicepräsidenten du Vignau.

5.

Münster, den 26. Mai 1838.

Euer Hochwohlgeboren sehe ich mich zu meinem großen Bedauern genöthigt, die gehorsame Anzeige zu machen, daß eingetretene Verhältnisse es mir zur Pflicht machen, zur Zeit aus meinen bisherigen Dienstbeziehungen zur Königl. Hochlöblichen Regierung auszuscheiden, und bitte ich daher Euer Hochwohlgeboren gehorsamst mir, meinem hierdurch ausgesprochenen Wunsche gemäß, die Entlassung aus dem Königl. Civildienste zu ertheilen.

---

1) Dieses Gesuch erfolgte zehn Tage nach der Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August von Cöln.

Du Vignau an Wilhelm Freiherr von Ketteler[1]).

6.

Münster, den 28. Mai 1838.

Auf den unterm 26. d. Mts. ausgedrückten Wunsch wird Ew. Hochwohlgeboren die Entlassung aus dem bisherigen Verhältnisse als Referendarius bei der Königl. Regierung hierselbst, in welchem Sie seit dem 23. November 1835 gestanden und in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit sich geführt haben, hiermit ertheilt. Meine aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohlergehen begleiten Sie auf ferneren Lebenswegen.

An seinen Bruder Wilderich.

7.

Münster, 19. Juni 1838.

Da ich nun endlich erfahren, wohin ich meinen Brief richten muß, um ihn in Deine Hände zu bringen, so will ich sofort unserer Absprache genügen und meine ledernen Gedanken für Dich zu Papier bringen. Die erste Nachricht von Euch[2]) haben wir etwas lange erwarten müssen. Zu unserer Freude ist sie jedoch noch vor der Abreise der Gräfin Stolberg[3]) von hier eingetroffen, so daß sie ganz beruhigt abreisen konnte.

Daß Paula auf der schönen Wartburg auch meiner freundlich gedacht, danke ich ihr herzlich. Hättet Ihr dort doch an einigen besonders schönen Punkten etliche Tage verweilen und recht nach Herzenslust schwärmen können! In Deinem Verhältnisse eine schöne Gegend zu durchwandern, gehörte immer zu den Lieblingsbildern meiner Vorstellung, und ich meine, daß Du diesen Geschmack vollständig theiltest. Von Paula bin ich dessen ganz gewiß. Ich bitte Euch daher recht inständig, versäumet doch die Gelegenheit nicht und verschafft Euch diesen hohen Genuß.

Seit Deiner Abreise habe ich noch wenig Ernstes getrieben, wovon ich Dir Rechenschaft geben könnte. Auch sind meine Entwürfe noch zu keinem Resultate gediehen. Die Mystik von Görres ist jetzt meine Hauptlectüre und wenn auch oft unverständlich für mich, bietet sie doch hohen

---

1) Aus dem Concept.

2) Seinem Bruder Wilderich und der kurz vorher (2. Juni) mit ihm vermählten Gräfin Paula, jüngsten Tochter des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Vgl. Fr. Leop. Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche von Janssen, S. 180.

3) Gräfin Sophie, zweite Gemahlin von Friedrich Leopold Stolberg.

Genuß, weil ich durch sie mit einer mir bisher ganz unbekannten und ungeahnten Region geistigen Lebens bekannt werde. Den Kampf des Sinnlichen mit dem Geistigen habe ich noch nie so aufgefaßt, beschrieben und durch Beispiele erläutert gefunden. Es klingt oft fabelhaft, wie diese Heiligen sich schon in der Welt aller körperlichen Beziehungen entäußert und die gestörte geistige Verbindung, dem Körper und seinem gemeinen Streben zum Trotz, hergestellt haben. Auch die Schrift von Kreuzhage über Hermesianismus[1]) ist höchst interessant. Die Verirrungen des Hermes werden dadurch unbegreiflich, das Verfahren von Rom ist dagegen um so gerechtfertigter. Lebe wohl und grüße die liebe Paula, der ich so gern immer ein wohlgefälliger Schwager und Bruder sein möchte.

An seinen Bruder Wilderich[2]).

8.

Münster, 9. Juli 1838.

Meine Antwort auf die beiden von Dir erhaltenen Briefe ist bisher durch mein Dienstverhältniß[3]) verzögert worden. Vorgestern habe ich aber endlich die Zwangsjacke ausgezogen und ich benutze nun die erste freie Zeit, um mit Dir zu plaudern. Der mir angeborene Widerwille gegen alle Verhältnisse eines Soldaten im Frieden hat mir in diesen vierzehn Tagen recht viel zu schaffen gemacht. Der Pflichtenkreis eines Unteroffiziers ist an sich schon nicht reizend, für einen Mann unseres Standes, unserer Sinnesart und unserer Bildungsstufe aber fast unerträglich. Dabei hatten wir die Hände so voll, daß ich die ersten Tage keine Zeit hatte eine Pfeife beruhigt zu Hause zu rauchen. Alles ist bei uns jedoch gut abgelaufen, und unsere Vorgesetzten haben sich vernünftig genug benommen, um sich passabel beliebt zu machen. Der Prinz hielt am Samstag über alle Regimenter in Münster Parade ab, und allen Regimentern ist größtes Lob gespendet worden. Besonders aber sollen die Husaren so vollendet alle Bewegungen ausgeführt haben, daß man Aehnliches noch selten gesehen. Nur die Landwehr-Infanterie hat an dem Besichtigungstage schlecht manöverirt, so daß der Prinz seine höchste Mißbilligung ausdrückte.

---

1) A. Kreuzhage, Beurtheilung der Hermesischen Philosophie mit Beziehung auf das Verhältniß der Philosophie zum Christenthume. Münster 1838.

2) Aus einer Copie.

3) Als Unteroffizier im Münsterschen Landwehr-Ulanenregiment.

Ich bin jetzt auf einer Umreise begriffen, habe mit Westerwinkel[1]) begonnen, werde Ende dieser Woche nach Dieck[2]) gehen und dann einige Tage in Harkotten[3]) verweilen. Meine drei Hündchen, Hektor und ich haben also eine sehr unruhige Zeit vor uns, und ich hoffe, daß sich meine drei Gefährten besser amüsiren wie ihr Herr. Jedenfalls tragen sie gesundern Sinn und Herz mit sich herum wie ihr Herr, was man beim ersten Anblick nicht sagen sollte. Bald werde ich ganz irre an mir und halte mich für einen ganz behaglichen Materialisten, der sich nur zum Zeitvertreib hier und da Kummer und Gram voraffectirt, d. h. Komödie spielt. Verzeihe diese alberne Abschweifung, bester Bruder! Du rufst ja selbst die Offenheit immer wieder zurück, und diese besteht bei mir nicht in Darlegung eines offenen Charakters, sondern in Altweiber-Geklage. Denn wie wäre es möglich, daß ich sonst noch klagte? Ein Mensch, der zu der Erkenntniß gekommen oder vielmehr das immer Erkannte wieder bekennt, daß er nur zur Prüfung und zum Leiden auf Erden ist und darin Gott selbst zum Vorbilde hat — ein solcher Mensch, der neben dieser Ueberzeugung noch klagt und nicht zu allen Entbehrungen bereit ist, ist beinahe undenkbar und findet sich doch in meiner Person aufgetischt.

Weil ich mich so elend und schwach fühle, ekelt es mich auch ordentlich an, mit andern über das zu sprechen, was ich beginnen soll, da ich wohl weiß, wie weit die Ausführung alles Schwierigen bei mir im Hintergrund liegt, und ich mir also nur als Projektemacher oder Reiseschneider vorkomme, und mir beides gleich verhaßt ist. Was ich thun sollte, weiß ich wohl. Da ich einem Staate, der die Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht dienen will, so bin ich eigentlich auf den geistlichen Stand durch den Fingerzeig aller Umstände hingewiesen und doch kann ich den erforderlichen Entschluß nicht fassen und bin noch unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geistlichen Stand würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich als Todte aufzuwecken.

Hieraus, bester Wilderich, siehst Du oder könntest wenigstens sehen die ganze Trostlosigkeit meiner Lage; Du könntest sie sehen, wenn Du meine Schilderung für wahr halten und nicht wieder den alten unrichtigen Maßstab Deiner milden Beurtheilung anlegen wolltest. Doch das ist leider nicht zu hoffen, und so wirst Du mich nie, bis zum jüngsten Tage, kennen lernen. Die einzige Hoffnung, welche ich in dieser Lage

---

1) Wohnsitz seiner Schwester Sophie Gräfin von Merveldt.

2) Haus Dieck bei Warendorf, Besitz seiner Stiefschwester Luise Gräfin von Nesselrode Ereshoven geb. Freiin von Hanxleden.

3) Schloß der Freiherrn von Ketteler bei Warendorf.

noch habe, ist die unendliche Barmherzigkeit Gottes, welcher nicht nach dem Verdienst der Menschen seine Gnaden austheilt und daher auch mich vielleicht trotz meiner Unwürdigkeit bedenken wird.

An seine Schwester Sophie Gräfin von Merveldt.

9.

München, 9. Mai 1839.

Deinen so ersehnten Brief habe ich zu meiner größten Freude gestern erhalten. Wenn Du mir auch keinen Brief versprochen hattest, so wußte ich doch bestimmt, daß ich von Deiner treuen Liebe sehr bald einen freundlichen Gruß erwarten durfte.

Ich kann es auch nicht unterlassen, schon heute mit der Antwort zu beginnen und etwas von dem zu Papier zu bringen, was ich Dir seit meiner Abreise schon so oft und besonders auch wieder seit gestern in meinen Gedanken und in meinem Herzen zugerufen habe. Das Alles beruht zwar auf einem Grundgefühl, das sich immer nur wiederholt, ohne ein neues und anderes zu werden, und das Du, meine liebe Sophie, hinreichend kennst, so daß es fast überflüssig erscheint, es nochmals auszudrücken. Ich kann es aber nicht lassen, Dir immer und immer zu wiederholen, wie außer Gott nur allein Ihr und was Euch betrifft in meinem Innern lebt und dort Freude und Leid hervorruft; und Du, liebe Schwester, wirst ja nicht müde diese alte Leier immer wieder freundlich anzuhören.

Dein lieber Brief kam noch früh genug in meine Hände, um gestern Euren Umzug nach dem geliebten Westerwinkel in Gedanken begleiten zu können. Fast nichts betrübt mich so als die Aussicht ganz die Freude entbehren zu müssen, die ich in den letzten Jahren so reichlich bei Euch in Westerwinkel genossen habe. Die Erinnerungen von dort stellen sich mir in einem so freundlichen, so ungetrübten und gemüthlichen Bilde vor wie nichts sonst in meinem Leben, und da es doch möglich ist, daß ein Wendepunkt in meinem Leben eintreten soll, so kann ich nicht immer freudigen Herzens daran denken, wie großen Genüssen ich durch mein Scheiden von Euch entsagt habe. In solchen Augenblicken halte ich mir aber gewissenhaft vor, daß, wenn auch die Freude in dem Leben unter Euch in der Fügung Gottes lag, und ich daher nicht gefehlt habe, sie ganz zu genießen und zu erfassen, ich dennoch keinen Freibrief erhalten habe, um mich alles Schmerzes auf dieser Welt zu entschlagen. Du weißt ja, daß ich strebe auch in der Trennung von Euch Gottes Willen zu verehren und in diesem Streben hoffe ich Ruhe zu finden und habe sie schon oft gefunden.

Malchen[1]) war über Deine Geschäfte sehr erfreut und hoffte durch die neue Sendung von Meßgewändern Dich recht befriedigt zu haben. Auch Herr Seydell[2]) war voller Dankbarkeit für diese Unterstützung ihres Unternehmens. Wenn man bedenkt, wie wenig fundirte Mittel sie für ihre Anstalt besitzen, so kann man nur den Segen Gottes in dem Gedeihen ihres Handels erkennen, der allein ihnen so viele Leistungen möglich macht. Herr Seydell dankt Dir auch besonders für Deinen Gruß. Malchen ist nicht ohne Besorgniß für ihn, dessen sonst kräftige Gesundheit durch seine schwere Stellung in dieser Zeit sehr gelitten haben soll. Er war übrigens Geist und Feuer durch und durch, und ich habe oft bedauert den Genuß seines Umganges nicht mit Dir und denen, die ihn wie wir schätzen, theilen zu können, wobei freilich der Egoismus auch mitunter spielte. Das kleine Blumenhäuschen in ihrem Garten hat mir ganz besonders gefallen, und ich schmückte mit den Blumen im Geiste Deine freundlichen Zimmer in Westerwinkel.

Mein Aufenthalt in Coblenz war eigentlich der Glanzpunkt meiner Reise hierher. Ich kann damit nur noch die Zeit vergleichen, die ich im Cölner Dom zubrachte, den ich nicht unterlassen konnte zu besuchen, als wir um 5 Uhr Morgens dort auf einige Stunden anhielten. Die Erhabenheit und Größe des Baues, finde ich, ist ein Mittel, um sich

1) Amalia Gräfin von Merveldt gehörte zu jenen frommen Damen in Coblenz, welche, von dem Stadtrath Dietz unterstützt, sich in Werken christlicher Barmherzigkeit in hohem Grade ausgezeichnet haben. An der Spitze stand Gertrud Ottilia Nell († 26. Juni 1824), deren Andenken Clemens Brentano in seiner Schrift „die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege“ (S. 401 ff.) gefeiert hat. Ihr reihten sich an Paulina von Felgenhauer, Apollonia Diepenbrock und die Dichterin Luise Hensel. Alle übertraf jedoch Caroline Settegast († 22. Juni 1871), welche, wie „die dankbare Stadt Coblenz“ auf dem ihr gesetzten Grabmale bekennt, „ein Engel der Barmherzigkeit war für unzählige Arme, Kranke, Wittwen und Waisen.“ Was Caroline Settegast für die Kranken, das war Gräfin Merveldt, welcher später die Gräfin Johanna Droste zu Vischering zur Seite stand, achtzehn Jahre lang für die Waisenkinder zu St. Barbara. Und wie die Erstgenannten ihr Liebeswerk damit beschlossen, daß sie alles bereiteten, um ihr Hospital Ordensschwestern zu übergeben, so zog sich auch Gräfin Merveldt, krank und hinfällig, erst dann nach Cöln, wo sie gestorben, zurück, nachdem sie die Waisenkinder, an denen sie Mutterstelle vertreten, der treuen Obhut der Schulschwestern vom armen Kinde Jesu anvertraut hatte. Vgl. Caroline Settegast von A. Joachim. Coblenz 1875; Cl. Brentano von P. Diel 2, 398.

2) August Seydell aus Stettin, früher Lieutenant bei den Lützow'schen Jägern, kämpfte in der Schlacht bei Leipzig, kehrte 1822 zur katholischen Kirche zurück, wurde Priester und wirkte von 1831—1850 als Vikar der St. Barbarakirche zu Coblenz. Siehe Rosenthal, Convertitenbilder. Deutschland. (2. Auflage) 1, 399 f.

leicht zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben. Man ahnt, für wen solche Formen allein geschaffen werden konnten, und wird ihm näher gebracht. So geschah es mir denn auch, als ich dort die erste Messe hörte. Da schien mir alles Zeitliche so klein und niedrig und jedes zeitliche Opfer so unbedeutend, daß ich selbst freudig und ohne Kummer meines Scheidens von Euch gedenken konnte. Die einzige Störung war die Idee, ob nicht der Priester am Altare ein Hermesianer sei. Daß diese Sekte jetzt großentheils diese heilige Stätte entweiht, war mir ein sehr schmerzlicher Gedanke.

Leider habe ich den schönen Rhein nicht in der Pracht gesehen, die er jetzt gewiß in dem schönsten Blüthenflor entwickelt. Damals waren nur einzelne Bäumchen an besonders geschützten Stellen in Blüthe, und sonst waren alle Bäume noch ebenso winterlich wie bei uns. Dennoch erschien mir der Rhein so schön wie möglich, und ich freute mich auch in dieser Bekleidung die Bekanntschaft seiner Gebirge zu machen.

Von Frankfurt aus empfand ich zu meinem Schrecken, daß München weiter (entfernt) sei, als ich es mir vorgestellt. Und als mich mit der Entfernung vom Rhein immer mehr und mehr der Gedanke verließ, daß ich in der kürzesten Zeit zu Euch gelangen könne, da fiel mir das Scheiden immer schwerer. Seit unserm Eintreffen in München haben wir das allerschönste Wetter, die herrlichsten reinsten Maitage, und so kann ich nach Belieben oft die schönen Tiroler Gebirge am Horizont aufsuchen, die denn auch in ihrer größten Schönheit bei dieser klaren Luft zu sehen sind. Es zieht mich fast unwiderstehlich dorthin, als wenn es meine geliebte Heimath wäre, und ich Euch alle dort wieder finden könnte. Einem so mächtigen Drange werde ich nicht mehr lange widerstehen können und so werde ich Euch denn bald in den Tiroler Gebirgen, wenigstens im Baierischen Hochgebirge aufsuchen und ich weiß bestimmt, geliebte Sophie, daß Du dort freudig mit mir in Deinen Gedanken zusammen triffst. Vielleicht schlägt Gräfin Auguste[1]) die Partie auch nicht aus, da ich noch die Versicherung von dem jungen Görres hinzufügen kann, daß in vierzehn Tagen das Baierische Hochgebirg noch besonders schön wegen der unzähligen Blumen ist, mit welchen in dieser Zeit alle Wiesen auf eine unbegreiflich schöne Weise ausgeschmückt sind. Gott, wärest Du doch dann bei mir! Das wäre fast zu schön für diese Welt. Ich kann nicht die Berge sehen, ohne Eurer zu gedenken, wie Ihr mir immer sofort einfallet, wenn ich etwas sehe, dessen Anblick auch Euch Freude machen könnte. Aber bei den Bergen gedenke ich ganz besonders Eurer, die wir

1) von Merveldt, später Freifrau von Korff.

zusammen uns oft ihnen entgegen gesehnt. Jetzt werde ich sie nur sehen wie ein amputirter Mensch, der sich zum Theile hat zu Hause lassen müssen, und das wird meine Freude unsäglich schmälern. Zehn bis zwölf Poststunden von hier beginnt schon die schönste Gebirgsgegend, eine Strecke, die ich also zu Fuß ohne alle Unkosten in einem Tage leicht zurücklegen kann. Ich würde schon diese Tage, die so schön und einladend zu einer solchen Reise sind, dazu benutzt haben, zumal meine Bücher noch nicht hier sind und aus dem Studiren doch nichts wird — es fehlen aber jetzt noch die Blumen und deßwegen ist mir sehr gerathen, meine Sehnsucht noch zu zügeln. Dort werde ich dann auch dafür Entschädigung finden, daß ich hier das schöne Buchenlaub der Heimath wie auch die freundlichen Töne der Nachtigall ganz entbehren muß. Ich fürchte nur, Tirol wird mir zu gut gefallen im Vergleich zu München und dadurch eine gefährliche Versuchung für mich werden.

Hier in München, geliebte Sophie, bewege ich mich noch immer im alten Geleise, nicht in dem, in welches ich noch kommen muß. Meine Bücher bleiben noch immer aus, und da ich deßhalb in den Arbeiten keinen Ableiter für unnütze Gedanken finden kann, so treibe ich mich mehr herum, wie mir sonst gefallen würde. Besonders ist mir, einem finstern Norddeutschen, hier wieder die heitere Lebenslust dieser glücklichen Süddeutschen aufgefallen. Auf den Straßen dämmern und an den unzähligen Vergnügungsorten um München herum tanzen und gutes Bier trinken scheint fast die einzige Beschäftigung dieser Leute zu sein. Geschäftig und in der Arbeit begriffen findet man Niemanden und am Gange und in den Gesichtern sieht man allen an, daß sie nur das Vergnügen suchen. Daß sie aber nicht vergeblich suchen, sondern im Grunde ihres Herzens heiter und vergnügt sind, das ist gleichfalls deutlich in ihrer ganzen Physiognomie ausgeprägt. Darin ist das hiesige Volk vor unsern Landsleuten unendlich bevorzugt. Einen Norddeutschen muß es tief betrüben zu sehen, wie die Einflüsse des Klimas so darauf einwirken, ob ein Volk im Allgemeinen das Leben schwer oder leicht trägt. Ich weiß wohl, daß auch hier Noth und Elend und Kummer zu finden ist, aber der Grundzug ist Lebensgenuß und Freude. In meinem Leben ist mir das nicht so wie jetzt aufgefallen. Etwas mögen die schönen Maitage dazu beitragen. Seit dem ersten Mai ist halb München fortwährend am Tanzen, am Lachen und Trinken, und obgleich ich schon Tausende in dieser Freude gesehen habe, habe ich dennoch keinen Betrunkenen und keinen Zank gesehen, ja noch kein unfreundliches Wort gehört. Dabei ist es für einen Katholiken aber noch besonders wohlthuend in tausend kleinen Gebräuchen und Lebensgewohnheiten sich immer daran erinnert zu finden,

daß man von Glaubensgenossen umgeben ist. Beim englischen Gruß entblößt die große Mehrzahl den Kopf, an der Kirche vorübergehend nimmt fast jeder den Hut ab ꝛc.

Am vorigen Sonntag habe ich eine so feierliche Messe gehört, wie — ich glaube — noch nie. Christian[1]) und ich waren beide erstaunt, in welchem Einklang die ganze äußere Handlung mit der hohen inneren Würde derselben gesetzt war. Der Erzbischof pontifizirte mit allem äußern Glanz. Die Kirchenmusik war so schön und erhaben, daß ich nicht nur alles Vorurtheil gegen solche Messen verloren, sondern selbst beschlossen habe, diese Feier hier nie wieder zu versäumen. Ihr waret auch dort für mich natürlich eine Zerstreuung, und oft wünschte ich diese Erbauung mit Euch theilen zu können. Jeder Meßdiener schien die Würde zu fühlen, die er bekleidete, und das Gewicht der Handlung, der er beiwohnte. So haben Ceremonien und Kirchenmusik Geist und Sinn; nicht aber, wenn erstere, wie bei uns so oft, dazu dienen, die höchste Potenz der Langweile und Gleichgiltigkeit bei den Meßdienern hervorzurufen, während die Musik das Gehör und Trommelfell der Anwesenden ruinirt. Nie habe ich so erkannt, wie bei uns alles äußere Dekorum verletzt wird, als hier.

Mit meinen hiesigen Bekanntschaften[2]) bin ich sehr zufrieden, geliebte Sophie, und sie entsprechen ganz meiner Erwartung. Nur so einfach, so natürlich und anspruchslos hatte ich sie mir nicht gedacht. Sie erscheinen mir als Muster recht lebendiger Katholiken. Treue, Redlichkeit und Glauben durchdringt ihr ganzes Leben und jedes ihrer Worte. Wie verblendet doch die Welt ist! Solchen Männern wirft man revolutionäre Grundsätze und Aufreizung vor, während jeder Blutstropfen in ihnen Gehorsam gegen die Obrigkeit bekennt, aber natürlich, und Gott sei Dank dafür — ohne Verrath an der Religion. Diese Herrn leben hier übrigens in einem so freundschaftlichen Kreise, wie ihn nur Religion und Treue bilden kann, und versammeln sich täglich zur ungezwungensten heitersten Geselligkeit, wodurch sie sich gegen die Stubenhockerei schützen. Dann gehen sie auch oft und viel in die Tiroler Gebirge und holen sich in der dortigen frischen Luft wieder gesunde Lebenskraft und Lebensansicht.

Solcher Umgang müßte mich noch mehr erfreuen, wenn ich nicht noch lieber mit Euch das Traurige theilte, als hier Frohes und Heiteres zu genießen. Vieles hat sich schon wieder seit meiner Abreise zugetragen, und ich entbehre unendlich, es nicht mit und unter Euch besprechen und

1) Graf Schmising-Kerssenbrock.
2) Görres und seine Tafelrunde.

theilen zu können. Man möchte sich jetzt enger und enger zusammen ziehen, und statt dessen bin ich weiter und weiter von Euch weggezogen. Doch wenn die Noth am größten, ist ja oft Rettung am nächsten, und das wollen wir zu Gott hoffen.

Wenn ich noch lange von Euch bleibe, werde ich unfehlbar ein altes Waschweib, so gern schwätze ich mit Euch. Lebe nun wohl, meine geliebte Sophie! Grüße Ferdinand[1]) recht herzlich, sage allen Bekannten tausend Grüße und bleibe mir immer in gleicher Liebe zugethan.

Ich wohne Karlstraße Nr. 10.

An seine Schwester Sophie.

10.

München, 10. Juni 1839.

Schon sind es heute neun Tage, daß ich Deinen so lieben freundlichen Brief erhalten habe, der in jedem Worte ein treuer Abdruck Deiner liebevollen schwesterlichen Gesinnung gegen mich ist und mich dadurch in hohem Grade beglückt hat.

Der Tod des Grafen Spee[2]) hat mich ganz erstaunlich überrascht, da ich ihn in Düsseldorf besser zu finden geglaubt hatte. So scheint also der Würgengel noch immer freies Spiel bei uns zu haben, so tapfer er auch schon gewirthschaftet hat, und so großen Anspruch wir dadurch auf Schonung hatten. Glücklich sind gewiß die, welche es bei gutem Gewissen getroffen hat, und welche die teuflischen Schändlichkeiten hier auf Erden nicht mehr als tägliches Brod zu verzehren haben. Man muß wahrhaftig schon einen guten Verdauungs-Organismus besitzen, um nicht zu sterben vor Wuth über die sich täglich häufende Schändlichkeit. Erfinderisch ist unsere Zeit in jeder Beziehung, aber in den gemeinsten Bubenstücken doch am produktivsten. Daß man den Menschen solche Gemeinheit, Wortbruch, ja selbst hinterlistige Verlockung auftischen kann, und daß über diese Schändlichkeiten nicht ein allgemeines Entsetzen über die ganze Welt hin sich hören läßt, vielmehr der größte Theil der Menschen sie kaum zu bemerken scheint, beweist recht die Verderbtheit jedes Einzelnen. Wer diese Bosheiten nicht in ihrer ganzen Größe anerkennt, von dem kann man gewiß sagen, daß er nur noch schlechter, nichts mehr und nichts weniger ist.

---

1) Graf Merveldt.

2) Franz († 14. Mai 1839), Gemahl der Schwester des Grafen Ferdinand von Merveldt.

Unbegreiflich ist es mir, daß Ihr die letzte römische Staatsschrift[1]) noch immer nicht in Händen habet, da sie doch nicht verboten sein kann, indem die „Allg. Zeitung“ mit ihren Auszügen doch durchgelassen ist.

Im zehnten Heft der „Hist.-polit. Blätter“ steht ein Artikel über Bernard v. Galen, der als Erwiederung auf einen Artikel der Staatszeitung als „Eingesandt“ aufgeführt ist[2]). Sage doch Wilderich, daß die Erwiederungen auf „Kleiner Beitrag zur Berichtigung eines großen Mißverständnisses“ aus Hannover[3]), wie auch die ganze frühere Correspondenz mit diesem Herrn von dem Verfasser sind, von dem er einige Artikel bezeichnet haben wollte. Die letzten Aufsätze in dieser Sache, die ihr wohl erst später bekommen werdet, sind nur etwas zu scharf, sonst wahre Muster einer consequent katholischen Darstellung gegen eine confuse und schief protestantische in dem „Kleinen Beitrag.“ Es wird Dich übrigens interessiren, daß diese Blätter schon eine sehr bedeutende Verbreitung erreicht haben.

Ein Brief von Mutter trieb mich gestern nach Zinneberg, einem Gute des Arco[4]), der die Zeil zur Frau hat, hinaus. Leopoldine hat mich recht sehr freundlich empfangen und so den angenehmen Eindruck erneuert, den ich immer von ihr zurückbehalten. Dort habe ich die Fürstin Löwenstein[5]) mit einer Prinzeß Löwenstein[6]) kennen gelernt. Die erstere Frau, letztere eine Schwester des berühmten Jägers, beide selbst passionirte Jagdfreundinen. Die Fürstin hat noch vor drei Tagen an einem Abend spazierenfahrend drei Hirsche selbst erlegt und einen gefehlt. Diese beiden Damen gefielen mir recht gut.

---

1) Darlegung des Rechts- und Thatbestandes mit authentischen Documenten, als Antwort auf die Erklärung der kgl. preuß. Regierung in der Staatszeitung vom 31. December 1838 (über den Conflikt mit dem Erzbischof von Gnesen und Posen). Augsburg 1839.

2) Bd. 3, 637. — 3) Bd. 3, 449, 593, 721.

4) Graf Max von und zu Arco-Zinneberg, vermählt mit Leopoldine geb. Gräfin von Waldburg-Zeil-Trauchburg, einer Cousine des Bischofs.

5) Leopoldine, vermählt mit ihrem Oheim Constantin Fürst zu Löwenstein. Ihrem Gemahl zu lieb und um nicht stets von ihm getrennt zu sein, nahm sie Theil an seinen Jagden. Bald nach dessen Tod trat die kinderlose Fürstin 1847 zu Stein a. d. Donau in das Kloster der Liguorianerinen ein und etablirte sich, nachdem das Revolutionsjahr 1848 diese Niederlassung zerstört hatte, mit zwei frommen Freundinen zuerst in Altötting und später in Gars in Oberbaiern, wo sie in stiller Zurückgezogenheit bis an ihr Lebensende (6. August 1868) dem Gebete und den Werken christlicher Nächstenliebe lebte.

6) Prinzessin Sophie zu Löwenstein, in erster Ehe mit einem Prinzen zu Salm-Salm, in zweiter mit dem Prinzen Karl zu Solms-Braunfels vermählt, starb 1876, ein Jahr nach dem Tode ihres zweiten Gemahls.



Denke Dir, geliebte Sophie, welche Aussicht man von diesem Gute aus genießen kann, da man die ganze Bergkette, von der Schweiz, noch jenseits des Bodensees angefangen, bis zu den Gebirgen hinter Salzburg — eine Bergkette von über 100 Stunden — mit freien Augen vor sich liegen sieht. Außerdem habe ich dort eine Sammlung von Hirschgeweihen gesehen, wie noch nie in meinem Leben: Hirschgeweihe, von denen ich nicht eine Stange, unten an der Krone angefaßt, horizontal halten konnte, wenn ich auch beide Hände gebrauchte. Ich glaube nicht, daß es in der Welt eine ähnliche Sammlung gibt. Außerdem läßt Arco unglaublich schöne Sachen, alle Arten von Möbel aus Hirschgeweihen machen, sehr reich mit Verzierungen in Elfenbein geschmückt, welche einen großen Saal ausfüllen sollen, so daß sich darin kein anderes Möbel befinden wird als von Hirschgeweihen angefertigt und mit Elfenbein eingelegt. Alle diese Sachen habe ich sehr gern gesehen. Obgleich ich aber den schönsten Abend zur Rückfahrt hatte und mich an dem Gebirge in der Ferne, in der Nähe an den vielen Rehen ergötzen konnte, welche überall aus dem Gehölz austraten — mit wie ganz andern Gefühlen bin ich doch so oft von Dir des Abends weggefahren und geritten, meine liebe geliebte Sophie! In diesem Monate wird die Tante Zeil[1]) hieher kommen, und dann werde ich nicht umhin können meinen Besuch zu wiederholen, was ich ohnehin schon versprechen mußte. Für Mütterchen bedaure ich recht, daß die Tante nicht nach dem Rheine gehen wird, da sie sich so sehr auf das Wiedersehen gefreut hatte.

Ich muß Dir doch auch noch sagen, daß ich die Bekanntschaft des Brentano gemacht habe, der die Märchen schreibt und das Buch über die Nonne in Dülmen herausgegeben hat. Ich habe mit ihm bei Phillips zu Mittag gegessen und mich über diese Bekanntschaft, sowohl seines Namens als auch besonders seines unglaublich reichen Witzes wegen gefreut, der ihn zu einem höchst angenehmen Gesellschafter macht. In der Art seines Witzes hat er sehr viel von Sonnenwalde[2]). Natürlich steht sowohl die Richtung als auch der innere Gehalt seines Witzes auf einer höhern Stufe. Uebrigens scheint er mir seine Zunge durchaus nicht ganz in der Hand zu haben, und ich konnte ihm die Bemerkung nicht unterdrücken, wie gefährlich eine so überreiche Gabe dieser Art doch ist. Man muß sich fest vornehmen, nichts übel aufzufassen, nichts miß-

---

1) Therese Fürstin von Waldburg-Zeil geb. Freiin von Wenge, eine Schwester der Mutter des Bischofs.

2) Graf Solms-Sonnenwalde.

zuverstehen, sonst ist der Umgang mit ihm unmöglich. Er soll noch viele Arbeiten über die Emmerich vollendet haben und sich fast nur mit ihr und was auf sie Beziehung hat, beschäftigen. Jetzt arbeitet er das „Leben der heil. Jungfrau Maria“ aus, wie er es von der Emmerich erzählen gehört haben will, ohne jedoch die Herausgabe zu beabsichtigen [1]). Ueberhaupt will er selbst nichts mehr über die Emmerich veröffentlichen und nur alles, was er von ihr zu wissen meint, so ausarbeiten, daß eine Herausgabe nach seinem Tode erfolgen kann. Bei seiner nähern Bekanntschaft ist es übrigens nicht zweifelhaft, daß seine Phantasie ihm manchen Streich spielt, und daß ihm eine ganz getreue Darstellung eines Erlebten unmöglich sein muß. Daß die Emmerich übernatürliche Erleuchtungen gehabt, will ich gewiß nicht in Abrede stellen, aber alle näheren Bekannten von Brentano, die ich hier gesprochen, scheinen mir darin ganz einverstanden zu sein, daß man nicht wörtlich alles so nehmen muß, wie er es dargestellt hat [2]).

In Deinem Auftrage, geliebte Sophie, habe ich auch den jungen Görres ersucht, mir es doch mitzutheilen, wenn er unter den neu erschienenen Sachen etwas Hübsches und Interessantes für Dich finden sollte. Vor einiger Zeit habe ich von ihm ein Buch von einem protestantischen Prediger geliehen und gelesen, unter dem Titel: Sitten und Sprüche der Heimath von C. Steiger. Verlag von Schnitlein in St. Gallen [3]), das ich Dir wohl empfehlen kann, wenn auch protestantische Sentimentalität oft mit durchspielt. In Kurzem wird übrigens auch die „Geraldine“ [4]) erscheinen, da die Uebersetzung schon ganz fertig ist, worauf Du Dich gewiß freuen wirst.

Paula Schmising [5]) wird nun auch wohl ihren neuen Landsitz bewohnen und dort mit den Einrichtungen vollauf zu thun haben. Ich wünsche nur recht, daß ihr Damen auf dem Lande bleibt und nicht zum

1) Zwei Jahre später begann Brentano den Druck dieses Buches, starb aber mitten in der Arbeit (1842). Das fast ganz druckfertige Manuscript erschien erst 1852.

2) P. Schmöger (Einleitung Nr. 16 zu Brentano's „Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“) erklärt Brentano nach einer strengen Prüfung seiner Manuscripte für ein vorzüglich geeignetes und durchaus zuverlässiges Organ zur Aufnahme der Gesichte der Katharina Emmerich. Vgl. P. Diel 2, 232—246.

3) Auch unter dem Titel erschienen: Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit. Aus dem Tagebuche eines greisen Pilgers per pedes apostolorum. St. Gallen 1839 u. 1840.

4) „Geraldine oder Geschichte der Führung einer Seele“ (Conversionsschrift der Miß Agnew Carrington aus Schottland). 2. Auflage. Augsburg 1847.

5) Gräfin Korff Schmising Tatenhausen, Schwester des Grafen Merveldt.

Empfang des Kronprinzen mit nach Münster gezogen werdet. Die Reise unsers Bischofs bei Gelegenheit der Firmung muß ja ein wahrer Festzug durch das ganze Land und die Prozession [1]) in Münster im höchsten Grade feierlich gewesen sein. Kerssenbrock schrieb uns darüber, und wir haben uns nicht wenig an diesem Eifer unserer Landsleute erfreut. Hier war bei der Procession mehr Prunk wie Erbauung, was den Eindruck entsetzlich stört. Namentlich zeichnete sich das ganze Cortege des Königs durch frivoles Benehmen aus und bildete einen wahrhaft erschreckenden Abstich in seinem äußern Glanze gegen das demüthig gläubige Volk, welches folgte und ebenso andächtig wie jenes frivol war. Die einstige Vergeltung und der Wechsel der Plätze drängt sich einem bei solcher Gelegenheit mächtig vor.

Wenn Ferdinand doch zuweilen die hiesige Oper hören könnte! Besonders das Orchester ist ausgezeichnet und würde ihn entzücken. — Bei Arco sah ich auch acht Rappen Wagenpferde, ganz ohne Abzeichen und zum Theil 6 Zoll hoch. Hätte ich sie doch in Euren Stall zaubern können! Doch wenn ich zaubern könnte, würde ich wohl mit anderm anfangen.

An seine Schwester Sophie.

11.

München, 5. Juli 1839.

Durch einen Brief, den ich heute von Wilderich erhielt, bin ich zu sehr in die liebe Heimath und in Eure geliebte Nähe versetzt, als daß ich mich sobald wieder mit was Anderem beschäftigen könnte als mit Euch, und da ich zudem aus Deinem letzten Briefe voll Liebe und Treue hinreichenden Grund zum Schreiben schöpfen kann, so ergreife ich denn die Feder, um mich mit Dir, meiner so geliebten theuren Schwester, der ich tausend und tausend Dank zu sagen habe, zu unterhalten. So freundliche, liebevolle Nachricht, wie ich durch Dich und Wilderich von allem erhalte, was in der geliebten Heimath vorgeht, können gewiß nur wenige Menschen vorzeigen, die gleich mir von den Ihrigen getrennt leben müssen, und eben hierin finde ich einen überreichen Trost, der mir ganz besonders die Trennung erleichtert.

Das liebe Westerwinkel wird durch Eure Badereise recht frühzeitig wieder verödet sein. Daß es dort in diesem Jahre so besonders freundlich ist, kann ich mir gut denken, da die neuen Anlagen ja immer

---

1) Am Frohnleichnamsfeste.

schöner werden müssen. Die Fohlen müssen die Weide herrlich beleben, und ich denke mir, daß Ihr jetzt oft die Sitze an der Weide aufsucht, um die Stuten und Fohlen zu beobachten. Daß sich Deinem Herzen, geliebte Sophie, in Eurer so freundlichen Schöpfung um Westerwinkel auch vielfache Wehmuth erschließt, habe ich oft schon mit Dir empfunden, ohne daß Du es mir ausgesprochen hättest. Je lieber und theurer uns ein Punkt auf der Welt ist, desto mehr wünschen wir ihn Händen anvertrauen zu können, die ihn in unserm Geiste fortlieben und pflegen werden, und so wenig es auch diese Rücksicht hauptsächlich ist, welche Dir so vielen Schmerz verursacht, so trägt sie wenigstens auch dazu bei, Dich an Deine unendlichen Entbehrungen zu erinnern[1]). So geht es ja selbst mir, der ich meine, Deine Trauer recht brüderlich zu theilen, und der ich dennoch an Deinem Schmerze in so weiter Ferne nur vorbeistreife. Du, liebe, liebe Schwester! wie beschämst Du uns alle, wenn Du in solcher Liebe und Sorgfalt unserer kleinen Unbequemlichkeiten im Leben gedenkst und sie uns tragen hilfst, während solche Lasten von Schmerz Dich selbst niederdrücken! Schon bei so vielen Veranlassungen habe ich hierüber nachgedacht, geliebte Sophie! schon so oft und wiederholt es mir vorgestellt, wie gering und unscheinbar alles von mir erlebte Unangenehme gegen Deine Leiden sei, und wie dennoch ich vor Dir zu klagen mich unterstehe, während von Deinen Leiden keine Rede war.

Da ich aber jetzt einmal davon angefangen, kann ich nicht so rasch darüber hinwegeilen. Früher, geliebte Sophie, als ich noch andere Ideen vom Leben hatte, glaubte ich immer, es sei ganz unmöglich, daß Gott Dir eine so schwere Prüfung auf die Dauer des Lebens auferlegen werde, und nichts hielt ich für gewisser als den trostvollen Gedanken, Dich noch hienieden wieder in Freude zu sehen. Dieser Trost ist mir zwar noch nicht geschwunden, aber seine Festigkeit ist wesentlich erschüttert, seitdem ich mit Gottes Gnade wenigstens zur Erkenntniß oder Ahnung der Wahrheit gekommen bin. Wie ich früher meine Hoffnung darin setzte, Dich noch hier wieder durch Ersatz Deines Verlustes beglückt zu sehen, so kann ich mich jetzt mit der unfehlbarsten Gewißheit mit Dir an den Trost klammern, daß Dir auch das größte Leiden nur zu Deinem größten Glücke gesendet worden, und daß wir selbst daran nichts ändern würden, wenn wir im Stande wären die Zukunft mit unsern Blicken zu durchdringen. Bei dieser Ueberzeugung überrascht mich aber auch Dein mir sonst so unerklärliches Unglück nicht mehr, und ich möchte mich eher wun-

1) Gräfin Merveldt blieb, nachdem ihre beiden Töchterchen in frühester Jugend gestorben waren, kinderlos.

dern, daß wir alle nicht gleich Dir mit ähnlichem unermeßlichen Unglück heimgesucht werden. Denn wie können wir bei einer so günstigen äußeren Lage, bei so vielen schönen Genüssen des Lebens zur selben Seligkeit gelangen, wie die große Ueberzahl derer, die in Jammer und Kummer und Elend und Verzweiflung hier existiren, oder derer, die in früherer Zeit im Kerker, in den Fesseln, unter den furchtbarsten Qualen ihr Leben aushauchten, wenn wir nicht für dieses unendliche Elend ein Aequivalent aufopfern können! Dieser Gedanke, geliebte Sophie, hat mich mit Deinen Schmerzen wieder ausgesöhnt, die mir so oft unbegreiflich erschienen sind, und wie ich nicht dagegen murre, daß Gott zu seiner Ehre Tausende heiliger unschuldiger Martyrerinen hat hinschlachten lassen, so möchte ich auch jetzt nicht mehr darüber mit ihm rechten, daß er meine so innigst geliebte Schwester mit den schwersten Leiden des Lebens heimgesucht hat.

Und dann kann ich nicht sagen, wie freudig ich mich oft mit Dir zu Deinem lieben Engelchen im Himmel erhebe, das wir alle schon hier auf Erden so unaussprechlich lieb gewonnen hatten, und das jetzt vor dem Angesichte des Herrn steht in ganz anderer Erhabenheit und Glückseligkeit, als wir uns denken können. Das liebe Herzens-Aennchen, wie ganz anders lebt es jetzt, in wie viel größerer Wonne, als wenn die ganze Welt ihre Freuden zusammen getragen und es damit hier umgeben hätte! Wie nahe steht es gewiß namentlich Dir, geliebte Sophie, und das ist mein größter Trost, daß, wenn es nicht zu Deinem größten Nutzen gewesen, es gewiß von dem Allmächtigen ein Anderes für Dich erfleht hätte. Aber selbst sie, die Dir doch mit so unendlicher verklärter Liebe zugethan ist, möchte an Deiner Lage und Deinem Kummer nichts ändern — und dann müssen doch gewiß auch wir zufrieden sein, die wir uns in treuer Liebe zu Dir mit unserm verklärten Aennchen gewiß nicht messen können.

Ich hoffe nicht, geliebte Herzens-Sophie, daß ich Dir durch diese Worte wehe gethan habe. Ich mußte Dir mal in Kurzem sagen, womit ich mich so oft beschäftige. Auch ist es mir eine wahre Wohlthat, Dir gegenüber wieder einmal den Namen unsers geliebten Engelchens Aennchen ausgesprochen zu haben. Obgleich ich oft an sie denke und gedacht habe und auch so oft mit den Geschwistern und Mütterchen über sie spreche, so mußte ich auch Dir mal wieder sagen, wie ich sie mir immer nahe zu erhalten gesucht habe, sie, die wir nur als Kind gekannt, und die jetzt in ihrer Engelsreinheit so unendlich hoch über uns steht. Verzeihe es mir, Du, geliebte Herzens-Schwester, wenn ich Dein Herz zu schmerzlich berührt habe!

So weit war ich gestern Abend gekommen und jetzt kann ich es

nicht lassen, den Brief abzusenden, wenn ich Dich auch durch denselben betrübe. Ich kann doch nicht immer das unberührt lassen, was Dich mehr als alles Andere bewegt und dadurch auch für mich ein Theil meines Lebens geworden ist.

Daß ich Dir noch von hier schreibe, ist eigentlich ganz zufällig, da Du ebenso gut den nächsten Brief aus der Schweiz und den folgenden aus Paris hättest erhalten können. Der junge Görres ist nämlich vor einigen Tagen dorthin abgereist und lud mich wiederholt zur Theilnahme ein, wozu ich denn die allergrößte Lust hatte. Wäre er den Winter über dort geblieben, so wäre ich schon auf der Reise; für die kurze Zeit bis zum Winter war mir aber die Hin- und Herreise zu kostbar. Durch seine Abreise ist mir ein höchst angenehmer Umgang entgangen, der für mich immer noch interessanter zu werden versprach. Seine Mutter wünschte ganz besonders, ich möchte ihren Sohn begleiten, da sie bei seiner Entfernung immer in großer Noth um ihn ist wegen seiner Passion, im Wasser oder in der reinen Luft der höchsten Gebirge seine Brust zu baden. Bei einem Spaziergang hat er uns kürzlich ein Gedicht über die Sakramente vorgelesen, das in dem letzten Hefte des Festkalenders [1]) auf dem Umschlag erscheinen wird, und worauf ich Dich besonders aufmerksam mache. Es hat mich entzückt wegen seiner großen Schönheit und wird Dir gewiß nicht weniger gefallen.

Vor einigen Tagen ist Tante Zeil wieder hier durch nach Zeil. Ich war mit ihr einige Tage in Zinneberg und hatte dort die Freude einen Rehbock mit der Kugel zu erlegen. Die Tante war recht liebenswürdig und besonders freundlich.

Eure Nachrichten über den Kronprinzen [1]) erfreuten mich sehr. Leider ist aber sein Geschlecht in der Geschichte einen Weg gegangen, der unserer katholischen Sache nie günstig war, und leicht erbt sich der Geist der Eltern und ihr Streben, auch bei persönlich bessern Anlagen.

An seine Schwester Sophie.

12.

München, 3. August 1839.

Jetzt bist Du schon seit drei Tagen auf den Rädern und heute vielleicht bereits in Ems. Ich schließe mich recht Deinen Empfindungen

1) Festkalender in Bildern und Liedern von F. Graf von Pocci und Guido Görres.

2) Friedrich Wilhelm von Preußen.

an, geliebte Sophie, die Dich bei Deinem dortigen Aufenthalt bewegen werden. Schon oft habe ich in diesen Tagen unsers lieben geliebten Vaters gedacht, der uns nun schon sieben lange Jahre von der Seite gerissen ist[1]). Auch damals war ich hier, wie Du, geliebte Sophie, in Ems, und diese Umstände machten mir die Erinnerung aus jener trüben Zeit noch lebendiger. Gern hätte ich diese Tage so ganz dem Gedächtnisse unsers theuren Vaters gewidmet, wie ich es mir schon lange vorgenommen hatte: denn woran können wir uns mehr erbauen und für das Ungemach im Leben stärken, als wenn wir uns seinen festen, ernsten, edlen Geist und Willen vorstellen, mit dem er uns während seines Lebens so sicher, so liebevoll und freundlich geleitet hat! Leider wurde ich aber in diesem Vorhaben gänzlich gestört, da Hülshof[2]) und Mirbach hier eintrafen, was natürlich eine Menge von Zerstreuungen mit sich führte, die das Bild unsers theuren Vaters oft ganz verdrängten. Ich kann es mir jetzt kaum denken, daß schon sieben Jahre seitdem verschwunden sind. Auch damals war gerade wie jetzt hier der große Markt, und alles ist wieder so eingerichtet, selbst die einzelnen Buden sind wieder da, die ich hier zuletzt mit so tiefem Schmerz im Herzen verlassen habe. Solche Zeiten, geliebte Sophie, drängen uns doch, wenn auch leider nur vorübergehend, recht eindringlich den schnellen Verlauf des Lebens auf, und wohlthuend über alles kann dann der Gedanke werden, wie nichtig das Leben mit seinen Trübsalen ist, die wir doch auch bald abschütteln werden. Leider kann man sich nicht ganz von solchen Gedanken beherrschen lassen, und bald hat sich wieder die Welt mit ihren Eitelkeiten in die Seele eingeschlichen, unvermerkt, wie ein Dieb in der Nacht. Außer dem, was vorübergeht, kann uns ja nichts Sorge machen, und doch kann man nicht dem Vergänglichen entsagen. Wie weit höher steht uns unsere Liebe, die uns nicht genommen werden kann, als alles Uebrige! Und doch macht uns dieses Vergängliche fast mehr Kummer wie jene Freude. Unser liebes Mütterchen wird auch durch die Nähe von Ems jetzt recht von ihrem Schmerz wieder hingerissen sein. Ich danke Gott für die glückliche Fügung, daß die Tante[3]) bei ihr ist, deren Nähe sie doch, glaube ich, sehr gerne hat.

Ich bin jetzt schon wieder am Ende meines Aufenthaltes in München und weiß abermals nicht wohin und woher? Mein Bleiben kann aber nicht von längerer Dauer sein. Ganz gegen meinen Willen habe ich Bekannt-

---

1) Im Bade Ems gestorben am 30. Juli 1832.

2) Freiherr Werner von Droste Hülshof.

3) Freiin Marianne von Wenge, Stiftsdame von Metelen.

schaft über Bekanntschaft gemacht, und diese treiben mich nicht einem gewünschten Ziele entgegen. Im Winter würde ich Gefahr laufen mich ganz in die hiesige Gesellschaft gestürzt zu sehen. Also werde ich gegen den 25. von hier abreisen und mich dann einige Monate in Tirol herumtreiben. Vielleicht gehe ich dann nach Italien und bleibe den Winter dort oder in Tirol. Ich will Dir, geliebte Sophie, nicht verhehlen — aber natürlich als Geheimniß — daß ich eigentlich sehr wünschte, noch einige Monate meiner Abwesenheit von Euch unter der Leitung eines Mannes, der mir volles Vertrauen einflößte, in Zurückgezogenheit zu leben. Könnte ich einen solchen Mann auffinden, so wäre mein Entschluß gefaßt. Bis jetzt hat mir Gott leider keinen entgegen geführt. Finde ich ihn nicht, so schaffe ich mir mit Gottes Hilfe selbst eine solche Einsamkeit, wenn es auch in einem öden, im Winter recht zugeschneiten Oertchen in Tirol wäre. Doch so werde ich immer nur einen Theil meines Vorhabens erfüllt sehen: denn ein tüchtiger Rath, dem ich mich ganz unbedingt hingeben könnte, fehlt mir vor allem. Bisher habe ich mir immer selbst gerathen und bin dahin gekommen, ganz rathlos zu sein. Es liegt ein Widerstreit von Empfindungen in mir, den ich nicht mehr lösen kann. Meine ganze Seele zieht mich zu Euch, und daher werde ich mich auf die Dauer niemals von Euch trennen. Das steht ganz fest. Aber wie ich bei Euch existiren soll: als Landmann, als Faulenzer oder wie sonst — darüber muß um so mehr ein Anderer entscheiden, als ich ganz außer Stand bin meine Lage klar zu überschauen, und mich Wünsche, Hoffnungen und selbst vermeintliche Verpflichtungen zu einem wahren Labyrinth von Wirrwarr gemacht haben. Mit dieser Ungewißheit möchte ich entsetzlich ungern zu Euch zurückkehren, und je weiter ich in meiner Abwesenheit vorrücke ohne Entscheidung und Erfolg, desto unruhiger fühle ich mich in meinem Innern. Aus dem Grunde meiner Abwesenheit von Euch mußt Du, geliebte Sophie, mit mir die Nothwendigkeit erkennen, nicht ohne festen Entschluß zurückzukehren. Daß ich dazu nicht kommen kann, ist mir unendlich betrübend. Ueber meine Reisepläne schreibe ich Dir natürlich noch weitläufiger vor meiner Abreise.

Vor einigen Tagen ist Hülshof hier eingetroffen und stündlich erwarten wir noch Kaspar Schmising[1]) und August Korff[2]). Mit Hülshof habe ich noch weitläufig zu meinem großen Genusse alles durchgesprochen, was sich zu Hause seit meiner Abwesenheit ereignet hat. Der hiesige Aufenthalt scheint ihn sehr zu interessiren, namentlich ist er entzückt über

1) Major im 11. Husaren-Regiment.
2) Freiherr von Korff zu Harkotten.

die Bekanntschaft des Nuntius [1]). Auch Mirbach [2]) ist hier und hat bald durch nähere Bekanntschaft den übermäßig unangenehmen Eindruck beseitigt, den mir seine erste steife Begrüßung machte. Er scheint mir wegen des einzurichtenden Institutes hier zu sein, für das er unverdrossen, aber noch vergeblich Lehrer und Lenker in der Welt aufsucht. Wir haben ihn oft gesehen, und ich bin durch seine ganze durchaus tüchtige Gesinnung eines Normal-Edelmannes wahrhaft entzückt. Gott Dank hat er aber auch seine Schwächen, die mir ein bescheidenes Stillschweigen oft nöthig machten.

Die letzten vierzehn Tage habe ich hier fünf Hirschjagden mitgemacht. Ich hätte fast täglich mitgehen können, wenn Gewissensbisse mich nicht abgehalten hätten. Ich bin sehr glücklich gewesen: habe schon drei Hirsche geschossen, von denen einer ein Sechsender und zwei Achtender waren, und habe noch keinen gefehlt. Man kann sich gar keine schöneren Jagdbilder vorstellen, als ich sie bei dieser Gelegenheit gesehen. Mirbach war diese Tage auch dabei und hatte große Freude an der Jagd. Ich kann mich nicht mehr so freuen wie sonst, namentlich nicht, ohne in Eurer Nähe zu sein, sonst hätte ich über mein Glück toll werden müssen.

Bald beginnen nun auch die Hirsch- und Gemsjagden in dem Baierischen Hochgebirge, und ich befürchte, daß ich leichtsinnig genug sein werde, einige Jagden dort mitzumachen. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt täglich jagen und bald in der Hühnerjagd mich ganz satt schießen, da mir ein Schein für die kleine Jagd schon angeboten ist, mit dem ich hier in den besten Revieren jagen könnte, wo es ganz leicht sein soll, 40 bis 50 Hühner in einem Vormittag zu schießen. Doch werde ich hievon höchstens einen Tag der Merkwürdigkeit wegen Gebrauch machen. Mir können alle diese Jagden für eine bescheidene gemüthliche Jagd in Harkotten und Lembeck gestohlen werden, und lieber, tausendmal lieber wollte ich bei Euch diesen Herbst jagen, als hier 50 Hirsche schießen.

Ich muß doch endlich schließen, da es schon 1 Uhr Nachts ist, theure liebe Schwester! und doch habe ich Dir wieder so wenig von dem gesagt, was ich Dir von meinem Herzensgrunde so gerne sagen möchte, und dagegen von dummen Hirschen gesprochen, die mich nicht glücklich noch unglücklich machen. Doch hoffe ich, wird es Ferdinand interessiren, und für ihn habe ich es besonders hergesetzt. Nun lebe wohl, Du liebe geliebte Schwester, und erhalte mir Deine treue Liebe.

---

1) Viale Prela.

2) Graf Mirbach, Ritterhauptmann der rheinischen Ritterschaft, Hauptbegründer der Ritterakademie zu Bedburg, war mit Gräfin Wolff-Metternich, einer Cousine des Bischofs, vermählt.

An seinen Bruder Wilderich.

13.

München, August, 1839.

Also am Strande der Nordsee muß ich Dich jetzt aufsuchen, geliebter Bruder, entfernt wie fast wir alle von der theuren Heimath. Es ist mir ein sehr unangenehmer Gedanke, daß wir so zersplittert und auseinander gestoben sind, vielleicht mehr wie jemals in unserm Leben. Von Sophie hörte ich vor einigen Tagen, daß Ihr glücklich Norderney erreicht habet.

Ich weiß aber nicht, was ich beginnen soll. So sehr mich vieles zu Euch hindrängt, so sehr hält mich wiederum andere Rücksicht davon ab. Kehre ich schon jetzt zurück, so bin ich wieder ohne Entscheidung über mich selbst, und diese ist mir doch eigentlich durchaus nothwendig, um unter Euch existiren zu können. Ich bin zwar bis jetzt noch sehr ungewiß über mich und befürchte, daß ich es in einem halben Jahre auch noch sein werde. Denn in mir ist noch ein endloser Wirrwarr ohne Rath und Hilfe. Aber möglich ist es doch, daß mir ein halbes Jahr Hilfe bringt, und daher bleibe ich von Euch entfernt, wenn es mir möglich ist.

Ueber meine nächste Zukunft bin ich nicht weniger ungewiß. Hier kann ich nicht bleiben. Meine Bekanntschaft, namentlich bei Phillips, würde mich zwar sehr fesseln, wie auch die Möglichkeit, die Universität zu besuchen. Die Bekanntschaft mit der großen Welt aber, der ich mich im Winter gar nicht mehr entziehen kann, und die schon jetzt so sehr zugenommen hat, treibt mich ganz nothwendig fort. Vorläufig reise ich nach Tirol und Salzburg. Den 25. d. M. werden wir wohl abreisen, später darf also ein Brief von Dir hier nicht mehr eintreffen. Acht Tage gedenke ich in Salzburg zu bleiben, gegen den 5. bis 12. September, dann reise ich weiter, allein mit meinem Mantelsack, und suche mir ein Plätzchen in Tirol, wo ich der Heimath am heimlichsten gedenken kann. Dort werde ich dann auch über den Winter entscheiden: ob ich in Tirol oder in Italien oder sonstwo bleiben soll. Wüßte ich einen würdigen Mann, der sich einige Monate mit meiner Leitung befassen wollte, so würde ich zu ihm gehen und dort mich etabliren; finde ich einen solchen nicht, so vermähle ich mich mit der Einsamkeit und will mit ihr einige Monate leben. Jedenfalls setze ich Dich von meinen Entschlüssen in Kenntniß und kann Dir jetzt nur ganz bestimmt sagen, daß mich nichts auf die Dauer von Euch trennen wird.

Die letzte Allocution [1]) werdet Ihr mit großem Interesse aufgenommen haben. Sie enthält wieder ein Wort zur rechten Zeit und deutet auf ernstere Maßnahmen, wenn nicht Abhilfe geschieht. Die „Politischen Blätter" werdet Ihr jetzt wohl auf einige Zeit nicht mehr lesen. Die Einleitung zur Kirchengeschichte von Möhler wird Dich entzücken. Sie ist hinreißend schön und sollte von jedem auswendig gelernt werden, der Geschichte studiren will [2]).

Auf der Jagd habe ich seit meinem letzten Brief viel Glück gehabt, da ich bereits drei Hirsche, zwei Achtender und einen Sechsender, geschossen habe und noch keinen fehlte. Wollte ich, so würde es mir leicht sein jetzt alle Tage zu jagen, da es an Einladungen dazu nicht fehlt. Der Fürst Löwenstein ist darin voller Freundlichkeit. Den ersten Hirsch, den ich schoß, verdanke ich meinem Nachbarn, der oben an einer Bergwand stand, an dessen Fuß im Thal ich aufgestellt war. Wie einen Fuchs sah ich zuerst den Hirsch auf meinen Nachbarn zuschleichen. Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als der Hirsch plötzlich meines aus dem Schlaf erwachenden Nachbars ansichtig wurde und nun unter dem hohen Holze im vollsten Lauf auf mich die Bergwand hinunter stürzte, wo ich ihn denn auf zwanzig Schritte zusammenschoß. Die Kugel hatte ihn auf's Blatt gefaßt und war durch den ganzen Hirsch geschlagen. Er lief noch einige hundert Schritte und brach dann zusammen, und meine Ehre war gerettet. Den Tag über wurde noch ein Hirsch erlegt und einer wund geschossen.

Dann machte ich zwei Jagden ohne Erfolg für mich mit. Den 1. und 2. d. M. jagten wir an der Isar, die, in viele Arme getheilt, eine Menge mit Weidengestrüpp bewachsener Inseln von der verschiedensten Größe einschließt, welche einen ganz famosen Wildstand haben. Fünf Hirsche wurden in diesen Tagen geschossen, von denen ich zwei erlegte und zwar beide in der Isar schwimmend. Außerdem sah ich noch drei Hirsche durchschwimmen, von denen zwei geschossen und ein kapitaler Zwölfender durchkam. Du kannst Dir keine schöneren Jagdbilder vorstellen, als ich sie hier erlebt habe. Im ersten Treiben, bei dem wir auf dem jenseitigen Isar-Ufer angestellt waren, hörten wir zuerst ein gewaltiges Brechen und sahen dann zwei Hirsche von acht Enden auf uns losziehen. Der eine kam auf mich und meinen Nebenmann. Dieser schoß zuerst fehl, dann schoß ich, gerade als der Hirsch in die Isar sprang, wo er gleich untertauchte und dann ganz krank noch auf uns zuschwamm. Bald er-

1) Gehalten am 8. Juli 1839 in Betreff des durch preußische Richter seines bischöflichen Amtes entsetzten Erzbischofs von Gnesen und Posen. Katholik 73, 270—283.

2) Hist.-pol. Blätter 4, 1, 65, 129 ff.

reichten ihn zwei Hunde und nun fing ein Kampf im Wasser an, der unvergleichlich schön war und damit endete, daß der Jäger ihm noch zuletzt auf den Kopf schoß. Zugleich mit mir schoß mein zweiter Nebenmann den anderen Hirsch auch in der Isar. Den folgenden Tag wurde wieder an der Isar getrieben. Einige Schützen, zu denen ich gehörte, standen an dem jenseitigen Ufer, als ein Hirsch von sechs Enden einige hundert Schritte über uns in die Isar setzte und von dem Strom ergriffen vor uns hergetrieben wurde. Mein Nachbar fehlte ihn zuerst, dann schwamm er vor mir vorbei. Weil ich nur den Kopf sehen konnte, schoß ich zuerst mit dem Büchsenlauf fehl, aus dem Flintenlauf trafen ihn aber zwei Kugeln durch den Kopf, worauf er zwar noch weiter schwamm und dann auf einer Sandbank in der Isar im Stehen erschossen wurde, ohne daß aber natürlich mir die Ehre hätte genommen werden können. In demselben Trieb sah ich noch einen prachtvollen Hirsch durch die Isar schwimmen, aber leider zu weit unter der Schützenlinie, so daß er durchkam.

Du siehst, geliebter Wilderich, daß ich keine schöneren Jagden hätte machen können. Mit meiner Büchsflinte bin ich sehr zufrieden, sie schießt famos. Bald beginnen nun die Hirsch- und Gemsjagden in den Hochgebirgen. Vielleicht mache ich auch dort noch einige mit. Die Hühnerjagden, zu denen mir ein Schein versprochen ist, werde ich wohl nicht mehr benutzen, da mich die Art schon wenig anspricht. Mit Leichtigkeit werden hier von einem Jäger 40 bis 50 Hühner in einem Tage oder vielmehr Vormittage geschossen; denn denke Dir, daß in dem Hofreviere 40 bis 50,000 Hühner in einem Jahre geschossen werden, und daß Löwenstein an einem Tage wohl 500 geschossen hat.

Jetzt habe ich Dir genug von der Jagd erzählt und eigentlich mehr, als sie mich selbst erfreut hat, denn das kann ich Dir sagen, daß unsere bescheidenen Hühnerjagden in Harkotten aus früherer Zeit mir tausendmal mehr Freude machten wie diese famosen Hirschjagden.

An seine Schwester Sophie.

14.

München, 22. August 1839.

Die Ansicht Seydell's, daß in Deutschland nichts so Schönes geschrieben werden könne wie Lacordair's Schrift über die geistlichen Orden[1]), welche ich schon vor einiger Zeit gelesen, hat mich recht beleidigt. So

1) Die geistlichen Orden und unsere Zeit; insbesondere die Wiederherstellung des Prediger-Ordens in Frankreich. Augsburg 1839. Vgl. Hist.-pol. Blätter 4, 160—167.

schön und wahr ich auch diese Schrift finde, so fest bin ich überzeugt, daß ein Deutscher noch viel Wahreres gesagt und nicht allein die Verträglichkeit des Bestehens geistlicher Orden neben den demagogischen Grundsätzen nachgewiesen haben würde, um ihre Wiedereinführung in der jetzigen Zeit zu begründen. Du mußt das Schriftchen aber nothwendig lesen.

In dem, was ihr Schönes in der letzten Allocution [1]) gefunden, bin ich ganz mit Euch einverstanden. Nur begreife ich nicht, wie einige sie zu milde halten konnten, da ich und viele mit mir eben eine Andeutung solcher Maßregeln als letztes Mittel in derselben finden, die schon angedeutet erschrecken müssen.

Seit meinem letzten Briefe haben wir hier wieder angenehme Besuche gehabt. Zuerst Hülshof, wie ich Dir schon gesagt, dann trafen August Korff und den folgenden Tag Kaspar Schmising hier ein, die uns sehr liebe Besuche waren. Mit ihnen zusammen machten wir eine wunderschöne Partie nach Tegernsee und dem Bade Kreuth, von wo aus August, Kaspar und Hülshof an einem Tage eine Partie nach dem Achensee machten, während Ferdinand [2]) und ich bei mehreren Bekannten von hier in Kreuth zurückblieben. Recht freudig habe ich zuerst wieder die Berge begrüßt, in denen ich vier Jahre meiner Jugendzeit zugebracht und die ich derart seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Der Tegernsee ist Dir noch wohl recht frisch im Andenken aus den Beschreibungen der Galen [3]), die uns ja so oft davon vorgeschwärmt. Es ist eine ganz liebliche gemüthliche Gegend. Der See mit dem dunkelblauesten Wasser spiegelt die freundliche Umgebung und die umliegenden Berge bis zu ihren Gipfeln wieder ab. Die Uferberge selbst haben von der Natur so sanfte gefällige Abdachungen nach dem See zu, daß auch nicht eine schroffe Form dort zu finden wäre. Zwei Stunden weiter ist man in Kreuth, bis im Innersten verschieden von Tegernsee: ein ganz enges Thal mit einem Gebirgswasser und Felsen und 3000 Fuß hohen Gebirgswänden — in jeder Beziehung eine schöne wilde Gebirgsgegend.

Wir trafen dort schönes Wetter und eine recht angenehme Gesellschaft: die Fürstin Löwenstein, eine jüngere Schwester ihres Mannes, die Deinen Namen führt, die alte und junge Fürstin Isenburg [4]), Carl Zeil und noch mehrere Andere, mit denen wir uns bei dem durchaus ländlichen Leben in Kreuth sehr gut unterhielten. An einem Morgen zog ich dann auch

1) Vgl. S. 26.

2) Graf Schmising-Kerssenbrock.

3) Der Grafen Mathias und Ferdinand, ersterer Schwager des Bischofs.

4) Fürstin Charlotte geb. Gräfin zu Erbach-Erbach († 1845) und Prinzessin Marie zu Isenburg-Birstein geb. Prinzessin zu Löwenstein († 19. März 1878).

mit der Fürstin auf die Jagd und hatte das Glück eine Gemse zu schießen und noch zwei andere zu sehen, während die Fürstin leider zwei Gemsen, aber auf eine große Weite fehlte. Poetisches hatte diese Jagd hinreichend. Denke Dir eine Frau auf einem sich schroff hinaufwindenden Bergpfade voraus, mit einer Büchse auf dem Rücken, in einem höchst decenten Jagdanzuge, dann ich und hinter uns einige Gebirgsjäger, wahre Bilder von Männern, wie Eisenfresser aussehend. So zogen wir um 4 Uhr Morgens in der herrlichsten Gegend zur Jagd. Wenn ich nur mit Euch dieses Vergnügen hätte theilen können! Aber so bleibt mir bei allem eine Leere, die ich wohl augenblicklich vergesse, die sich dann aber nur noch empfindlicher geltend macht.

Einige Tage später wurden wir zu einer großen Gebirgsjagd von Fürst Löwenstein eingeladen, von der ich vorgestern nach einer achttägigen Abwesenheit zurückgekehrt bin. Mirbach nahm auch daran Theil. Zwei Tage jagten wir bei Tegernsee und Kreuth, zwei bei Baierisch Zell und einen in der Ebene. Bei Kreuth schoß ich einen starken Hirsch von zehn Enden, bei Baierisch Zell eine Gemse und eine schoß ich fehl, bisher mein einziger Fehlschuß. Wir haben drei Triebe gemacht, unter denen Du Dir aber keine gewöhnlichen vorstellen mußt, sondern Triebe, die eine ganze Bergwand oder einen ganzen Bergkopf befassen und viele Stunden lang sind. In jedem dieser Triebe hatten wir vielleicht 30 bis 40 Gemsen, von denen in zwei Trieben sechs und in einem zwei geschossen wurden. Du siehst ein, daß da alle Beschreibung aufhört. Man kann kühn behaupten, daß in der ganzen Welt eine solche Jagd sich nicht wiederfindet. Auch Mirbach war ganz außer sich. Er hatte das Glück eine Gemse zu schießen. In Baierisch Zell, einem ganz abgelegenen überaus freundlichen Thale, lebten wir in den Bauernhöfen umher, während in der Mitte des Thals, in einem Jägerhause die fürstliche Familie untergebracht war. Die Einrichtung war so beschränkt, daß z. B. in einem Zimmer mit den Töchtern des Jägers zusammen die Fürstin mit ihrer Schwägerin wohnte und schlief, während das Schlafzimmer des Fürsten zugleich als Versammlungsort und Speisesaal für die ganze Gesellschaft diente.

Mirbach ist jetzt wieder abgereist. Er war ganz ohne Rückhalt und offen gegen uns. Die hiesige Gelehrtengesellschaft, mit der wir ihn bekannt gemacht und wo ich zuerst Mord und Todschlag fürchtete, hat ihn ganz eingenommen, und selbst die Gesellschaft bei Görres, wo ich ihn einführte und zwar mit wahrem Herzklopfen, hat ihm sehr gut gefallen, obwohl sie in jedem Blutstropfen seiner diplomatischen Art zu sein vollkommen entgegen gesetzt ist. Man kann übrigens nicht ehrenwerther denken wie Mirbach.

Jetzt, geliebte Herzens-Sophie, will ich Dir noch von meinen Projekten sprechen. Meine Reise werde ich am 25. oder 26. antreten. Ich gehe dann über Füssen, Partenkirchen, Walchensee, Tölz, Tegernsee, Kreuth, Achenthal ꝛc. nach Salzburg, wo ich den 8. September einzutreffen und gegen acht Tage zu verweilen gedenke. Dann gehe ich über Berchtesgaden, Unken, Saalfelden, Kriml, Zell im Zillerthal, Innsbruck, Sterzing, über den Jaufen ins Passeier Thal, St. Leonhard, besuche den Sandwirth und komme gegen den 26. September nach Meran. Dort bleibe ich jedenfalls bis die Phillips, die jetzt auch hingehen, wieder abreisen, was (befürchte ich) jedoch bald nach meiner Ankunft geschehen wird. Dann werde ich dort Rath mit meinen Finanzen und mit meiner Stimmung halten und darnach meine Weiterreise vielleicht auf Venedig und Mailand, vielleicht auf Trient beschränken und dort Winterquartiere suchen. Könnte ich meinen Wünschen folgen, so kehrte ich unbedingt hieher zurück, d. h. wenn ich mich zugleich von der höheren Gesellschaft und den Jagden ausschließen könnte, die weder meiner Stimmung noch meinem Geldbeutel angemessen sind. Jetzt weiß ich noch nicht mein Schicksal für diesen Winter anzugeben und bitte Dich, geliebte Sophie, nur recht dringend nach den angegebenen Zeitpunkten mir einige Worte nach Salzburg oder Meran zu schreiben, wo ich mich unendlich auf Nachrichten von Euch und einige liebevolle Worte aus der geliebten Heimath sehnen werde.

Als ich die ersten Alpen bestieg und wieder die ersten Alpenrosen seit elf Jahren pflückte, bestimmte ich gleich die ersten Dir und würde auch für Gräfin Auguste einige beigelegt haben. Leider sind diese Gebirgskinder aber schon ganz am Verblühen und so mochte ich sie nicht überschicken und bitte mit meinem Willen vorlieb zu nehmen. Bis Tirol oder Salzburg sage ich Dir jetzt ein herzliches Lebewohl, geliebte Herzens-Sophie, wo ich Dir wieder unter ganz neuer Umgebung und ganz andern Verhältnissen die ersten Worte sagen werde. Hoffentlich finde ich in Deinem Briefe dort wenigstens einen und dabei so lieben Bekannten. Bis Salzburg begleitet mich Ferdinand.

An seine Schwester Sophie.

15.

Salzburg, 14. September 1839.

Du, liebe, theure Sophie, bist bis jetzt die einzige gewesen, von der ich hier ein Lebenswörtchen erhalten habe. Um so innigeren herzlichen Dank sage ich Dir für Deinen Brief, ohne welchen ich hier desperat sein würde. Mütterchen läßt mich ganz im Stich. Seit ihrer Reise nach

Kreuznach habe ich von ihr nur zwei Briefe erhalten. Um so mehr bin ich Dir, geliebte Sophie, verpflichtet, da ich ohne Deinen Brief meinen hiesigen Aufenthalt gar nicht genießen könnte. Jetzt seid Ihr gewiß schon wieder in aller Ruhe in Lembeck zum Herbstaufenthalt, ein Gedanke, den ich nicht fassen könnte, wenn mir nicht die ganze Natur zuriefe, daß der Herbst da ist, den ich so viele Jahre als die glücklichste, freudigste Zeit des Jahres zu Hause verlebt habe.

Meine Reise war so schön wie möglich und hat mir alles geboten, was die Natur nur bieten kann. Doch ich sehe wohl, ich sollte in Sandwüsten reisen, um eben so dürre wie diese zu werden und so wie der Sand im Inneren abzusterben. Es ist eine wahre Tollheit von mir, eine Natur aufzusuchen, die jedes verborgene, niedergehaltene oder bekämpfte Gefühl so aufregt, wie die, welche ich jetzt gesehen habe. Du mußt mich aber nicht mißverstehen, denn unter diesen Gefühlen verstehe ich im Allgemeinen alle die Empfindungen, die uns der Mißstand unserer äußeren Lage zu unserm inneren Streben verursacht, und dieser Mißstand wird inmitten einer so imposanten Natur wieder recht fühlbar und schmerzlich. Diese herrliche Natur ist der jetzigen Zeit nur von Gewicht, weil sie die Mineralquellen liefert, um die entnervten Gerippe des jetzigen kraftlosen Menschengeschlechtes am Leben zu erhalten, im Uebrigen taugen die großen kraftvollen Mahnungen dieser stolzen Gebirgszüge nicht mehr für unsere Zeit. Doch ich will Dir ja erzählen, wenigstens die Nachtquartiere aufzählen, so daß Du, liebevolle Schwester, vielleicht meine Reise verfolgen kannst. Am 29. von München abgereist und in Peiting übernachtet, dann über Hohenschwangau, Füssen, Reute, den 31. beim Plansee her nach Partenkirchen, den 1. nach Mittenwald, den 2. nach Walchensee, den 3. nach Jachenau, den 4. über den Isarfall und durch das Achenthal nach Innsbruck, den 5. das Innthal herunter, beim Ausgang des Zillerthals vorbei nach St. Johann, den 6. nach Unken, den 7. nach Königssee und Berchtesgaden und den 8. hierher. Hier sind wir bei Stolberg und seiner ganz ungewöhnlich liebevollen, freundlichen Frau Gemahlin [1] sehr angenehm aufgehoben und können von diesem freundlichen Landaufenthalte aus, eine Stunde von Salzburg und zwei Stunden von Hallein entfernt, bei dem schönsten Wetter in vollen Zügen diese herrliche Gegend genießen. Könnte ich doch nur erst durch einen Fluß schwimmen, der mir auf kurze Zeit alle Erinnerung an Euch verwischte, oder noch unendlich viel lieber mit Euch hier zusammen sein. Salzburg hat alle meine Erwartungen übertroffen,

1) Graf Franz Friedrich Leopold, vermählt mit Christiane geb. Gräfin Sternberg-Manderscheid, damals k. k. Landeshauptmann von Salzburg.

und so oft ich ausgehe oder aus dem Fenster sehe, bin ich in neuer Verwunderung über eine solche Pracht der Natur. In Hallein und dem Bergwerk bin ich natürlich schon gewesen. Die Gräfin Stolberg hat mir besonders viele freundliche Grüße für Dich aufgetragen. Von den Brühl's hat sie viel von Dir gehört und hegt eine besonders liebevolle Gesinnung gegen Dich. Unser Aufenthalt wird hier wohl noch bis zum 17. dauern. Dann ziehen wir weiter durch das untere und obere Pinzgau und das Zillerthal nach Innsbruck und Meran, wo ich mich jedenfalls einige Wochen fixiren werde, um in aller Ruhe und Einsamkeit Pläne zu fassen und Euch Bericht zu erstatten. Dies ist nur ein kurzes nichtssagendes Lebenszeichen, womit ich jedoch die allerdringendste Bitte verbinde, mir wieder nach Meran zu schreiben. Von Meran werde ich wohl nur Excursionen auf acht oder vierzehn Tage machen und dann von der dortigen Post aus Eure Briefe zu mir dirigiren. Meran muß ein ganz himmlischer Aufenthalt sein mit ganz friedlichem Charakter, und so glaube ich wohl, daß es mir dort einige Zeit gefallen wird, wenn das Heimweh mich nicht zu sehr plagt und der Geldbeutel sich gut aufführt. Von Meran schreibe ich Dir vollständiger. Meine Umgebung verstattet mir keine Ruhe zum ordentlichen Schreiben.

An seine Schwester Sophie.

16.

Meran, 9. October 1839.

Schon am 5. wurde ich durch Deinen Brief vom 26. überrascht, der, mir als ein Bote von Dir schon so überaus theuer, diesesmal noch einen besondern Werth dadurch für mich hatte, daß ich aus demselben ersehen konnte, wie die Verbindung zwischen uns doch nicht so lange Zeit erfordert, als ich es mir ausgerechnet hatte. Mit wahrem innern Jubel sah ich daher den mir so lieben blauen Brief in mein Zimmer tragen und der Gedanke, daß ich in zehn Tagen von Euch mit Nachrichten erreicht werden kann, beruhiget und erfreut mich unbeschreiblich.

Durch Deine Mittheilungen hast Du mich wieder recht lebendig in das liebe bekannte Lembecker Herbstleben versetzt, und gern hätte ich Dich bei jeder Zeile noch nach tausend Kleinigkeiten gefragt, von denen Du jetzt nicht ahnen kannst, wie großen Werth sie für mich haben. Das ganze Lembecker Jagdterrain bin ich in Gedanken durchlaufen, tausend bekannte Stellen und Kämpe habe ich durchsucht und unzählige Vermuthungen über

die Punkte in mir aufgestellt, die Clemens[1]) sich vorzüglich zu seinen Expeditionen erwählt hat. Hätte ich doch meine vorigjährige Schande in diesem Jahre wieder tilgen können[2])! Herr Sauer[3]) und die ganze Lembecker Jägercompagnie mußten mich hier umgeben. An die Lembecker Heide ist in Meran gewiß noch nie mit größerem Interesse und mehr Liebe gedacht worden wie in diesen Tagen.

Seit meinem letzten Brief, geliebte Sophie, habe ich noch mehrere schöne Gegenden in dem freudigen Gedanken genießen können, daß auch Ihr Euch dort mit so vielem Interesse umgeschaut. Durch eine außer unserem Plan liegende Tour nach Ischl wurde unsere Abreise von dem schönen Salzburg um einige Tage verschoben. Die Salzwerke bei Hallein haben mich sehr amüsirt. In Golling und bei den Oefen der Salzach habe ich mich Deiner, geliebte Schwester, oft erinnert. Von dort haben wir den Lauf der Salzach bis Kriml in unserer Hauptrichtung verfolgt, wobei wir aber in viele Thäler, die in das Pinzgau auslaufen, abgeschweift sind, einige sehr schöne und wilde Bergpartien gemacht und zugleich die Bäder Gastein und Fusch besucht haben. In letzterm hat der Erzbischof von Salzburg[4]) sich ein Haus gebaut, von wo aus er seine famosen Bergpartien unternimmt, durch die er sich einen Ruf als kühner Bergsteiger erworben hat. Von Kriml nahmen wir den gewöhnlichen Weg durch Zell am Ziller nach Innsbruck, von wo ich meinen Reisegefährten mit schwerem Herzen der Heimath zueilen sah, während mich mein Geschick von dort, wohin mich alle meine Wünsche zogen, noch weiter trieb.

Jetzt bin ich schon elf Tage in Gesellschaft mit mir selbst und allein und konnte mich in dieser Zeit etwas daran gewöhnen, einsam zu sein. Die zehn Tage meines Hierseins habe ich großentheils zu Excursionen in die Umgegend von Meran benutzt und eine unvergleichlich reiche Ausbeute an allem gemacht, was eine schöne Natur mir nur bieten kann. Bisher habe ich noch alle Tage, bis auf gestern, damit zu thun gehabt, die alten Burgen in der Umgegend zu besuchen. Mit wenigen Ausnahmen habe ich sie jetzt alle gesehen. Viele unter ihnen sind schon des Gemäuers und der Höhe und Hallen wegen, die sich erhalten haben, sehenswerth; alle aber sind wunderschön wegen ihrer Lage. Das alte Tirol steht natürlich mit zwei etwas tiefer liegenden Burgen oben an und verdient seinen Namen nicht nur wegen seines Ursprungs, sondern auch wegen seiner Lage. Zu meiner Freude habe ich gehört, daß seit dem Besuche des Kaisers im

1) Sein ältester Bruder. — 2) Fehlschuß auf der Jagd. — 3) Jäger in Lembeck. — 4) Friedrich Fürst von Schwarzenberg.

vorigen Jahre wieder alljährlich an der alten Burg gearbeitet wird und sie wieder hergestellt werden soll. Ich weiß nicht, ob es Dir, geliebte Sophie, bekannt ist, daß diese, eine halbe Stunde von Meran entlegene Burg Tirol das Stammschloß der Margaretha Maultasch gewesen, von welcher die Grafschaft Tirol an das Haus Oesterreich übergegangen. Bei mehreren Bauernhöfen im Passeierthal war es eine erbliche, mit Vorrechten verbundene Würde, dieser Margaretha Maultasch und ihren Vorfahren in der Eigenschaft einer Art von Leibgarde auf dem Schloß zu dienen. Als der Kaiser im vorigen Jahre sich auf dem Schloß Tirol aufgehalten, haben die jetzigen Besitzer dieser Bauernhöfe, Nachkommen der früheren Eigenthümer, wieder diesen alten Dienst in der alten Tracht versehen.

Außer Tirol liegen hier noch vierzehn mir jetzt erinnerliche Burgen so in der Nähe, daß keine weiter wie eine kleine Stunde entfernt ist. Fast keine ist aber mehr in den Händen des Adels, so daß auch diese Gegend auf jedem Schritt entgegen ruft, daß die Zeit des Ritterthums untergegangen sei. Eine Burg mit Namen Fragsburg habe ich neulich in Gedanken für Wilderich angekauft und eingerichtet. Sie ist wundervoll gelegen. Man sieht von ihr gegenüber in das Ultenthal, rechts über Meran hinaus in das Vintschgau, links tief in das Etschthal hinunter, nach Kaltern zu. Außerdem ist sie bis auf die innere Einrichtung ganz gut erhalten, so daß sie sofort zu bewohnen sein würde. Bis vor sechs Jahren war sie viele Jahrhunderte hindurch Eigenthum der gräflichen Familie Maming. Im ganzen Schloß erinnert noch jeder Schritt durch die schönsten Portraits, mit Namen versehen, an diese Familie. Jetzt ist sie Eigenthum eines Bauern.

Was muß das für ein Land und ein Volk gewesen sein, als hier noch der Landesherr in der Mitte und rings um ihn herum der mächtigste Adel in seinen Burgen hauste! Glücklicher Weise ist jetzt die Luft von den vielen Dampfmaschinen so getrübt, daß man in solche Zeiten nicht mehr mit aller Klarheit hineinsehen und sie sich nicht mehr recht verdeutlichen kann, sonst könnte man über den Vergleich mit der jetzigen Zeit toll und verrückt werden. Das Tiroler Volk scheint sich noch sehr in seiner alten Einfachheit erhalten zu haben. Wenn man auch durch die Theurung etwas an die Nähe von Italien erinnert wird, und die Civilisation in diesem Punkte sich auch hier merkbar macht, so weiß ich doch, kein Volk je gesehen zu haben, welches in seiner äußern Erscheinung so den Ausdruck der größten Frömmigkeit und der tiefsten Religiosität hat wie das hiesige. Die Kirchen sind vom Morgen früh bis spät zum Abend und namentlich während der Messe immer mit Menschen von allen Stän-

den und jedem Alter angefüllt. Alle haben dann ihre Rosenkränze an den Händen herunter hängen, und kein Gesicht sieht man, dem nicht die innere Andacht auf den Zügen zu lesen wäre. Vorigen Sonntag erblickte ich in der Kirche einige Bauernmädchen, wahre Bilder der innerlichsten Andacht, von denen ich nur mit Gewalt wegsehen konnte. Diese Frömmigkeit gibt sich bei allen Gelegenheiten kund und hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht.

Außer meinen Excursionen auf die Schlösser und alten Burgen habe ich gestern von hier aus die erste höhere Bergspitze erstiegen. Bisher war die Luft zwar so schön und warm wie in den schönsten Sommertagen, aber die Bergspitzen waren immer etwas in Nebel gehüllt. Gestern Morgen sah ich dagegen zu meiner größten Freude alle Berge unter dem schönsten blauen Himmelsdache so rein und klar, daß man jede Felszacke unterscheiden konnte. Mein Entschluß war daher bald gefaßt, einen der höchsten zu ersteigen. Einen Führer konnte ich unterwegs nicht bekommen und so begab ich mich denn allein auf den Weg, den ich so glücklich war bis auf die äußerste Spitze allein zu finden. Die Aussicht bot mir dort alles. In der Richtung nach Meran und Botzen ein näheres und ein ferneres Thal, in der über 12,000 Fuß hohen Ortlesspitze den grandiosesten in der Sonne schimmernden Gletscher, in den Gebirgen ganz nahe hinter mir furchtbare, auf einander gethürmte Felsmassen und nah und fern ein wahres Gewimmel von Bergrücken und Spitzen in der manigfaltigsten Gestaltung. Nur einige Raben mit ihrem glänzenden schwarzen Gefieder leisteten mir Gesellschaft und schwammen in den Lüften um mich herum, als wollten sie mir dort die ganze Bedeutung ihrer Kunst zeigen, wo ich angeklammert jeden Schritt messen mußte, während sie unbekümmert über jede noch so furchtbare Kluft hinweg schwebten. Hier fand ich mich denn mit dem unendlichen Schöpfer einer solchen Natur ganz allein und ich konnte um so ungestörter meinen kleinen Gedanken in dieser großen Umgebung nachhängen, als selbst die bedeutende Höhe die Wärme des hiesigen Klimas nicht ausschließen konnte und ich mich mit offener Weste und offenem Rock auch dort noch recht behaglich fand. Ein ganz unbeschreiblich heftiger Durst trieb mich endlich aus dieser Höhe wieder herunter, die ich nur erstaunlich ungern verließ. Nach zwei Stunden gelangte ich erst wieder zu bewohnten Häusern und noch eine Stunde weiter war ich wieder zwischen den Weinbergen, wo ich meinen Durst durch den Genuß von Trauben stillte.

Die komischste Zugabe zu den hiesigen Weinbergen sind die „Saltner“ oder Aufpasser. Als ich den ersten Tag hier herumwanderte und mir vom Wege ab einen höhern Punkt ausgesucht hatte, von dem aus ich

über die Reben weg die Gegend überschauen konnte, sah ich auf einmal einen Mann auf mich zuschleichen, der im ersten Augenblick es mich bedauern machte, ganz wehrlos zu sein. Auf dem Kopf einen ungeheuren Hut, auf der Seite umgekrampt, mit einer langen Spitze nach hinten und vorn heraus; den Hut behangen mit Fellen aller möglichen Thiere und dazu noch ein Dutzend langer Federn oben auf; sonst ganz in Leder gekleidet, mit einigen sichtbaren Blößen des Körpers; um den Hals, statt einer Kette, tausend Kleinigkeiten hangend und in der Hand einen ungeheuren Stock, mit einem Besen auf der Spitze — so sah der Mensch aus, der sich mir endlich als Polizeidiener zu erkennen gab und von mir zugleich eine Strafe forderte, weil ich vom Wege abgegangen sei. Meine Verwunderung über diese Wendung war nicht gering und ich konnte das Lachen über eine solche Erscheinung nicht unterdrücken. Seitdem habe ich noch viele dieser Menschen hier in den Weingärten herumstreifen sehen und immer kamen sie mir gleich komisch vor. Ein solcher Anzug könnte in der jetzigen Zeit schon gar nicht mehr erfunden werden. Du Vignan[1]) würde sicher vom Schlag gerührt, sähe er die hohe polizeiliche Würde in solcher Tracht.

Alles ist jetzt hier in voller Weinlese begriffen und die Weinberge leben und weben von Menschen und Ochsen, die in Gemeinschaft, bald fahrend, bald tragend, die herrlichen Trauben nach Hause befördern. Dieses und einige gelbe Blätter sind hier die einzigen Merkmale der vorgerückten Jahreszeit, während ich mich nach der Wärme der Luft zu urtheilen nur in den schönsten Sommer denken könnte. Die Luft ist hier ganz unvergleichlich angenehm. Bei offenem Fenster werfe ich des Nachts noch meine Decke weg und habe keinen Augenblick zu kühl.

So lange das Wetter hier so freundlich bleibt und die Gegend nicht zu herbstlich wird, kann ich mich auch nicht von hier trennen und so wird mein hiesiger Aufenthalt wohl jedenfalls bis zum Ende dieses Monats dauern. Dann gehe ich nach Venedig, und wenn ich mit den Italienern fertig werden kann und meine Kasse nicht ausspannt, auch nach Verona und Mailand. Auf dieser Tour werde ich wenigstens drei bis vier Wochen zubringen und also in keinem Fall vor December wieder nach München zurückkehren, wenn ich überhaupt auf einige Monate wieder hingehen sollte. Doch, wie gesagt, hängt alles davon ab, wie viel ich täglich in Italien zu meinem Unterhalt brauche. Wenn es mir zu theuer ist, kehre ich schon von Venedig wieder um. Schreibe mir, geliebte Sophie, daher vorläufig nur noch hierher.

---

1) Vgl. S. 5.

Morgen gehe ich auf einige Tage nach Kaltern zu Marie Mörl, die ich also mit Gott nächsten Freitag zu sehen bekommen werde. Ich bin in der größten Spannung wegen dieses Besuches. Den Freitag habe ich auf Anrathen des hiesigen Pfarrers gewählt wegen der besonderen an diesem Tage sich an ihren Wundmalen einstellenden Erscheinungen.

Da ruft der Nachtwächter: „Ihr Herrn, laßt euch sagen, die Glock hat zehn geschlagen! Der Herr möge uns bewahren und seine unbefleckte Mutter Maria. — Zehn Uhr. — Gelobt sei Jesus Christus!“ Alle Abende freue ich mich dieses Zurufes, der gewiß schon manchen Kranken mehr getröstet hat als unser protestantisches Gepfeife. Lebe wohl, meine liebe theure Schwester, und lasse Dich durch Dein liebevolles Herz bestimmen, mir bald wieder einige Worte zu sagen, durch die Du mich schon so oft beglückt hast. — Könnte ich mich doch in den Brief stecken!

An seine Schwester Sophie.

17.

Mailand, 24. November 1839.

Schon recht lange ist es her, daß ich mich mit Dir, meiner geliebten Schwester, nicht mehr unterhalten habe, da sechs Wochen verstrichen sind, seit ich aus dem freundlichen, friedlichen Meran Dir zuletzt meinen herzlichen Gruß zuschickte. Seitdem bin ich wieder eine weite Länderstrecke durchzogen und vor drei Tagen hier eingelaufen. Auf meiner Reise hierher hatte ich die unbeschreiblich große Freude in Verona vier Briefe von meinen lieben Angehörigen zu erhalten: von Dir, Mütterchen, Clemens und Richard[1]), die alle erst nach meiner Abreise in Meran eingetroffen und mir daher nach Verona nachgeschickt waren. Unendlich wohlthätig war es mir in einem Lande, wo ich weithin keine befreundete Seele hatte, so viele liebe Nachrichten von Euch zu erhalten, und ich eilte mit ihnen gleich nach meiner Ankunft auf das Castel St. Peter, das, oberhalb Verona gelegen, die Stadt und die ganze Umgegend beherrscht, und brachte dort den Rest des Tages mit Lesen und Ueberdenken der Briefe zu.

Du, liebe Sophie, hast mir wieder so treue, liebevolle Gesinnungen in Deinem Briefe ausgesprochen und es mir wieder so recht vor die Augen gestellt, wie glücklich ich in dem Besitz einer so geliebten Schwester bin.

Gestern sind es acht Tage, daß ich das ehrwürdige Venedig verlassen habe. Es zeigte sich mir noch zum Abschied in seiner ganzen

1) Jüngster Bruder des Bischofs, damals preußischer Husarenofficier.

Pracht, da ich beim schönsten Wetter auf dem Postschiff den größten Theil des Canals durchfuhr und dann über dem ganz ruhigen Meeresspiegel hin immer weiter und weiter diese Zauberstadt vor mir schwinden sah. Hätten nicht andere Verhältnisse mich gebieterisch weiter getrieben, so würde ich in Venedig noch gern geblieben sein. Der unvergleichliche Markusplatz fesselte mich im letzten Augenblick wie im ersten. Täglich habe ich dort mehrere Stunden zugebracht, wenn ich, von meinen sonstigen Wanderungen ermüdet, mir einen Ruhepunkt suchte. So viel ich aber auch herumgelaufen, so habe ich doch noch vieles ungesehen gelassen und namentlich die ungeheuren Paläste, aber auch viele Kirchen nur äußerlich bewundern können.

Von dort bis hierher habe ich mich in Padua nur einen halben Tag und in Verona einen Tag aufgehalten, während ich Vicenza, Brescia und Bergamo nur einige Stunden widmen konnte, um sie mir anzusehen. Diese Reihe grandioser Städte, die man auf diesem Wege passirt, ist doch erstaunlich. In Padua besuchte ich noch meine Tiroler Studenten, mit denen ich die Reise von Trient hin gemacht hatte. Durch die erstaunliche Freundlichkeit, mit der sie mich als einen alten Bekannten mit wahrem Jubel empfingen, ward ich ganz gerührt. Den armen Jungen blutete schon das Herz; sie sehnten sich aus Italien nach ihrem schönen Tiroler Land zurück, dessen mit Schnee bedeckte Bergspitzen sie tagtäglich vor Augen haben.

Mailand habe ich in diesen Tagen auch schon etwas durchlaufen; kann dieser Stadt aber lange nicht das Interesse abgewinnen, das mir Venedig eingeflößt hat. Es ist so recht durch und durch eine Stadt der Gegenwart und Venedig der Vergangenheit, und so hoch mir diese über jener steht, ebenso hoch auch Venedig über Mailand. Man kann es sich kaum denken, daß man in dieser alten gefürchteten Feindin Friedrich Barbarossa's herumwandert, denn es erscheint äußerlich ganz so, als wäre es gestern erstanden, und fast kein altes Baudenkmal erinnert an eine frühere Geschichte. Doch nehme ich natürlich den unendlich schönen, erhabenen Dom davon aus, den Du glücklicher Weise ja auch gesehen hast, so daß Du mein Entzücken an dem Deinigen messen kannst und ich Dir nicht zu sagen brauche, wie wunderherrlich er mir erschienen ist. Einen würdigeren Tempel Gottes können Menschenhände doch gewiß nicht bauen und noch weniger ein Menschengeist ersinnen. Eine wie erhabene religiöse Begeisterung gehört doch dazu, um eine solche Aeußerung derselben zu bewirken! Sonst ist mir Mailand nichts als eine so recht moderne Luxusstadt, ein kleines Paris, zu der Art von Städten gehörig, die meinem Geschmack sehr wenig zusagen. Heute auf dem Corso, der sehr glän=

zend wegen des schönen Wetters war, und auf dem Hunderte von Equipagen und viele tausend Menschen sich bewegten, hatte ich die große Freude dem Erzherzog[1]) Vicekönig mit seinen zwei Töchtern zu begegnen. Ich bin überzeugt, daß ihn nicht viele Herzen heute dort treuer und inniger begrüßten wie das meinige. Seine schlichte Erscheinung stach gegen das um ihn herumwogende Volk nicht wenig ab. Denke Dir, daß ich heute Mittag zu Gast geladen war und zwar von Landsleuten. Ich traf heute Morgen Theissing[2]), dessen Tochter hier verheirathet ist, ganz zufällig auf der Straße, und obgleich ich ihn früher nie gesprochen, machten wir doch gleich Bekanntschaft. Ich besuchte dann mit ihm seine Tochter, die hier sehr hübsch etablirt ist, und habe mich den ganzen Tag mit ihnen herumgetrieben. Ich habe mich gefreut diesen Landsmann zu sehen. Bis gegen den 30. (November) reise ich spätestens von hier wieder ab, entweder über Lago maggiore, Como und das Wormser Joch oder über den Gardasee und Trient nach Innsbruck, und hoffe gegen den 15. (December) jedenfalls wieder in München zu sein. Wäre die Jahreszeit nicht so weit vorgerückt, so könnte ich es unmöglich lassen, eben von hier aus mein altes Brig zu besuchen. Ich kann es mir gar nicht denken, wenn ich jetzt diese Berge so nahe vor mir liegen sehe, daß es dieselben sind, die ich in Brig vier Jahre lang an ihrem nördlichen Abhang bewohnt habe. Doch meine Reise hat, glücklicher Weise möchte ich fast sagen, ihre nothwendige Grenze an dem tiefen Schnee, der auf den Bergen liegt, und an der galoppirenden Schwindsucht meines Geldbeutels gefunden; denn sonst weiß der liebe Himmel, wo ich noch hinverschlagen würde. So überwiegend mich mein Herz zur Heimath zurückzieht, so faßte mich doch oft ganz das Gefühl, das den Zugvogel unwiderstehlich in die weitesten Fernen lockt. Könnte ich reisen wie er, dann hätte ich mich leicht seinem Zuge angeschlossen, als ich ihn in Venedig schweigsam und schnell über dem Meere dem fernen Süden zueilen sah. Doch mein Herzens-Söphchen, wie hätte ich dort, so fern von dem lieben Mütterchen und Euch geliebten Geschwistern, Ruhe finden können! So gewiß ich aber hingezogen wäre, so gut ist es, daß ich nicht konnte. Diesen Widerspruch in mir, der mich zu Euch hinzieht und von Euch so weit wegdrängt, hat der gütige Himmel durch die Festsetzung meiner Verhältnisse gelöst, und das danke ich ihm herzlich. Da ich keine Aussicht habe, in den nächsten Tagen meinen Brief fortzusetzen, so will ich ihn hier schließen, und so wenig er auch enthalten mag, was ihn einer so weiten Reise werth macht, so wird er Dir, theure geliebte Schwester, doch willkommen sein. Ferdi-

1) Rainer. — 2) Banquier von Münster.

nand und Stephanie[1]), wenn sie noch bei Dir ist, grüße recht herzlich. Von Ferdinand mußt Du mir durchaus mal ganz besonders und allein einen freundlichen Gruß überschicken, was ich in mehreren Deiner Briefe recht ungern vermißt habe. Küsse doch Mütterchens geliebte Hände, wenn Du sie siehst, auch in meinem Namen und sage den Geschwistern die herzlichsten Grüße.

An seine Schwester Sophie.

18.

München, 5. Januar 1840.

Mit einem recht herzlichen „Glückseliges neues Jahr!" muß ich doch wohl meinen ersten Brief an Dich, vielgeliebte theure Schwester, beginnen, da ich dadurch nur ausdrücke, was ich Dir schon so oft in diesen Tagen im Herzen gewünscht habe. Nach Wilderichs Brief werdet Ihr in diesem Jahre bis Ende Januar auf dem Lande bleiben. Ich hoffe nur, daß Ihr dazu besseres Wetter habt, als wir hier, wo ein unerträglich weicher Winter noch immer nicht einem natürlichen Wetter weichen will, wodurch mir das Vergnügen zu Theil wird, jetzt seit Mitte October fast ununterbrochen unter einem trüben, regnerischen Himmel zu leben, da ich in Meran und Italien noch die Regenzeit mitmachte, die dort so ungeheuren Schaden angerichtet hat. Ich kann mir denken, wie große Freude Du über den Besuch von Mütterchen gehabt hast, wenn er auch nur sehr kurz war. Wenn nicht so viele Gedanken meine Freude minderten, so würde ich in der Hoffnung, das nächste Jahr wieder unter Euch zubringen und dann auch an dem Aufenthalt in Westerwinkel und Lembeck nach Herzenslust Theil nehmen zu können, eine hinreichende Entschädigung für meine diesjährigen Entbehrungen finden. Ich bin jetzt wieder ganz hier eingewohnt, habe ein recht freundliches, angenehmes Zimmer und lebe im Allgemeinen ganz nach meinem Wunsch und zufrieden. Gestern habe ich der Taufe des ersten Sohnes der Leopoldine Arco beigewohnt, mit dem sie vorgestern glücklich niedergekommen war, zum größten Jubel der alten Churfürstin[2]) und natürlich auch der Tante. An diesem Glück der Leopoldine habe ich den herzlichsten Antheil genommen. Eine ganze Hetze Menschen habe ich auch schon wieder kennen gelernt, was mir alles gleichgültig ist, wenn ich nur von allen weiteren geselligen Verpflichtungen frei komme. Eine Dame jedoch

---

1) Tochter der Gräfin Nesselrode, der Halbschwester des Bischofs.

2) von Pfalzbaiern, vermählt mit Ludwig Graf von Arco.

habe ich mich gefreut kennen zu lernen, die Schwester der hiesigen Fürstin Löwenstein, eine Prinzeß Rohan[1]), der ganz die Liebenswürdigkeit ihrer beiden Schwestern eigen zu sein scheint, so daß ich eine wahre Vorliebe zu dieser Familie bekomme. Die hiesige Fürstin Löwenstein und ihr Mann kommen erst gegen Ende des Monats wieder, was ich in sofern bedaure, als sie mir bei weitem die liebsten sind, die ich von der hiesigen Gesellschaft kenne, und dann hätte Löwenstein gewiß noch einige gute Jagden arrangirt, was jetzt wohl kaum mehr der Fall sein wird. Die Tante ist noch ganz die alte, dabei von einer überfließenden Freundlichkeit und so voller liebenswürdiger Redensarten, daß die Demuth durch ihren Umgang Gefahr lauft. Für Euch alle hat sie mir unzählige Grüße aufgetragen.

Recht freudig wird auch Euch die Wiederanstellung von Bunsen in der Schweiz überrascht haben. Worte lassen sich für diese Handlung nicht finden und noch weniger einem Briefe anvertrauen. Jedenfalls ist diese Anstellung kein Schritt zum Frieden und gewiß wird dieser — — Mensch, seiner Schmach in Rom gedenkend, Rache schnaubend sein Amt übernehmen, wie er schon in England nach sicheren Nachrichten höchst nachtheilig gegen unsere Kirche gewirkt haben soll. Schöne Aussichten, wenn wir unsere Hoffnungen für die Zukunft von der Welt entlehnen wollten! Doch schlimmer und verschlagener wie der Teufel ist Bunsen gewiß nicht und dieser hat schon oft seine Waffen strecken müssen.

Hoffentlich interessiren Euch noch in gleichem Maße die „Hist.-polit. Blätter," die ich jetzt mit Begierde nachlese, da ich sie während meiner Abwesenheit nicht zu Gesicht bekommen. Die Redaction liegt jetzt seit der Abwesenheit des jungen Görres dem armen Phillips allein ob, der fast der Last seiner Arbeiten unterliegt. Wenn man das Leben eines solchen Mannes betrachtet, kann man sich selbst nicht mehr anders als in der Gestalt eines Faulthiers denken. Phillips hat täglich drei Stunden Colleg und außerdem noch so viele Geschäfte, daß ihm zu seiner eigenen Verfügung, zur Vorbereitung auf die Vorlesungen, zur Redaction des politischen Blattes und zu allen sonstigen Privatgeschäften täglich nur vier Stunden bleiben. Leider befürchte ich aber auch sehr, daß er diese ungeheure Anstrengung nicht ohne Schaden seiner Gesundheit wird tragen können.

Heute habe ich mich in den Zeitläuften im achten Heft an den Vorschlägen des Consistorialraths Grashof zu Cöln amüsirt[2]). Wenn es

---

1) Fürstin Adelheid zu Rohan-Guemenee-Rochefort.

2) Hist.-pol. Bl. 4, 394, 484 ff.

nicht gegen die Bibel spräche, würde ich unbedingt an verschiedene Schöpfungen der Menschen glauben; denn kaum denkbar ist es, daß von einem Stammvater abstammend ein so mißgestalteter Verstand habe zum Vorschein kommen können wie der des Grashof. Und dieser Mensch ist Consistorialrath in einer katholischen Provinz!

Besonders belehrend finde ich die Artikel über den uranfänglichen Zusammenhang der Revolution und Reformation[1]). Mit dem Artikel über Huß[2]) ist mir ein Stein vom Herzen gefallen: denn bei ihm glaubte ich sei ein Vorwurf von der katholischen Sache gar nicht abzuwenden. Wenn doch endlich sich ein fähiger Katholik über die so von den Protestanten mißhandelte Geschichte erbarmen wollte: denn man weiß wahrhaftig bei so vielen Lügen nicht mehr, was man glauben soll und was nicht. Ich lese jetzt mit großem Interesse die Kirchengeschichte von Döllinger, die leider erst die sechs ersten Jahrhunderte umfaßt und die auch Dich sehr interessiren würde.

Mit wahrer Trauer denke ich daran, wie in den letzten Jahren meine Büchersammlung vernachlässiget worden. Ich kann jetzt nicht daran denken Bücher zu kaufen und versäumte deßhalb die Anschaffung mehrerer Werke, die ich sehr gerne gehabt hätte. Wenn ich aber wieder nach Hause komme, bewahre ich einen anständigen Anzug für Visiten und Besuche bei Dir und sonst trage ich nichts wie Jagdanzüge in der Stadt und außer der Stadt; denn ich will nicht das Geld in Röcke stecken, das ich für Bücher verwenden muß.

Versäume doch nicht „Die europäische Pentarchie" zu lesen[3]). Ich

---

1) Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung. Sämmtliche Artikel, eine Arbeit des geistreichen Jarcke, stehen im vierten (die Fortsetzungen im sechsten und siebenten) Bande der hist.-pol. Blätter und sind auch separat erschienen unter dem Titel: Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Schaffhausen 1846.

2) Johann Huß und sein Geleitsbrief. Hist.-pol. Bl. 4, 402.—425.

3) Nach dieser in russischem Interesse verfaßten Schrift sollen die fünf Großmächte die Ordnung in Europa aufrecht erhalten. Jede Großmacht sollte über eine bestimmte Zahl von „Mittel- und Nebenstaaten" das Protectorat führen. „Zum Schutz und zur Rettung deutschen Geistes und Handelns" war Rußland „als Hort der schwachen, capitulirenden deutschen Mittelstaaten" auserseheu. Gretsch in Heidelberg soll der Verfasser dieser damals großes Aufsehen erregenden Schrift sein und Goldmann zu Neuwied für seinen schriftstellerischen Antheil an der „Pentarchie" 3000 Dukaten erhalten haben. Dagegen erschienen Giehne's „Glossen zu der Schrift: Die europäische Pentarchie." 1840. Vgl. Hist.-pol. Bl. 5, 65, 321, 480; 13, 748.

blätterte gestern Abend bei Görres darin herum und fand höchst interessante Bemerkungen über viele Persönlichkeiten, über Görres, Jarcke, auch Ferdinand Galen 2c.

An seinen Bruder Wilderich.

19.

München, 3. Februar 1840.

Statt nach Münster muß ich also jetzt nach Gräfenberg[1]) meine Briefe richten, um Dich und die liebe Paula aufzusuchen. Gott gebe nur, daß ich Euch mit diesen Zeilen dort schon nach Umständen wohl eingetroffen vorfinde. Schon fünfzehn Tage seid Ihr ja heute auf der Reise und wenn ich auch einige Ruhetage in Brauna[2]) hinzurechne, müßt Ihr doch schon fast Euer Ziel erreicht haben.

Ich bin jetzt meiner Rückkehr auf zwei Monate näher gerückt. Von gesellschaftlichen Rücksichten werde ich leider hie und da gequält, ohne daß ich eigentlich außer meinen Jagdbekanntschaften auch nur eine einzige Annehmlichkeit daran hätte. Außerdem verursachten sie mir doch viele Unkosten, die mir sonst ganz gleichgültig, für eine solche Sache aber unangenehm sind. Eure Abwesenheit mindert übrigens wesentlich den Drang, den ich nach Hause hatte, und wenn ich gewiß noch tausend Veranlassungen habe, die mich der Heimath entgegen treiben, so verschweige ich mir oder kann mir vielmehr manches Unangenehme nicht verschweigen. An der Spitze steht meine Bestimmungslosigkeit und bei Deiner Abwesenheit der Mangel eines mir so wie Du Vertrauten, mit dem ich das sehr Viele besprechen und überlegen könnte, was ich thun und lassen sollte. Ob ich auch bei Deiner Abwesenheit noch zu Entschlüssen komme, oder ob Du mich noch in unglückseliger Ungewißheit finden wirst, steht dahin. Jedenfalls wirst Du mir auch in dieser Beziehung unendlich abgehen. — Dazu kommt noch ein fataler Drang zu sehen, der in mir durch meine letzten Reisen sehr vermehrt worden ist. Wenn ich daher nicht bis auf den letzten Heller abgebrannt bin, sobald der Zeitpunkt da ist, um meine Segel der Heimath entgegen zu lichten, so würde ich wohl noch einige Monate abwesend bleiben, um mit Bisping[3]), dessen Du Dich vielleicht

---

1) Bei Freiwaldau in Oesterreichisch-Schlesien mit einer von Priesnitz errichteten vielbesuchten Kaltwasser-Heilanstalt.

2) Wohnsitz des Grafen Cajus zu Stolberg, Majoratsherr zu Brauna im Königreich Sachsen.

3) August Bisping, dermalen Professor an der Akademie zu Münster.

von Bonn her noch erinnern wirst, die kurze Reise nach Rom zu machen. Diese Gesellschaft und das Ziel sprachen mich leider sehr, wenn auch noch in sehr verschiedenem Maße an, und ich könnte in den jetzigen Umständen nicht widerstehen, wenn ich nicht in meinen Geldmitteln den sichersten Beweis hätte, daß ich nach Gottes Willen zurückkehren soll. Auch liegen mir jetzt die Blüthen auf den Tiroler Alpen, die aufbrechen, wenn ich ihnen den Rücken zudrehe, sehr im Kopf. Lebte doch dieser Prisnitz mit seinen Erfindungen in dem schönen Süden von Tirol. Einige Monate setzte ich dann noch meiner Abwesenheit jedenfalls zu. In diesem Jahr wird sich der Frühling in den Gebirgen wohl besonders früh eineinstellen, da selbst hoch hinauf nur unbedeutend Schnee liegen soll. Von hier aus sieht man freilich nichts, wie eine unabsehbare Schneemasse den ganzen südlichen Horizont begrenzen. Hoffentlich habet auch Ihr eine schöne Natur um Euch, in der Ihr zuweilen Genuß und Freude findet. Ich schäme mich ordentlich, wie sehr mich das einsame Tirol anzieht, und fast glaube ich, daß ich noch von hier aus auf einige Tage hinein laufen werde, um gesund und frisch von diesen heimlichen glücklichen Bergthälern Abschied zu nehmen.

Werdet Ihr noch die „Politischen Blätter" erhalten? Im ersten Heft dieses Jahres steht die letzte Antwort an Kanitz[1]), die ihrem Ver-

---

1) In den Cölner Wirren hatten die Hist.-pol. Blätter geschrieben: „Seltsam! Das einzige von Seiten der Protestirenden zu Gunsten der weltlichen Regierung ergangene Wort, welches seinen Standpunkt über der rohen Gemeinheit und auf nicht revolutionärem Gebiete nimmt, rührt von einem Juden her" (1, 490). Damit ist die Berliner Flugschrift von Joel Jacoby: „Die Frevel der Revolution" gemeint. Zum Beweise, daß dieser Ausspruch nicht ganz richtig sei, sandte ein anonymer Schriftsteller seine zu Gunsten der Regierung, aber in conservativem Sinne und würdigem Tone verfaßte Schrift: „Die Allocution des Papstes Gregor XVI." der Redaction ein. Auf die Antwortschreiben der letztern (3, 449, 593, 721) veröffentlichte derselbe Schriftsteller zwei weitere Broschüren: „Kleiner Beitrag zur Berichtigung eines großen Mißverständnisses," und „Letzte Antwort an die Herrn Verfasser der historisch-politischen Blätter," bis endlich die Redaction die interessante Polemik mit dem in dem obigen Briefe angezogenen Artikel (5, 17 ff.) zum Abschluß brachte. Ueber den Verfasser der anonymen Flugschriften sagen die Hist.-pol. Blätter: „Wir glauben weder zu irren, noch die Rechte der Anonymität zu verletzen, wenn wir unsern Lesern verrathen: daß wir uns nicht blos einem der hellsten Köpfe, den vielleicht das gesammte nördliche Deutschland besitzt, sondern einem Manne gegenüber befinden, der wie wenige ausgezeichnet ist durch Welterfahrung und Scharfblick, durch Umfang der Kenntnisse und Reinheit des Characters. Seine hohe Stellung im Leben hat ihm frühzeitig einen weiten Gesichtskreis eröffnet und ihn über manche Vorurtheile weggehoben, in denen viele seiner Confessionsgenossen befangen sind ꝛc. (2, 506 f.) Alle diese Momente sprechen dafür, daß der damalige preußische Gesandte in

fasser Ehre macht, zugleich aber mit wahrem Schmerz erfüllt, wenn man dadurch neuerdings darauf hingewiesen wird, wie unendlich schwer eine Vereinigung verschiedener Ansichten über religiöse Gegenstände ist. Mit großem Interesse habe ich auch eine Broschüre von Joël Jacoby „Kampf und Sieg" gelesen[1]), die meine ganze bisherige Stimmung gegen die Juden über den Haufen geworfen und sie in das innigste Mitgefühl verwandelt hat. Du kennst sie gewiß schon und hast selbst vielleicht den Verfasser in Brauna gesehen, oder wo hält er sich jetzt auf? Sehr gespannt bin ich, ob sich die Zeitungsnachricht über unsern Erzbischof bestätigt, daß er an den König geschrieben und Untersuchung, Abführung nach Minden oder Rückkehr in seine Diöcese beantragt habe.

Vor einiger Zeit soll Seydell wieder in Conflikt mit den Behörden gewesen sein. Ein Pfarrer und ein Kaplan in Coblenz hatten gegen den Rosenkranz gepredigt und dadurch im Publikum einen solchen Unwillen erregt, daß eine große Menge auf Absetzung und Entfernung dieser Geistlichen bestand. Seydell soll bald darauf in der Katechese das Gebet des Rosenkranzes seinen Zuhörern sehr angepriesen und deßhalb zur Untersuchung gezogen und den Befehl erhalten haben, seine Katechese schriftlich der Behörde einzureichen. Vielleicht ist die Sache falsch oder wenigstens entstellt; wenn aber nicht, so sind solche Einmischungen jetzt kaum mehr auffallend und eigentlich ganz gleichgültig, da solche Handlungen das Vertrauen doch nicht mehr drücken können, als es schon ohnehin gesunken ist. Ich finde, man könnte Lust bekommen, Geistlich zu werden, nur um in diese kirchlichen Zerwürfnisse lebendiger mit einzugreifen, — gewiß weder ein kirchliches noch sonst schönes Motiv, aber man wird so ganz und gar vom Geist der Opposition ergriffen, daß man sich gegen solche menschliche Motive in einer so heiligen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten mir nicht die Vorkenntnisse und leider auch die Nachkenntnisse zu einer derartigen würdigen Opposition, so wäre mir eben diese Versuchung sehr gefährlich. — Tausend, tausend Grüße rufe ich Euch zu und bitte Euch zuweilen um ein freundliches Andenken an Euren treuen Bruder Wilhelm.

Hannover, der schlesische Freiherr Carl von Canitz und Dallwitz (nicht Kanitz, wie sich die gleichnamige gräfliche Familie in Ostpreußen schreibt), nachher Gesandter in Wien und später bis 1848 Minister des Aeußern in Berlin, der Verfasser der erwähnten, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover erschienenen Broschüren sei. Die Bibliothek des v. Arnswaldt'schen Hauses in Hannover, in welchem Canitz als intimer Freund fast täglich verkehrte, stellt dies außer Zweifel. Hier ist nämlich jede der fraglichen Schriften mit einem Zettel aus früherer Zeit versehen, welcher, außer dem Titel des Buches, mit Bleistift noch den Namen Canitz enthält, womit offenbar der Verfasser angedeutet ist. Vgl. S. 15.

1) Regensburg 1840.

An seine Schwester Sophie.

20.

München, 8. Februar 1840.

Dein letzter Brief hat mir die Nachricht von der Abreise des armen Wilderich mit seiner kranken Frau überbracht. Zu meinem großen Troste habe ich schon durch Mütterchen erfahren, daß die Reise bis in die Nähe von Leipzig doch ziemlich gut abgelaufen ist, und hoffe zu Gott, daß uns bald von dem glücklichen Eintreffen der Geschwister an ihrem Bestimmungsorte Kunde werden wird. Möge sich Gott gegen unsere arme kranke Paula ebenso gnädig erweisen, wie er es gegen Phillips gethan, der doch jetzt wieder in voller Genesung begriffen ist, so daß wir zuverlässig auf die Erhaltung dieses Streiters der Kirche zählen können. Sobald seine Gesundheit es erlaubt, wird er eine Reise nach England zu den Besitzungen des Lords Clifford antreten, der sich hier längere Zeit aufgehalten und Phillips wiederholt eingeladen hat. Phillips freut sich um so mehr auf diese Reise, weil sein Vater ein Engländer und seine Mutter eine Schottin waren, wodurch er noch viele Verwandte und von einem längeren Aufenthalt her auch Bekannte in England hat. Hoffentlich wird er dort Gelegenheit finden, den schlechten Einfluß von Bunsen wieder gut zu machen, den man jetzt schon in der Schweiz in dem Geiste mehrerer dort erscheinenden Zeitschriften erkennen soll. So ein Mann ist doch eine wahre Pest für die Gegend, in der er sich aufhält. Ich freue mich nur, daß die Abwesenheit von Phillips nicht in die Zeit meines Hierseins gefallen ist. Seine und seiner Frau Bekanntschaft wird mir immer zu den liebsten Erinnerungen gehören.

Schreibe mir doch, liebe Sophie, was Ihr von dem Briefe des Erzbischofs nach Berlin wißt, wenn es eine Mittheilung vertragen kann. Ich bin sehr gespannt, ob sich diese Zeitungsnachricht bestätigt. Er soll ja wieder ganz hergestellt und geistig so gesund sein wie je. Dann ist mir die Sache sehr wahrscheinlich.

Von Görres' Tochter habe ich gestern gehört, daß Döllinger vermischte Aufsätze von Möhler[1]) herausgegeben hat, die höchst interessant sein sollen. Auf ihre Empfehlung hin kann ich sie Dir schon anrühmen, obwohl es bei einem solchen Namen keiner Empfehlung bedarf. Ich freue mich sehr sie zu lesen, da ich eine wahre Passion zu Möhler's Schriften habe. Wenn ich wieder bei Dir sein werde, lasse ich Dir keine Ruhe,

1) Gesammelte Schriften und Aufsätze. Regensburg 1839.

bis Du auch seinen „Athanasius“ gelesen hast, der Dir unendlichen Genuß gewähren wird. Nichts weniger kann da angebracht sein als Deine Behauptung, solche Werke seien für Dein Verständniß zu hoch. Du kannst sie wahrhaftig so gut verstehen wie jeder Andere. Nur die Ungewohnheit könnte es Dir vielleicht im Anfang etwas schwerer machen, bald würde aber gewiß alle Schwierigkeit schwinden und recht hoher Genuß bleiben. Vielleicht weißt Du, daß einer der spätern Kirchenväter von einer gebildeten katholischen Frau verlangt, daß sie die Kirchenväter gelesen habe; was ich Dir freilich nur zur furchtbarsten Beschämung meiner selbst aussprechen kann.

Uns steht auf den 25. dieses Monats eine sehr schöne kirchliche Feier, die Consecrirung des Bischofs von Passau[1]), bevor, bei welcher Gelegenheit ich hoffentlich auch den Bischof von Eichstätt[2]) kennen lernen werde, der dazu hierher kommen wird.

Ich muß Dir, meiner geliebten Schwester, auch noch meinen allerherzlichsten Dank für Dein Anerbieten aussprechen, mich in etwaigen Geldnöthen zu unterstützen. Ich habe darin recht Deinen liebevollen Sinn erkannt und würde keinen Augenblick anstehen davon Gebrauch zu machen, wenn nicht für alle meine Bedürfnisse bis zu meiner Rückkehr durch mein eigenes Einkommen gesorgt wäre. Für überflüssige Plaisirs habe ich aber in diesem Jahre schon viel zu viel ausgegeben und ich würde gewissenlos zu handeln glauben, wenn ich zu diesem Zwecke Deine Beihilfe in Anspruch nähme, so gewiß Du auch dazu erbötig wärest. Ich wüßte auch kein Ziel, für welches ich noch besondere Auslagen anwenden möchte als entweder zu einer Reise in der Charwoche nach Rom oder zu einem Aufenthalt in Tirol, wenn dort sich der Frühling in seiner herrlichsten Schönheit entfaltet. Beides würde ich aber nur durch eine Verlängerung meiner Abwesenheit um einige Monate erreichen können, wozu ich mich bei dem so sehnlichen Wunsche Euch wiederzusehen nicht entschließen kann. Jedenfalls überschreite ich für solche Zwecke nicht mein eigenes Einkommen; sonst wäre ich vielleicht doch nach Rom gewandert, da Wrede[3]) und Bisping, letzterer ein sehr tüchtiger Geistlicher und Hausfreund von Tante Marianne, hingehen werden, um die Osterzeit dort zuzubringen, was für mich allerdings augenblicklich eine verführerische Lockspeise war. Bei näherer Ueberlegung hat mich aber doch schon der Mangel an aller Vorbereitung zu einer solchen Reise gänzlich abgeschreckt: denn das habe ich wenigstens von meiner kurzen Anwesenheit in Italien profitirt, daß man

---

1) Heinrich von Hofstätter. — 2) Carl August Graf von Reisach. — 3) Freiherr Friedrich von Wrede Melschede.

dort ohne einige Kenntnisse von Italiens Geschichte und Kunst nicht reisen kann, wenn man sich nicht an Italien versündigen und mehr Scham und Schande als Freude von dort mitnehmen will. Wenn aber das Frühjahr meiner Abreise um wenige Wochen näher stände, dann würde ich mir noch einen kleinen Rutscher durch das herrliche Tirol nicht haben versagen können. So winterlich und eisig die Berge sich jetzt von hier aus ansehen, ziehen sie mich doch oft mit großer Gewalt zu sich hin, und wären nicht die höhern Bergrücken jetzt unmöglich zu übersteigen, so ließe ich doch selbst jetzt meine Bücher im Stich und machte eine Tour nach einer, wie man sie mir beschrieben, furchtbar wilden Gegend, die ich zu meinem größten Schmerz nicht gesehen. Aber so ist der Mensch! Mit einem Herzen voller Jubel und Freude, Euch bald wieder zu sehen, sehne ich mich doch zugleich nach den Bergen Tirols, die mich doch Euch nicht zuführen können, im Gegentheil recht weit von Euch entfernt halten würden. Einen solchen Widerspruch kann ich aber auch nur Tirol und selbst Tirol nur auf Augenblicke gestatten: denn jedes andere derartige Gefühl würde ich entrüstet von mir weisen — aber Tirol ist gar zu schön, und so wenig Aussicht ich dazu habe, kann ich es doch nicht lassen mich oft mit Euch dorthin zu denken.

Nach allen Nachrichten lebt Ihr ja diesen Winter in Saus und Braus. Ich will dagegen zwar nichts sagen, da ein so fortgesetztes Stillleben doch auf die Dauer unmöglich und vielleicht auch nicht ohne Nachtheil war [1]). Nur sollte es mir sehr leid thun, wenn der Entschluß dazu nicht von den Vernünftigern, sondern von den Leichtsinnigern ausgegangen wäre.

An seinen Bruder Wilderich.

21.

München, Februar 1840.

Mit Gott greife ich heute zum letzten Mal zur Feder, um mich mit Dir vor unserm Wiedersehen zu unterhalten. Ich kann Dir meine Freude über diesen Entschluß, den ich zu den schlauesten meines Lebens rechne, nicht ausdrücken. Je mehr ich seit meinem letzten Briefe über diese Reise nachgedacht habe, desto einleuchtender ist mir ihre Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit geworden. Und da glücklicher Weise die Zeit zu kurz ist, um meinen etwaigen Leichtsinn mit Deinem oder anderer Leute vernünftigerem Senf zu zersetzen, so eile ich mit ganz ungeschmälter Lust und Freude

1) Seit der Gefangennehmung des Erzbischofs von Cöln hatte der westphälische Adel die Veranstaltung von Tanz- und andern Vergnügen sich versagt.

von hier weg, um Euch zu begegnen. Den 8. oder 9. März gedenke ich die Reise anzutreten. Wien werde ich wegen Mangel an Zeit wohl vermeiden und daher entweder den Weg über Prag einschlagen oder nach Umständen einen anderen geraden Weg durch Böhmen mir aufsuchen. Bei dieser Ungewißheit habe ich auch noch gar keine Idee, wie viel Zeit ich wohl bis zu Euch nöthig haben werde, und kann also auch von meinem Eintreffen um so weniger den Zeitpunkt angeben, als ich vielleicht noch eine kleine Fußtour damit verbinden werde. Dieses aber nur, wenn mir die Gegend gefällt. Da ich ungefähr einen Monat nach Euch in Freiwaldau eintreffen werde, kann ich hoffen, daß mein Besuch Euch nicht mehr in den ersten Einrichtungen stören wird. Ich bringe Euch die letzten „Politischen Hefte" mit und hoffe, daß sie Euch noch unbekannt sind. Ich freue mich ganz besonders darauf, einige Artikel derselben mit Euch durchzunehmen.

Gestern hatten wir eine erstaunlich schöne Feier, die Consecrirung des Bischofs von Passau, bei der zwei Erzbischöfe und zwei Bischöfe anwesend waren. Ich mußte immer an die Absurdität denken, wie man Männer, die durch so erhabene Handlungen eingeweiht werden, jetzt manchen Orts lediglich als Staatsbeamte betrachten will. Die Bischöfe von Eichstätt und Augsburg assistirten dem neuen Bischof. Nicht wenig interessirte es mich den Bischof Reisach kennen zu lernen, dessen äußere Erscheinung schon überaus anziehend ist. Das können in stürmischen Zeiten noch zwei bedeutende Männer in der Kirchengeschichte Deutschlands werden. Von Hofstätter erwartet man sich eine nicht weniger segensreiche Thätigkeit, als sie Reisach schon bewiesen. Beide müssen gleich ausgezeichnet sein an Frömmigkeit und großen Kenntnissen. Ich bedaure unendlich, keine Gelegenheit zu haben, diese Männer näher in ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Ich möchte gar zu gerne wissen, wie ein eifriger Bischof mit apostolischem Geiste wohl die Grundübel der jetzigen Zeit in seiner Diöcese bekämpft und den altchristlichen Geist herzustellen sucht. Wenn nicht alle die vielen Wenn's wären, die mich vom geistlichen Stande abhalten, so würde ich sehnlichst wünschen, bei ihnen die Schule durchzumachen. Reisach werde ich suchen kennen zu lernen, wenn er noch einige Tage hier bleibt. Lebe also wohl, alter Wilderich, hoffentlich bis zum recht freudigen Wiedersehen! An Paula sage meine herzlichsten Grüße.

Wenn ich doch vielleicht über Wien gehe, wird sich meine Ankunft bei Euch um einige Tage verzögern.

An seine Schwester Sophie.

22.

München, 4. März 1840.

Schon zwei Briefe habe ich jetzt hintereinander an Dich angefangen und zerrissen, weil ich immer in ganz einfältige Gedanken verfiel, deren Mittheilung zu nichts nützen kann, wenn sie Dir auch gar kein Geheimniß zu sein brauchten. Der Ablauf der Zeit meiner Abwesenheit, vor welcher ich vor einem Jahre so große Scheue trug, führt so viele Empfindungen und Gedanken für mich mit sich, daß ich fast außer Stand bin Dir einen vernünftigen einfachen Brief zu schreiben. Da ich aber keine Aussicht habe, daß es sich noch in diesen Tagen mit meinem verwirrten Kopfe bessern sollte, so muß ich noch einen Versuch machen, um Dir für die nächste Zukunft doch einen letzten herzlichen Gruß aus München zuzurufen. Du mußt mir daher einen recht ledernen Brief verzeihen, da ich, um nicht abermals einfältig zu werden, fast nichts von dem berühren darf, was mich confus macht und mich dennoch sehr beschäftigt. Je älter man wird, desto bedeutender wird ja jedes neuerlebte Jahr und das verflossene sollte für mich der Bestimmung nach, die ich ihm vor meiner Abreise gegeben, noch ganz besonderes Gewicht haben. Mit diesen Gedanken habe ich es auch verlebt, wenn ich gleich hie und da meine Zeit nicht hinreichend ernst in diesem Sinne verwendet habe, und so wirst Du es natürlich finden, geliebte Sophie, daß ich bei dem Rechnungsabschluß über dieses Jahr sehr beschäftiget bin, um so mehr als ich noch gar nicht darüber klar sehe, was denn nun das Resultat meines Hierseins sein muß. Es ist daher besser, daß ich Dir von andern Gegenständen erzähle.

Es wird Dich interessiren, daß ich den neuen Bischof von Passau und den Bischof von Eichstätt, den Grafen Reisach, kennen gelernt habe. Wenn ich in den Zeitungen alle Tage die Berichte über das Treiben in München lese, so wird mir die Lügenhaftigkeit dieser Berichte recht klar. Denn während dort nur die Maskenzüge, Bälle, Theater, Kunstausstellungen &c. pompös und weitläufig beschrieben werden, findet die Consecrirung des Herrn Hofstätter, woran sich doch ein so erbauliches Schauspiel anschließt, wie es alle jene Hokuspokus sicher nicht darbieten, und woran zugleich ein gewiß nicht geringerer Theil der hiesigen Einwohner Antheil nimmt als an jenen Späßen, kaum mit einem Worte Erwähnung. Keine Wahl konnte populärer sein als diese. Als Münchner hat er natürlich schon die Liebe der Einwohner für sich, und diese ist denn auch durch seine ganz merkwürdige Persönlichkeit und ausgezeichnete Frömmigkeit auf einen Grad

gesteigert, wie ich ihn mir in der jetzigen Zeit nicht möglich gedacht. Auf allen seinen Wegen wird er von dem Volke wie in Procession begleitet und besonders zu und von der Messe, bei der immer die großen hiesigen Kirchen mit Hunderten von Menschen angefüllt sind. Unbeschreiblich schön ist es, wie sich in den Kirchen und auf den Straßen alles vor ihm niederwirft, und wenn man die Innigkeit sieht, mit der er dann den Segen austheilt und mit der das Volk ihn empfängt, so ist man über die Wirkung des Segens nicht weiter zweifelhaft. Ich habe vor einigen Tagen eine Stunde mit ihm bei Görres zugebracht und hoffe ihn vielleicht noch bei seinem Einzug in Passau zu sehen, wo mich ungefähr zur selben Zeit mein Weg herführen wird. Er wird dort, wie es früher in der Kirche Gebrauch gewesen, als Pilger seinen Einzug halten. Reisach hat das auch gethan. Unbeschreiblich liebevoll und freundlich hat er mich eingeladen, ihn zu besuchen.

Bischof Reisach habe ich bei einem ächt katholischen Diner bei Löwenstein gesehen, wo auch der Nuntius war und zu dem man so sehr freundlich gewesen auch mich als mit dem Munde wenigstens mäßig guten Katholiken einzuladen. Er hatte große Freude über den Gruß von Ferdinand Galen und gedachte beider Brüder und der sonstigen Bekannten, die damals mit ihm in Heidelberg studirten, mit der größten Liebe. Gleich der erste Eindruck ist der eines ausgezeichneten Geistlichen. Aus Italien scheint er die italienische Lebendigkeit mitgebracht zu haben, ohne daß er den biederen deutschen Edelmann verleugnete. Auch er hat mich ganz besonders angesprochen, und ich bedaure recht sehr, daß Eichstätt nicht auf meinem Wege liegt, um dort seine nähere Bekanntschaft zu machen. Hätten wir doch solche Männer in der Mitte unseres Adels — wie ganz andern Gebrauch würden bei uns viele von solchem Umgang machen, als der hiesige Adel! Ich kann diese Bekanntschaften kaum genießen — so schmerzt es mich, sie nicht mit Euch theilen zu können. Doch ich will schließen, liebe Sophie, und bitte diesen Brief nur als Lebenszeichen anzusehen. Grüße Mütterchen und die Uebrigen herzlich. Ich werde wohl zwischen dem 8. und 10. März abreisen.

An seine Schwester Sophie.

23.

Freiwaldau, 7. April 1840.

Wie freudig wurde ich überrascht hier bei den Geschwistern schon einen Brief von Dir, meiner geliebten Schwester, vorzufinden. Wir empfanden zwar wohl, wie ungenügend diese Art Deiner Theilnahme an

unserm Wiedersehen war, aber dennoch gereichte uns der treue Gruß in Deinem Briefe zu einiger Entschädigung für Deine Abwesenheit und hatte so für uns eine ganz besondere Bedeutung.

Die Geschwister waren, als ich hier eintraf, nicht zu Hause. Ich besah daher in der Schnelligkeit ihr kleines hiesiges Etablissement allein. Der Gedanke, daß in so fremden Räumen die lieben Geschwister jetzt auf so lange Zeit Wohnung genommen, machte mir einen traurigen Eindruck. Als sie jedoch dann bald heimkehrten, ließ die Freude des Wiedersehens uns den traurigen Grund ihres Hierseins leicht vergessen. Da Gott Dank die arme Paula einige weniger schmerzensvolle Tage hatte, so lebten wir diese Zeit doch recht ungestört und freudig zusammen. — —

Vorläufig habe ich meine Abreise auf die ersten Tage des Mai festgesetzt und hoffe gegen die Mitte des nächsten Monats bei Euch einzutreffen. Ich befürchte, daß Ihr, liebe Geschwister, zur Zeit meiner Rückkehr schon wieder auf dem Lande zerstreut sein werdet. Du kannst mir wohl noch mittheilen, welche Pläne Ihr für das diesjährige Landleben etwa gemacht.

Recht sehr große Freude, geliebte Sophie, hatte ich in Wien, die Franziska Spee[1]) kennen zu lernen, von der ich so oft durch Dich gehört hatte. Sie ist eine so freundliche und natürliche Frau, daß ich sehr bald nach unserer Bekanntschaft Deine und Ferdinands Zuneigung zu ihr theilte. Bei näherer Bekanntschaft wird gewiß auch die Gräfin Spee eine noch unerwartete Freude an dieser Schwiegertochter haben. Mich zogen diese Bekanntschaften in ein ganz anderes Leben, als ich mir vorgesteckt, und ich habe dort acht recht leichtsinnige Tage verlebt, wobei ich mich aber sehr gut unterhalten habe. Heute muß ich der Zeit wegen meinen Brief leider abbrechen. Die herzlichsten Grüße von Wilderich und Paula. Der kleine Fritz hat recht zugenommen und macht Paula die größte Freude.

An seine Schwester Sophie.

24.

Freiwaldau, 2. Mai 1840.

Schon ziemlich lange bin ich in dem Besitz Deines freundlichen liebevollen Briefes vom 9. v. M. und habe Dir als den besten Dank noch nicht wieder Nachrichten von unsern lieben Geschwistern gegeben. So un-

1) Geborene Gräfin von Brühl, † 25. November 1844.

glaublich es lautet, so sage ich doch nicht ganz Unwahrheit, wenn ich einen großen Theil dieses Versäumnisses auf Zeitmangel schiebe. — —

Mein Zutrauen zur Wasserkur hat seit meinem Hiersein wohl zugenommen, da man doch im Allgemeinen recht viele gute Erfolge aufzählen und anpreisen hört. Ein Wassermann wie Wilderich könnte ich aber doch nicht werden. Verhaßt an dieser Kur ist mir namentlich dieses Vernichten aller Beziehungen des Menschen bis auf die, welche sich auf die Gesundheit beziehen. Ganz Grefenberg, mit Einschluß aller seiner Bewohner, denkt nur an die Pflege des Körpers und wenn das auch ganz natürlich bis zu einem gewissen Grade an allen Orten stattfindet, wo sich Kranke vereinen, und besonders also in allen Badeorten, so wird doch bei der Wasserkur der Mensch in einer Weise mit seinem Körper beschäftiget, die beim besten Willen jedes höhere Streben und jede geistige Beschäftigung unmöglich macht. Dieses schwere Uebel wird noch vermehrt durch die Dauer, welche die Wasserkur für ihre Patienten in Anspruch nimmt und die sich bei vielen Menschen auf einen großen Theil ihres Lebens, vielleicht auf ihr ganzes Leben erstreckt.

Ich habe mir hier neben der größten Freude, bei den Geschwistern zu sein, noch ein Nebenvergnügen als Jäger eröffnet, das mir um so höhern Genuß gewährt, als ich dieser Art Jagd eine Zeit widmen kann, in der ich die Geschwister doch nicht sehen könnte. Es ist nämlich die sehr edle Auerhahnjagd, der ich einige Nächte ohne Erfolg gewidmet habe, bis ich endlich gestern Morgen mit zwei Sprossen dieser vornehmsten Waldbewohner, also mit zwei Auerhähnen, die ich beide mit eigener Hand erlegt, meinen feierlichsten Einzug in Freiwaldau hielt. Zwei Auerhähne an einem Morgen ist immer eine Non-plus-ultra-Jagd und besonders hier, wo es nur wenig Auerhähne gibt. Außerdem waren es die ersten, die ich in meinem Leben geschossen. Du kannst Dir also die Größe meiner Freude denken. Meinen ersten Auerhahn haben wir erstanden und werden uns in diesen Tagen ein Fest durch ihn bereiten. Bis jetzt sind wir nur noch sehr in Verlegenheit, wie wir den Kerl eßbar bekommen sollen. Paula legt gegen meinen Willen einige Federn meines Auerhahns für Dich in den Brief; ich bin also an dieser Sentimentalität unschuldig.

Paula hatte die Freude kurz hintereinander ihre Brüder Ernst und Bernhard hier zu sehen. Die Bekanntschaft beider hat auch mich recht gefreut.

An seinen Bruder Wilderich.

25.

Neiße, 24. Mai 1840.

Ich nehme von dem einliegenden Beutelchen, welches ich leider allein zu Euch zurück wandern lassen muß, Anlaß, Euch geliebten Geschwistern nochmals das herzlichste Lebewohl zuzurufen. Mich hat von dem Augenblicke unserer Trennung an das bitterste Gefühl darüber nicht verlassen, daß ich,. der ich Dir, meinem lieben Wilderich, und der lieben Paula durch meine Anwesenheit zu einigem Troste sein konnte, mich dennoch jetzt wieder in jedem Augenblicke weiter von Euch entferne. Wie unendlich gerne hätte ich in diesem schweren Jahre mit Euch Freud und Leid getragen und mit Euch zusammen den Weg zur Heimath eingeschlagen. Doch ich habe einmal geglaubt Euch verlassen zu müssen, und deßhalb keine weiteren Klagen. Gott gebe uns seinen Beistand und erhalte mir in Euch so unendlich liebe Geschwister, wie Ihr mir auch jetzt wieder gewesen. Dann habe ich gewiß unter allen Verhältnissen nur Grund zum fortgesetzten Dank. Aber wer die Trennung hier auf Erden erfunden hat, dem kann ich nie verzeihen, denn ich weiß mir nichts Empfindlicheres zu denken. Um 4 Uhr fahre ich morgen früh weiter und gerade durch bis Brauna ohne Aufenthalt. Bis dahin tausend, tausend Lebewohl.

P. S. Eben lese ich, daß Altenstein bereits am 14. Mai gestorben ist. Gott habe ihn selig!

An seinen Bruder Wilderich.

26.

Brauna, 29. Mai 1840.

Schon der fünfte Tag ist heute, daß ich Euch, liebe Geschwister, verlassen habe. Die Posten reihten sich glücklicher Weise sehr gut aneinander. In Liegnitz brauchte ich von meiner Ankunft Abends 10 Uhr an nur einige Stunden zu warten, bis die Breslauer Post eintraf, die mich dann Dienstag Abends nach Bautzen brachte. Dort übernachtete ich und legte am Mittwoch mit einer Schneckenfuhre den sehr langweiligen Weg hierher zurück. Heute (Freitag) Abend werde ich auch von hier schon wieder weiter wandern. Daher benutze ich jetzt ein Stündchen vor der Messe, um Euch, meinen geliebten Geschwistern, die Nachrichten zu geben, die Ihr von mir erwartet.

Mit recht lebhaftem Interesse bin ich nach Brauna gewandert, in=

dem ich mich immer freue, einen Ort kennen zu lernen, an dem gute Bekannte sich oft aufgehalten und manches erlebt haben. Gott Dank habe ich alle seine jetzigen Bewohner recht froh und gesund angetroffen. Die Gräfin[1]) war natürlich wieder so außerordentlich gütig und freundlich, wie alle ihre Bekannten es gewohnt sind. Nachdem ich sie nun seit einiger Zeit nicht mehr gesehen, sind mir ihre außerordentlichen Eigenschaften und Gaben alle wieder neuer und auffallender als in der Zeit, wo ich sie täglich sehen konnte, und ich freue mich jetzt in der Wirklichkeit weit mehr noch als in der Erwartung dieser Freude, einige Tage mit ihr zuzubringen.

Ob sie sich verändert hat, weiß ich kaum zu beantworten. Oft glaube ich in ihrem Aeußern und auch in ihrem Sein kleine Veränderungen wahrzunehmen. An der hiesigen kleinen katholischen Ansiedelung hat sie gewaltige Freude. Recht sehr erbaut hat mich der gestrige Feiertags-Gottesdienst in der Kapelle, zu dessen Schluß der Vikarius eine Predigt hielt, die mich drei Viertelstunden lang in der größten Spannung und Erbauung erhielt, und die ich so gediegen, so Herz und Verstand ansprechend, so reich an Gedanken und ohne Wiederholung, so dem Evangelium und dem Feiertage angemessen gefunden habe, daß ich dafür halte, der Vikarius besitze ein ungewöhnlich reiches Prediger-Talent.

Dresden, 30. Mai 1840.

Soeben (Sonnabend 5 Uhr früh) hier angekommen, benutze ich die erste Stunde, um meinen Brief an Euch fortzusetzen. — —

Ihr liebe Geschwister seid mit Eurem Leben recht mitten in der Religion, die gewiß nicht umsonst die Religion des Kreuzes genannt wird, und wenn Ihr Euch umseht, in welcher Gemeinschaft Ihr Euer Kreuz traget, wie Christus' im Anfange der Reihe und wie Ihr in Mitten der Zahl derer steht, die seit Jahrhunderten der Welt das unerhörte Schauspiel des Ringens um Theilnahme an den Schmerzen des Kreuzes gewähren, dann empfindet Ihr gewiß oft einen heiligen, großen Trost, von dem die Welt keine Ahnung hat. Wenn doch der liebe Gott der theuren Paula und Dir, meinem alten Bruder, diesen Trost recht reichlich gewähren wollte! Wie thöricht und sinnlos wird uns in jenem Leben wohl der Schmerz über das Leiden derer erscheinen, welche die Gnade hatten ihr Leiden zu Ehren Gottes zu tragen. Dies sage ich gewiß nicht Euretwegen, sondern nur um mich Eurer Gesinnung anzuschließen, der ich mich so gerne immer mehr und mehr verbinde.

---

1) Sophie Stolberg, Wittwe des Grafen Friedrich Leopold.

So weit, mein alter Wilderich, bin ich heute Morgen gekommen und jetzt am Abend will ich endlich diesen Brief schließen. Den ganzen Tag hatte ich dazu keine Zeit, da ich bei einem so kurzen Aufenthalt die Hände sehr voll hatte. Heute Morgen habe ich mich vorzüglich in der Bildergallerie, heute Mittag in der Rüstkammer herumgetrieben, dazwischen gegessen und zu verschiedenen Malen die schöne Aussicht auf der Brühl'schen Terrasse genossen. Am Abend war ich noch eine halbe Stunde vor der Stadt die Elbe herauf im Waldschlößchen und Windleder, zwei sehr besuchte Kaffeehäuser in freundlichster Lage. In dieser Art habe ich einen recht genußvollen Tag zugebracht. In der Gallerie habe ich mich heute weit über meinen Spaß hinaus abgehetzt, denn sie ist gar zu reichhaltig für eine so kurze Zeit und doch so werthvoll, daß man wenigstens mit einem Blick gerne alles sehen will. Zu meiner großen Freude habe ich morgen noch den Vormittag zu meiner Disposition und da werde ich denn gleich nach der Kirche mich wieder hinverfügen und mit Muße nur die Gemälde beschauen, die mich heute besonders angesprochen. Morgen, Sonntag Nachmittag, also gerade sieben Tage nachdem ich von Euch geschieden, reise ich wieder ab und dann unaufhaltsam nach Haus, wo ich wohl noch früher eintreffen werde als diese Zeilen bei Euch.

In der Leipziger Allg. Zeitung vom 29. steht, der König befinde sich zwar besser und die Aerzte seien beruhiget. Dennoch habe er für gut befunden alle Regierungsangelegenheiten dem Kronprinzen zu übertragen. Anton Stolberg habe nach einem Gerüchte das Ministerium abgelehnt.

An seinen Bruder Wilderich.

27.

Münster, 11. Juni 1840.

Endlich komme ich dazu, Dir, meinem lieben Bruder, die ersten Worte aus der lieben Heimath zu sagen, nachdem ich schon über acht Tage das große Glück habe, bei unserm theuren Mütterchen und den Geschwistern zu sein. Wahrhaft schändlich ist es, daß ich so lange hier sein konnte, ohne Euch Nachricht von den Unsrigen zu geben. Ich tröste mich nur mit dem Gedanken, daß inzwischen Nachrichten von Sophie bei Euch eingetroffen sind. Sophie war mit Mütterchen und Clemens bei meinem Eintreffen hier anwesend, so daß ich so glücklich war, sofort den größten Theil unserer geliebten Angehörigen wieder zu sehen. Wie groß meine, Mütterchens und der Geschwister Freude war, uns nach dieser Trennung unverändert und gesund wieder zu finden, werdet Ihr hinreichend mitempfinden, ohne daß ich Worte darüber mache. Dir, meinem alten Wilderich,

muß ich jedoch sagen, wie unangenehm ich in mir empfand, daß mit dem Aelterwerden auch die ganz unverkümmerte freudige Hingabe des Herzens in einem freudigen Augenblick des Lebens aufgehört hat. Im Vergleich gegen frühere ähnliche Fälle fühlte ich mich deßhalb so verändert und anders geworden, daß ich mich selbst kaum wiederfinden konnte. Recht von Herzen sehnte ich mich mit Göthe nach den Tagen, wo ich noch ganz im Werden war, und Nebel mir die Welt verhüllten, und schrecklich lästig war mir meine eigene Besonnenheit und Altklugheit in diesem Augenblicke. Doch in Wahrheit, alter Wilderich, wünsche ich mir diese Zeiten des Selbsttrugs doch nicht wieder zurück, eben weil sie unwahr und lügenhaft waren, und dann ist mir Gott Dank noch ein hinreichender Fonds von Anhänglichkeit und Liebe für Mütterchen und Euch alle geblieben, um jede Trennung so schmerzlich und jedes Wiedersehen so freudig empfinden zu können, daß ich der Stellung eines so mit Liebe und Herzlichkeit überhäuften Sohnes und Bruders keine Unehre mache.

Gleich nachdem ich Euren Brief in Dresden abgefertigt, gab ich mich Sonntags wieder auf den Lauf, hörte einen recht erbaulichen Gottesdienst und wollte dann einige recht angenehme Stunden auf der Gallerie zubringen, als ich sie zu meinem größten Verdruß verschlossen fand. Für diese Entbehrung bot mir selbst die Aussicht auf der Brühl'schen Terrasse keinen Ersatz, und noch jetzt ist es mir über allen Spaß, die Gallerie so wenig benutzt zu haben. In wenigen Stunden brachte mich dann der Dampf nach Leipzig, wo ich bis zum anderen Morgen bleiben mußte. Zuerst wollte ich mir noch die Stadt ansehen, bis ich von einer Unmenge von Juden, die sich auf den Straßen herumtrieben, förmlich verjagt wurde, worauf ich dann bis in die Nacht hinein den schönen Abend auf den freundlichen Spaziergängen genoß, die Leipzig umgeben.

In Halle traf ich am Montag den Berliner Eilwagen und langte über Cassel und Arnsberg am Mittwoch Abend hier an. Mit großer Freude begrüßte ich unterwegs in der Gegend von Nordhausen die ersten Buchen- und Eichenwälder, die ich seit dem Spessart eigentlich nicht mehr gesehen, und die wir Westphalen doch in der ganzen Welt, selbst in der schönsten Gegend, immer noch entbehren werden. Der letzte Theil des Weges wurde mir noch durch ein trauriges Ereigniß verkümmert, da ich einige hundert Schritte vom Wege den Blitz bei Werl in ein Haus schlagen und das Dach so augenblicklich in seiner ganzen Ausdehnung in Flammen stehen sah, daß ich nie eine solche Wirkung des Blitzes für möglich geglaubt hätte. Von dort schleppten mich die alten Postgäule immer langsamer dem ersehnten Ziele entgegen, und oft wünschte ich mir die Wirkung des verhaßten Dampfes herbei. Endlich traf ich denn auch hier nach

einer Abwesenheit von einem Jahre wieder ein, die ich vor mir als eine Ewigkeit ansah und jetzt, da sie hinter mir liegt, oft nur für eine optische Täuschung halte; denn ich sitze ja wieder, wie Mütterchen sagt, ganz an derselben Stelle, von wo aus ich Euch früher geschrieben, sehe noch dieselben lieben theuern Verwandten, vergesse, daß Ihr, liebe Geschwister, so weit von uns entfernt seid, und nehme die Veränderung, die im Innern jedes Menschen in einem Jahre vorgeht, ja an mir und den Anderen nicht immer wahr.

Der Herzogin von Köthen vermelde doch gelegentlich meinen allerunterthänigsten Respect und meine innige Dankbarkeit für den Gruß von Jarcke, der mich in der That mehr wie gewöhnliche Grüße erfreut hat. Ich hoffe so sehr, daß Du noch Gelegenheit finden wirst, seine Bekanntschaft zu machen, was Dir eine für Dein ganzes Leben lohnende Erinnerung gewähren würde. In dieser Zeit großer Erwartung und Spannung[1]) ist für Dich die Anwesenheit der Herzogin und ihrer Umgebung von doppeltem Werth. Alles ist auch hier in hohem Grade bewegt und sieht mit mehr und weniger Vertrauen den zu erwartenden Ereignissen entgegen. Die nächste Zukunft bringt uns gewiß eine neue Zeit, wobei, wie ich denke, uns der beste Trost sein wird, daß Gott alles zum besten leitet. Du magst dort leicht mehr über uns erfahren als wir hier, denn so viel habe ich schon gesehen, daß die Bewegungen der Spinnerin am Rade der Zeit hier nicht sehr schnell verlautbaren, wenigstens nicht im Kreise des Rauchklubs.

An seinen Bruder Wilderich.

28.

Münster, 3. Juli 1840.

Seit meiner Anwesenheit unter Euch hat es mich schon oft bekümmert, wie vorlaut und absprechend ich oft unter Euch aufgetreten, und von ganzem Herzen beschämt bin ich durch die Art, wie Du mich bei solcher Gelegenheit ertragen. Ich bitte Dich, alter Wilderich, sei etwas gröber gegen mich, ich bin sonst gar zu sehr gegen Dich im Nachtheil.

Am Tage der Abreise der Galen nach Harkotten haben Mathis[2]) und ich einen Abstecher nach Darfeld gemacht, dessen ich mich vorzüglich der Hin- und Rückfahrt wegen erfreute. Natürlich habe ich auch den

---

1) Am 7. Juni war König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestorben.
2) Graf Mathias von Galen.

Erzbischof mit der größten Theilnahme und Liebe gesehen. In der Regel sieht man ihn in Darfeld erst gegen 5 Uhr Abends. Wegen Mathis' Anwesenheit ließ er sich aber die Tage sehr viel sehen, und ich versäumte nicht ihn mir recht genau zu beobachten. Sein Gesicht scheint mir eigentlich fast gar nicht verändert, wenn ich von seinen Augen absehe, über die er sehr klagt und die mir auch etwas von dem Schein der Augen unseres Bischofs[1]) vor seinem Erblinden zu haben scheinen. Auch ist er etwas harthörig geworden und seine Figur schien uns viel magerer und zusammengeschrumpfter zu sein. Er ist aber doch noch ziemlich beweglich und geht täglich längere Zeit spazieren. Er setzt große Hoffnungen auf die gegenwärtige Zeit und scheint augenblicklich in Spannung wegen der zu erwartenden Ereignisse zu leben.

Den 4. Juli.

Man ist jetzt in Spannung darüber, ob die Huldigung beider Provinzen in Cöln oder getrennt auch hier in Münster stattfinden wird. Viele erwarten von den anticentralen Grundsätzen des Königs das letztere. Mir ist es sehr gleichgültig, wenn er nur sonst den großen Hoffnung entspricht, deren man sich nicht erwehren kann, wenn man seine Reden und von seinem Benehmen hört. Bei einer Gelegenheit, die Dir beim Lesen dieses Briefes begegnet ist, war besonders viel die Rede von derartigen Aeußerungen, und da muß ich gestehen, sah ich mich in den kühnsten Hoffnungen übertroffen. Wenn solche Aeußerungen keine Folgen haben, dann haben sich doch die, welche ihnen trauten, keine Leichtgläubigkeit vorzuwerfen. Es ist mir ein großer Trost, geliebter Bruder, daß Du in Deiner Nähe doch noch Personen hast, mit denen Du dieselben Hoffnungen theilst und die Ereignisse der Jetztzeit besprechen kannst. Empfehle mich doch ihnen allen, so weit ich sie kenne, recht angelegentlich. — —

Ich entbehre Euch hier ganz unbeschreiblich und auf allen meinen Wegen. Gott gebe mir nur die große Gnade, geliebter Wilderich, Dir bald gewissere Nachrichten über meine Zukunft mittheilen zu können. Daß ich es jetzt noch nicht thue, liegt durchaus nicht in meiner Verschwiegenheit gegen Dich, sondern lediglich in der Entschlußlosigkeit. Meine Gedanken über meine Zukunft drehen sich in einem fertigen Zirkel herum. Es kommen keine neuen mehr hinzu und das ist die Zeit, wo entschlossen werden muß und wo die Entschlußlosigkeit tödtend ist. Hätte ich nur Talent und Ausdauer bei dem Arbeiten: die große Masse des zu Erlernenden schreckt mich mehr als alles andere zurück.

---

1) Caspar Maximilian Freiherr Droste zu Vischering, Bischof von Münster.

An seinen Bruder Wilderich.

29.

Dinklage[1]) im August 1840.

Ich weiß kaum Worte zu finden, um mich Eurem Schmerz über den so unerwarteten und neuen Verlust[2]), den die arme Paula und ihre so vielgeliebte Mutter erlitten, so anzuschließen, wie ich es im Herzen empfinde. Die Leitung Gottes ist unbegreiflich, und damit muß man seinen kurzsichtigen Verstand zur Ruhe verweisen. Ich kann mich von dem freundlichen Bilde, welches mir seit meinem Aufenthalte in Salzburg von dem glücklichen Zusammenleben Leopolds und seiner Frau zurückgeblieben ist, noch nicht trennen, und der Gedanke, daß so viel Glück unter so günstigen Verhältnissen schon wieder zerstört ist, ist mir unbeschreiblich schmerzlich. Es ist mir in der That, als wären sie zu glücklich für die Welt gewesen, als hätten sie sich dadurch zu sehr von ihrem eigentlichen Zweck, fortwährend auf Erden ihr Kreuz zu tragen, entfernt, und als habe Gott deßhalb diese für das Erdenleben so unerhört und selten glücklichen Verhältnisse so bald wieder getrennt. An der Wahrheit dieser Trauernachricht können wir leider nicht zweifeln, obwohl sie uns bis jetzt nur durch den „Merkur" zugekommen ist, in dem wir sie vorgestern Abend, da wir eben mit Clemens Schmising und Adolph Böselager in Mathis Zimmer ganz vergnügt zusammensaßen, zu unserem größten und schmerzlichsten Erstaunen fanden und zwar aus der Salzburger Zeitung aufgenommen. Die Anzeige war zugleich von einigen so anerkennenden Worten begleitet, daß es uns zum wahren Troste gereichte zu sehen, wie sehr dort seine ausgezeichnete Tüchtigkeit trotz der Kürze seines Dortseins erkannt und gewürdigt worden war. Es wird immer lebensgefährlicher tüchtig und brav zu sein, denn täglich sehen wir die aus unserer Mitte so unerwartet scheiden, die so viel Segen um sich herum verbreiteten, während die tollsten Giftmischer Methusalems Alter erreichen. Welch fürchterliches Gericht ergeht in dieser Art und in dieser Zulassung über die Welt! Leopolds Tod findet gewiß in ganz Oesterreich unter allen Gutgesinnten die allgemeinste Theilnahme, und da Gott Dank alle seine Verwandten von einem solchen Eifer für die Religion und ihre Interessen beseelt sind, so finden sie und vor allem unsere allverehrte Gräfin in dieser Ueberzeugung auch gewiß den besten Trost, der hier auf Erden möglich ist, so tiefer Schmerz auch in ihnen zurückbleiben mag.

---

1) Burg Dinklage, Besitzung des Grafen Mathias Galen im Oldenburgischen.

2) Tod des Grafen Franz Leopold zu Stolberg am 9. Aug. 1840. Vgl. S. 31.

Das arme, schöne Montfort! Ich kann die Natur nicht für so todt halten, daß sie nicht etwas die Liebe ihrer Besitzer und eine so sorgliche Liebe und Pflege, wie sie auf Montfort verwendet wurde, mitempfände, und so denke ich mir jetzt dort alles ebenso traurig und von Schmerzen durchdrungen, als ich es noch nicht vor einem Jahre ganz von Freuden und Frohsinn erfüllt verlassen habe. So schmerzlich mir dadurch dieser Verlust geworden, so unbeschreiblich lieb ist es mir, daß ich im vorigen Jahre nicht versäumt habe, Leopold noch recht nahe kennen zu lernen. Von den Todten bleiben uns ja doch die ungetrübtesten und besten Erinnerungen dieses Lebens, und so werth sind mir Leopold und seine Frau geworden, daß sie gewiß mit mir fortleben sollen, so lange ich einen Lebensfunken behalte. So sind schon wieder zwei von denen ausgeschieden, deren Bekanntschaft gemacht zu haben mir im vorigen Jahre so theuer und freudig war, und trotz dieser derben Lebensregel denkt und lebt man noch für die Welt, als ob sie Ewigkeiten gewähren könnte, und denkt und lebt man für die Ewigkeit, als entnehme sie ihren Gehalt einer Seifenblase.

Schreibe uns doch, was Du von der Gräfin Leopold weißt. Ich befürchte sehr, daß dieser Verlust bei ihrer schwächlichen Gesundheit böse Folgen haben wird[1]). Da sie keine Kinder hat, verliert sie in ihrem Manne eigentlich alles, was sie auf Erden hatte, Mann und Kinder zugleich. Alle sehen mit der größten Spannung näheren Nachrichten über Leopold entgegen, die wir gewiß in diesen Tagen erhalten werden.

An der Rückkehr des Erzbischofs von Posen und den übrigen Anzeichen einer Wendung unserer kirchlichen Angelegenheiten hat gewiß auch Leopold in den letzten Tagen seines Lebens noch den innigsten Antheil genommen. Den Inhalt und die Fassung des Publikandums[2]) suchen wir zu übersehen, da die Wesenheit unserer Angelegenheit dadurch doch gewiß nicht berührt wird, und so haben wir uns mit ganzer Seele über dieses Ereigniß gefreut. Mathis lebt wieder ganz auf und wir sind in der größten Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Der elende Fürstbischof von Breslau scheint doch auch dem Ende seiner Amtsthätigkeit nahe zu sein[3]), worüber ich mich fast noch mehr wie über die Rückkehr des Erzbischofs von Posen freue. Wenigstens deutet dies gewiß nicht minder auf einen Umschwung der Dinge. Man zweifelt nun auch nicht mehr daran, daß

1) Vier Monate später starb auch sie (21. December 1840).

2) Publikandum des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 29. Juli 1840, wodurch dem Erzbischof von Dunin die Rückkehr in seine Diöcese „in landesväterlicher Huld" gestattet wird. Katholik B. 77, S. LXXVII.

3) Graf Sedlnitzky, der auf Drängen des Papstes auf sein bischöfliches Amt resignirte und später bekanntlich vom katholischen Glauben abfiel.

die Cölner Angelegenheiten geordnet werden. Es laufen sogar schon unzählige Gerüchte über Entfernung einiger Herrn des Domkapitels und über Aufforderung zur gänzlichen Unterwerfung unter den Erzbischof um. Was daran wahr sei, ist zwar noch ganz unbestimmt; daß aber Verhandlungen im Gange sind, ist wohl unzweifelhaft. Der Erzbischof soll direct noch keine Mittheilungen erhalten haben. Es ist auch die Regulirung der Cölner Angelegenheiten wegen der Hermesianer und wegen der Universität in Bonn schon an sich so entsetzlich schwer und durch die Eigenthümlichkeiten des Erzbischofs noch so viel schwerer, daß man beim besten Willen allerhöchsten Orts keine schnellen Resultate erwarten kann. Wenn man nur in recht offene Unterhandlungen mit Rom treten wollte! Nur von dorther kann eine genügende Erledigung erfolgen. Gott gebe nur, daß die in dieser Beziehung umlaufenden Zeitungsnachrichten sich bestätigen. Ich bezweifle nicht, daß die Zusammenkunft in Dresden auch diese Angelegenheit besonders befördert haben wird. Wenn nur die Kirche wieder Luft bekömmt, um ihr Werk im Kleinen wieder zu beginnen und ihre Arbeit auf Umgestaltung des einzelnen Menschen mit allen Hilfsquellen zu betreiben! Die sanguinischen Hoffnungen, daß nach und nach es der Kirche vielleicht gelingen werde, den Staat in seinen höheren Grundsätzen christlich zu machen, der jetzt durchaus heidnisch ist, und daß auch das Leben in der höheren Welt sich diesem Streben anschließen werde, widerspricht zu sehr meiner Ueberzeugung.

Richte Dich nur darauf ein, mein alter Wilderich, im October zur Huldigung mit allen unseren Herren zusammen zu treffen. Sie werden wahrscheinlich sammt und sonders hingehen, und man sagt sogar, daß außer den Gewählten auch noch die anderen besonders zur Huldigung eingeladen werden. In der nächsten Woche soll die Wahl vor sich gehen. Ferdinand Mervelbt ist vorläufig zum Ceremonienmeister der hiesigen Provinz bei der Huldigung per Cabinetsordre ernannt.

An seinen Bruder Wilderich.

30.

Harkotten, 23. September 1840.

In Dinklage, wo ich im Ganzen fünf Wochen gewesen, waren die letzten acht Tage Ferdinand Galen mit seiner Frau und zur allgemeinsten Freude auch der Dechant Kellermann[1]) anwesend. Kellermann war so

1) Siehe Kirchenlex. von Wetzer und Welte 12, 639—642; Janssen's F. L. Stolberg 1800—1819 S. 81—83.

munter und gesprächig, wie ich ihn noch nie gesehen. Letzteres war uns besonders erfreulich, da wohl keiner von uns den Muth gehabt haben würde, ihn zum Sprechen aufzufordern. Er nahm, so viel er eben konnte, an unserer Tagesordnung Theil und ließ sich sogar bewegen, an einem Sonntage in der Dorfkirche zu predigen, was eine doppelt große Wohlthat in Dinklage war, wo man von den übrigen Geistlichen eigentlich kein Wort auf der Kanzel verstehen kann. Die anfängliche Ansicht und Hoffnung, daß nach der Rückkehr des Erzbischofs von Posen nun auch unser Erzbischof bald wieder restituirt werde, fängt doch jetzt allmälig an, der Befürchtung Platz zu machen, daß diese Wiedereinsetzung wohl nie wieder erfolgen oder jedenfalls noch lange dauern werde. Viele theilen wenigstens mit mir diese Ansicht. Leider bleibt seine Entfernung immer eine grobe Rechtsverletzung, bei der ich kein Nachgeben oder Vereinbaren von katholischer Seite für möglich halte. Er selbst scheint jedenfalls seine baldige Rückkehr anzunehmen, da er sich sogar Wagen und Pferde und seinen vollständigen Haushalt wieder beigelegt hat. Es wird Dich interessiren, daß er sich jetzt auch zu einem Schreiben an den König entschlossen hat. Es wird in diesen Tagen abgehen. Das arme Rheinland ist durch seine Geistlichkeit in eine jammervolle Lage gebracht worden. Unsere Geistlichkeit würde sich doch ganz anders benommen haben. Kellermann konnte neulich nicht genug wiederholen, wie gut und tüchtig doch hier überall der Geist sei und wie sichtbar namentlich unter der jüngeren Geistlichkeit der Eifer zunehme.

An seinen Bruder Wilderich.

31.

Dinklage, 20. Oktober 1840.

Meine guten Vorsätze werden immer zu Wasser und so auch dieser, Dir wenigstens alle drei Wochen zu schreiben, obwohl mich, außer der gewöhnlichen brüderlichen Pflicht und außer dem mir so lieben und werthen Verkehr mit Dir, noch die Dankbarkeit für die häufigen Nachrichten, die Du mir bei meiner Abwesenheit von Haus zukommen ließest, zu einer recht häufigen Correspondenz verpflichtet. So ist denn auch diesesmal wieder ein Monat dazwischen, daß ich Dir zuletzt schrieb, und mit ihm ist wieder die Zeit dahin, die uns so oft in unserem geliebten Harkotten vereinigte und die mich immer, wenn sie vorüber, mehr wie jede andere des Jahres an die Eitelkeit aller irdischen Vergnügen erinnert. — — Wärest Du, mein lieber Bruder, unter uns gewesen, so hätte ich seit dem Tode unseres geliebten Vaters keinen ungetrübteren Aufenthalt in Har-

kotten gehabt wie diesen Herbst. Clementinchen[1]) war zwischen uns die Dame, der wir alle zu Füßen lagen und von der wir auch alle sehr gnädig behandelt wurden.

Richard habe ich leider nicht so viel und so lange gesehen, wie ich es gewünscht hätte. Ich finde, daß er auffallend stiller und zurückhaltender geworden ist. Da er früher etwas an Vorlautigkeit laborirte, so steht ihm diese Art sehr gut an. Ich bin sehr neugierig — wenn man sich so gemein ausdrücken darf — wie sich der Junge noch entwickeln wird. Ohne Kopfhänger zu sein, haben wohl wenig junge Menschen in der ganzen Welt in ähnlicher Umgebung so viel Ernst und Solidität in ihrer Jugend bewahrt. Dadurch ist er schon aus der Art der gewöhnlichen Menschen sehr vortheilhaft herausgetreten. Nach dem, was ich gesehen, muß er sich recht fleißig und gut beschäftigen. In seinem positiven Wissen macht er einem überall zu schaffen, denn er weiß eine ganze Menge von Einzelheiten der Geschichte und aus dem Leben und hat von uns allen allein ein sehr gutes Gedächtniß. Wenn Du nur hier wärest, so würde ich mit Dir für ihn etwas anderes überlegen. Nach meiner Ansicht muß er aus seinem jetzigen Leben doch endlich heraus, und da ist jeder Monat der größte Zeitverlust. Ich habe schon gedacht, ob er nicht vielleicht vorläufig bei einem Landrath sehr zweckmäßig zu beschäftigen wäre, um sich zuerst zum Landrath und später vielleicht zum großen Examen vorzubereiten. Er scheint dazu die größte Lust zu haben. Da er erst einundzwanzig Jahre alt ist und leicht von dem Abiturientenexamen entbunden werden würde, so sehe ich gar nicht ein, warum er nicht baldmöglichst umsatteln sollte. — Was hältst Du von solchen Plänen?

Durchaus schön und edel und rechtlich finde ich das Benehmen unseres Königs in der Angelegenheit der schlesischen Kirchen, wovon Du uns zuerst nähere Nachrichten gegeben. Da ist doch wieder Gerechtigkeit und Edelsinn. Elend und wie ein gemeiner Verräther à la Maroto[2]) steht der Fürstbischof auch hier wieder da[3]). Ich begreife dabei nicht, daß noch

---

1) Das Töchterchen seines Bruders Clemens.

2) Der bekannte General von Don Carlos, welcher 1839 seinen Kriegsherrn verrieth und die Hälfte des Heeres in diesen Verrath verwickelte. Vgl. Hist.-pol. Bl. 4, 646.

3) Nach einer Verfügung der Regierung sollten 180 katholische Kirchen in Schlesien eingezogen und den Protestanten übergeben werden. Im Auftrag des Fürstbischofs Sedlnitzky reiste bereits ein katholischer Pfarrer mit einem Regierungsrathe im Lande herum, um die Uebergabe an die Protestanten zu vollziehen. Da traf am 27. August eine Cabinetsordre in Breslau ein, welche die weitere Einziehung der katholischen Kirchen untersagte. Katholik Bd. 78, S. XX—XXII.

immer versäumt ist, die Trierer Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Dort liegen doch die Cölner Verwickelungen nicht vor. Wenn nur etwas geschieht, bevor sich die drohenden Wolken an dem politischen Horizont entladen [1]). Wenn die Verwickelungen sich friedlich lösen, dann glaube auch ich an einen ewigen Frieden und eine förmliche göttliche Vorherbestimmung, daß kein Krieg mehr sein soll. Wenn es aber Krieg gibt, dann ist uns außer der Treue auch noch Enthusiasmus dem der Franzosen gegenüber nöthig. Wenn nur unser König diesen erwecken wollte, wie er es kann — dann, glaube ich, haben wir nicht viel zu befürchten. Ich beneide das französische Volk um sein Selbstvertrauen und seinen Muth. Den kann man ihnen doch nicht absprechen, wenn auch in ihren Aeußerungen viel Renommage liegen mag. Aber die Renommage in Abzug gebracht, haben sie gewiß der ganzen Welt gegenüber noch ebenso viel Muth wie die ganze Welt zusammen gegen Frankreich.

Daß unser Erzbischof dem König geschrieben, weißt Du wohl. Bekömmst Du vielleicht den „Fränkischen Courier" von der Herzogin zu lesen? Er brachte sehr gute Artikel über die Möglichkeit seiner Rückkehr nach Cöln und die Beseitigung der entgegenstehenden Hindernisse.

Könnte ich mich doch wieder in Eure Mitte versetzen, Ihr geliebte Geschwister! Ich habe es mir schon oft hin und her überlegt, sehe aber nicht ein, wie ich es möglich machen könnte. Ich darf unmöglich ein ferneres halbes Jahr der Unschlüssigkeit, was ich beginnen soll, zusetzen. Nur diese Rücksicht hält mich davon ab, zu Euch zu gehen. Daß ich die endliche Entscheidung über meine Zukunft dem Rath und der Meinung eines andern anheim geben wollte, habe ich Dir schon gesagt. Durch die deßfallsige Rücksprache bin ich veranlaßt worden, mich noch schriftlich dem Bischof von Eichstätt über diesen Gegenstand mitzutheilen. Du siehst hieraus, daß meine Zukunft in guten Händen ist, und ich warte getrost und ganz ruhig ab, was so gotterleuchtete Männer weiter über mich beschließen. Der Gedanke, daß ich in dieser Art selbst der Bürde des Entschlusses fast ganz überhoben bin, und daß dieser Weg keine Eselsbrücke, sondern ein von allen frommen Männern angerathener Weg ist, den man mit der sicheren Ueberzeugung betreten kann, den zu Rath gezogenen Männern werde die höhere Erleuchtung nicht fehlen, gewährt mir eine solche Beruhigung, daß ich nie im Leben ruhiger als in dieser für mich so wichtigen Zeit gewesen bin. Davon halte auch Du Dich, mein geliebter alter

1) Frankreich drohte mit einem Kriege, in Folge dessen der deutsche Bund allarmirt wurde. Vgl. Menzel's Gesch. der letzten vierzig Jahre 2, 67.

Bruder, nur recht überzeugt. Wenn mir noch ein längeres Warten gerathen wird, dann komme ich noch vielleicht diesen Winter zu Euch. Jedenfalls theile ich Dir jede Art von Entschluß sofort mit. Uebrigens ist es jetzt nicht leicht, sich hier ohne bestimmten Entschluß über einen zu ergreifenden Stand aufzuhalten, da man von allen Seiten aufgefordert wird, die gute Zeit zu benutzen und in Dienste zu treten. Nur gegen Mathis habe ich bei einer solchen Gelegenheit mich etwas offener ausgesprochen. — Ich habe besonders Ursache mit Anna Ferdinand [1]) zufrieden zu sein, da ich keine theilnehmendere Zuhörerin finden kann, als sie ist, wenn ich Abends nach dem Schlafengehen der Kinder aus dem Nibelungenlied vorlese. Ich schwärme unendlich für dies alte Heldengedicht und bitte Dich und Paula inständig, doch recht bald auch die Bekanntschaft von Siegfried, dem Siegelindenkind, und seiner wunderschönen Maid Kriemhilde zu machen. Sehr lesenswerth ist auch die Hurter'sche Vertheidigungsschrift [2]), worin unvergleichlich schöne Stellen vorkommen, so wehe es auch thut, ihn unserm Glauben so fern stehen zu sehen, wenigstens in Bezug auf einen öffentlichen Uebertritt. Merkwürdig ist die Gründlichkeit dieser Vertheidigung, in ihrer Art ebenso gründlich und belegt wie sein großes Geschichtswerk. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich nicht zufällig zu seinen Feinden gehört habe, denn mit denen kann kein Hund mehr ein Stück Brod nehmen. Weniger spricht mich seine Reise nach Wien an, die ich jetzt lese. Auch sie enthält aber viele schöne Stellen und hat noch außerdem für mich das Interesse, daß er großentheils einen Weg beschreibt, den ich selbst gemacht habe. Vielleicht hätte ich mit ihm zusammentreffen können, da er nur einen Monat früher wie ich in Tirol war, was ich jetzt erst in seiner Reisebeschreibung gesehen habe. Wenn man ihn so auf seiner Reise in Klöstern, Stiftern und Kirchen begleitet, dann kann es einem nicht einfallen, daß er Protestant ist.

Soweit war ich gestern gekommen und jetzt eile ich Dir noch einen herzlichen Gutenmorgen zu sagen, da der Lohner Bote bald kommen wird. Seit fünf Tagen ist hier wieder alles vom Lärmen und Toben der Vakanz zur Ruhe des Studirens zurückgekehrt und seitdem ist noch angenehmer hier sein; denn in diesem kleinen Hause kann das Toben doch oft unangenehm werden, zumal bei Mütterchens Regiment, wo es nur heißt, den Kindern so viel Freude gemacht wie möglich, ob dabei auch einige erwachsene Trommelfelle bersten oder nicht.

Denke Dir, daß wir heute noch gar keine Nachrichten von den Hul-

---

1) Gemahlin von Graf Ferdinand von Galen.

2) „Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder."

digungsfeierlichkeiten haben — so langsam gehen die Nachrichten hierher. Ich bin nur gespannt auf etwaige Aeußerungen des Königs, die gewiß nicht ausbleiben werden. Der Antrag der Königsberger Stände hat Dich auch wohl sehr interessirt[1]).

An seinen Bruder Wilderich.

32.

Lembeck, Herbst 1840.

Ich muß Dir noch einen ganz vortrefflichen Scherz des Erzbischofs[2]) mittheilen. Vor einigen Tagen äußerte er: „Es ist sonderbar, ich sehe den ganzen Himmel voller Geigen und höre doch noch gar keine Musik.“ Ueber die Huldigung in Berlin[3]) hast Du durch Sophie wohl ganz vollständige Nachrichten. Unsere Landsleute sind alle ohne Ausnahme, so viel ich weiß, mit der größten Zufriedenheit über ihren Empfang zurückgekehrt. Sie sprechen noch mit großer Freude über die einzelnen Ereignisse ihres Aufenthalts, der in der Erinnerung wohl angenehmer sein muß als in der Wirklichkeit, da das Drängen der Feste und die Menschenmasse auf denselben das Leben oft verkümmert haben muß. Auch Aennchen und Mathis, deren Empfang in Dinklage Mütterchen und ich noch beigewohnt haben, waren sehr vergnügt. Ganz vorzüglich habe ich mich über den so sehr gnädigen Empfang gefreut, der Ferdinand[4]) zu Theil geworden, wodurch er doch endlich für den unverrückt treuen und anhänglichen Sinn belohnt ist, den er unserm jetzigen König unter allen Wechselfällen bewahrt hat. Er erwartet jetzt mit aller Ruhe die Zukunft. In Münster war er von der Regierungs-Sitzung, der er beigewohnt, schon über die Maßen gelangweilt. Ich freue mich recht, ihn über einige Zeit wieder zu sprechen, wie er dann über dieses Komödienwesen einer collegialischen Berathung, wodurch die Theorie die höchste Intelligenz in der

---

1) Am 7. September, drei Tage vor der Huldigung in Königsberg, überreichten die ostpreußischen Provinzialstände unter dem Einfluß des Oberpräsidenten von Schön dem Könige die Bitte um eine Reichsverfassung, erhielten aber eine ablehnende Antwort. W. Menzel, Gesch. der letzten vierzig Jahre 2, 70.

2) Clemens August von Cöln.

3) 15. October.

4) Graf Galen, preußischer Geschäftsträger am Hofe zu Brüssel, wegen seiner bei Gelegenheit der Cölner Wirren bewiesenen kirchlichen Gesinnung von Friedrich Wilhelm III. seines Dienstes entlassen, von Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgenommen und zunächst der Regierung in Münster zugetheilt, bis er 1842 mit dem Gesandtschaftsposten zu Stockholm betraut wurde.

Regierung eingefangen haben will, urtheilen wird. Ihm muß dieses Scheinwesen besonders grell erscheinen, da er so auf einmal ohne Ahnung mit gesunden Sinnen hineinkommt, während alle andern, die daran Theil nehmen, schon von ihren Referendariats-Jahren her, so sehr an Geist und natürlichem Verstande abgestumpft sind, daß sie sich daran gewöhnt haben, diesen hohlen Schein als die Quintessenz einer guten Regierung anzusehen.

Meine Sache steht noch beim Alten. Ich erwarte eine guten Rath gebende Antwort von Süddeutschland[1]), wohin ich mich, wie ich Dir schon sagte, dieserhalb gewendet habe. Einige Stunden des Tages fülle ich jetzt immer mit einer über die Maßen interessanten Lectüre aus: Les soirées de St.-Pétersbourg vom Grafen de Maistre, worin er die Leitung der Vorsehung in den Angelegenheiten dieser Welt in fortlaufenden Gesprächen nachweist und gelegentlich eine Menge der interessantesten Fragen immer von dem strengsten religiösen Gesichtspunkte aus behandelt[2]). Diese Schrift gehört gewiß zu den Büchern, die jeder in der Welt lebende Katholik gelesen haben müßte. Wenn mir auch hie und da der Sinn entgeht, so ist das Französische doch im Allgemeinen sehr gut verständlich.

Weißt Du den Zweck der Sendung von Jarcke nach Rom? Frage doch sonst die Herzogin[3]). Den Kindern und ihrem Lehrer die herzlichsten Grüße; besonders kannst Du aber Paula nicht genug Brüderliches und Freundliches von mir sagen.

An seinen Bruder Wilderich.

33.

Lembeck, 6. December 1840.

Ich kann Dir nicht sagen, geliebter Bruder, wie sehr ich Euch bedauert habe, daß Ihr so lange auf Nachrichten über den Aufenthalt der Geschwister in Berlin habet warten müssen. Auch jetzt hättet Ihr gewiß manche Frage zu stellen, die Euch noch nicht beantwortet ist. Doch hoffe ich bestimmt, daß Du jetzt zufriedener mit dem Verhalten unserer Herrn und den erlangten Resultaten sein wirst wie früher. Die Resultate bestehen zwar für unsere hiesigen Gegenden bis jetzt nur in einem so offenen Entgegenkommen und in einem so großherzigen Benehmen, wie es wohl noch nicht leicht von einem Fürsten ausgegangen ist. Einer so tüchtigen

---

1) Von Graf Reisach, Bischof in Eichstätt.

2) Uebersetzt von M. Lieber mit Einleitung und Noten von Windischmann. Frankfurt 1825.

3) von Köthen.

und ausgezeichneten Natur gegenüber ist aber einiges Vertrauen gewiß eine bestimmte und heilige Pflicht des Unterthanen. Alle ohne Ausnahme, die das Glück gehabt, unsern König zu sprechen, und von denen viele immer in dem Rufe gestanden, daß sie das Leiden der Kirche in hohem Grade erkannt und empfunden haben, sind ganz beruhigt und zufrieden zurückgekehrt. So auch jetzt wieder Herr Dietz aus Coblenz [1]), der seinen Enthusiasmus Malchen mitgetheilt und sie ganz hingerissen hat. Solchen Gewährsmännern gegenüber brauchen wir uns gewiß keinen Vorwurf zu machen, wenn auch endlich unsere Hoffnungen nicht erfüllt und unsern gerechten Ansprüchen nicht sollte genügt werden. Wir sind dann nicht kindisch leichtgläubig gewesen, sondern haben getraut, nachdem wir als Ehrenmänner nicht mehr zweifeln konnten, und es ist gewiß besser oft so zu irren, als zu mißtrauisch zu sein.

Unsern Erzbischof habe ich vor einigen Tagen gesehen und zu meiner Freude gefunden, daß er sich gegen diesen Sommer, wo ich ihn in Darfeld sah, ganz auffallend herausgemacht hat. Er war sehr gesprächig und selbst munter, ging wieder viel kräftiger und aufgerichteter im Zimmer herum und machte mir überhaupt einen sehr angenehmen Eindruck. Ich glaube wohl, daß die veränderten Verhältnisse auch auf ihn so günstig eingewirkt haben.

Inzwischen hört man noch immerfort die größten Eigenmächtigkeiten der Hermesianer, die sich gegen jedes Ereigniß zu verschanzen und zu waffnen scheinen wollen. Jetzt haben sie wieder den bekannten Pfarrer Beckers [2]), der über seinen Kaplan, der Hermesianer und ein Trunkenbold ist, Beschwerde geführt, in die Eifel versetzt. Wie traurig ist es,

---

1) Der Stadtrath Hermann Joseph Dietz war, ähnlich wie sein Landsmann Görres in München, ein Mittelpunkt ächt katholischen Lebens und Strebens am Rhein. Auch durch Gastfreundschaft wetteiferte er mit seinem Freunde an der Isar. Wegen seiner barmherzigen Gesinnung hatte er sich den Ehrennamen eines „Armenvaters" erworben. „Dietz ist das Leben von allem," schreibt Brentano. „Wie beim Hausmeister des barmherzigen Gottes ist seine Hausthüre, man kann sagen, stets in den Händen der Armen und Bedrängten. . . Man hört und denkt und spricht hier im Haus von nichts als von Noth und Helfen nach jedem Sinn. . . Er ist ein rechter Engel dieses Landes" (Ges. W. 9, 131). Treffend nannte er ihn deßhalb „unseres lieben Herrgotts Hausknecht in seiner Stadt Coblenz am Rhein" (Görres Ges. W. 3, 187). Vgl. Margarethe Verflassen von A. H. Hannover 1870 und Cl. Brentano von P. Diel 2, 335 ff.

2) Hielt treu zu seinem rechtmäßigen geistlichen Oberhirten Clemens August und wurde als Pfarrer in Cöln, wo er sich die Liebe und das Vertrauen der Bürger in hohem Grade erworben, im Jahre 1839 verhaftet, später freigesprochen. Vgl. Hist.-pol. Bl. 3, 53; Katholik Bd. 78, S. LVI.

daß unbekannte Gründe, deren Vorhandensein doch unzweifelhaft ist, Rom noch immer von ernsteren Schritten gegen die Hermesianer abhalten. Ein ernstes Wort vom Heiligen Stuhl gegen sie würde mit ungeheurem Beifall aufgenommen werden. Alles sieht einem strengen Verfahren von Rom in dieser Beziehung entgegen, und leider hört man oft ungeduldige und unpassende Worte, welche beweisen, wie ungenügende Vorstellungen man noch von den Hindernissen hat, die einem recht lebendigen Einwirken des Heiligen Stuhls auf unsere Kirche entgegen stehen. Unbegreiflich ist es mir bei dieser Einheit und Allgemeinheit des ganzen Lebens in unserer Kirche, daß nicht die benachbarten Bischöfe ununterbrochen über dieses Treiben Klage erheben. Aber leider ist uns die alte katholische Regel abhanden gekommen, daß zur Heilung des kranken Theils des Körpers alle gesunden Theile und eben sie ganz vorzüglich mitwirken sollen, und in vieler Katholiken Herz hat sich das Bild einer todten Geschäftsführung eingeschlichen, wo jeder auf seinen Bezirk und in seinem Ressort zu handeln hat und sich um Niemanden sonst zu bekümmern braucht. Wie wunderschön ist dagegen das einige Leben, welches sich wieder zu regen beginnt und so schön in dem Sendschreiben der Bischöfe in Amerika sich ausgesprochen hat [1]), und wie es sich auch jetzt wieder aus der Mittheilung eines aus dem Orient zurückgekehrten Geistlichen erwiesen, der von der Geistlichkeit in Constantinopel und Pera unserm Erzbischof die Versicherung mitbringen konnte, daß sie seiner täglich im heiligen Meßopfer gedächten.

Obwohl ich nicht glaube, je zu feile Waare mit den Erlebnissen meines Innern getrieben zu haben, so ist mir der Gedanke, daß Gespräche über solche Gegenstände oft nur als ein sentimentaler Genuß betrachtet werden, doch jetzt noch mehr wie früher so unangenehm und abstoßend, daß ich dadurch von Mittheilungen über mich selbst gegen solche abgehalten werden könnte, bei denen ich eine solche Gefahr nie zu laufen hätte. Ich muß Dir übrigens bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich auf den bewußten Brief noch keine Antwort erhalten habe und zwar zu meinem recht großen Bedauern, da ich mich immer mehr darnach sehne, endlich über etwas entschlossen zu sein.

Ich gedenke bald nach Münster zu gehen, wenn ich nicht eine Antwort erhalten sollte, um mir dort weitern Rath zu erholen. Du bist natürlich der erste, dem ich sofort alles mittheile, was mich in dieser Beziehung einem Entschluß näher bringt. Wenn ich übrigens von den Ge-

---

1) Zwölf in Baltimore versammelte Bischöfe trösteten durch ein Sendschreiben vom 20. Mai 1840 die beiden Erzbischöfe von Cöln und Gnesen und Posen. Acta et decr. ss. Conc. collect. Lacens. 3, 74.

brechen meiner Natur absehen wollte und nur meinem Gefühle folgte, so wäre mein Entschluß sofort gefaßt. Ich sage Dir das, mein geliebter Wilderich, damit Du, wenn Du meiner und meiner Ungewißheit gedenkest, ja nicht glaubst, die Wahl des geistlichen Standes komme mir nur aus der Vernunft und ihren Gründen. Sie allein hält mich vielmehr jetzt davon ab, mich auf eigene Faust dafür zu entscheiden, denn mein ganzes Gefühl und da nach meiner Ueberzeugung im Herzen der eigentliche Mensch steckt — mein eigentliches Ich zieht mich zu demselben hin. Wenn ich übrigens vor Eurer Rückkehr mich von hier noch entfernen sollte, so könnten mich nur sehr wichtige Gründe davon abhalten, Euch, geliebte Geschwister, noch vorher zu besuchen. Uebrigens führe ich hier jetzt ein Leben, das mir ganz behaglich sein würde, wenn ich darin eine schuldige Benutzung der Zeit finden könnte. Was diesem Leben eine ganz besonders angenehme Seite gibt, ist, daß ich außer den Stunden, die ich mit Mütterchen und Sophie zubringe, die Zeit einer über die Maßen interessanten Lectüre widme. „Die Soireen von St. Petersburg," von denen ich Dir neulich schrieb, sind eine wahre Fundgrube der tiefsinnigsten Ideen, die nur in einem ganz katholischen Gemüthe aufsteigen konnten. Jetzt lese ich Du Pape[1]) von demselben Verfasser und zugleich Fenelon's Werke. Du Pape vom Grafen de Maistre gefällt mir zwar noch nicht in dem Maße wie das erstgenannte Buch; dagegen bin ich ganz glücklich über die Bekanntschaft mit Fenelon's Werken, von dem ich mich hoffentlich nicht trennen werde. Da gehen einem freilich Tausende von Räthseln des eigenen Herzens auf, die man bisher nach unendlicher Mühe und Selbstqual doch so vollständig nicht zu lösen im Stande war. Ich bedaure jeden, dem Fenelon im Leben nicht begegnet: denn einen gründlichern und freundlichern und nützlichern Führer in den Untiefen des eigenen Herzens wird man schwer finden, und wer erst dahin gekommen, dort und nirgend anders Ruhe zu suchen, für den ist gewiß Fenelon ein Bote des Himmels.

Unserm geliebten Mütterchen geht es, Gott sei es unendlich gedankt, ganz vortrefflich. Sie macht ohne irgend eine Anstrengung die größten Promenaden mit uns, wobei sie noch lauft, als wenn wir um Botenlohn gingen.

Zum Glücke mahnt mich das Ende dieses Blattes daran, endlich meinem Elstergeschwätze ein Ende zu machen; ich liefe sonst Gefahr selbst Eure unendliche Langmuth gegen mich zu ermüden. Die allerherzlichsten

---

1) Vom Papst. Aus dem Französischen des Grafen Jos. de Maistre übersetzt von Moriz Lieber. Frankfurt a. M. 1822.

Grüße an Paula und die Kinder. Sei doch nur recht langmüthig gegen Deinen kleinen Fritz und verlange nicht, daß er in seinem ersten Jahr so viel von der Erbsünde abgelegt haben soll, wie Du im dreißigsten.

An seinen Bruder Wilderich.

34.

Münster, 3. Januar 1841.

Seit meinem letzten Briefe habe ich hier ein grausam leichtsinniges Leben geführt, wobei ich mich aber recht gut unterhalten habe, wenn ich mich auch endlich nach Ruhe und Besinnung sehnte. Als ich noch in Lembeck war, traf uns die Nachricht, daß in Assen und Hovestadt gejagt werden solle. Heute vor drei Wochen fuhren deßhalb Ferdinand und ich hierher, und da die Jagd in Hovestadt um einen Tag verfrüht worden war, fuhr ich noch in der Nacht mit Ferdinand Galen, Christian Kerssenbrock und Wilhelm Asseburg nach Hovestadt, wo wir dann am Montage die Jagd begonnen haben und zwei Tage dort, zwei Tage in Assen und endlich zwei Tage in Heessen jagend zubrachten. Das Wetter war herrlich und es wurden geschossen: Erster Tag in Hovestadt: 50 Hasen; zweiter Tag in Assen: 20 Hasen, 8 Füchse; dritter Tag in Assen: 29 Hasen, 1 Fuchs; vierter Tag in Hovestadt: 30 Hasen; fünfter Tag in Heessen: 26 Hasen; sechster Tag in Heessen: 63 Hasen. Die Jagdgesellschaft bestand aus Max, Clemens, Ferdinand Galen, Hülshof, Busch, Plettenberg, Carl Merveldt, Christian und Ferdinand Kerssenbrock. Diese Zusammenstellung läßt, wie Du siehst, nichts zu wünschen übrig und so war denn dieser Zug sehr munter, wozu die angeführten, für die hiesige Gegend immerhin ganz guten Jagden nicht wenig beitrugen. Aennchen hat jetzt in Assen eine Haushälterin, die uns sehr gut versorgte, während der alte Wein das Seinige dazu beitrug, eine zu dem alten Gemäuer sehr passende heitere Stimmung hervorzurufen. Assen wird wunderschön. Mathis reparirt es mit einer Munificenz, die in jetziger Zeit gewiß nicht leicht ihres Gleichen hat. Der Bau ist so weit vorgerückt, daß die ganze Familie über und über Unterkommen darin finden kann, und ich bezweifle deßhalb nicht, daß sie im nächsten Jahr einen Sommeraufenthalt dort machen werden.

Den 5. Januar 1841.

Mit Richard[1]) habe ich über dessen Zukunft verhandelt und wir sind darüber übereingekommen, daß er vorläufig noch eine bestimmtere Entwickelung seiner Ideen mit Hilfe Gottes abwarten muß, bevor er feste Entschlüsse fassen kann. Er geht mit zu ernsten Gedanken um, als daß man gleich an deren Ausführung in der jetzigen Zeit, die allen hochherzigen, starken Entschlüssen so feindlich ist, denken könnte, und bei seiner religiösen Richtung bezweifle ich nicht, daß ihm die Gnade noch größere Klarheit über seinen Beruf gewähren wird. Was mich betrifft, so habe ich in Ermangelung aller Antwort auf mein erstes Schreiben ein zweites auf sicherem Wege dorthin abgesendet und hoffe jetzt baldigst eine Antwort zu erhalten[2]).

Große Freude hat uns hier die Wahl des Dr. Ritter in Breslau[3]) gemacht; er wird doch überall als dem Fürstbischof in allem entgegengesetzt geschildert — gewiß ein vortreffliches Lob. Eure Nachrichten haben mich wegen der guten Quellen, aus denen sie fließen, sehr betrübt, und um so größer ist unsere Spannung über die Bedeutung der zweiten Sendung des Grafen Brühl[4]). Hier verbreitet eine eben bekannt gewordene Antwort unsers Königs eine allgemeine Freude, wenn sie auch keinen wesentlichen Gegenstand betrifft. Der Pfarrer von Alt-Lünen trug den in der evangelischen Gemeine Neu-Lünen wohnenden Katholiken, die seiner geistlichen Pflege anvertraut sind, immer die Sakramente in vollem geistlichen Ornate zu, bis der evangelische Pfarrer auf den Grund hin, daß dies früher nicht geschehen und daß die Gemeine rein evangelisch sei, es erwirkte, daß dem katholischen Pfarrer verboten wurde, sich des geistlichen Anzuges bei Ausspendung der Sakramente an die Kranken in der evangelischen Gemeine Neu-Lünen zu bedienen. Die Reklamation hiergegen wurde vom Oberpräsidenten und von dem Ministerium abgewiesen, bis die Sache zum König gelangte, der dann entschied, daß es bei der gemischten Bevölkerung hier zu Lande unbegreiflich sei, wie man einem katholischen Pfarrer das Tragen seines Ornats irgendwo verbieten wolle, da man in Münster, wo sonst gleichfalls keine protestantischen Geistlichen gewesen, es doch auch nicht verwehre, daß sich diese jetzt in ihrem Ornate zeigten. Der katholische Geistliche sei hierin in Zukunft

---

1) Jüngster Bruder des Bischofs, damals Offizier bei den Husaren.

2) Vgl. S. 65.

3) zum Bisthumsverweser nach der Resignation des Fürstbischofs Sedlnitzky. Hist.-pol. Bl. 7, 64, 168.

4) nach Rom.

durchaus nicht mehr zu behindern und außerdem sei ihm jährlich ein Zuschuß von 200 Thlr. zum Beweise besonderer Zufriedenheit auszuzahlen. Solche Züge sind doch sehr schön und herzgewinnend. Weniger befriedigend sind die bisher bekannt gewordenen Veränderungen in den höchsten Behörden. Hier erwartete man auch große Veränderungen in dem diplomatischen Corps und damit verknüpfen wir natürlich viele Hoffnungen für Ferdinand [1]). Er trägt seine hiesige Stellung mit großer Ruhe und Heiterkeit, wozu ihm aber nur seine religiöse Gesinnung die Kraft verleiht. Mit dem Präsidenten steht er in recht gutem Vernehmen, wogegen die andern Mitglieder ihren Aerger oft nicht scheinen verbergen zu können.

An seinen Bruder Wilderich.

35.

Harkotten, 21. Januar 1841.

Ihr habt mich aufgefordert, Euch meine Ansicht über das Projekt zu sagen, die Kinder vielleicht in einer Jesuitenanstalt unterzubringen. Ich gestehe offen, lieber Wilderich, daß ich so sehr für die Erziehung in den Jesuitenanstalten eingenommen bin, daß ich mißtrauisch auf mein eigenes Urtheil sein könnte. Entschließt Ihr Euch einmal die Kinder andern Händen zu übergeben, so könnt Ihr sie gewiß nirgends besser und sicherer unterbringen als bei den Jesuiten. Früher hätte sich wegen der Lehrmethode noch mit viel mehr Recht eine Schwierigkeit dagegen erheben lassen als jetzt, wo der Unterricht auf einen ganz andern Fuß gebracht worden ist und nach allem, was man hört, doch ganz nach den deutschen Anforderungen bemessen sein soll, wenigstens in Freiburg, wo, wie ich Dir schon gesagt habe, z. B. Freudenfeld [2]) den Unterricht der Geschichte ertheilen soll.

Den 27. Januar.

Denke Dir unsere Verwunderung, als wir vor einigen Tagen erfuhren, daß Mütterchen auf und davon nach Dinklage und durch Glandorf gekommen sei. Der Vorwand zu dieser Reise war eine kleine Unpäßlichkeit der kleinen Franziska, die aber schon durchaus vorüber war. Der eigentliche Grund war aber wohl nur das Verlangen wieder bei

---

1) Graf von Galen.

2) Der Convertit Burkhard Heinrich Freudenfeld, früher Professor der Geschichte an der Universität Bonn. Rosenthal, Convertitenb. Deutschland 1, 382.

Galen's zu sein, unter denen sich Mütterchen doch besonders gern aufhält. Gott Dank ist Mütterchen ohne ein Mißgeschick übergekommen. Bei den ungeheuren Ueberschwemmungen, die, wie im ganzen übrigen Deutschland, auch hier stattgefunden haben, war diese Tour sonst recht unvorsichtig.

Hier leben wir ein sehr stilles ländliches Leben. Clemens und ich gehen täglich zum Sternbusch und sehen das Holz fällen. Du kannst Dir nicht denken, was für wunderschöne Bäume doch da gestanden haben. Clemens hat jetzt wieder fünfzig Stück verkauft und der Rest wird wohl zum Kirchenbau[1]) verwendet werden, so daß Du im nächsten Herbst wohl nichts mehr dort finden wirst.

Sehr angenehm beschäftige ich mich auf meinem Zimmer. Das Leben von Fenelon in drei Theilen von Bischof Bausset habe ich in letzter Zeit wahrhaft verschlungen. Es ist unendlich interessant das Leben eines so ganz Christus und der Entsagung hingegebenen Gemüthes in immerwährenden Verwickelungen mit dem intrigantesten Hofleben in Folge seiner Stellung als Erzieher des Enkels Ludwigs XIV. und im Kampfe über die schwierigsten theologischen Fragen mit Bossuet zu sehen. Seine Erziehung des Herzogs von Burgund und sein Einfluß auf ihn während seiner Ungnade und Entfernung vom Hofe ist ganz überirdischer und unbegreiflicher Art. Wenn man endlich ihn mit seinem Zöglinge, von dem man die Wiedergeburt Frankreichs unter Leitung Fenelon's erwarten mußte, und mit seinen frömmsten, staatskundigsten zwei Freunden, den Herzögen Chevreuse und Beauvilliers, in drei Jahren dahin sterben und nur noch den alten Ludwig mit einem Kinde von zwei Jahren ohne Hilfe gegen ein furchtbares Verderbniß und gegen die Schlechtigkeit des Herzogs von Orleans übrig sieht, dann fühlt man, daß sich ein fürchterliches göttliches Gericht gegen Frankreich erfüllt hat und daß zu wenig Gerechte mehr dort waren, um das Strafgericht abzuhalten.

Seit Deinem Briefe habe ich alle Hoffnung auf Rückkehr des Erzbischofs aufgegeben und ich glaube mit Dir, daß ein Versprechen unsern König abhält. Denn bei so ernstem guten Willen, den Katholiken alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß eine moralische Unmöglichkeit vorhanden sein, die ihn von diesem letzten Schritt der Gerechtigkeit abhält. Ich bin außerordentlich gespannt auf die Ausgleichung mit Rom, die wir nach den Zeitungen jetzt täglich erwarten können. Der Papst muß einem so guten Willen gegenüber zu allem freudig bereit sein, was nur irgend gewährt werden kann. Die freie Correspondenz mit Rom[2]) ist ein wahres Ereigniß.

---

1) In Füchtorf.

2) Ministerialerlaß vom 1. Januar 1841. Vgl. Hist.-pol. Bl. 7, 161 ff.

An seinen Bruder Wilderich.

36.

Harkotten, 7. Februar 1841.

Die Beantwortung Deines soeben erhaltenen Briefes will ich keinen Augenblick verschieben, da ich mich nothwendig mit Dir selbst unterhalten muß, um so manches zu besprechen, was seit den letzten vierzehn Tagen eine andere Gestalt angenommen hat. Die unzweifelhaft jetzt schon bei Dir eingetroffene Nachricht, daß Köbbingen für Dich nicht angekauft ist, wird Dir also in Deiner jetzigen Lage ganz erwünscht gekommen sein. Obwohl ich nun hierin nicht mit Dir übereinstimmen kann und vor wie nach den Besitz eines landtagsfähigen Guts in Westphalen für Dich sehr gewünscht hätte, so ist dennoch diese Sache hiermit für Dich abgemacht und Du, mein alter Wilderich, scheinst also vorläufig Deinen bleibenden Aufenthalt fern von der Heimath nehmen zu sollen. Der beste Trost für diese schwere Entbehrung beruht ja für Dich wie für uns alle in der Ueberzeugung, daß der Wille Gottes Deine und unsere Verhältnisse leitet, der unsere Kräfte auch hierin nicht überbürden und uns mit Entbehrungen und Leiden zu weit heimsuchen wird. Diesen Trost trägst Du so ruhig und klar in Deiner Brust, daß auch ich dadurch mit viel mehr Gleichmuth auf die Opfer hinblicke, die der Himmel von Euch fordert und die mich ohne diesen Trost tief betrüben würden. Wir haben durch unseren langen Aufenthalt zu Hause zu sehr die großen Vorzüge kennen gelernt, mit denen der liebe Gott unser geliebtes Münsterland begnadigt hat, als daß wir uns nicht von allen Orten der Welt aus wieder dahin zurücksehnen sollten. Aber zum Dienste Gottes werden wir unbrauchbar, wenn diese Vorzüge unseres Heimathlandes uns vergessen machen, daß Er, den wir doch vorzüglich und eigentlich allein suchen sollen, nicht weniger wie hier, an allen Orten gesucht und gefunden werden kann; und undankbar wären wir, wenn die gerechte Liebe zur Heimath, die uns unser ganzes Leben lang stärken, trösten und mit den angenehmsten Erinnerungen erfüllen soll, statt uns recht brauchbar für den Dienst Gottes zu machen, uns außer den engen Grenzen der Heimath ganz unbrauchbar für das Leben und Wirken machte. Entbehren und Entsagen im Dienste und zur Ehre Gottes ist unsere Parole geworden und je mehr wir ihr treu sind, desto mehr werden wir gewiß auch schon hier auf Erden glücklich und zufrieden sein. Dann, mein alter Wilderich, was ist eine Trennung, die jetzt in zwei Tagen und drei Nächten, bald vielleicht in einem Tage wird aufgehoben werden können, und die nach allen möglichen menschlichen Berechnungen

in der Art wie für die nächste Zukunft nicht viele Jahre dauern kann, wo Du es dann ja ganz in Deinen Händen haben wirst, Dich wieder Deiner Heimath anzuschließen, wie Du es nur irgend wünschen magst. So wenig ich befürchte, daß Dich auch noch größere Opfer unglücklich machen könnten, und daß Du nicht mehr im Stande seiest, sie zur Ehre Gottes zu tragen, so wenig kann ich es billigen, daß Du Dich immer nicht nur mit dem Kreuz der Gegenwart, sondern auch oft, wenigstens in dieser Beziehung, mit einem noch viel schwereren Kreuz der Zukunft belastest, da diese doch ganz in den Händen Gottes beruht, der sie wenden kann, wie er will, und der, dem ruhigen Vertrauen zu Ehren, gewiß schon oft das nach menschlichen Ansichten unausbleiblichste Kreuz in die größten Freuden verwandelt hat. Ich bitte Dich deßhalb, alter Wilderich, lasse doch Gott die Zukunft und male sie Dir nicht mit allen Schrecken der Möglichkeit aus, wie Entfremdung von den Bekannten und Freunden zu Hause, Erziehung Deiner Kinder ohne freundschaftliche Umgebung, wie Du sie gekannt 2c. Gott hatte Dich ja früher nicht lieber wie jetzt und liebt Deine Kinder nicht weniger wie Dich und hat Dir und ihnen trotz unseres Vorwitzes wahrscheinlich unendlich gütiger fürgesorgt, wie wir es ahnen.

Verzeihet mir, liebe Geschwister, diese Epistel, die ich nur gewaltsam abbreche, da ich noch lange gern über die Trostgründe bei unseren Leiden mich mit Euch unterhalten hätte. Da sie aber mehr für mich wie für Euch passen, und Ihr sie Euch viel besser selbst vorhalten könnt, so will ich abbrechen, so gern ich alles mit Euch theile.

Inzwischen hat sich auch für mich vieles geändert. Denke Dir meine freudige Ueberraschung, als ich vorigen Montag einen Zettel von Ferdinand Galen mit der Nachricht erhielt, daß Reisach, Bischof von Eichstätt, derselbe, an den ich mich in meinen Angelegenheiten gewendet, leibhaftig in Münster sei. Ich machte mich sofort dahin und habe mich mit ihm aussprechen können. Im Anfange unsers Gespräches erwartete ich natürlich eine weitläufige Erörterung der Gründe für und gegen den geistlichen Stand, wie ich sie in meinen zwei Briefen auseinander gesetzt hatte. Nun denke Dir meine Verwunderung, als er über alle diese Schwierigkeiten mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit wegging, ohne weiters als feststehend annahm, ich wolle den geistlichen Stand ergreifen, und nur die Art und den Ort der Vorbildung in Berathung zog. Da war ich also über alle Schwierigkeiten des Entschlusses, die mir früher zehntausend chinesische Mauern zu übertreffen schienen, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ganz ohne Entschluß hinweggekommen. Ich folge also jetzt ohne Entschluß seinem Rathe und seiner Leitung und habe zu Gott das

Vertrauen, daß ich damit weiter kommen werde als mit meinen bisherigen eigenen felsenfesten Entschlüssen, mit denen ich so im Morast stecken geblieben bin. Ich bin entweder von Gott ganz verlassen und einem fürchterlichen Leichtsinn überantwortet, oder Gott hat sich meiner trotz meiner Elendiglichkeit auf eine unendlich väterlichgütige Art erbarmt. Denn wie er mir hiernach den Entschluß zugetragen hat, so hat er mich bisher bei dem Gedanken an die Ausführung dieses Entschlusses so wunderbar getröstet und gestärkt, daß ich keine ruhigere Zeit hätte verleben können.

Was nun, mein lieber Wilderich, die Art der Ausführung betrifft, so schien der Bischof am meisten eine vollständige Ausbildung in Rom und zwar im Collegium Germanikum zu wünschen. Ich kann nicht leugnen, daß ich vor diesem unerwarteten Gedanken etwas zurückschreckte, und ohne daß ich ihm meine Ansicht untergeschoben hätte, schien er bei näherer Berathung selbst diesen Gedanken wenigstens vorläufig fallen zu lassen und machte mir dann das Anerbieten in sein Seminar vorläufig einzukehren. Er schilderte mir dann seinen Seminar-Director[1]) als einen so liebenswürdigen, frommen und gelehrten Mann, daß ich sofort mit der größten Freude auf diesen Antrag einging. Ich werde also in der Nähe und unter der Leitung eines so ausgezeichneten, begnadigten Mannes die erste Zeit zubringen und habe dann dort alle Muße das Weitere zu überlegen und für mich überlegen zu lassen.

Wann ich hingehe, hängt zunächst von Deinem Briefe ab — auch der Bischof ist der Ansicht, daß jede andere Rücksicht schweigen muß, wenn ich Dir und Paula zum Trost dienen kann; und daß hierdurch jeder Anforderung meines Herzens entsprochen wird, weißt Du — also nach Deiner Rückkehr aus Italien, wenn es so Dein und Paulas Wunsch ist, sonst aber im nächsten Frühjahr, worüber ich noch ein weiteres Schreiben abwarte.

So stehen also jetzt meine Privatangelegenheiten, mein lieber Wilderich, und mein allerinnigster Wunsch ist es, daß Du damit zufrieden seiest, wie es mir in allem, was ich thue, die größte Freude ist, wenn ich denken kann, daß ich in Uebereinstimmung mit Deinen Ansichten verfahre. Der Richtung auf der Landkarte nach sehe ich zwar mit großer, großer Betrübniß, daß sich unsere Wege in den nächsten Jahren noch nicht dauerhaft vereinigen lassen. Aber das kann sich ja auch ändern und unsere gemeinschaftliche unüberwindliche Liebe zur Heimath will mir mit der Gewalt eines Vorgefühls noch immer als Fingerzeig Gottes erscheinen, daß wir dort endlich, wenn auch in noch so kleinen Kreisen, unsere Wirk-

---

1) Dr. Joseph Ernst, später Dompropst zu Eichstätt, † 21. Februar 1869.

samkeit vereinigen können. Dieser Gedanke erfüllt meine Seele mit wahrem Jubel. Wenn das aber auch nicht der Wille Gottes sein sollte, dann werden wir uns nach einigen Jahren doch jedenfalls wieder oft sehen und vereinigen können, und wenn wir uns dann immer mehr in demselben Geiste stärken und kräftigen, dann wird uns auch die Zeit der Trennung wieder leichter zu ertragen sein.

Mit Mütterchen werde ich sprechen, sobald ich nach Münster komme. Höchst unangenehm ist mir diese Stellung zwischen Luft und Wasser, die ich dort noch vorläufig einnehmen muß. Mein Benehmen werde ich mit Excellenz [1]) berathen, um von der einen Seite nicht als Sonderling zu erscheinen und von der andern ein Weltleben zu vermeiden, das solchen Endzielen unanpassend ist.

Ueber den Zweck des Aufenthaltes von Reisach ist nichts Bestimmtes bekannt geworden; nur zweifelt kein Mensch, daß unmittelbare Aufträge vom Heiligen Vater an den Erzbischof den Gegenstand dieser Reise ausmachten. Beide scheinen so befriedigt wie möglich von dieser Bekanntschaft zu sein, und ich habe mit vielen große Freude darüber, daß sich zwei so bedeutende und so verschiedene Männer kennen und schätzen gelernt haben. Die Sendung muß übrigens keinen unerfreulichen Inhalt gehabt haben. Die Spannung über das Resultat aller dieser Schritte wächst natürlich und ich bin jetzt wieder über Vermuthungen Deines Briefes und meine Ansicht in dem zuletzt Dir geschriebenen Brief sehr zweifelhaft. Leider weiß ich noch nicht die letzten Nachrichten Deines Briefes an Sophie, die uns vielleicht einiges Licht gewähren können.

Leider war Mathis noch nicht in Münster und hat dadurch Reisach versäumt. Ferdinand ist dagegen ganz glücklich und entzückt über die Erneuerung dieser Bekanntschaft. Bei Mervelbt hat er einen Abend und ein Diner mitgemacht und nur eine Stimme vereinigte alles zu seinem Lobe. Du mußt ihn auch nochmal kennen lernen.

Mein Aufenthalt hier ist jetzt bald zu Ende und ich werde mich in diesen Tagen zu Mütterchen und den Geschwistern nach Münster machen. Auch Clemens wird jetzt hingehen und bis nach dem Landtage dort bleiben, da er den Fürsten Wittgenstein wieder vertreten wird. Ich verlasse unseren stillen einförmigen Aufenthalt hier nur mit schwerem Herzen. Ich habe die angenehmste Zeit hier auf meinem Zimmer hinter den Büchern zugebracht und die Bibliothek wieder neuerdings schätzen gelernt. Auf dem Apfeldamm habe ich eine Scheibe stehen, wo ich in der Zwischenzeit Meisterschüsse aus meinem Fenster mache.

---

1) Mathias Graf von Galen.

Clemens und ich gehen täglich spazieren und die übrigen Stunden muß Clementinchen ausfüllen, die ein immer lieberes Kindchen wird. Als sie heute von Euch reden hörte, sagte sie gleich, Onkel Wilderich und Tante Paula müßten auch nach Münte (Münster) kommen.

An seinen Bruder Wilderich.

37.

Münster, 27. Februar 1841.

Soeben verläßt uns Sophie bei dem Frühstück, das in alter Art durch Besuche in der Regel sehr lange dauert. Sie erzählte uns von Deinem Briefe, den sie gestern Abend erhalten. Nach demselben muß ich fast annehmen, daß Du meinen letzten Brief, den ich einige Tage vor dem Sophie's abgeschickt, gar nicht erhalten hast. Ich eile deßhalb, Dir wieder einige Worte von mir zukommen zu lassen, während ich bisher zuerst eine Antwort von Dir abwarten wollte. — —

Wenn Ihr meinen letzten Brief nicht erhalten, so schreibe ich nächstens mehr über meinen Entschluß und die Art, wie ich ihn endlich gefaßt und jetzt nur so viel, daß ich mich noch immer in derselben wohlbehaglichen Stimmung in Betreff desselben befinde, wie in meinem letzten Briefe ich es ausgedrückt, so daß ich entweder tollen Leichtsinn besitze oder eine unendliche Barmherzigkeit erfahre. Wenn Ihr vorläufig mich nicht brauchen könnt, so erwarte ich nur noch einen Brief von Reisach und hoffe jedenfalls dann schon nächsten Sommer bei ihm zu sein. Meine Stimmung bei dieser Trennung von Hause kann natürlich nur eine gemischte sein, denn so sehr sie mir auch Gott erleichtert und zwar in der Wirklichkeit mehr, wie ich es in der Erwartung je für mich möglich gehalten, so verlangt doch Gott auch bei jedem Schritte eigenes Mitwirken. Die Trennung von der Welt ist eine Operation, die nicht ganz ohne Schmerzen erfolgen kann. Ich verlasse mich aber mit voller Zuversicht darauf, daß der göttliche Arzt erfinderisch an Salben ist, die den Schmerz lindern. Außerdem ist mir die Aussicht, in voller äußerer Ruhe unter Reisach's Leitung in dessen Seminar zu leben, äußerst ansprechend. Seinen Seminar-Director, den er von Rom mitgebracht, hat er mir so liebenswürdig beschrieben, daß ich mich auf sein Regiment schon herzlich freue. Ich hoffe nur, daß mich dort Deine Selbstquälerwuth auch befallen wird: denn das weiß ich, die Herrn gehen nicht sehr schonend mit dem natürlichen Menschen um. Doch Glück zu! Ich werde ihnen freudig mit Gottes Hilfe den Schacht in mein tiefes Innere hinein offen

legen und wenn es ihnen gelingt, den Egoisten herauszuziehen, mit ihnen ein Te Deum laudamus anstimmen.

Nächsten Winter werdet Ihr schon ganz gewiß hier zubringen. Pläne können freilich noch viele bis dahin zerstört werden, da doch vielleicht die Zeit wieder da ist, wo der Himmel mit einem Kriege das sündige Menschengeschlecht züchtigen will. Wenn überhaupt diese Zuchtruthe des Himmels, welche er doch seit dem Beginn der Welt bis jetzt geschwungen, nicht aufhören soll auf Erden gebraucht zu werden — was anzunehmen ich wenigstens keinen Grund finden kann — so sollte man glauben, daß wir in der nächsten Zukunft sie wieder toben sehen werden. Ich wünsche ihn für diesen Augenblick persönlich nicht, denn die Zeit ist für mich vorüber, wo ich Ehre und Wirksamkeit dieser Art ersehnte. Für Deutschland selbst aber sollte man keinen günstigeren Augenblick zu einem Kriege mit Frankreich für möglich halten als den jetzigen. Wenn die Sache noch vor dem Sommer losgeht, so werde ich mich der Theilnahme nicht entziehen können, und dann danke ich Gott, daß ich wenigstens mit etwas besserem Gewissen mich den Gefahren aussetzen kann wie früher. Diese Kriegsahnungen sind auch hier von den Carnevalsfreuden nicht ganz übertäubt und mitten in unaufhörlichen Plaisirs tauchten sie immer wieder auf. Was in den letzten Jahren versäumt wurde, ist in diesem reichlich nachgeholt worden. Wie sehr sich die Verhältnisse des Adels geändert haben, geht daraus hervor, daß z. B. vor einigen Tagen die Generalitäten und Präsidenten der adeligen Damenklub-Gesellschaft mit Ausnahme aller andern ein prachtvolles Fest im Lokal des Vereins gegeben haben.

Wenn doch endlich sich unsere kirchlichen Angelegenheiten lösen wollten! Ich glaube jetzt an die Wahl eines Coadjutors, ohne aber irgend etwas Näheres darüber gehört zu haben. Gestern setzte uns ein Brief von Malchen Mervelbt in Verwunderung, die anzunehmen schien, daß von Ernennung des Bischofs Reisach zum Coadjutor die Rede sei. Hier war noch keine leise Vermuthung dieser Art verlautbart und auch jetzt glaubt Niemand daran. Wenn diese Aussicht sich erfüllen sollte — das wäre freilich ein ungeheures Glück, ein wahres Ereigniß von unberechenbaren Folgen. Er selbst hat in Rom bei Verurtheilung der Hermesianer bedeutende Gutachten für die Cardinals-Congregation ausgearbeitet; ist also ganz vorzüglich in ihre Lehre und ihre Schliche eingeweiht. Das wäre ein Wunder, wie kein größeres noch gewirkt worden, ein so sichtbares Eingreifen Gottes in die Lenkung seiner Kirche auf Erden, daß sich seine Fürsehung mit Händen greifen ließe. Ich kann noch nicht daran glauben und finde die andere vielfach gehegte Vermuthung

wahrscheinlicher, daß Diepenbrock zu dieser Stelle auserlesen sei. Da ich wegen der Möglichkeit, daß Ihr schon lange keine Nachricht mehr von mir erhalten, zu eilig bin, so will ich hier schließen, kein anderes Blatt mehr anfangen und Euch, meine lieben geliebten Geschwister, nur noch auf das Allerinnigste an mein Herz drücken. Grüßet die Kinder und Lisette, wenn sie noch am Leben. So geht es hier mit uns Menschen und da sollte man noch Gewicht auf das Leben legen! Der Landtag tritt morgen zusammen. Noch ist durchaus keine Proposition von Berlin hier als ein Jagdpolizei-Gesetz. Interessantes werde ich Dir mittheilen. Tausend Grüße und Lebewohl.

An seinen Bruder Wilderich.

38.

Münster, 8. März 1841.

Der Landtag hat bisher durch eine Diskussion eigener Art eine außerordentliche Aufregung der Gemüther hervorgerufen, die denn heute in einer Plenarsitzung zu einem Resultate geführt hat, das alle Herren unserer Gesinnung mit enthusiastischer Freude erfüllte. In der ersten Sitzung nach der Eröffnung brachte Schorlemer[1]) eine Adresse als Petition in Antrag, worin dem König der allgemeinste Dank der Stände für seine Propositionen zur weiteren Ausbildung des ständischen Princips und für seine bisherigen Schritte den Katholiken gegenüber ausgesprochen wurde. Alle billigten zwar nicht diesen Schritt von Schorlemer. Da er aber einmal erfolgt war, so interessirte natürlich dessen Durchführung alle im höchsten Grade. Zunächst kam die Sache im Ausschusse vor und es wurde dort, abgesehen von dem Inhalt der vorgelegten Adresse, die allgemeine Frage zuerst diskutirt, ob überhaupt eine Dankadresse an den König abgehen solle oder nicht, und zum größten Erstaunen unserer Herren wurde diese Frage mit zehn Stimmen gegen sechs verneint. Bei dieser Verhandlung im Ausschusse hatten die Protestanten mit Bodelschwingh an der Spitze sich auf durchaus keine anderen Gründe eingelassen als auf die Behauptung, eine Adresse sei nicht mehr angemessen, weil sie nicht sofort in der Eröffnungssitzung vorgebracht worden — eine so elende Einwendung, daß unsere Herren noch mehr, als über das Verwerfen der Adresse selbst, über die Feigheit dieser Herren empört waren, die unter so elendem Scheingrund ihre eigentliche Herzensmeinung versteckten. Außer-

1) Freiherr von Schorlemer Overhagen, Vater des Freiherrn Schorlemer Alst.

dem schienen unsere Herren sehr verstimmt über das Benehmen derer aus ihrer Mitte, die als Deputirte an der Ausschuß-Sitzung Theil genommen und sich nicht kräftig genug ausgesprochen; wogegen nur Dolffs, der Landrath[1]), in der edelsten tüchtigsten Art ganz in unserem Geiste sich dieser Adresse angenommen haben soll. Ganz vorzüglich schmerzlich für uns war, daß Hüffer gleichfalls sich gegen eine Adresse ausgesprochen und mit ihm alle andern Katholiken, unsern Stand ausgenommen. Hüffer hatte seine Ansicht durch die Aeußerung motivirt, daß er dem König nicht zweckmäßig für die Verfassungsentwürfe danken könne, bevor sie nicht von den Ständen als zweckmäßig anerkannt worden.

So standen zunächst die Sachen und alle waren empört und desperat, vorzüglich aber Mathis wie zernichtet, darüber, daß es nun zur Kenntniß des Königs kommen werde, daß nicht einmal die Katholiken ihm Dank auszusprechen bereit seien für sein Benehmen gegen die Kirche. Mit der größten Mißstimmung gingen also heute unsere Herren zur Sitzung, wo wiederum nur die allgemeine Frage erörtert werden sollte, ob überhaupt eine Dankadresse abgehen solle. Wir saßen unterdeß beim Domherrn[2]) und warteten vergebens bis zwei Uhr, wo endlich Bruder Clemens, Westphalen, Mathis, Bocholtz im wahren Triumph mit folgenden Nachrichten zu uns kamen.

Der Herr Landtagsmarschall[3]) hatte sich zuerst in einer vortrefflichen Art im Allgemeinen über das Votum des Ausschusses ausgelassen und unter anderm, nachdem er den Adreßentwurf vorgelesen, erklärt: Der Dank für das Benehmen des Königs gegen die Katholiken sei so billig, daß selbst ein Jude ihm beistimmen müsse. An der allgemeinen Diskussion sollen dann fast alle Theil genommen haben, ausgezeichnet gut wieder Dolffs; und endlich ist Hüffer in einem sehr gewandten Vortrag aufgetreten und zwar zum allgemeinen Erstaunen für die Adresse, wobei er sein Benehmen im Ausschuß durch die Erklärung rechtfertigte, er habe gehofft, dadurch diese ganze Frage zu beseitigen, von der er Uneinigkeit unter den Ständen, die den spätern Verhandlungen nur nachtheilig sein könnten, befürchtet habe. Und als Clemens endlich namentliche Abstimmung gefordert, ergab sich das Resultat, daß alle Katholiken, mit Ausnahme von Landrath Metternich, für die Dankadresse

---

1) Florenz Heinrich von Bockum Dolffs, früher Landrath des Kreises Soest, später Ober-Regierungsrath zu Coblenz, das bekannte einflußreiche Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

2) v. Korff, bei welchem sich der sogenannte Rauchklub einzufinden pflegte.

3) Graf Ignaz Landsberg von Velen und Gemen.

gewesen, mit ihnen einige Protestanten, wie Dolffs; wogegen die Protestanten unter Leitung eines Ober-Regierungsraths Borries und Landraths Bodelschwingh sich dagegen ausgesprochen. So waren $^3/_5$ dafür und $^2/_5$ dagegen.

Zu jedem Antrag an den König ist nun zwar $^2/_3$ Majorität erforderlich, und wegen dieser Formfrage ist die Sache dem Landtagscommissar zur Entscheidung vorgelegt, ob eine Adresse nun wirklich abgehen soll. Man glaubt zwar, daß dies von Vincke verneint werden und die Adresse daher nicht abgehen wird. Die ganze Gehässigkeit, daß eine Dankadresse nun wahrscheinlich nicht erfolgt, fällt aber natürlich jetzt auf diese protestantischen Regierungsherren, und es soll ganz komisch gewesen sein, wie sichtbar ihnen dieser Gedanke am Ende der Sitzung, wo sich diese Sache schroffer herausgestellt, Furcht und Angst eingejagt hat. Man will jetzt diese Abstimmung und Verhandlung möglichst offenkundig und namentlich ganz vollständig im Protokoll aussprechen, damit sie jedenfalls dem König zu Gesicht komme, der sich nicht wenig wundern wird, Herrn Borries, Bodelschwingh und Consorten an der Spitze einer Partei zu finden, die einen ganzen Landtag hindert, dem Könige Dank und Vertrauen auszusprechen. Dies Resultat ist ganz herrlich. Die so zart legitim waren, daß sie eine Gewissensopposition der Katholiken nicht begreifen konnten, haben sich jetzt in ihrer eigenen Falle gefangen. Mathis ist wie neugeboren und behauptet noch nie eine so interessante, gemessene und siegende Diskussion auf dem Landtage erlebt zu haben.

Den 11. März 1841.

Vincke hat inzwischen entschieden, daß eine Adresse an den König nicht abgehen könne, weil keine $^2/_3$ dafür gestimmt. Man wird jetzt sehr genau Acht haben auf die Fassung des Protokolls von der letzten Sitzung. Und da hieraus die ganze Sachlage und das Für und Gegen wie auch das Votum jedes Mitgliedes wegen der persönlichen Abstimmung erhellen wird, so sind unsere Herren hiermit ganz zufrieden und hoffen mit diesem Protokoll in der Hand den König hinreichend seine Männer kennen lernen zu lassen.

Wahrscheinlich wird noch eine Petition auf Rückkehr des Erzbischofs eingebracht werden. Westphalen scheint mir wenigstens ganz dazu entschlossen zu sein. Ich glaube, daß ein solcher Schritt augenblicklich nicht im Interesse der Kirche liegt. Du bist gewiß anderer Ansicht und im Grunde halte auch ich die Sache nicht für so wichtig, glaube vielmehr, daß mit und ohne einen solchen Antrag diese Angelegenheit bald erledigt sein wird. Dein Brief, den ich gestern erhielt und für den ich Dir

und der lieben Paula meinen allerherzlichsten Dank sage, bestärkt mich noch in dieser Ansicht.

Ich rechne sicher darauf, Euch noch in diesem Jahre in Eichstätt oder sonstwo zu sehen. So wenig ich noch von Euren Wegen und der Zeit meiner Abreise Bestimmtes weiß, so freue ich mich doch unbeschreiblich in der sichern Voraussetzung, daß wir uns irgendwo begegnen werden.

An seinen Bruder Wilderich.

39.

Münster, 25. März 1841.

Ich bin ganz beglückt, mein lieber Wilderich, daß Du meinen endlichen Entschluß über meine Zukunft so ganz verstehst und billigest. In demselben Maße, wie ich meine eigene Kraftlosigkeit und Elendigkeit täglich mehr einsehe oder mir vielmehr offen gestehe, was ich auch früher überall empfand, aber mir und der Welt verbergen wollte, erkenne ich auch täglich mehr die Bedeutung, welche die uns angebotene Gnade Gottes für uns haben könne, und ich bin bei meinem eigenen Elend und der ungeheuren Größe der zu lösenden Aufgabe ganz beruhigt in der sicheren Erwartung dieses Beistandes der Gnade. Wenn ich mit meinen eigenen Kräften einen Nachtwächterposten übernehmen sollte, so würde ich weniger beruhiget über die befriedigende Lösung dieser Aufgabe sein, als ich es jetzt bin, wo ich ganz vorzüglich und vor allem auf die Gnade Gottes rechne, um zu seiner Ehre einen Stand zu bekleiden, der so hohe Kräfte und Heiligkeit vor allen Ständen erfordert. Wenn mir Gott nur, wie er mir alles Selbstvertrauen genommen hat, so auch alles Selbstscheinen vor der Welt nehmen wollte. Damit bin ich noch lange nicht im Reinen. Vor der Welt möchte ich noch überall bemerkt werden, mir Schein und Ehre verschaffen und bei der festen Ueberzeugung, vor Gott und zu seiner Ehre zu wandeln, würde ich dennoch nicht vollständiges Verschwinden und Vergessensein und noch weniger Verachtung und Schmach vor der Welt ertragen können. Diese Disposition allein ist es, die mich noch mit Angst erfüllt, und ich erkenne mit voller Gewißheit, daß, wenn ich sie nicht überwinde, ich die größte Gefahr der Untreue gegen Gott laufe. Wenn ich diese Teufelsfalle aber vermeide, dann befürchte ich sonst wenig von meiner totalen Nichtigkeit, von der ich wahrhaftig bedaure, mein alter Wilderich, daß sie Dir nicht so ganz bekannt ist, da Du dann auch nie die Erbarmung Gottes an mir in ihrer ganzen Größe erkennen kannst.

Es ist unglaublich, wie die menschliche Natur den einfachsten Standpunkt des innern Gnadenlebens immer zu verrücken versteht. So klar wie ich die Sonne am Himmel sehe, sehe ich in meinem Innern, daß ich zu keinem, zu absolut keinem einfach edeln Gedanken oder Act fähig bin. Mein Streben nach Wahrheit ist mit viel größerer Dunkelheit, mein Wunsch nach Kenntniß mit ungeheurer Unwissenheit, mein persönlicher Muth mit durchgängiger Feigheit, mein Verlangen nach Thätigkeit und Arbeit mit unüberwindlicher Trägheit verbunden, und wenn ich mich so überall zurückgeschlagen und verdemüthigt sehe und nun endlich meine, in meinem edelsten Sein, in meiner Liebe und Treue zu Eltern, Geschwistern und Freunden, sei ich eines ganz reinen Gefühles fähig, so entdecke ich eben da, je mehr ich mich kennen lerne, immer mehr Selbstsucht und bemerke, daß von den niedrigen Bewegungen der Eigenliebe auch dieses Gefühl bedingt und getragen ist. So aus mir selbst herausgeschlagen, sollte man doch glauben, sei nun nichts leichter, als sich ganz der Urwahrheit, der Urschöne und Urkraft und Urliebe anheim zu geben und nicht mehr seine eigene Ehre, die, wenn sie erlangt wird, nur Lüge sein kann, sondern die Ehre Gottes zu suchen — und diesen einfachen Schluß in sich zur Wahrheit zu machen, ist doch so unendlich schwer. Doch Gott kann auch das geben und darauf vertraue ich. Wann ich meinen neuen Beruf antreten werde, ist noch nicht bestimmt, da ich leider dem bestimmenden Briefe noch vergebens entgegensehe. Ich hoffe nicht, daß diese Ungewißheit über Ostern hinaus dauern wird. Tief in den Sommer hinein möchte ich nur sehr ungern noch meinen Aufenthalt hier fixirt sehen. — —

Jetzt muß ich Dir auch einige Einzelheiten unseres Landtages erzählen, die Dich so besonders interessiren, für die Du aber in mir einen sehr schlechten Correspondenten hast, da es schwer ist, aus unsern Herren etwas heraus zu bekommen und ich mich auf dieses Herauslocken schlecht verstehe, . . . und der Oberpräsident aus eigener Machtvollkommenheit alles angewendet hat, um die vom König zugestandene Publicität zu hintertreiben. Da ihm dies endlich nicht mehr gelingen wollte, hat er ihnen einige Stellen im ersten Protokoll, wodurch der Grund der Verweigerung einer Adresse und die Stellung der Parteien dabei bezeichnet worden, gestrichen, und jetzt liegt diese Sache wieder einem Ausschuß vor, der heute darüber berathen wird. Die Redaction der Zeitungsartikel ist übrigens Hüffer übergeben.

Das dem Titel nach so wichtige Gesetz über Verhinderung der Dismembration der Bauerngüter soll ganz unbrauchbar sein und der ganze Witz dieses Gesetzes darauf hinauslaufen, daß den Regierungen die Befugniß ertheilt werden soll, in jedem einzelnen Fall nach Gutdünken die

Theilung zu gewähren oder zu verweigern. Was aber von unserer Regierung in dieser Beziehung zu erwarten, geht daraus hervor, daß sie in einem Gutachten zu diesem Gesetze schon die Ansicht ausgesprochen, der Gegenstand sei für die hiesige Gegend ohne Gewicht, da bisher nur noch wenig Theilungen und diese ohne allen Nachtheil vorgekommen. Westphalen ist Referent in diesem Gesetze, Borries Correferent.

Mathis bearbeitet das bäuerliche Erbfolgegesetz, womit er sehr beschäftiget ist. Am besten redigirt und im besten Geiste motivirt scheint die Forst- und Jagdordnung zu sein. Die letztere habe ich gelesen. Wenn sie durchgeht, so ist allerdings Hoffnung vorhanden, daß die Jagd endlich aus dem Zustande allgemeiner Aechtung hervorgehen und wieder als wahres Recht betrachtet und geschätzt werden wird.

Unter den von den Ständen eingereichten Petitionen hat wohl die von Westphalen, in welcher er unter dem Titel: „Petition um Gewährung persönlicher Freiheit [1])“ auf Rückkehr des Erzbischofs anträgt, das größte Aufsehen gemacht. Er hat sie erst vor einigen Tagen eingereicht und in der gestrigen Plenarsitzung ist sie vorgelesen worden. Von der Fassung dieser Petition ist alles in hohem Grade eingenommen. Sie soll sehr schön redigirt sein und beim Vorlesen nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei vielen Protestanten guten Eindruck gemacht haben. Ich werde suchen sie zu bekommen und sie dir dann mittheilen. Bocholtz sagte, er habe noch keine schöner abgefaßte Petition auf dem Landtage vortragen hören, und nur Clemens sprach einen Tadel aus, den ich auch wesentlich finde, daß er nämlich nach obiger Ueberschrift nur auf Rückkehr des Erzbischofs und nicht alternative auf Untersuchung angetragen habe. Die Petition ist vorläufig dem Ausschuß überwiesen. Es scheint mir aber, als wenn die Sache nicht zur Berathung in der Plenarsitzung kommen werde. Hüffer hat nämlich bestimmt erklärt, daß er wie alle katholischen Mitglieder seines Standes dagegen sein werde, nicht zwar in der Sache selbst, sondern wegen des Zeitpunktes. Der König verdiene nämlich wegen seines bisherigen Verfahrens das Vertrauen, daß er auch diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Katholiken beendigen werde, wogegen dieser Antrag ein Mißtrauen verrathe, das dem Gang der Unterhandlung nachtheilig sein könne. Unter diesen Umständen befürchten nun unsere Herren,

---

1) „Antrag, ungesetzliche Beschränkung persönlicher Freiheit betreffend,“ abgedruckt in „Die kölnische Kirche im Mai 1841.“ Von H(ermann) M(üller). Würzburg 1841. Die zweite Auflage erhielt, um sie vor Confiscation zu schützen, einen Umschlag mit dem Titel: Der neue Rock, ein Mittel gegen Erstickung, von H. J. E. Mand. Vgl. Katholik 1878. Bd. 1, S. 282.

daß eine Abstimmung, bei der nur der Adel für diesen Antrag sich ausspreche, leicht wieder in Berlin zur Unterstützung der alten Behauptung gedeutet werden könne, daß selbst gute Katholiken die Person des Erzbischofs nicht seiner Diöcese wiedergegeben wünschten. Um dies zu vermeiden, scheint man Westphalen bestimmen zu wollen, zu erklären, daß er den Inhalt seiner Petition zwar durchaus rechtsbegründet und billig halte, daß er aber von der Vorlegung an den König aus dem Grunde abstehe, weil der König durch sein bisheriges Verfahren zu der Voraussetzung und sicheren Erwartung berechtiget habe, daß er auch diese Beschwerde baldmöglichst erledigen werde. Diese Erklärung soll dann in das Protokoll aufgenommen und die Petition zurückgezogen werden. Ich weiß nicht recht, ob Du damit zufrieden sein wirst. Mathis und alle Bekannte sind unter diesen Verhältnissen und Modifikationen für die Rücknahme. Das ist alles, was ich Dir vom Landtage zu sagen weiß.

Deine Nachrichten über Beckedorff sind durchaus begründet. Er wird die Leitung dieser Anstalt übernehmen und der König hat ihm Fortbezug seines ganzen Gehalts von 3000 Thlr. zugestanden, ganz aus freien Stücken. Man glaubt eine vorzügliche Aquisition an ihm gemacht zu haben und die „Worte des Friedens[1])," die ich auch gelesen, sprechen allerdings sehr für seine Fähigkeit und seine Gesinnung. Ich glaube aber nun einmal nicht, daß je in der Welt eine Erziehungsanstalt in einem Geiste und zu einem Zwecke anders als unter Leitung eines geistlichen Ordens, wo strenger Gehorsam über Meinungen und Ansichten besteht, glückliche Früchte getragen hat. Und so bin ich auch hier noch mit dem größten Mißtrauen erfüllt.

An seinen Bruder Wilderich.

40.

Münster, 28. März 1841.

Da es möglich ist, daß Gerüchte über die letzten Vorfälle auf unserm Landtage zu Dir gelangten, so beeile ich mich Dich von dem ganzen Vorgang in Kenntniß zu setzen. In der Petition von Westphalen auf Freigebung des Erzbischofs, welche, wie ich Dir schon gesagt habe, diesen Gegenstand rein aus dem Gesichtspunkte einer Rechtsverletzung betrachtet, sollen mehrere ziemlich starke Stellen vorkommen und unter An-

1) An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung. Weißenburg 1840—46. 4 Bde. Die 3. Auflage in 1 Bd. 1852. Vgl. Rosenthal, Convertitenb. 1, 466.

dern auch gesagt sein: das Verfahren wider den Erzbischof und Michelis, die öffentlich Verbrechen beschuldigt worden, ohne sie zu richten, habe viel Aehnlichkeit mit einer moralischen seidenen Schnur, an der man sie aufgehangen habe [1]). Zwei Tage nachdem diese Petition vorgelesen

---

1) Der Antrag, dessen Spitze übrigens direct nicht gegen die Regierung, sondern gegen den westphälischen Landtag selbst gerichtet ist und gerichtet sein wollte, hat folgenden Wortlaut:.

„Und ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen „allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, „ein christlicher König sein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war — gesegnet sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben „ohne Ansehen der Person; ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller „Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern.“ —

Dieses von unserem Könige uns gegebene Wort, werth, daß es in dem Herzen eines jeden seiner Unterthanen wiederbebt, so lange er sich seiner und seiner Unterthanen-Pflichten bewußt bleibt, wäre für uns in den Wind geschlagen, wenn wir, die zu des Königs Rath und Beistand berufenen Vertreter seines Volkes, in Vergessenheit unserer eigenen Pflichten, erkanntes Unrecht verschweigen oder bemänteln wollten.

Er, der so zu seinem Volke spricht, hält dasselbe werth, daß es diese Sprache verstehe, daß es, in gleicher, inbrünstiger Verehrung für Recht, dieselbe zu erwiedern wissen wird.

Seit drei und fast einem halben Jahre ist der Erzbischof Clemens August seiner persönlichen Freiheit beraubt, gewaltthätig von der Ausübung seines Kirchenamtes abgehalten, ohne daß eine Untersuchung gegen ihn auch nur eingeleitet worden. Vertheidigungslos ist er angeklagt, verläumdet, beschimpft worden; sind seine durch die obersten Provinzial-Behörden mit Beschlag belegten Papiere, so wie sie diesen Zwecken zu dienen schienen, als Anlagen der anonymen Broschüre „Personen und Zustände“ veröffentlicht; daß dies Unrecht, fühlt ein Kind; wie es zu vermitteln, damit beschäftigt sich die Diplomatie; uns aber liegt es ob, es auszusprechen, auszusprechen vor dem gerechtesten Thron, der uns auch dazu berufen hat, des Landes begründete Klagen und Beschwerden zu der Kenntniß seines Königs zu bringen. Uns und unser Westphalen würden wir entehren, wenn wir uns so alles Rechtsgefühls entblößten. Daß wir das mit Gras überwachsene Faktum nicht mehr der Rede werth hielten. Nicht zum zweiten Male verdienten wir jene königlichen Zusicherungen, die schwerer wiegen sollen, als die, welche die frühere Gewohnheit in Urkunden faßte, die uns die Beschirmung der Ehre und der Rechte aller Stände und Klassen gelobt, wenn wir uns gewöhnen sollten, das erste und heiligste Recht eines jeden Menschen zu mißachten, persönliche Freiheit nur durch gesetzliches Urtheil beschränkt zu sehen.

Meine hochverehrten Mitstände, meine Landsleute, mit denen allen ich zu meinem Stolze durch meinen Namen verbrüdert bin, beschwöre ich, es auch nicht einmal stillschweigend gutheißen zu wollen, als bedürfe es nur der seidenen Schnur zur moralischen Selbsttödtung eines dem Gouvernement mißfälligen Bürgers; — beschwöre sie, vielmehr unsern allergnädigsten König inbrünstigst dahin anzugehen,

worden, war wieder Plenarsitzung, in der das Protokoll der vorigen Sitzung mitgetheilt und unterzeichnet werden sollte. Diese Gelegenheit hat nun Bodelschwingh benutzt, um mit einer famosen Rede gegen Westphalen aufzutreten, in der er besonders die Idee entwickelte, daß in der eben erwähnten Stelle ein direkter Angriff gegen die Person des verstorbenen Königs enthalten sei und zwar so grober Art, daß eine Ständeversammlung solche Worte nie in ihrer Mitte dulden dürfe. Zwar wisse er, daß dem Grafen Westphalen solche Absicht nicht unterlegen habe, in den Worten sei sie aber offenbar enthalten und er fordere daher alle Mitglieder der Versammlung, die dasselbe darin fänden, auf, sich zu erheben. Bei diesen Worten ist dann alles, mit Ausnahme unserer katholischen Herren, aufgestanden. Mathis hat dann im Namen unserer Herren die Erklärung zu Protokoll gegeben, daß, wo es sich um eine Verletzung der geheiligten Person des Königs handle, nur Einstimmigkeit auf dem westphälischen Landtage herrschen könne, und daß er wie alle die Herren, die eben sitzen geblieben, hiervon vor allem durchdrungen sei. Da aber Westphalen selbst erklärt, daß eine solche beleidigende Absicht er nicht gehabt habe; da ferner Westphalen's loyale Gesinnung hinreichend bekannt sein müsse, und da endlich eine solche Absicht aus dem gebrauchten Bilde durchaus nicht hervorgehe, so habe er mit den übrigen Herren die gerügten Worte durchaus nicht in dem hervorgehobenen Sinne nehmen können.

Hiermit war aber natürlich der Keim zu einer außerordentlichen Aufregung gelegt. Es verbreiteten sich sofort die abenteuerlichsten Gerüchte über Westphalen's Petition, und der Oberpräsident selbst hat sich nicht gescheut dem Loë (Papa Vetterchen)[1]) noch am selben Tage zu erzählen, es seien in derselben hochverrätherische Ausdrücke enthalten. Unsere Herren hatten im eigentlichen Sinne des Worts den Kampf verloren. Die Möglichkeit der Auslegung der Worte von Westphalen in einem den König beleidigenden Sinne, anerkannt von dem größten Theil des Landtages, stand fest, daneben aber auch die Pflicht, den Gegenstand, bei dessen Vertretung dieser Ausdruck gebraucht war, als recht und billig anzuerkennen und selbst die von der Majorität des Landtags anerkannte Deutung dieser Worte als unrecht und unbillig zu bezeichnen. Diese Lage war um so schwieriger, weil Westphalen in der kritischen Sitzung sich

daß dem Herrn Erzbischof Clemens August, so wie dessen damaligem Kaplan Eduard Michelis, gegen den nicht einmal eine Anklage vorgelegen, der Genuß der völligen Freiheit und ersterem die damit verbundene Möglichkeit, seinen Hirtenstab wieder zu ergreifen, gegeben werde.

1) Graf Loë zu Wissen.

selbst nicht hinreichend vertreten und nicht mit aller Energie und Kraft der Wahrheit und des Rechts gegen diese Deutung seiner Worte Protest eingelegt hatte. So waren unsere Herren noch am folgenden Tage in der größten Ungewißheit, was sie thun sollten, und beriethen sich noch vor der Plenarsitzung gestern Morgen über diesen Gegenstand und wollten schon rathlos auseinander und zur Sitzung, Westphalen aber nach Laer gehen, als diesem plötzlich der Gedanke kam, ob es nicht ganz zweckmäßig sei, wenn er sich sofort auf den Weg nach Berlin mache und die ganze Angelegenheit dem König unterbreite. Diese Idee ist dann mit wahrem Jubel aufgenommen worden. Die Herren gingen sofort in die Plenarsitzung, wo Westphalen, nach Vorlesung des Protokolls der vorigen Sitzung, in der ergreifendsten, würdevollsten Art erklärte: Er habe seine Petition in der vollen Ueberzeugung vorgebracht, daß wider den Erzbischof und Michelis ein großes Unrecht begangen sei. Von wem dieses ausgegangen, habe er nicht untersucht, und er habe schon in der letzten Sitzung auf sein Wort erklärt, daß er am wenigsten die Person des Königs dabei im Auge gehabt. Trotzdem habe man sich unterfangen die Möglichkeit einer solchen Deutung seinen Worten zu unterlegen und die Majorität des Landtags habe dem beigestimmt. Er wolle und könne sich einen solchen gewaltthätigen Beschluß über seine Aeußerung nicht gefallen lassen und er sei nur erschienen, um der Versammlung anzuzeigen, daß er im Begriffe stehe, nach Berlin zu reisen und vom höchsten Richter in dieser Angelegenheit eine Entscheidung sich zu erbitten. Er hat sich darauf Abschrift des Protokolls wie seine Petition zurück erbeten und ist noch gestern nach Berlin abgereist, wo er zugleich die Adresse mit den darauf bezüglichen Verhandlungen dem König vorlegen soll. Gleich nach seiner Entfernung hat darauf Bodelschwingh das Wort ergriffen und eine Lobrede auf das ritterliche edle Benehmen des Grafen Westphalen gehalten. So stehen jetzt unsere Landtagsangelegenheiten. Meiner Ansicht nach hat Westphalen in dieser Angelegenheit nur durch Verletzung des Grundsatzes der „Hist.-pol. Blätter" gefehlt: „Bescheidene und vertrauungsvolle Mäßigung ist in der gegenwärtigen Lage der Dinge um so mehr Pflicht der Katholiken, als sie die Stellung eines protestantischen Fürsten seinen Glaubensgenossen gegenüber nicht verkennen dürfen[1])." Hiervon abgesehen (Mathis war aus diesem Grunde gegen Vorbringung dieser und jeder andern Petition auf Rückkehr des Erzbischofs) war er gewiß in vollem Rechte, und jede Rüge gegen das Verfahren der Regierung, zu der wir vor Gott und der Welt verpflichtet sind, auf die Person des Königs be-

1) Hist.-pol. Bl. 7, 293.

ziehen zu wollen, ist ein Kunstgriff und ein falsches Benehmen. Man kann uns nicht hindern, das Verfahren der Regierung gegen den Erzbischof gewaltsam und rechtlos zu nennen, und wer dabei die Person des Königs nennt, auf den fällt selbst der ganze hochverrätherische Theil dieser Beschuldigung zurück. Außerdem durfte Bodelschwingh mit einer solchen Beschuldigung Westphalen nicht ganz unvorbereitet überfallen. Wenn er in guter Absicht als Edelmann und Standesgenosse hätte handeln wollen, so wäre es seine Pflicht gewesen, ihm diese Ansicht unter vier Augen mitzutheilen. Ich schließe hier, um diese Nachricht nicht aufzuhalten.

An seinen Bruder Wilderich.

41.

Eichstätt, 18. August 1841.

Da trennen uns schon wieder weite Länderstrecken, nachdem wir jüngst noch so heimisch nahe zusammen waren, mein theurer alter Bruder! Ein neuer handgreiflicher Beweis, wenn es der Beweise noch bedürfte, wie schnell Freude und Leiden hier auf Erden vorüber eilen.

Auf dem Dampfschiffe warst Du meinen Augen schneller, wie ich gewünscht hatte, entschwunden. Ich begleitete Dich den Abend wie die folgenden Tage mit allen Wechselfällen Deiner Reise in Gedanken. Meine Stimmung war natürlich nicht derart, um von den sechs Tagen, die seitdem verflossen sind, eigentlichen Genuß zu haben, und obwohl ich mich hie und da mit Freuden einzelnen schönen Punkten zuwendete, so spielten doch die sichtbaren Gegenstände nur eine geringe Nebenrolle bei dem, was mich beschäftigte. Deßhalb brachte ich die Rückfahrt nach Luzern im Innern des Schiffes zu, was mir gewiß auch Paula nicht als eine Versündigung gegen die schöne Natur deuten wird. Alles muß seine Zeit haben und so auch eine gewisse Traurigkeit über die Trennung von einem so liebevollen Bruder, wie Du mir bist.

Den 13. fuhr ich nach Zürich und den 14. über St. Gallen nach Lindau. Am 16. traf ich Mittags in Augsburg bei den „Drei Mohren" ein und freute mich in dem Wirth einen Mann zu finden, der sich bei Lesung meines Namens Eurer noch erinnerte. Mit recht großem Interesse habe ich in dem alten Augsburg den Dom und das Rathhaus besehen und damit den Morgen des 17. ausgefüllt, worauf mich der Nachmittag und die Hälfte der vorigen Nacht hierher führte, meinem wahrscheinlichen Bestimmungsorte für die nächste Zukunft.

Nach Anhörung der heiligen Messe war es hier mein erstes Geschäft

auf die Post zu gehen und nach Briefen zu fragen und hatte die große Freude, einen erst acht Tage alten Brief von Aennchen aus Dinklage zu finden, der mir die besten Nachrichten von Hause brachte. — —

Nachdem ich also den Brief unseres lieben Aennchens durchlesen hatte, begab ich mich in der besten Hoffnung eines so guten Vorzeichens, wie der Empfang des Briefes war, zu dem Bischof, um dort meine nächste Zukunft in Ordnung zu bringen, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken erfuhr, daß derselbe sich auf 14 Tage entfernt habe, ohne daß man wisse wohin, und zwar gerade in der unglückseligen vorigen Nacht, wo ich hier eingetroffen bin. Ich hätte keine fatalere Nachricht erhalten können, suchte mich indeß mit dem Beginne dieses Briefes zu trösten, da ich zugleich einen zweimaligen Versuch, den Regens des Seminars anzutreffen, vergeblich gemacht hatte. Soeben ist es mir dagegen gelungen ihn zu treffen und Gott Dank habe ich in ihm einen außerordentlich liebreichen freundlichen Mann gefunden. Er schien mir schon damals in Münster das ganze Vertrauen des Bischofs zu besitzen. Von mir wußte er keine Silbe und erst nach längerer Erzählung erinnerte er sich, daß der Bischof ihm damals von meinen Briefen etwas gesprochen. Ich hätte sonach auf eine briefliche Antwort gar lange warten können. Der Bischof muß mit Geschäften gar zu sehr überhäuft sein. Der Regens sagte mir, daß er oft um zehn Uhr des Abends noch kein Wort seines Breviers gebetet habe, und dennoch lasse er nie ein Wort davon aus. Was aber jetzt aus mir werden soll, ist in Abwesenheit des Bischofs eine schwer zu lösende Frage. So viel scheint mir aber doch schon klar, daß ich den nächsten Winter hier unter Leitung des Regens meine Studien beginnen werde. Er meinte zwar, daß ihm selbst wenig Zeit dazu übrig bleibe. An den Studien der Seminaristen kann ich keinen Antheil nehmen, weil diese nur neun Monate hier zubringen und eigentlich erst nach vollendeten Studien in das Seminar kommen. Doch glaubte er meine Privatstudien ausreichend leiten zu können, was mir vorläufig genügt, da es mir bei weitem wichtiger ist, erst als Geistlicher leben zu können, ehe ich gerade alle seine Kenntnisse mir angeeignet habe, und zu einem geistlichen Leben scheint er mir ebenso willig seinen Rath ertheilen zu wollen, als er mich ins Seminar selbst aufzunehmen bereit ist. Aber auch hier sind noch einige Anstände zu beseitigen; denn erstens sind die Ferien sehr nahe, wo alle das Seminar verlassen, und zweitens darf er bis zur Rückkunft des Bischofs mich nicht wohl ins Seminar aufnehmen, zwar nicht des Bischofs, aber anderer Rücksichten wegen. Was nun bis dahin anfangen? Das ist die große Frage und viel gäbe ich darum, wenn ich es wüßte. Der Regens schlug mir vor, bis dahin eine Vergnügungsreise zu machen; aber ich habe

mich in den letzten Jahren so viel vergnügt, daß es höchste Zeit ist dem ein Ende zu machen; und dann ist mir das Nichtsthun und Herumtreiben gleichfalls ganz zuwider. Hätte ich das im voraus gewußt, so wäre ich freilich bei Euch geblieben; aber jetzt, wo uns schon wieder fast 200 Stunden trennen, ist daran nicht zu denken. Ich bin in einer gewissen Verlegenheit, was ich für diese Zeit am zweckmäßigsten beginnen soll. Doch hoffe ich, gibt Gott mir oder dem Regens bis zu den nächsten Tagen noch einen glücklichen Gedanken ein.

Auf Deine Briefe, mein alter Wilderich, kann dieser Zweifel aber weiter keinen Einfluß äußern. Adressire sie nur hieher. Bis zum Eintreffen dieser Zeilen bei Dir ist ja der Bischof schon fast wieder zurück. Leider darf ich Euch das Ziel dieser Reise nicht nennen. Es scheint aber unsere Verhältnisse zu betreffen und soll erfreulicher Art sein. Ich bin recht gespannt auf Deinen nächsten Brief, der mir Dein glückliches Eintreffen bei Paula ansagen wird. Don Giovanni mußt Du die freundlichsten Grüße von mir sagen. Bei der heiligen Messe vertrittst Du, alter Bruder, gewiß jetzt meine Stelle. Wenn Euch in Mondovi[1]) nur wieder eine so freundliche und nahe Kapelle zur Seite steht wie auf der Vigna[2]). Es ist Euch allen doch gewiß etwas schwer geworden, diesen lieblichen Aufenthalt zu verlassen, und mir will der Gedanke nie wieder dort mit Euch zusammen zu sein auch nicht recht behagen.

Mein Bogen ist bald voll und ich muß mein Gequater bald abbrechen. Das Alleinsein ist eine Sache der Gewohnheit, und ich muß mich erst daran gewöhnen, um es in rechtem Geiste und ohne solche kleine Hilfsmittel, wie das Schreiben über alle möglichen Kleinigkeiten ist, ertragen zu können. Jetzt ist mir dieser Brief, mein geliebter alter Bruder, eine große Wohlthat gewesen und ich bedaure ihn nicht wieder anfangen zu können. So elend klein ist die Menschenseele! Was ist eine Zurückgezogenheit, wie die, welche ich beginne, gegen jene, der sich die Männer der ersten Jahrhunderte unterwarfen — und dennoch wird sie mir so schwer! Weil ihre Opfer um so viel größer waren, sind aber auch ihre Handlungen und Werke für uns lauter Riesenwerke. Möchte es doch demselben Gott, der sie geschaffen, gefallen, auch uns wieder größere, mächtigere Seelen zu geben, um gegen eine nicht weniger verderbte Welt mit gewaltigern Mitteln ankämpfen zu können! Der gütige Gott nehme uns unter seinen gütigen Schutz und führe unser Leben zu seiner Ehre und unserm Heile!

1) in Breolungi bei Mondovi.

2) Cravanzana bei Moncalieri, unfern Turin. Diese Vigna war damals ebenso wie Breolungi im Besitz der Gräfin Luise Fontana Marquise von Cravanzana.

An seine Schwester Sophie.

42.

Eichstätt, 24. August 1841.

Heute morgen hatte ich die große Freude einen Brief von Wilderich von Cravanzana aus zu erhalten, worauf ich noch durchaus nicht gerechnet hatte. Er hat seine Rückreise außerordentlich schnell zurückgelegt. Während ich mich am 15. des Morgens in Lindau am Bodensee aus meiner Lagerstätte erhob, traf der alte Wilderich schon wieder in unserer schönen Vigna ein. Auf unserer Schweizer Reise trafen wir auf dem St. Bernhard, auf der Gemmi und auf der Wengern Alp die schönsten Tage, die man dort im ganzen Jahre erlebt hatte, so daß wir uns gewiß nicht beklagen dürfen, wenn die letzten Tage nicht so ungetrübt klar waren, und dadurch noch einige Gebirgstouren, die projektirt waren, vereitelt wurden. Die Hauptgebirge haben wir in diesen paar Tagen in einer sehr seltenen Schönheit gesehen. Nicht ein Wölkchen hat den Gesichtskreis beschränkt. Namentlich sahen wir den Mont-Blanc in seiner ganzen Pracht vom Col de Fenetre aus, der, von uns vom St. Bernhard aus erstiegen, eine Aussicht bietet, welche der von Chamouny nicht viel nachstehen muß. In viel größerer Entfernung, aber auch in unvergleichlicher Schönheit sahen wir von der Gemmi aus den Monte Rosa, jenseits des Walliser Thals, in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegen. Und an dem Tage, als wir von Interlaken über die Wengern Alp nach Grindelwald gingen, hatten wir wiederum einen ganz ungetrübt klaren Himmel, so daß die Jungfrau, der Mönch ꝛc. ganz rein vor unsern entzückten Augen ihre weißen Häupter gegen Himmel streckten. Ewiger Jammer bleibt es, daß uns nicht längere Zeit hier zu Gebote stand, sonst würden wir noch die herrlichsten Gebirgstouren ausgeführt haben. Es erfaßte uns oft eine unendliche Sehnsucht weiter hinauf und tiefer in die entlegenen Thäler vorzudringen und die Gebirge in einer anderen Luft genießen und auf anderen Wegen ersteigen zu können, als wo täglich Hunderte von Engländern ihren Kohlendampf wieder auszuathmen sich bemühen. Aber die Zeit fehlte und so schieden wir denn mit wohl schwerem, aber auch recht dankbarem Herzen für die gehabten Freuden, am 12. auf dem Vierwaldstätter See. Während der alte brave Wilderich sich einem Einspänner zur Fahrt nach Altdorf und weiterhin übergab, trieb mich das Dampfschiff in entgegengesetzter Richtung nach dem schönen Luzern zurück.

Da in derselben Nacht, in der ich hier eingetroffen, der Herr Bi-

schof auf 12 bis 14 Tage verreist war, so mußte ich vorläufig mich noch im Wirthshause etabliren, wo ich denn heute schon acht Tage hause. In wenigen Tagen wird also der Bischof zurück sein und dann hoffe ich mich sofort in sein Seminar niederlassen zu dürfen. Diese acht Tage meines Hierseins haben mir übrigens schon den angenehmsten Vorgeschmack meines hiesigen Lebens gegeben, da das Städtchen so klein und öde ist, daß das Wirthshausleben sich mit einem ganz zurückgezogenen Leben sehr gut verbinden läßt. Wenn Gott mich so zu unterstützen fortfährt, so gehe ich hier einem unendlich friedlichen, ansprechenden Leben entgegen und ich vertraue jetzt um so mehr auf seine gnadenvolle Unterstützung, als er sie mir diese ersten acht Tage in einem unerwartet reichlichen Maße gegeben. Wenn er mir die Ruhe und Freudigkeit erhält wie in dieser Zeit, so verlange ich für diese Erde kein größeres Glück. Natürlich, meine beste Sophie, ein ungetrübtes, kampfloses Glück war es auch jetzt nicht. Schon die Entfernung von Euch wird mir, wo immer ich mich befinde, eine große Entbehrung sein und am wenigsten verlange ich, daß sie je in meinem Leben aufhöre eine recht große schwere Entbehrung zu sein. Ich bitte nur Gott, daß er mir die Gnade gibt, sie, wo es seine Ehre erfordert, mit Freude als eine wahre Entbehrung und als mein Kreuz ihm nachzutragen. In dieser Bitte finde ich gewiß Deine liebevolle Unterstützung.

Ich bitte Dich inständigst selbst zu lesen und andern anzuempfehlen „Die neuesten Zustände der katholischen Kirchen beider Ritus in Polen und Rußland seit Catharina II.,“ bei Kollmann in Augsburg, ein fesselnd interessantes Werk von Theiner, das jeder Katholik kennen muß. Grüße und beglückwünsche doch Sophie Imbsen[1]) in meinem Namen, wenn Du sie sehen solltest. Das wird eine angenehme Nachbarschaft für Lembeck. Gott beschütze uns, geliebte Schwester!

P. S. Unsere religiösen Angelegenheiten scheinen doch wenigstens wieder in recht ernstlicher Berathung zu sein. Das Neueste wißt Ihr gewiß schon, ich darf leider nicht darüber sprechen. Von meinem Entschluß, den geistlichen Stand zu ergreifen, macht doch nirgends mehr ein Geheimniß. Mit Gott ist er ja unabänderlich gefaßt. Laß uns recht inständig für einander beten! Welch unendlicher Trost liegt in diesem Mittel, seinen theuren Angehörigen auch in der weitesten Ferne hilfreich sein zu können!

---

1) Wegen deren Verlobung mit dem Freiherrn Friedrich Landsberg Velen und Gemen.

An seinen Bruder Wilderich.

43.

Eichstätt, 25. August 1841.

Es ist eigentlich noch viel zu früh, daß ich schon wieder an Euch, geliebte Geschwister, schreibe, aber ich kann mir das Vergnügen nicht versagen. Ferner habe ich sowohl Dir, meinem alten Wilderich, wie auch der geliebten Paula, nothwendig Dank zu sagen für die sofortigen Nachrichten. Den ersten Brief von Bellinzona den 13. erhielt ich erst am 22., dagegen den vom 17. von der schönen Vigna, aus unserm herrlichen Lese- und Zeichnenzimmer, schon am 24., obwohl er unbegreiflicher Weise durch Frankreich gegangen war. Meinetwegen über Mexiko, wenn ich die Briefe nur so rasch bekomme.

Das wäre mir freilich nicht eingefallen, als ich mich in Lindau am Sonntag den 15. aus dem Bett aufmachte, daß Wilderich da schon wieder bei Dir eingetroffen sein könnte. Ich kann mir ihn recht vorstellen, wie er, von seinem lahmen Begleiter entfesselt, mit einer wahren Wuth auf seine armen Gebeine losgestürmt und über den St. Gotthard gerannt ist mit einer fürchterlichen Unbarmherzigkeit gegen sich selbst.

Also Du, geliebte Paula, hast Deinen Gemahl wieder allein ziehen lassen und aus Eurer Reise nach Genua, worauf ich mich so sehr gefreut hatte, wird nichts. Das ist mir durchaus nicht recht, und es ist schon höchst nothwendig, daß wir bald wieder auf der Vigna Cravanzana zusammen kommen, um diese Reise gemeinschaftlich zu machen. In Italien würde ja ein schwarzer Rock zu Eurer Gesellschaft vortrefflich passen. Die Vigna liegt mir kreuz und quer im Kopf, obwohl sie auf die Dauer für einen Sohn der mittelalterlichen Ritterzeit nicht paßt. Aber so zwischendurch, um die Rüstung auszuziehen und sich in Sammt und Seide zu kleiden — unvergleichlich.

Doch um Euch nicht zu erboßen, muß ich mit meinen Gedanken schon einen Sprung von einigen hundert Stunden Wegs weiter nördlich machen und Euch von mir erzählen. Der Bischof ist natürlich noch nicht zurück und so wird es immer noch fünf bis sechs Tage dauern, bis ich mit meiner ganzen Einrichtung in Ordnung bin. Bis Ihr aber diesen Brief erhalten haben werdet, bin ich doch mit Gottes Hilfe schon ganz mit Leib und Seele im Seminar etablirt, vorausgesetzt, daß Gott sich besonders der letztern annimmt. Mein guter Herr Regens hätte mich am liebsten sofort wieder eingepackt und nach Rom ins Collegium Germanikum expedirt. Ich verdanke es auch lediglich den freundlichen preußischen Gesetzen,

daß es nicht dazu kommen wird. Die dortige Ausbildung ist gewiß die beste für einen Geistlichen, so daß ich keinen vernünftigen Grund hätte entgegensetzen können. Aber bei der Unmöglichkeit einer Anstellung für die Zukunft und schon der Verdächtigkeit wegen, die man dadurch auf sich laden würde, stand der Regens, abgesehen von den positiven verbietenden Gesetzen, ganz davon ab. Ueber meine endliche Wohnung, Tageseintheilung und Beschäftigung kann ich Euch also noch nichts sagen und so beschränke ich mich auf die interessante Mittheilung, daß ich vorläufig noch im „Gasthaus zum Baierischen Hofe" in Eichstätt wohne, dem Hotel ersten Rangs hierselbst, wo ich als unbekannter Baron, der viele Briefe schreibt und bekömmt und der erste seiner Art so viel Interesse an Eichstätt findet, daß er schon acht Tage hier ist und noch keine Anstalten zur Abreise trifft, eine große Rolle spiele. Dabei hat das Gasthausleben in Eichstätt den Vortheil, den ich noch in keinem Gasthaus angetroffen, daß man darin ein Einsiedler-Leben führen kann wie in einer ägyptischen Wüste, die ich mir jedoch wohl ebenso unrichtig vorstellen mag wie N. N. von N. aus (in Westphalen) sich die Jungfrau und den Mont-Blanc. Von diesem möglichen kleinen Unterschied also abgesehen, führe ich hier nach meiner Ansicht ein Einsiedler-Leben, das mir sehr gut gefällt und worin ich mich durchaus heimisch fühle. Um 6 Uhr stehe ich auf. Die Toilette nimmt nach Wilderichs Vorschrift fast eine Stunde weg, was eben den Einsiedlern wohl nicht nachgemacht sein mag; aber sie kannten ja auch Prisnitz nicht. Dann gehe ich zu der einige Schritte entfernten Domkirche, habe dort die Freude für alle meine entfernten lieben Angehörigen beten zu können, ein Trost, den ich für nichts auf der Welt entbehren möchte. Nach dem Frühstück, wo ich schnell die neueste „Allgemeine Zeitung" durchblättere — also gewiß ganz wie die Einsiedler — studire ich die Philosophie von Staudenmeier. Um 12½ wird gegessen und während dessen und nachher die Zeitung vollendet. Dann studire ich einige Stunden Klee's Dogmatik und lese darauf ein höchst interessantes Werk von Theiner: „Neueste Zustände der katholischen Kirche in Polen," verlegt von Kollmann in Augsburg. Von 5 bis 7½ gehe ich zuerst zu einer kleinen Wallfahrtskapelle der Mutter Gottes, die eine kleine halbe Stunde entfernt auf einer Höhe gelegen ist, und von dort spazieren an eine Stelle, die allen meinen Anforderungen zu einem schönen Spaziergang entspricht — sehr, sehr freundlich, wo ich schon einige herrliche Abende zugebracht habe und wo ich heute noch zur Krone sechs Rehe und einen Kapitalbock auf der Aesung antraf. Dann trinke ich einen Schoppen Einsiedler-Bier und bringe das Ende des Tages endlich mit so lieben Correspondenzen zu, wie die ist, mit der ich jetzt beschäftiget bin. So sind

mir diese Tage meines Hierseins schnell und angenehm verschwunden und mit Gottes Hilfe werden sich die kommenden nicht weniger freundlich anreihen. Euch, meinen geliebten Geschwistern, kann ich es mit Worten nicht ausdrücken, wie theuer Ihr mir seid und wie dankbar ich Euch für Eure Liebe und Theilnahme bin. Gott nehme uns in seinen Schutz und darauf bauend sage ich Euch getrost ein herzliches Lebewohl.

An seinen Bruder Wilderich.

44.

Eichstätt, 2. September 1841.

Wie ich in meinem letzten Briefe Euch geschrieben, so habe ich bis jetzt mein Leben fortgesetzt und erwarte stündlich die Rückkehr des Bischofs, der, wie ja jetzt durch die Zeitungen bekannt ist, wieder im Auftrage des Heiligen Vaters zu unserem Erzbischof gereist ist. Seine Rückkehr verzieht sich sehr; wenn das nur kein böses Zeichen ist. Von seinen Anträgen weiß ich nichts. Ich habe nur erfahren, daß er am 24. v. M. einen Besuch auf der Hinneburg[1]) gemacht hat, wozu er gewiß von Ferdinand Galen veranlaßt wurde, der ja noch dort sein muß.

Mein einziger Umgang ist hier der Regens des Seminars, den ich bei jeder Unterredung lieber gewonnen habe und dem ich mein Schicksal mit aller Freude ganz und gar in die Hände geben würde. Er hat so milde, die menschliche Schwäche berücksichtigende Ansichten über die Art, wie ich das neue Leben beginnen müßte, und begreift so ganz die Beschaffenheit des menschlichen Herzens und Gemüthes, daß mir während unserer Gespräche jede Furcht darüber schwand, ob ich die Leistungen erfüllen könne.

In dieser Beziehung werdet Ihr Euch also wohl denken können, wie sehr ich wünschen würde, bei ihm meinen Aufenthalt nehmen zu können. Letzteres erscheint aber noch sehr zweifelhaft wegen des gänzlichen Mangels an Lehrern in der hiesigen Stadt. Der Regens selbst ist so in Anspruch genommen, daß er wohl kaum und nach seiner Ansicht jedenfalls zu wenig aushelfen könnte. Seine Meinung ist daher, daß es für mich besser sein würde, meinen Aufenthalt im Seminar des Bischofs von Passau zu nehmen, mit welchem zugleich eine vollständige Studienanstalt verbunden ist. Dagegen läßt sich nun freilich nichts sagen und ich bin durchaus damit zufrieden, wenn der Bischof auch dieser Ansicht beistimmen wird. Den Bischof sowohl wie den Regens würde ich zwar ungern verlassen, aber

1) Schloß des Grafen von Asseburg.

von der andern Seite zieht mich die Persönlichkeit des Bischofs von Passau doch wieder in hohem Grade an. Auch der hiesige Regens spricht von ihm wie von einer ganz seltenen Erscheinung unter den Gestirnen an dem Himmel der Kirche, und was kann man sich Lehrreicheres denken, wie einen solchen Mann als Hirt seine ihm anvertraute Heerde in diesen schweren Zeiten vertheidigen zu sehen! Wie immer also die Entscheidung ausfallen mag, so kann ich mich ganz bei ihr beruhigen und werde mich, wenn Passau bestimmt werden sollte, recht bald dahin verfügen.

Ueberaus ansprechend ist hier das Knabenseminar. Es steht unter unmittelbarer Leitung des Regens, der sich den ganzen Tag mit den Kindern zu beschäftigen scheint und mir neulich sagte, er habe denselben keine Stunde festgesetzt, wo sie zu ihm kommen dürften, weil das zu sehr das Ansehen einer strengen Regel habe. Er läßt sie vielmehr den ganzen Tag zu sich kommen, um an ihnen so viel möglich in jedem Augenblicke die Stelle der Eltern vertreten zu können. Deßhalb klopfe es aber auch den ganzen Tag an seinem Zimmer. Solche Ansichten wiegen gewiß tausend Theorien auf. Den Unterricht empfangen die Kinder im Gymnasium. Das Seminar ist nur bestrebt, sie möglichst religiös zu erziehen; auf ihren Unterricht hat es durchaus keinen Einfluß. Es werden Kinder aus jedem Stande aufgenommen, auch einige Adelige befinden sich darunter. Die geistliche Kleidung und der Name hindert jedoch manche Eltern ihre Kinder eintreten zu lassen. Die Zöglinge sahen vortrefflich aus, ihre Kleidung ist sehr reinlich und neulich am Sonntag war es außerordentlich hübsch, diese kleinen Seminaristen, alle in weißen Chorhemden über ihren schwarzen Röcken, die ersten Bänke der Kirche einnehmen zu sehen. Die Auslagen für ein Kind betragen 240 fl. = 137 Thlr., so daß auch ärmere Kinder recht gut dort unterzubringen sind.

Den schönen klaren Himmel habe ich glücklicher Weise von Italien mit herüber genommen und ich bringe täglich herrliche Abende im Freien zu. Von 5—8 Uhr genieße ich die schöne Luft und habe einen wahren Schatz an prächtigen Spaziergängen in der Umgegend entdeckt. Zuweilen habe ich auch noch mit Erfolg auf Rehe gepirscht, was für mich ein prächtiger Zeitvertreib ist. Zu meinen Hausbeschäftigungen sind jetzt noch die deutschen Concilien von Binterim hinzugekommen, die mich wegen der genauen Beschreibung der einzelnen Bischofssitze in Deutschland und ihres Entstehens sehr interessiren. Meine Zeit verschwindet mir so recht angenehm und schnell und ich begreife kaum, daß ich schon drei Wochen von Wilderich und um so viel länger von Dir, geliebte Schwester, getrennt bin.

An seine Schwester Sophie.

45.

Eichstätt, 11. September 1841.

Meinem Briefe an Mütterchen lasse ich diesen folgen, um sie, die ich jetzt in Deiner Nähe vermuthe, und Dich, meine geliebte Schwester, von den Entschlüssen in Kenntniß zu setzen, die ich unter Beihilfe des Bischofs in Betreff meiner Zukunft gefaßt. Der Mangel an einer guten Unterrichtsanstalt im hiesigen Seminar scheint doch zu hinderlich, als daß ich wohl hier bleiben könnte. Der Bischof hat daher an Bischof Hofstetter zu Passau wegen meiner Aufnahme in das dortige Seminar geschrieben. Mit meiner Aufnahme wird es wohl keine Schwierigkeiten haben, und so ist also dort der Ort meines zukünftigen Aufenthalts. Da aber die Studien dort nicht vor Ende Oktober anfangen, so werde ich wahrscheinlich von Passau, nachdem ich dem Bischof meine Aufwartung gemacht, mich noch von der Donau weiter hinunter treiben lassen, um in Linz zu landen und in den dortigen Maximiliansthürmen mich einige Zeit den Fortifikations-Arbeiten zu widmen [1]).

Ich denke also etwa in acht Tagen von hier abzureisen, würde dann vielleicht den 23. in Passau sein und den 24. in Linz eintreffen, wo ich 14 Tage bis 3 oder 4 Wochen bei den Jesuiten zur Abhaltung von Exercitien zubringen würde, je nachdem es die Zeit erlaubt und die Umstände es räthlich machen. Gegen die zweite Hälfte des Oktobers würde ich dann nach Passau zurückkehren und dort bleiben. Dies ist das Projekt, im Rathe der Weisen beschlossen.

Auf meinen Aufenthalt bei den Jesuiten freue ich mich sehr. Ich könnte mir keine bessere Vorbereitungszeit denken. Auch mit der Verlegung meines Aufenthaltes nach Passau bin ich bei der Persönlichkeit des dortigen Bischofs ganz zufrieden, so ungern ich den hiesigen Bischof und Regens verlasse. Der Bischof von Passau ist ein zu außerordentlicher Mann, um nicht mächtig anzuziehen. Noch jüngst sagte mir der hiesige Bischof, der nicht wenige Menschen kennt, daß er noch nie, auch in Italien nicht, einen so begnadigten und wunderbaren Mann angetroffen habe. So kann ich mir also den Tausch gefallen lassen, der mir sonst durch die

---

1) Anspielung auf die Exercitien, welche er bei den Jesuiten in Linz machen wollte. Bekanntlich hat Erzherzog Maximilian von Este die Stadt mit 35 befestigten Thürmen umgeben. Hier ist der erste versuchsweise errichtete Thurm gemeint, der später zu Wohnungen eingeräumt und den Jesuiten übergeben wurde.

paar Tage meines Zusammenseins mit Bischof Reisach noch viel schwerer werden würde. Dieser ist ein ebenso frommer Mann, wie angenehm und munter im Umgang. Ich sehe ihn viel mehr, als ich erwartet hatte. Regelmäßig bringt uns schon das Frühstück, Mittags- und Abendessen und außerdem ein Spaziergang des Nachmittags zusammen. In einigen Tagen werde ich ihn auf einer Firmungsreise begleiten und dann auch das Knabenseminar besuchen, welches sich jetzt der Ferien wegen auf dem Lande befindet[1]). Auf dieser Reise werde ich schon als geistlicher Begleiter auftreten, da der Bischof, als ich ihm erzählte, daß ich schon in früherer Zeit wegen einer Präbende die Tonsur erhalten[2]), sogleich darauf bestand, mir eine Soutane machen zu lassen, die bis dahin fertig sein soll. Der Bischof freut sich den Regens damit zu überraschen, der sich nicht wenig über diese schnelle Beförderung wundern wird. Ich freue mich durch die Tonsur das Recht auf die geistliche Kleidung zu haben, da man mit der Absicht Geistlich zu werden in weltlicher Kleidung doch immer nur ein halber Mensch ist. Die ersten Tage werde ich mir selbst noch höchst fremd vorkommen, aber mich ebenso rasch daran gewöhnen, wie an die Bartlosigkeit, die mir zuerst in Augsburg auch sehr sonderbar vorkam.

Die Exercitien werde ich Dir später beschreiben und Du wirst dann sehen, wie sehr ich Grund habe mich darauf zu freuen. Schon seit Jahren gehe ich mit dem Gedanken um und wußte nie ihn zu realisiren. Der Bischof hat mir jetzt gesagt, daß die Jesuiten jeden, der sich zu den Exercitien meldet, aufnehmen und ihm einen Pater zur Abhaltung zuweisen müssen. Daß ich deßhalb kein Jesuit werde, kannst Du, geliebte Sophie, Mütterchen versichern.

Ungeheuer gespannt bin ich auf die Entwickelung von Wilderichs Zukunft. Wenn er unserm Lande erhalten werden könnte, sollte es mich außerordentlich freuen. Es fehlt noch sehr an schreib- und arbeitsfähigen Gutgesinnten bei uns, so daß man nur mit Schmerz dazu Geeignete davon ziehen sehen kann. Die Bedeutung der Zeit ist so ernst. Wenn sich doch endlich die tüchtigen Männer auch so für den Augenblick der Entscheidung rüsten wollten, wie es die Vertreter der schlechten Sache thun.

Recht bedaure ich, geliebte Sophie, daß die Zeit es Dir nicht gestattet Deiner Neigung zu ernstlichen Beschäftigungen nachzugehen. Es bleibt dieser Mangel immer ein wesentlicher Fehler in der Einrichtung

---

1) In dem herrlich gelegenen Schlosse Hirschberg, dem ehemaligen Jagdschlosse der Eichstätter Fürstbischöfe.

2) 30. Juni 1836.

der westphälischen Hausordnungen, mit dessen Beseitigung eine große Lücke im Wissen, Wirken und Streben unserer Herren ausgefüllt wäre. Wie schwer dieser Mangel zu beseitigen ist, weiß ich hinlänglich aus eigener Erfahrung und ich will deßhalb wahrhaft nicht tadeln, wo ich selbst nicht ändern konnte. Aber es bleibt ein gefährlicher Krebs an einem sonst herrlichen, schönen, vielgeliebten Leben, für dessen Folgen ich nicht unbesorgt sein kann. In diesen täglichen Beschäftigungen mit dem, was nur Erholung im Leben sein sollte, liegt eine große Gefahr, besonders für einen Mann. Deßhalb sollten aber eben die Frauen, denen zwar solche Beschäftigung nicht so unmittelbar schädlich ist, dennoch nie unterlassen recht ernst ihren Geist weiter auszubilden, um dem Manne dadurch immer neue Anregung zu geben. Deßhalb kann ich auch das Vergraben in den Kinderstuben nicht leiden. Je mehr die Männer sich geistig vernachlässigen, desto mehr sollten die Frauen sich geistig ausbilden.

Wenn Du Richard sehen solltest, so empfehle ihm doch in meinem Namen sehr die Geschichte der deutschen Concilien von Binterim, die ihm bei seinem geschichtlichen Interesse vielen Genuß gewähren wird. Sie enthält sehr interessante Nachrichten über die Entstehung und Ausbildung des deutschen Episcopats.

An seine Schwester Sophie.

46.

Eichstätt, 27. Oktober 1841.

Morgen sind es schon acht Tage, daß ich wieder hier eingelaufen bin, und vier Wochen, daß ich Dir am Vorabende meiner Abreise nach Innsbruck geschrieben habe[1]). Mütterchen, die ich mir jetzt in Deiner Nähe denke, wird Dir wohl erzählt haben, daß ich meinen Dir damals mitgetheilten Plan ausgeführt und mich vierzehn Tage in Innsbruck bei den Jesuiten aufgehalten habe, wie auch, welche Freude und welchen Genuß ich dort gefunden[2]). Es ruht ein unendlicher Segen auf den geistlichen Uebungen des hl. Ignatius. Sie sind vom Anfange bis zum Ende bewunderungswürdig in Betreff der tiefen Weisheit, mit der sie geordnet, und der besondern göttlichen Gnade, die diese Uebungen begleitet. Um sein geistiges Leben auf eine sichere Grundlage zu bauen dem Schwanken

1) Dieser Brief ist nicht erhalten.

2) In Abhaltung zehntägiger geistlicher Uebungen. Vgl. Des sel. Bischofs von Mainz, W. E. Frhr. v. Ketteler, erste Exercitien vor Beginn seiner theologischen Studien. Herausgegeben von Dr. J. B. Heinrich. Mainz 1877.

und der Ungewißheit gegenüber, in die wir durch unsere Schwäche und die immerwährenden Berührungen mit der Welt gerathen, kenne ich kein besseres Mittel als diese Exercitien. Auch sind sie recht eigentlich für den Weltmenschen eingerichtet, um in geistlicher Einsamkeit von Zeit zu Zeit gleichsam die Rechnung über sein geistiges Leben abzuschließen und nach den da gesammelten Erfahrungen über das geistige Vermögen Pläne für die Zukunft zu fassen. Wo das katholische Leben sich mit voller Freiheit ausgebildet, sind auch in Frauenklöstern die Einrichtungen getroffen, um den Frauen die Wohlthaten der Exercitien zuzuwenden. Für Männer ist in jedem Jesuiten-Colleg hiefür gesorgt. Da Belgien so nahe ist, werde ich Wilderich und Richard keine Ruhe lassen, bis sie diese Uebungen durchgemacht.

Was Du mir von N. N. schreibst, hat mich tief ergriffen. Man muß selbst erfahren haben, was in dieser unglückseligen Zeit fast alle jungen Menschen erfahren: wie sich in einem Augenblicke oder vielmehr in einem Zeitraume unseres Lebens die fürchterlichsten Extreme nahe berühren, Extreme, die wir gar nicht ahnen, Abgründe, in die wir schon unendlich tief geschleudert sind, während wir uns noch auf der Höhe dünken. Da ist der Uebergang so fein, so unscheinbar, selbst zu dem Elendesten und Verworfensten, daß man nur mit Entsetzen an diese Zeit zurückdenken kann. Jn je größerer Gefahr man da selbst geschwebt, desto tieferes Mitleid fühlt man mit jenen, denen Gott nicht so überfließende Gnaden zugewendet, um diesem Elende zu entgehen.

Der Ort meiner endlichen Fixirung ist in der letzten Zeit so schwankend gewesen, daß ich mich scheue davon zu sprechen, da ich auch jetzt nur wieder neue Pläne an die Stelle der bisherigen setzen müßte. Doch hoffe ich, findest Du und Mütterchen für mich eine Entschuldigung für dieses Jrreführen in meinem Wunsche, Euch immer baldmöglichst von meinen Plänen in Kenntniß zu setzen, was Jhr ja gewiß billigen werdet. Jch vermochte Euch natürlich immer nur menschliche Pläne mitzutheilen, die Gott vereiteln konnte, was er denn auch endlich mit dem Würzburger Plan gethan hat. Jetzt hat die Residenzstadt München die meiste Aussicht auf das Glück meines Besitzes, wenn nicht wieder andere Städte es ihr schließlich streitig machen. Da man schon oft die Städte um den Besitz eines berühmten Mannes hat streiten sehen, so ist dieses Schauspiel in meinem Falle wenigstens nichts Neues. Welche Stadt aber auch endlich obsiegen mag, ich bitte von jetzt an und bei dieser Ungewißheit alle Briefe nach München zu schicken, um so sämmtliche Postämter Baierns in Bewegung zu setzen. Jn drei Tagen bin ich aber jedenfalls entschieden und schon nach dem Orte meiner Bestimmung abgereist, da gleich nach Allerheiligen

überall die Studien beginnen und ich keine Stunde versäumen werde. Für meine Studien ist München unbedingt der beste Aufenthalt, und wenn sich meine Schritte endlich doch dorthin wenden sollten, so sehe ich darin den Willen Gottes, daß ich mich nicht äußerer Verhältnisse wegen von diesem besten Wege meiner Ausbildung zu seinem Dienste abhalten lassen sollte. Meine hohen und höchsten Gönner und Freunde würde ich dann dort ignoriren, meine niedern Bekanntschaften dagegen mit vieler Freude frequentiren, was eine recht angenehme Nebenaussicht ist. Es steckt ja alles in der Welt an — warum nicht auch die Gelahrtheit? Für mich ein außerordentlich angenehmer Weg, diesen Mangel in mir zu ersetzen.

Wie prachtvoll das schöne Lembeck jetzt wohl in seinem winterlichen Kleide aussehen mag! Der Eingang in den Hagen schwebt oft meinen Blicken vor; ich kenne in der Art nichts Schöneres. Die Dammhirsche würde ich gewiß alle laufen lassen, wenn Ferdinand in diesem Winter nicht treiben lassen will. Grüße alle, die Dich in Lembeck umgeben. Gott nehme uns in seinen Schutz, meine geliebte Schwester, und gebe uns in Zukunft noch so freudiges Zusammensein, wie in früheren Jahren. Doch sein Wille geschehe.

III.

Als Candidat der Theologie.

1841—1844.

An seine Schwester Sophie.

47.

München, 17. November 1841.

Als ich heute vor acht Tagen Deinen Brief erhielt, geliebte Sophie, glaubte ich nicht eine so beruhigte Antwort auf denselben Dir geben zu können. Das war allerdings ein schweres Unwetter[1]) aus heiterem Himmel, welches mich mit um so größerer Sorge erfüllte, jemehr mich Dein Brief an die erste, auch hier erhaltene Nachricht von Vaters Erkranken erinnerte, der dann sobald auf dem Fuß die schwere, schwere Trauerbotschaft folgte. Doch nach den letzten Nachrichten und nach Wilderichs heutigem Briefe scheint der gütige Gott diesen schweren Verlust aus unserer Mitte abwenden zu wollen und mit dem schönen freudigen Opfer zufrieden zu sein, welches ihm die Geschwister dargebracht, als er es zu verlangen schien.

Mein Gefühl, geliebte Sophie, hatte sich in diesen Tagen Eurer Sorge und Eurem Kummer auf das Innigste angeschlossen und ich danke Euch aus vollem Herzen, mir so treue häufige Nachricht gegeben zu haben. In meiner hiesigen Umgebung fand ich nicht nur die innigste Theilnahme, sondern auch die aufrichtigsten Fürbitter für die Genesung unserer lieben Paula. Besonders waren es meine Tischgefährten, mit denen ich diese Sorge theilen konnte und bei denen ich den treuesten Trost fand. So

---

1) Bedenkliche Erkrankung seiner Schwägerin Paula.

liebe brave Leute, wie sie sind, lassen sich in der That kaum denken. Frau Phillips scheint wirklich dem eigenen furchtbaren Unglücke des Erblindens immer näher zu gehen, um in den letzten Jahren ihres Lebens mit desto größerer Liebe und Theilnahme das Leiden ihrer Mitmenschen zu tragen und zu lindern. Den größten und unberechenbaren Trost fand ich aber in der Gewißheit, daß Wilderich, wenn Gott Paula von seiner Seite nehmen würde, hierdurch nur wieder mit einem Bande weniger an die Erde und mit einem Bande mehr an den Himmel gebunden sein werde. Anders kann uns doch der Tod eines Freundes nicht erscheinen. Die Erde wird uns dadurch leerer, der Himmel an befreundeten Gestalten bevölkerter; dieser rückt uns näher, jene wird uns entfremdeter. Mir ist wenigstens die Erde nur insofern etwas, als so viele mir theure Menschen auf ihr wandeln. Mit dem Gedanken, daß Paula von ihr scheiden werde, war die Erde mir auch schon wieder fremder geworden. Wem dieser Gedanke zur vollen Wahrheit geworden, für den ist keine Trennung mehr das, für was die Welt sie ansieht. So recht eigentlich fürchte ich überhaupt kein Unglück mehr für einen Menschen, der Religion hat, denn wahrhaft zu bedauern ist nur der, der ohne Religion von Leiden heimgesucht wird.

Ich bin hier mit allen nothwendigen Winter- und Studieneinrichtungen zu Ende und kann also jetzt ans Werk gehen. Mit Gott wird es nicht der nutzloseste Winter meines Lebens werden; aber ihr übertreibt Euch gewiß vieles in Eurer Vorstellung. Meine Collegien sind interessant, meine Lehrer vortrefflich und der Geist, mit dem jetzt diese Wissenschaften vorgetragen werden, ist der der Frömmigkeit. Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor, namentlich der Dogmatik, von größerm Werth wie einige Folianten mehr im Kopfe.

An seine Schwester Sophie.

48.

München, 13. December 1841.

Es ist mir ein recht drückendes Gefühl in der letzten Zeit in so seltenem Verkehr mit Dir gestanden zu haben, und dennoch kann ich mir die Nothwendigkeit nicht verhehlen, auch in der Zukunft eine wenigstens ebenso strenge Diät befolgen zu müssen. Das Wenigste, was ich sagen kann, ist, daß ich die Zeit meiner Studien nicht vermindern darf, um einer mir sonst so lieben Beschäftigung mehr obzuliegen. Bis zur Rigorosität, dessen kannst Du sicher sein, werde ich es auch in dieser Beziehung nicht treiben. Ich thue nur, was dringende Pflicht ist.

Dein heute empfangener Brief enthält nicht viel Erfreuliches. Zwar scheint die Besserung Paula's fortzuschreiten, aber wie langsam! Daß die alten Leiden noch da sind, ist eine schwere Prüfung. Als Herr Dietz aus Coblenz vor einigen Tagen an dem Krankenbette seiner ganz hoffnungslos darniederliegenden Tochter stand, die dem Manne nach dem Verlust seiner Frau eine unendliche Freude verursacht, sagte er mir: „Ich danke Gott für jede Prüfung; sie bringt uns ihm immer eine Stufe näher." Glaube sicher, meine geliebte Sophie, daß dies eine Wahrheit ist, die auch Wilderich erschlossen ist; und wäre sie es nicht, so will ihn Gott eben zu ihrer vollen Erkenntniß vielleicht erziehen. Das Glaubensauge und das Auge der Welt sieht ganz verschiedenen Zusammenhang der Dinge und es ist ein unendlich hemmendes Bemühen, welches uns nie zur geistigen Ruhe kommen läßt, wenn wir hier eine Vereinigung bewirken wollen. Doch ich will hiervon abbrechen und kann nur noch sagen, daß wir uns recht hüten müssen bei Beurtheilung eines Gegenstandes eine vorgefaßte Meinung mit hineinzutragen. Solche vorgefaßte Meinungen dienen dann einer großmächtigen Brücke zur Unterlage, auf die wir bauen und weiterbauen, ohne nur ein Spänchen Wahrheit zu ihrer nothwendigen Festigkeit zu haben.

Doch nun zu etwas Anderem, und zwar zu Eurem Spitälchen, das mich ganz mit Freude erfüllt. Das nenne ich mir einen Baum für die Ewigkeit, ein wahrhaft adeliges Unternehmen, einen neuen Beweis, wie Ferdinand in der That so vielseitig, allen zum guten Beispiele, sein Geld zur Ehre Gottes verwendet. Das wird Euren Seelen mit tausend und abertausend Seufzern von den Betten der Kranken aus gelohnt werden. Recht gelegen ist Euch in dieser Beziehung gewiß die Anwesenheit der Barmherzigen Schwestern[1]). Das wird eine große Freude sein, wenn wir, so es Gottes Wille ist, einst zusammen dorthin wandern können. Es existirt in der Welt kein Denkstein an einem Grabe[2]) wie dieser und in heimlicherer Umgebung kann man nicht begraben sein. Ueber die Lage des Platzes haben wir uns ja doch schon oft so befriedigt gemeinsam ausgesprochen. Es war mir bisher nicht eingefallen, daß dieser Plan schon in Ausführung begriffen sei.

---

1) Vgl. Wulf, Das segensreiche Wirken der Barmherzigen Schwestern. Nebst Vorbericht über Ursprung, Einrichtung und Verbreitung ihrer Genossenschaften, insbesondere der vom sel. Clemens August, Erzbischof von Cöln, gestifteten Genossenschaft im Bisthum Münster. 2. Auflage Münster 1851; ferner die Schrift von Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering: Ueber die Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern, insbesondere zu Münster. Münster 1833.

2) In der Kapelle des Krankenhauses befindet sich die gräflich Merveldt'sche Familiengruft.

An seine Schwester Sophie.

49.

München, 6. Februar 1842.

Du, geliebte Sophie, hast mir die erste und bis auf heute, wo Wilderich mir schrieb, einzige Nachricht von unserer lieben seligen Gräfin[1]) gegeben, die so recht im vollsten Sinne des Wortes die Bedeutung und Bestimmung des Erdenlebens erkannt hatte, und die dann Gott auch endlich zu sich nahm, als er ihr nicht mehr länger seine beseligende Anschauung vorenthalten wollte. Was sollte sie noch auf Erden und in der Welt, nachdem sie mit Christus über beide gesiegt hatte. Vielleicht hatte Gott schon ihrer Nebenmenschen wegen ihre Tage verlängert und sie länger hier auf Erden zurückgehalten, als es ihre eigene Seele bedurft hätte. Nur nach dem Tode dürfen wir uns des Sieges rühmen; bis dahin ist noch alles zweifelhaft. Es wäre daher lieblos, wo einmal das herrliche Loos über eine ganze Ewigkeit gefallen ist, den Zustand der Ungewißheit zurückwünschen zu wollen. Unser einziger Wunsch kann nur sein, unsern Aufenthalt bei ihr zu finden, nicht, den ihrigen zu uns herab zu sehnen.

Lese doch die kleine Abhandlung der heiligen Katharina von Genua über das Fegfeuer, wenn Du sie Dir verschaffen kannst[2]). Sie steht am Ende einer französischen Ausgabe ihres Lebens und enthält eine erhabene Auffassung dieses Reinigungsortes, die auch Dir um so merkwürdiger sein wird, je ungewisser wir mit unserer Vorstellung über das Fegefeuer daran sind, wenn wir uns die Möglichkeit denken müssen, daß auch so heilige Seelen noch in demselben zurückgehalten werden. Seit ich in den Bekenntnissen des hl. Augustin gelesen, wie dringend er alle Christgläubigen zur Fürbitte für seine heilige Mutter Monika auffordert, möchte ich für Niemand mehr die Fürbitte überflüssig halten. Die genannte kleine Abhandlung wird Dir unendlich gut gefallen.

In dreißig Jahren, meine liebe Sophie, mögen wohl nur wenige mehr von dem Kreise übrig sein, mit denen wir hier in dem innigsten Bande der Liebe und des Familienvereins die irdische Wanderung zurückzulegen bestimmt waren. Wenn wir uns nur dann im Jenseits um un-

---

1) Sophie Stolberg, Gemahlin von Friedrich Leopold Stolberg, geb. Gräfin von Redern, im 76. Lebensjahre zu Rumillies in Belgien bei ihrer Tochter, Gemahlin des Grafen Carl Robiano, gestorben am 8. Januar 1842.

2) Eine deutsche Uebersetzung erschien von P. Lechner: Leben und Schriften der hl. Katharina von Genua. Regensburg 1859. S. 227—246.

sere verehrte Gräfin wieder so vollständig versammeln können, wie wir es hier auf Erden oft gethan! Dafür mag uns dann hier jede Trennung und jedes Leiden treffen, das in Gottes Rathschluß gelegen ist.

Es ist nichts eitler und elender als die Welt, und dennoch ist sie so unendlich verführerisch. Ich wollte, daß mir Gott zu seinen vielen Gnaden auch noch den Beruf des Klosterlebens gewährte und den Muth diesem Beruf zu folgen. Nichts ist zwar eitler und vergänglicher als die Welt, mit einziger Ausnahme des Menschenherzens, und wenn ich das betrachte, so erscheint mir die Welt als eine große furchtbare Macht. Gottes Wille geschehe, aber er erbarme sich meiner mit der Gnade und der Kraft vom Kreuze, wenn er mich mit dem Berufe eines Geistlichen wieder in die Welt hineinsetzen will.

Die Gestaltungen der Dinge in der Welt in der letzten Zeit haben unsern Gesprächen oft eine Richtung gegeben, die mit Euren Verhandlungen wohl überein getroffen sind. Es läßt sich zwar durchaus nicht denken, daß es mit dieser ersten Bekanntmachung[1]) abgethan sein sollte, und deßhalb läßt sich die Sache selbst noch nicht beurtheilen. Aber es hätte dann auch jede und vor allem eine so ungenügende Bekanntmachung unterbleiben sollen, die überall eine solche Mißstimmung erregt hat, daß eine Beruhigung und Befriedigung nur sehr schwer fallen wird. Das vollständige Schweigen der gesammten katholischen Presse über diesen Gegenstand ist die einzige Haltung, die sie bei dem Drucke, unter dem sie überall seufzt, einnehmen kann.

Die Unterdrückung des „Fränkischen Couriers" ist eine Gewaltmaßregel, die der Herrschaft des Großmoguls alle Ehre machen würde. Doch ist eben dieser Zustand der Rechtlosigkeit für mich der schlagendste Beweis der Göttlichkeit unserer Religion. Wie wollten wir uns als Glieder des gekreuzigten Christus erkennen, wenn uns auf Erden Gerechtigkeit widerfahren würde! Ueber den „Fränkischen Courier" hat vor einigen Tagen ein ganz vortrefflicher Artikel in der „Oberdeutschen Zeitung" gestanden, der Euch hoffentlich zu Augen kommen wird. Ueberhaupt sollte man diese Zeitung bei uns halten, wenigstens im Rauchklub, wegen ihrer ehrlichen tüchtigen deutschen Tendenz.

Die in diesem Jahre erschienenen Hefte der „Hist.-polit. Blätter"

---

1) Die preußische Staatszeitung veröffentlichte das königliche Schreiben vom 15. Oktober 1841, in welchem Friedrich Wilhelm IV. dem Erzbischof Clemens August erklärt, „daß sich nirgends der geringste gegründete Anlaß zu dem Verdachte findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch-revolutionärer Umtriebe oder wissentlichen Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgen, gemißbraucht hätten." Katholik 83, Beilage LXX.

werden auch Euch gewiß sehr interessiren. Es sind einige höchst wichtige und meisterhafte Artikel in ihnen enthalten, namentlich im letzten Heft über das Bisthum Jerusalem[1]). Ich halte das Unterwerfen unter die Autorität des Erzbischofs von Canterbury für einen großen politischen Fehler und bin überzeugt, daß es als Versuch, an eine äußere feste Kirchenverfassung anzuknüpfen, gar keinen Erfolg für den Protestantismus in Preußen haben, dagegen aber einen großen Theil der Protestanten in hohem Grade erbittern wird. Der Erzbischof von Canterbury behandelt sie auch wie Schuljungen, wie Ihr aus diesem Artikel ersehen werdet.

Sage doch Mutter und Wilderich, daß ich meine Wohnung jetzt Amalienstraße Nr. 9 über eine Stiege genommen habe. Ich wohne jetzt viel angenehmer, namentlich in Bezug auf meine Wirthin, die eine sehr reinliche und sorgliche Person ist, während meine vorige Wirthin eine Frau von war, die in der Zeit, daß ich bei ihr wohnte, sechs Mägde gewechselt hat.

An seine Schwägerin Paula.

50.

München, 17. April 1842.

Nach so langer Zeit komme ich endlich wieder einmal zu einem unmittelbaren Verkehr mit Dir, und vielleicht wäre ich auch jetzt noch nicht dazu gekommen, wenn nicht das Uebermaß Deiner Liebe und Freundlichkeit mich mit Beschämung wahrhaft übergossen hätte. Daß ich Dich nicht einmal von dem Empfang Deines Briefes über Deine verehrte und vielgeliebte selige Mutter[2]) habe in Kenntniß setzen lassen, wie ich aus Deinem und Wilderichs letztem Brief ersehe, ist mir in der That zu arg und steht im grellsten Widerspruch zu allem, was ich bei Empfang dieser Deiner Nachrichten empfunden habe. Der Grund, warum ich eigentlich nicht zum Schreiben an Dich gekommen bin; lag, wie ich Dir offen gestehe, nicht wie gewöhnlich darin, daß ich Dir zu wenig, sondern im Gegentheil darin, daß ich Dir zu viel zu sagen habe. Es verletzt einestheils mein Gefühl über so Vieles und Großes hinwegzugehen, das in die Zeit von meinem letzten Brief bis heute gefallen ist, und anderntheils müßte ich, wenn ich das alles mit Dir besprechen wollte, abermals auf einen Brief an Dich für jetzt verzichten. Glaube daher nur, meine ge=

---

1) „Der Erzbischof von Canterbury und das neue Bisthum zu Jerusalem." Hist.-pol. Bl. 9, 178—192.

2) Gräfin Sophie zu Stolberg. Vgl. S. 109.

liebte Paula, daß ich von alle dem, was seit Deinem Erkranken in Turin bis jetzt sich ereignet hat, nichts vergessen, und daß ich es wahrhaft so mit Dir getheilt habe, wie Du es nur irgend von meiner brüderlichen Gesinnung erwarten kannst. Dagegen will ich nur mit Dir über das sprechen, was mir gerade am nächsten liegt und soweit es die Zeit erlaubt.

Ein recht angelegentlicher Wunsch ist es auch mir, geliebte Paula, daß es Dir bald vergönnt sein möge am Grabe Deiner theuren Mutter [1]) zu beten und mit Deinen Schwestern recht nach Herzensverlangen zu beweinen, was Euch und uns Gott Großes genommen hat. Ich weiß ja, geliebte Paula, daß Deine Trauer um Deine Mutter nach den Worten des hl. Paulus nicht wie die Trauer jener ist, welche die Hoffnung nicht haben, und mit diesem seligen Troste im Herzen möchte ich Dir recht wünschen, nun auch die natürliche Trauer am Grabe so begehen zu können, wie es Dein Verlangen ist. Uns, die wir gelernt haben im Geiste die Wahrheit und in der ganzen Welt des Scheines nichts wie Unwahrheit zu schauen, ist ja auch der Tod des Gerechten nicht mehr der Tod, sondern der Tod des Todes; und wenn daher die Augen unseres Körpers den Sinnen, denen sie angehören, ihren Tribut bringen und Thränen vergießen, so kann sich unsere Seele doch im selben Augenblicke eines Gedankens der Freude gewiß nicht entschlagen in der Betrachtung des seligen Looses, das dem Geiste des Gerechten zu Theil geworden. Einen Schmerz, wie die Welt ihn um ihre Todten empfindet, können wir, aber auch freilich in unendlich erhöhtem Grade nur dann empfinden, wenn wir einen geliebten Menschen sterben sehen, für den wir nicht die Hoffnung der seligen Auferstehung haben. Vor diesem Gedanken habe ich ein wahres Entsetzen und Gott wolle uns vor dem fürchterlichen Unglücke behüten, mit solchen Empfindungen jemals an dem Sterbebette eines Menschen und nun gar eines besonders geliebten Menschen stehen zu müssen. Gerne, gerne will ich Gott alle meine Lieben von dem Leben hinwegnehmen sehen, wenn er ihnen nur die Gnade gibt, wie Deine fromme Mutter in Jesus zu entschlafen, und keinen in der Trennung von ihm hinweg nimmt, denn nur dies ist ja der eigentliche, wahrhaftige, entsetzliche Tod.

Könnten wir doch immer in allen uns umgebenden Verhältnissen, die uns oft so unbedeutend und zufällig erscheinen, den inneren Gehalt und Geist erblicken, wie oft würden wir als die Seele derselben den alliebenden Willen, die unendliche Barmherzigkeit Gottes antreffen, verborgen in der unscheinbarsten Gestalt! Alles, alles, was uns umgibt, ist ja gleichsam ein unendliches Mysterium, ein heiliges Sakrament. Wie

---

1) zu Rumillies bei Tournay in Belgien.

wir unter den Gestalten des Brodes mit den Augen des Glaubens den Gottmenschen Jesus erblicken, so müssen wir dahin streben unter allem Wechsel und Werden der uns umgebenden Erscheinungen als ihr eigentliches Wesen, ihre tiefere Wahrheit den allenkenden, alliebenden Willen Gottes zu erkennen. Denn Gott ist es, der uns zu sich und, für sich erzieht, uns dazu die besten Verhältnisse sendet; und wer wollte mit seiner Naseweisheit die Weisheit Gottes bekritteln, mit seiner kleinen Liebe die unendliche Liebe Gottes verdrängen!

An seine Schwester Sophie.

51.

München, 5. Juni 1842.

Dein Brief, geliebte Sophie, aus dem Lande der schönen Buchen hat mein altes Verlangen erneuert Lembeck doch einmal im Frühjahr zu sehen, und da die Jagd von jetzt an mir nicht mehr das Gesetz für die Zeit der Landbesuche vorschreiben wird, so verzichte ich nicht darauf diesen herrlichen Frühjahrsschmuck einmal mit Euch zu genießen.

Herzlichen Dank für Ferdinands Zeichnung des kleinen Krankenhauses, bei dem ich zuweilen hoffe durch hohe Protektion meines Herrn Schwagers einst als Vikarius zu funktioniren. Gott weiß, ob in diesem von Ferdinand gebauten Häuschen nach seinem Rathschluß nicht der Keim gelegt ist zu einer Einrichtung, die ihre Segnungen über das ganze Land verbreiten soll. Wundern sollte es mich wenigstens nicht, wenn dies Beispiel viele zur Nachahmung aneiferte. Auf Mathis und Bertha[1]) rechne ich schon ganz sicher.

Wenn meine Zeit und Gottes Wille es erlauben wird, so soll nach meiner Rückkehr der Besuch der Michaelis-Kapelle einer meiner ersten Wege sein. Es muß wahrhaft eine große Beruhigung sein, einst die müden Glieder zu der großen Ruhe in der Nähe eines so gottgefälligen Werkes niederlegen zu können. Wenn nur der übrige Adel überhaupt ein Beispiel an Ferdinand nehmen wollte, wie er die großen ihm anvertrauten Güter für den Nutzen der armen Seele anwenden kann. Ferdinand muß doch im Ganzen sehr viel Gutes thun und das wird ihm Gott lohnen. Im Uebrigen ist dies aber noch ein entsetzlich fauler Punkt, über den wir ja oft genug gemeinschaftlich geseufzt haben. Man muß freilich auch hier nicht vergessen, daß eine althergebrachte Ansicht über die Verwendung des Vermögens, über das, was der Stand erfor-

---

1) Freifrau von Nagel-Dornick, geb. Gräfin Merveldt.

dert 2c., nicht dem Einzelnen ganz zugerechnet werden wird, und daß dies oft Sünde mehrerer Generationen ist, woran der Einzelne gar keinen oder nur sehr geringen Antheil hat. Obwohl ich aber diese Ansicht ganz unter meine Grundsätze aufgenommen habe und in dieser Beziehung wohl milder wie früher denke, so kann ich mich doch oft einer großen Sorge deßhalb nicht entschlagen. Es lastet immer auf dem Reichsein ein schrecklicher Ausspruch des Herrn, der die Wahrheit selbst war und ist. Und in der That, wie selten mögen der Wille und der Gedanke Gottes über die Verwendung unserer Güter mit der Wirklichkeit zusammentreffen, und dieser Wille ist es doch, nach dem einst unsere Handlungen gerichtet werden.

Es muß Dir, geliebte Sophie, in dieser Beziehung Dein größter Schmerz zugleich Dein größter Trost sein. Für die Ewigkeit entbehrst Du nichts, denn Du hast ja dort Deine Kinder in dem Schooße des ewigen Vaters untergebracht und er, der sie Dir gegeben und genommen, wird Dir dort in dem Schauen seines unendlichen Wesens mehr gewähren wie die reichste Nachkommenschaft. Für die Zeit aber hast Du dadurch neben Deiner so glücklichen zeitlichen Lage einen Schmerz, der Dich den Armen gleich und noch unter sie gestellt hat; und dafür sei Gott hochgelobt, denn Du stehst nun nicht mehr unter dem Fluche jenes Ausspruches, der um so gefährlicher wird, je mehr seine Wahrheit verkannt, ja fast von keinem mehr in seinem vollen Ernste verstanden wird. Nachdenken und Betrachten — das ist es, was uns überall fehlt. Wir leben in einer fortgesetzten Selbsttäuschung und Unwahrheit und nur das betrachtende Gebet kann uns davon befreien. — Doch leider Gottes komme ich da auf Gegenstände, die meinem Herzen unendlich nahe liegen, über die ich aber durchaus nicht vorhatte mit Dir heute zu sprechen, und wenn meine Zeit es erlaubte, so würde ich einen andern Brief anfangen. Daher jetzt zu etwas Anderm.

Seit meinem letzten Briefe an Dich hat ja auch Richard einen großen entscheidenden Schritt für die Zukunft seines Lebens gethan, den ich zwar wohl für möglich gehalten, aber doch in keinem Fall so nahe geglaubt hatte, da ich mit ihm ja nur in einem sehr spärlichen Verkehr gestanden und diesen Punkt schriftlich nie berührt hatte. Eine große Gnade Gottes ist es, daß er ihn unter so widersprechenden Verhältnissen seinen wahren Beruf hat erkennen lassen. Befreit von diesem schweren innern Kampfe über die Wahl seines Standes, wird er bald eine ungeahnte Ordnung und Kraft in sein Inneres einkehren sehen. Es hat vielleicht noch nie eine Zeit gegeben, in der alle äußeren Verhältnisse sich so vereinigt haben, um einem jungen Menschen, der zum geistlichen Stande be-

rufen ist, die Erkenntniß seines Berufes wie dessen Ergreifung zu erschweren, als die Gegenwart. Hingegen ist damit bei der großen Gefahr seinen Beruf zu verfehlen der Vortheil verbunden, daß die endliche Entscheidung für den geistlichen Stand um so gewisser den Willen Gottes erkennen läßt. Ich hoffe sehr, daß unsere Wege, die nun so innig verknüpft sind, auch äußerlich für einige Zeit sich vereinigen, und sehe dieserhalb mit Spannung der Entscheidung Richards entgegen. Wenn gute Gründe im Wege stehen, dann dürfte natürlich die Annehmlichkeit unseres Zusammenseins in keiner Weise in Betracht kommen; wenn das aber nicht der Fall ist, dann sehe ich wenigstens nicht ein, warum wir nicht die von Gott uns gegebenen Verhältnisse zur Erleichterung seines Dienstes benutzen sollten. Wilderich meinte zwar, ob nicht seine große Anhänglichkeit an mich ein Grund unserer Trennung sein könne. Ich gestehe aber offen diesen Grund nicht ergründen zu können und muß daher, wenn das Eure gemeinschaftliche Ansicht sein sollte, bitten, dieses Bedenken mir zuvor deutlicher zu machen. Doch wird Richard das alles schon mit tüchtigen Männern überlegen und dann nach dem Willen Gottes einen Entschluß fassen. Fällt dieser gegen sein Hierherkommen aus, so bin ich damit um so mehr zufrieden, als ich für mich selbst vor jeder Zerstreuung etwas zurückschrecke.

Wir haben hier in dieser Zeit recht schöne kirchliche Feierlichkeiten gehabt. Zur Frohnleichnams-Procession war das Wetter sehr günstig. Ueberhaupt haben wir ein herrliches Frühjahr. Da um 6 Uhr meine Collegien geschlossen sind, so begebe ich mich dann gewöhnlich sogleich auf einen Spaziergang und labe mich auf demselben mit Plundermilch, die man zu meiner Freude hier sehr gut bekömmt. So genieße ich denn auch das Wetter täglich mit vollen Zügen, wobei ich nur unsere lieben Nachtigallen sehr entbehre, die leider sich hier nicht halten können. Das Klima muß wohl zu kalt sein, denn die Oertlichkeit wäre im Englischen Garten herrlich für sie. An diesem Englischen Garten besitzt München einen kostbaren Schatz, der einen die Häßlichkeit der Gegend vergessen machen kann. Du wirst Dich seiner wohl kaum mehr erinnern. Ich kenne keine Stadt, die eine solche Anlage hätte, welche für mich höhern Werth hat als alle Kunstschätze Münchens.

Recht neugierig bin ich darauf, ob wohl die neue Broschüre von Görres[1]) bei Euch verboten werden wird. Ich zweifle nicht, daß sie Euch gut gefallen wird. Namentlich ist es wohlthuend, das Gefühl der Verachtung so großartig ausgesprochen zu sehen, der Verachtung über das

1) Kirche und Staat nach Ablauf der Cölner Irrung. Weissenburg a. S. 1842.

pöbelhafte Benehmen so vieler protestantischer Scribenten in den letzten Jahren. Ueberhaupt enthält das Buch so viel Wahrheit, wie man kaum mehr zu lesen gewohnt ist. Wenn man es verbietet, so ist die nackte reine Wahrheit unmittelbar selbst mitverboten. Wenn doch unser König einmal ein solches Buch ganz durchlesen wollte! Es gibt eine Art zu sprechen, die nur der Wahrheit eigen ist und die auf jeden irgend einen guten Eindruck machen muß, der noch der Wahrheit zugänglich ist.

Ich sende Dir nebenbei den Brief von Adolph Böselager zurück, den Du ihm wohl mit herzlichem Dank zuschickest. Es hat mich lange nichts mehr so gerührt, wie dieser Brief, schon der treuen Anhänglichkeit wegen, mit der dieser Missionär noch täglich unser im Gebet gedenkt, dann aber auch seines ganzen übrigen Inhaltes wegen, der an einigen Stellen eine Ahnung des furchtbar beschwerlichen Lebens eines Missionärs aufkommen läßt. Wie weit, weit auseinander gehen doch die Wege der Menschen hier auf Erden!

Deinem Verlangen, über meine Studien Näheres zu schreiben, will ich nächstens in einem Briefe an Wilderich weitläufig genügen [1]).

Mit der Heirathswuth kömmt es bei uns noch auf einen gefährlichen Punkt. Es ist und bleibt aber auch meine feste Ueberzeugung, daß es nur zwei Stände auf Erden gibt: den geistlichen und die Ehe. Von den Gefahren, die auf dem ni l'un ni l'autre liegen, habt ihr Frauen wohl keine Ahnung. Daß August [2]) bei Euch eingetroffen, habe ich von zwei seiner Regimentskameraden gehört, die Fritz Kerssenbrock hier gesprochen. Grüße ihn doch recht herzlich von mir.

An seine Schwester Sophie.

52.

München, 30. Juli 1842.

Ich weiß zwar noch nicht, wohin ich meinen Brief richten muß, da Mütterchen mir schreibt, daß Dr. König das Emser Projekt noch prüfen soll; doch will ich nicht länger ohne Verkehr mit Dir bleiben und hoffe auf einen erleuchteten Gedanken beim Zumachen des Briefes. Wenn doch der gute Dr. König Dich und Ferdinand nach einem südlichen Bade schickte. Es läßt sich doch nicht denken, daß allein die Münsterschen Naturen von ihren guten Wirkungen ausgeschlossen sein sollten. Ich wünsche Euch nichts Böses, aber das von ganzem Herzen, daß König bei Le-

1) Dieser Brief ist leider verloren gegangen.
2) Sein älterer Bruder, damals im Garde-Ulanen-Regiment zu Potsdam.

bensgefahr z. B. Gastein ordinirt hätte. Schon der Gedanke, Dich und Ferdinand in Ems zu wissen, könnte mich bei der Nähe der Ferien fast unruhig machen. Doch meine Geldverhältnisse haben immer die durchschlagendsten Argumente zur Hand, um derartigem Leichtsinn das gehörige Schwergewicht entgegen zu halten, und da ich bei keiner Fügung in meinem Leben gewisser bin, daß sie unmittelbar von Gott kommt, als bei den mir angewiesenen Geldmitteln, so finde ich auch hierin die hinreichende Beruhigung.

Durch Deine Nachrichten über die letzte Zeit der Gräfin[1]) hast Du, geliebte Sophie, mich sehr erfreut. Ich hatte ein großes Verlangen nach ihnen und Du hast wohl recht gehabt anzunehmen, daß ich ihnen von Deiner Hand zuversichtlich entgegen gesehen, wie ich in solchen Fällen auf Deine alte Liebe zu mir ganz sicher baue. Mit der Gräfin sind nun seit meiner Abwesenheit von Hause schon wieder sechs Personen aus unserer nächsten Bekanntschaft in die Erde gesenkt und in Gottes unerforschlichem Rathschluß ist es verborgen, wer noch vor unserm Wiedersehen hinzukommen soll. Doch jeder Tag hat ja hinreichend an der ihm zugewiesenen Bürde, so daß wir nicht über die Zukunft zu grübeln nöthig hätten, die zudem in der Hand eines gütigen Vaters ruht, dem wir die Sorge dafür schon anvertrauen dürfen.

Dein Entschluß, wenn Ferdinand Ems gebraucht, diese Zeit bei Malchen zuzubringen, hat mich sehr erfreut. Du, geliebte Schwester, wirst gewiß recht großen Genuß in diesem ununterbrochenen Verkehr mit Malchen und Herrn Seydell finden und ebenso großes Interesse wie Nutzen wird es Dir gewähren, so recht in der Nähe das arme und mühevolle Leben gottgeweihter Seelen beobachten zu können.

Von Mütterchen habe ich nach langem Schweigen vor einigen Tagen einen prächtigen langen Brief erhalten, der kurz nach Eurer Anwesenheit in Assen geschrieben war. Ich kann es nicht sagen, wie wohlthätig mir immer die Briefe unsers geliebten Mütterchens sind! Ein liebevolleres Mutterherz wie das ihrige ist gewiß auf Erden nicht zu finden, und ich fühle es immer in meinem Herzen, wie es ihre große Liebe ist, mit der sie uns alle durchdringt und wodurch wir so innig untereinander verbunden sind. Gott wolle sie uns noch lange erhalten!

Mütterchen schreibt mir, daß August mit Euch in Lembeck zusammen gewesen sei. Keiner von uns ist einen so großen Theil seines Lebens aus der Heimath fern und in so gefährlichen Verhältnissen festgehalten

---

1) Antonia von Merveldt geb. Freiin von Twickel zu Hawixbeck († 1. Juni 1842).

wie er. Es ist ein Wunder, wenn er nicht endlich unserer Denkweise fremd wird, wie es doch allen passirt, die ihr ganzes Leben fern von der Heimath zugebracht. Und was kann sich endlich aus seiner Umgebung an die Stelle dessen setzen, was er verloren hat? — So lange uns Mütterchen noch erhalten wird, ist die Gefahr der Entfremdung viel weniger groß. Gott wolle ihn doch bald auf irgend eine Weise in unsere Mitte zurückführen und dort festhalten. Wenn meine Lebensbestimmung nicht so unmittelbar die Religion wäre, die ja in allen Theilen der volle Gegensatz von Trennung und Scheidung ist, so würde mich auch die Furcht anwandeln, daß mir August ganz fremd werden müßte. Doch wenn ich meinen Beruf nur einiger Maßen erfülle, so habe ich das wenigstens von meiner Seite niemals zu befürchten.

Mit großer Sehnsucht sehe ich jetzt der Ankunft von Richard entgegen, dem die nächsten Tage durch die Trennung von Haus noch manche bittere Stunde bringen werden. Doch handelt es sich ja nicht darum auf Erden die Bitterkeit des Lebens zu beseitigen, sondern sie mit Freuden und selbst mit Liebe zu tragen, und dazu findet er in seinem neuen Berufe alle Mittel vereinigt, die andere Stände nur vereinzelt und stückweise besitzen. Unser geliebter Vater, dessen Andenken uns allen am heutigen Tage[1]) wohl ununterbrochen vorschwebt, gibt vom Himmel herab zu diesem Entschluß Richards gewiß seinen Segen reichlicher und freudiger, als wenn ihm alle Freuden und Schätze der Welt zu Theil geworden. Gott hat ihn so eigenthümlich gnädig geführt, ihn so ungewöhnlich rein an Sitten und Gesinnung erhalten, daß ich von seinem Berufe durchaus überzeugt bin; und so möge Er an ihm das Werk vollbringen, das auch nur Er begonnen hat. Wenn ich mich nicht irre, so hat Gott sich eines sehr ähnlichen und unendlich gütigen Mittels bedient, um Richard wie mich aus der Welt zu diesem Berufe zu führen: ich meine nämlich die übergroße Liebe zu unserm elterlichen Hause und unserm geschwisterlichen Kreise. Ich habe wenigstens nie einen Augenblick geglaubt, daß irgend ein Verhältniß in der Welt mir das auch nur einiger Maßen werde ersetzen können, und so ist es mir auch nicht so schwer geworden, der Welt zu entsagen. Nur der geistliche Stand bietet mir dagegen nicht nur das Glück, das ich zu Hause immer mehr und mehr von mir sich entfernen sah, sondern ein noch unendlich viel größeres und erhabeneres.

Doch, geliebtes Söphchen, ich schwätze Dir lauter Sachen vor, die Du Dir selbst denken kannst, so daß für die Mühe des Lesens nur Deine

---

1) Dessen Sterbetag.

geschwisterliche Liebe Dir einen Lohn geben kann. Aber was kann ich Dir anderes erzählen, als was in meinem Innern vorgeht, da ja mein äußeres Leben sich Gott Dank ganz monoton verläuft. Du mußt also schon hiermit vorlieb nehmen, während ich Dir in meinem nächsten Briefe, so Gott will, wieder von dem lieben Tirol etwas erzählen kann, wohin ich am 15. abzureisen gedenke. Richte dann nur Deinen Brief wieder nach Meran, wo wir jedenfalls unser Hauptquartier aufschlagen werden. Ich habe vor, von Innsbruck aus Richard gleich mit einer sehr starken Tour in die Gebirgsreisen einzuführen und hoffe nur, daß das Wetter es erlaubt. Ich wollte nämlich sofort in Innsbruck die Straße nach Botzen verlassen und in das ganz von Gletschern eingeschlossene Oetzthal hinaufgehen, um von dort aus über den Oetzthaler Ferner nach Meran hinüber zu steigen: eine Tour, von der ich schon viel gehört habe und die mir schon lange im Gedanken liegt. Sie soll wegen der großen Gletscher, die man passiren muß, einzig in ihrer Art in Tirol sein.

So sage ich denn, theure Schwester, an Ferdinand und Deine ganze Umgebung die herzlichsten Grüße und drücke Dich mit der allerinnigsten Liebe an mein Herz. Gott gewähre uns seinen Schutz und unserm theuren Vater die ewige Ruhe!

An seine Schwester Sophie.

53.

Meran, 9. September 1842.

Diese Ruhezeit soll doch nicht vorüber gehen, ohne mich mit Dir, meiner geliebten Schwester, von dem Orte aus zu unterhalten, von wo ich vor drei Jahren so oft mit Dir geschwätzt habe.

Deinem lieben Briefe aus Coblenz folgte Richard bald nach, um mir von Dir und allen Angehörigen so vieles zu erzählen, was zum Schreiben oft zu unbedeutend erscheint und dennoch für den von Hause Getrennten großen Werth hat. Wir haben schon so manche Stunden von Mütterchen und Euch, geliebte Geschwister, gesprochen und schon Besprochenes wiederholt, da ja nicht der Reiz des Neuen, sondern die alte Liebe zu Euch uns diese Gespräche so lieb und werth machte.

In manches Thal und manche Hütte haben wir die Erinnerung an die geliebten Angehörigen getragen, wo wohl seit der Welt Anfang Eure Namen noch nicht genannt wurden. Unter diesen Menschen läßt sich so heimlich das Entfernteste besprechen, als wenn alles eine große Verwandtschaft mit dem hätte, was uns die Heimath so lieb macht.

Schon über drei Wochen sind wir nun am Wandern. Hätten wir

nur den Zweck einer Reise vor Augen, dann hätten wir diese Zeit wohl nicht besser anwenden können. Neben vielem, was ich schon gesehen, haben wir herrliche Seitenthäler besucht und Gebirge bestiegen, die mir noch unbekannt waren. Und da auch Richard bald die erste Müdigkeit des Bergsteigens überwunden hatte, so haben wir auf unserer Reise bisher nur alle jene Freuden genossen, die immer der gütige Gott auf diesem Wege dem Menschen zufließen lassen kann. Ein Jammerthal bleibt dabei die Welt freilich auch dort, wo sie dem Menschen noch die reinsten Genüsse darbietet, und kleine Erinnerungen an Kälte auf den Bergen, furchtbare Hitze in den Thälern, große Ermüdungen, kleinliche Mißstimmungen 2c. verfehlen nicht, die Wünsche auch über solche Vergnügungen noch immer weit hinauszutragen und zu Gott hinzuführen. Doch ist dies keine Eigenthümlichkeit unserer Reise und wir sind davon keineswegs in einem hohen Grade heimgesucht worden.

Gerne möchte ich mit Dir unsere ganze bisherige Reise auf der Karte verfolgen und Dir das mehr und weniger Interessante erzählen. Bei der Art, wie aber unter uns die Briefe Gemeingut sind, würde ich vielleicht dann nur wiederholen, was Du schon gelesen hast. Jeder angenehme Eindruck, den mir Tirol schon früher gemacht, ist auf diesem Wege in mir bestärkt und gehoben worden, und ich weiß nicht, ob ich mehr Freude an den schönen Gebirgen oder dem tüchtigen katholischen Volke habe, das sie bewohnt. Noch mehr aber als ihrer Schönheit wegen sind mir die Berge theuer und werth als mächtige Schutzwehren gegen alle Niederträchtigkeiten der Civilisation, als Mauern, hinter denen in ungeschwächter Kraft der alte Glaube und mit ihm alte Sitte, Ordnung und Gewohnheit sich gegen die alle Welt überfluthende Verflachung erhält. Wenn die entnervten Papierseelen jetzt alle Zeitungen in Deutschland vollschreiben von der wieder erwachenden deutschen Gesinnung, von der deutschen Ehrlichkeit, Treue und Einfalt, während sich ein so schauderhaftes Lügengewebe und Lügenleben über ganz Deutschland verbreitet, daß wir selbst die schlauen Römer zu Tölpeln machen, so muß man in der That nach Tirol gehen, um eine Vorstellung von dem alten Deutschland zu bekommen, wie auch um zu erkennen, wem und welchem Glauben die sogenannten deutschen Tugenden ihr Dasein verdanken. Auch auf diesem Volke liegt zwar der Druck einer fast ganz jedem religiösen Leben entfremdeten Beamtenwelt. Seit Jahren sind hier alle adeligen Patrimonialgerichte aufgehoben und statt ihrer landesherrliche bis zu den entferntesten Thälern Tirols eingeführt worden. Mit diesen sind viele Beamte eingezogen, die eben dasselbe wie an allen andern Orten der Welt sind. Aber Gott Dank stehen sie dem Leben des Tiroler

Volkes so fern wie überall, und da neben ihnen die Religion ihre volle Kraft entwickeln kann, so sind sie für das Volk weniger verderbenbringend. Nur gewissen Engländern ist es gegeben neben großer moralischer Versunkenheit noch hinreichende Energie zu bewahren, um allen Gefahren und Anstrengungen zu trotzen. Dadurch haben sie die Schweiz bis in die entferntesten Thäler verpestet. Einer deutschen Beamtenseele fehlt dagegen diese gefährliche Tugend und außer der Schreibstube und dem Kaffeehaus ist ihr selbst das Laster nicht lockend genug, um große Anstrengungen auf sich zu nehmen.

Hier ist noch das ganze äußere Leben so recht in Besitz der Religion. Wer die Irreligiosität, den Unglauben und die Unsittlichkeit nicht aufsucht, kann ganz Tirol durchreisen, ohne sie anzutreffen: ein Umstand, der das hiesige Leben besonders scharf von dem unseres Volkes unterscheidet, das von einem tief religiösen Bedürfniß doch Gott Dank auch noch durchdrungen, aber so vieler eigenthümlichen Erscheinungsformen des katholischen Glaubens durch die Macht der Verhältnisse beraubt ist. Dazu gehören vor allem die vielen verschiedenen Ordensgeistlichen, namentlich aber die Kapuziner und Franziskaner, die man in jedem Oertchen antrifft. Kapuziner gibt es gegenwärtig über dreihundert in Tirol. Kirchen und Kapellen werden in ächt katholischer Weise zu jeder Tageszeit benutzt und sind zu diesem Zwecke fortwährend geöffnet. Eine bei Tage geschlossene Kirche kennt man hier nicht. Fast nie, auch nicht in den entlegensten Kirchen, findet man sich lange allein; wenigstens trifft man irgend ein altes Mütterchen, das ihr Gebet zu Gott erhebt. Ferner bringt es schon die Tracht mit sich, daß die Männer mit ihren bloßen Knieen aus Rücksicht für Patenthosen das Niederknieen nicht zu unterlassen brauchen. Man kann nichts Erbaulicheres sehen als Tiroler Klosterkirchen, wie sie an jedem Tage der Woche, so lange Messen gelesen werden, mit Männern und Frauen angefüllt sind und diese fast alle ohne Ausnahme auf ihren Knieen liegen, während bei uns wie in Baiern kaum die Elevation noch das Niederknieen bewirkt.

Mehr wie ich es früher gethan, haben wir uns jetzt alle Kirchen angesehen, die auf unserem Wege lagen, und uns überall überzeugt, daß hier die Stellen sind, an welchen das Volk noch seine kostbarste Habe zusammenträgt. Hier ist der Glaube noch wahrhaft lebendig. Jeder Wirth erzählt mit Stolz von den schönen Paramenten, die seine Kirche besitzt, und weiß mit dem richtigsten Ausdrucke alle einzelnen Gegenstände zu bezeichnen, die zum Gottesdienst gehören.

An einem ganz entlegenen Oertchen des Oetzthales sahen wir mit rechter Theilnahme, wie das Volk seiner Todten gedenkt. Schon beim

Eintreten in die Kirche an einem Werktage bemerkte ich, wie kein Grab auf dem ganzen Kirchhofe vernachlässiget war. Auf jedem war die Erde frisch aufgeschürt, als wäre der Todte eben erst bestattet worden; auf jedem stand ein einfaches Kreuz und vor demselben eine Blume mit großen grünen Blättern. Als wir nun zuletzt nach der Messe aus der Kirche gingen, fanden wir alle, die der Messe beigewohnt, noch auf den Gräbern ihrer Angehörigen in dem Kirchhofe herum knieen, eine Andacht, die sich gewiß täglich wiederholt und einen schneidenden Gegensatz gegen die Art bildet, wie die Kirchhöfe der Städte der Monumente und nicht der armen Seelen wegen von Neugierigen und Kindermädchen aufgesucht werden.

Unbegreiflich ist mir, daß nicht ein Erzherzog des Kaiserhauses, in dem noch eine solche Privatfrömmigkeit herrscht, hier seinen Wohnsitz aufschlägt. Ich möchte dies fast eine Verblendung des bösen Geistes nennen, der überall beschäftiget ist, die letzten Spuren der Anhänglichkeit aus dem Herzen der Unterthanen zu verwischen. Ich weiß kein Verhältniß, das so natürlich zu sein scheint als jenes der Tiroler zu der einfachen frommen Gesinnung, wie sie im Kaiserhause besteht. Und dennoch lebt kein Habsburger hier, während es für sie in der ganzen Welt kein heimischeres Plätzchen geben könnte. Inzwischen schleicht durch die todte kalte Maschinerie der Beamtenwelt doch manches Gift ein, das böse Früchte tragen kann.

Als Richard und ich vor einigen Tagen die alte Burg Tirol besuchten, erfüllten uns diese Gedanken, die schon oft uns angeregt, mit der allertiefsten Wehmuth. Nirgends findet man ein Zeichen der Anerkennung, der Dankbarkeit, der Liebe, die das Tiroler Volk so sehr verdient. Und das alte Schloß, das dem Lande den Namen gegeben, von dem Pater Beda in seinem Werke über Tirol sagen konnte: „In frühern Zeiten galt der Grundsatz: Keiner Landesfürst in Tirol, außer im Besitze des Schlosses Tirol. Oesterreichs Fürsten betrachteten es nach dem Verluste der eigentlichen Habsburg als die zweite glücklichere, umwohnt vom tapfersten Volke, das durch Treue gesühnt, was der Schweizer verbrochen[1])“ — dieses Schloß ist nicht einmal mit jener Munificenz unterhalten, die jeder dürftige Edelmann auf seine Stammburg verwenden würde. Die berühmte Schleuse des alten Wendt an der Ruhr könnte hier noch zum Muster dienen. Mich hat lange nichts mehr so durch und durch empört, als diese jammervolle Kargheit.

Ferdinand sage unsere herzlichsten Grüße, und Dich, geliebte Sophie,

---

1) Beda Weber: Das Land Tirol 2, 339.

umarmen wir mit der innigsten Liebe. Ueber Euren Empfang des Königs hoffen wir noch vergeblich Nachrichten in der „Allgemeinen Zeitung" zu finden. Dich wird die Abwesenheit unserer lieben Anna recht gestört haben. Die Nachricht des Zusammenberufens der Ausschüsse nach Berlin [1]), um bei so wichtigen Interessen so gleichgiltige Dinge zu berathen, hat uns für den armen Mathis sehr betrübt, dem Haus und Hof doch zu lieb ist, um sie wegen solcher Spielereien auf weiß Gott wie lange Zeit zu verlassen. Freilich kann dieses Spiel das Vorspiel von großartigen Ereignissen werden. Aber auch diese würden so gegen unsere Ansichten sein, daß wir immer uns besser fern hielten. Doch nun tausend herzliche Lebewohl, geliebte Sophie! Wir eilen zu einem Abendspaziergang; bisan hat uns ein köstlicher Regen noch zu Hause gehalten.

An seine Schwester Sophie.

54.

Innsbruck, im Oktober 1842.

Ich will Tirol doch nicht verlassen, ohne einen Brief an Dich zu beginnen, der sich wenigstens seinem Ursprunge nach noch zu den Alpenbewohnern rechnen darf. Ich empfinde es recht schmerzlich, daß überall Zeit und Umstände meinem Herzenswunsche nach brieflichem Verkehr mit Dir und den übrigen Geschwistern entgegen treten und selbst in dieser nur dem Vergnügen gewidmeten Zeit habe ich mit großem Leidwesen eine häufigere Correspondenz mit unserer sonstigen Lebensweise nicht wohl verbinden können. Dagegen haben wir uns fest daran gehalten an Mütterchen von allen Ruhepunkten aus zu schreiben, und da wir Mütterchens Weise kennen, so durften wir nicht daran zweifeln, daß auch Dir, unserer geliebten Schwester, Nachricht von uns zukommen werde.

Dein Brief, der uns in Meran erreichte, war uns ein unendlich willkommener Freund aus der Heimath, den wir mit der größten Freude gelesen und besprochen haben. Von da an sah es aber mit allen Nachrichten von Euch sehr schlimm aus. Unsere so unsichern und widersprechenden Bestimmungen über den weitern Verlauf unserer Reise verursachten es, daß wir bis gestern, wo wir hier eintrafen, Wochen lang ohne irgend etwas von Euch zu hören in der Welt herumgestrichen sind. Für mich war diese schwere Entbehrung noch leichter zu ertragen als für Ri-

---

1) Deren Versammlung wurde eröffnet am 18. Oktober. Siehe Tagebücher von Varnhagen von Ense 2, 112, 116 f.

chard, der sich aber auch sehr vernünftig und ergeben in dieses Mißgeschick benommen hat. Gestern führte uns der Weg in Innsbruck sofort bei der Post vorüber, und da waren wir denn so glücklich mit einem Briefe von Mütterchen in unser Wirthshaus einzuziehen und uns da sofort beim Lesen dieses geliebten Briefes der so lang entbehrten Lust überlassen zu können. Gott Dank konnten wir mit allen Nachrichten nur im höchsten Grade zufrieden sein. Den herzlichsten Antheil haben wir an Eurem Zusammensein in Lembeck genommen, wo Ihr gewiß die freudigsten Tage zusammen verlebt habet. Aennchen wird dadurch auch etwas über den Schmerz der Trennung von Mathis hinweggekommen sein. Vorzüglich gern hätte ich mich Euren Wanderungen nach der Michaelis-Kapelle angeschlossen, wo Ferdinands neue Schöpfung in Aennchen und Mathis gewiß den größten Neid im besten Sinne rege gemacht haben. Wann wir einmal gemeinschaftlich diesen Weg wieder machen werden, weiß Gott. Vielleicht liegt der Zeitpunkt näher, vielleicht weiter, als wir jetzt vermuthen. Möge er nur, wenn er eintrifft, ganz nach Gottes Willen eintreffen; dann wollen wir ihn auch von Herzen froh genießen.

Mit Mütterchens Brief haben wir auch die Berliner Antwort über Richard erhalten [1]). Gott gebe, daß sich ihm keine größeren Hindernisse wie dieses in Weg stellen. Auf Hindernisse müssen wir bei jedem Schritt unsers Lebens zählen und jemehr Hindernisse, desto sicherer können wir darauf bauen, daß unsere Wege nicht die Wege der Welt sind, sonst würde sie uns nicht entgegen treten. Ich erkenne in dieser Antwort nur die ganz natürliche Folge des Benehmens von Richard, so lange er als selbstständiger Mensch aufgetreten. Wenn dieses Benehmen eine nothwendige Folge seiner Ueberzeugung war, so muß er nun dessen Consequenzen mit Ruhe hinnehmen. Charaktere, aus denen man Bestandtheile des bekannten Pulvers „Clemens August" in chemischer Zersetzung herausfindet, können auf milde Behandlungsweise keinen Anspruch machen. Wie sich die Sache entwickelt, weiß ich noch nicht; glaube aber kaum, daß ein Abiturienten-Examen für ihn zu vermeiden sein wird, da mir jeder Bitt- und Gnadenweg nun einmal nicht nach dem Sinne steht. Er könnte neben der Vorbereitung zu diesem Examen zugleich theologische Studien beginnen und namentlich die philosophischen, die selbst nach preußischen Schulordnungen damit verbunden werden können. Richard geht diesen neuen Hindernissen mit der Ruhe entgegen, die ihm Gott ins Herz gegeben, und ist mit mir davon durchdrungen, daß Gott nur solche Kreuze schickt, die unsern geistigen Bedürfnissen besonders entsprechen, und daß es gerade

---

1) Wegen Dispens von der Maturitätsprüfung.

für ihn vielleicht ein Gott wohlgefälligeres Werk ist, ein einfältiges Abiturienten-Examen zu machen, als in einer hohen kirchlichen Stellung unter dem Aufsehen der ganzen Welt auf eine Festung geschleppt zu werden. Wer sich Gott mit Ernst widmet, den nimmt Gott auch in ganz besondere Behandlung, von der dann die Welt nichts mehr, und nur das eigene Herz alles versteht.

Den 20. Oktober.

Die Unterbrechung schützt Dich, geliebte Schwester, gegen eine Fortsetzung des vorstehenden Gegenstandes. Unsere Reise hätten wir also mit Gottes Gnade glücklich beendet. Wilderich wird Dir wohl erzählen, wie namentlich das Ende derselben uns durch einen Besuch der Domenica in Cavriana noch das Glück brachte, die Wunder Gottes in einem armen Mädchen zu bewundern[1]). Hätte uns der Weg über Venedig geführt, so würden wir diese wunderbare Erscheinung nicht mehr zu sehen bekommen haben, und ich schätze mich schon dieserhalb wahrhaft glücklich, daß wir dem Rufe nach Mailand gefolgt sind. Das Einzelne über sie brauche ich Dir nicht mehr zu schreiben und ich gehe auch um so lieber darüber hinweg, als sich so übernatürliche Zustände, in menschliche Ausdrucksweise gefaßt, gar zu entstellt und verzerrt ausnehmen. Es ist ein höchst merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß sich solche Zustände hier in Tirol jetzt so häufig wiederholen, und man weiß nicht recht, wie man sie deuten soll. Ungläubigen gegenüber möchte ich überhaupt auf sie kein zu großes Gewicht legen, da wir ja täglich auch in der Natur neue Wunder entdecken und die Kräfte der Natur weit unsere Kenntniß überschreiten. In Verbindung mit allem dem, was die Kirche seit Jahrhunderten an gottbegnadigten Personen erfahren hat, kann dagegen ein gläubiger Katholik sich wohl nicht der festesten Ueberzeugung entziehen, daß in diesen Personen Gottes Gnade und Kraft unmittelbar wirksam sei. In der Domenica sind zudem die grellsten Gegensätze des menschlichen Daseins noch viel lebendiger ausgesprochen wie in der Mörl. Denn während ihr Geist ununterbrochen mit den Engeln Gottes die Wunder der Menschwerdung und des Leidens des Gottessohnes betrachtet, ist die körperliche Hülle einer solchen Seele einem Elende hingegeben, vor dem man in der Tiefe seines Herzens erschaudert. Und doch ist all dieses Leiden der Armuth, aller dieser Schmerz an den vielen Wunden, die sie am Körper trägt, nur ein schwacher Ausdruck ihres Seelenleidens. Denn in ihrer Seele empfindet

---

1) Domenica Lazari. Vgl. „Ausflug nach Cavriana im wälschen Tirol" in: Charakterbilder von Beda Weber. 195—208; Hist.-pol. Bl. 10, 694.

sie ja eben das Leiden unsers Erlösers so heftig, daß sich ihr Leib ihnen nicht mehr entziehen konnte und nur in schwachem Abbilde zeigt, was ihre Seele fühlt. Wie aber ihr Körperleiden nur ein Spiegel ihrer Seele, so ist ja ihr ganzes Dasein nur ein Spiegel des Leidens Christi oder vielmehr die lebendigste Darstellung seines Leidens, in der Form zwar wohl noch etwas verschieden, in der Wesenheit aber höchstens dem Grade nach, da unser Herr Jesus ja nur noch um so mehr gelitten, je erhabener seine Abkunft war. Solche Erscheinungen lassen uns erst erkennen, was Christus für uns gelitten hat.

Zum Schluß unserer Reise hatten wir noch vor, hier tüchtige Exercitien zu halten, aber leider ist dieser Plan vereitelt. Die Jesuiten haben nämlich jetzt auf einmal ihre sämmtlichen theologischen Studien hieher verlegt und erhielten dadurch einen solchen Zuwachs, daß sie uns mit dem besten Willen kein Kämmerchen einräumen konnten. Das hiesige Colleg der Jesuiten ist jetzt schon auf 32 Mitglieder gewachsen. Außerdem haben sie ein Erziehungsinstitut mit 50 Zöglingen und der entsprechenden Anzahl Lehrer, und noch diesen Winter wird man den Bau eines neuen Erziehungshauses für 200 Zöglinge beginnen. So erhält das an katholischen Instituten schon so bevorzugte Tirol einen neuen großen Zuwachs an Mitteln, die Jugend tüchtig auszubilden und vor dem Verderben der Zeit zu schützen.

Freude hat es uns gemacht, gestern auch den jungen Pilat kennen zu lernen, der bei den Jesuiten ist. Ein höchst anziehender, liebenswürdiger junger Mensch, der mit einem jungen Klinkowström[1]), gleichfalls aus Wien, morgen nach Rom reisen wird, um dort die theologischen Studien zu vollenden.

Nach einer Aeußerung in Mütterchens Brief bleibt uns noch die Hoffnung, vielleicht heute einen Brief von Dir zu erhalten, den wir also noch mit Sehnsucht erfragen werden.

Ich sage Dir jetzt das herzlichste Lebewohl, meine geliebte Schwester! Wenn es noch nicht geschehen, mußt Du uns wieder einen kurzen Jagdbericht zusenden.

P. S. Als ich soeben die Post belegte, hatte ich die große Freude richtig Deinen so frischen Brief vorzufinden, für den ich Dir tausend

---

1) Der später berühmt gewordene Missionär P. Joseph Klinkowström. Pilat und Klinkowström waren mit einander verwandt. Ihre Mütter, beide geb. v. Mengershausen, waren Schwestern und unter Leitung von P. Hofbauer katholisch geworden, ebenso Klinkowström's Vater. Vgl. Friedrich August v. Klinkowström und seine Nachkommen von dessen Sohn A. v. Klinkowström S. 404, 275, 280.

herzlichen Dank sage. Wie freut es mich, daß das eine Hündchen in Ferdinand einen wohlwollenden Herrn gefunden. Meinem alten Jägerherzen wird es nicht wenig wohl thun beim Spazierengehen die Manieren der alten Miß[1]) in ihm wieder zu erkennen.

An seine Schwester Sophie.

55.

München, 8. Januar 1843.

Das verflossene Jahr sollte mir nicht mehr die Freude bringen, mit Dir direct zu verkehren, und so beginne ich denn diesen Brief mit einem recht innig gemeinten „Glückselig neues Jahr!“ das Du auch Ferdinand in meinem Namen wünschen wollest. Der ohnehin schon so lange Aufschub eines Briefes an Dich hat noch zuletzt durch das Erkranken von Leo[2]) einen Zuwachs erhalten. Denn wenn dies auch in keinem Moment gefährlich war, so nahm es doch jeden freien Augenblick um so mehr in Anspruch, als wir ja hier seine einzigen Bekannten sind. Er ist aber Gott Dank jetzt wieder in voller Genesung begriffen, steht täglich mehrere Stunden auf und wird, wenn das Wetter sich bessert, auch seiner Zimmerhaft wohl bald entlassen werden. Immerhin wurde unsere anfängliche Freude über Leo's Eintreffen durch dies Erkranken sehr gestört und einige recht angenehme Abende, die er uns durch seine Theilnahme an unserer Theestunde bereitete, mußten nach acht Tagen seines Hierseins schon eingestellt werden. Bis Du jedoch diesen Brief erhältst, wird hoffentlich diese Störung wieder vorüber sein.

Du, meine geliebte Sophie, kehrst nun in diesen Tagen mit Ferdinand nach Münster zurück. Die letzte Zeit werdet Ihr wohl durch schlechtes Wetter behindert worden sein die Dorfandachten während der Feiertage viel zu besuchen. Dafür wirst Du aber gewiß Dein Krippchen in der Kapelle um so häufiger heimgesucht haben. Diese Zeit enthält ja zugleich für Dich eine solche Menge schmerzlicher Erinnerungen, daß es Dir nicht an Gaben fehlte, um sie mit den Geschenken der heiligen drei Könige dem Jesuskindlein darzubringen. Das ganze Leben Jesu ist in allen Zügen, die uns in den heiligen Büchern aufbewahrt sind, eine so erhabene und heilige Symbolik, in der jeder Mensch sein eigenes Leben wieder finden kann. Wohl uns, wenn wir uns in diesen Tagen mit allen

---

1) Lieblingsjagdhund.

2) Graf Leopold von Spee, dermalen Stiftsherr zu Aachen.

Leiden und Freuden unsers Lebens recht wahrhaft mit den heiligen drei Königen vor die Krippe hinstellen und alles Ihm darbringen.

Unser unendlich liebenswürdiger Beichtvater hat uns diese Uebung für die nächsten acht Tage vorgeschrieben, die wir täglich vor dem Allerheiligsten verrichten sollen. Ueberhaupt gehört Windischmann gewiß zu den Männern, für deren Umgang wir Gott ganz besonders zu Dank verpflichtet sind. Er ist für alle jungen Leute vom Rhein und Westphalen der Mittelpunkt, um den sich ihr Leben dreht und von dem sie alle scheiden wie von ihrem geistlichen Vater. Seine jetzige Stellung als Sekretär oder Geistlicher Rath des Erzbischofs zwingt ihn übrigens, sein reiches Talent in Aktenverhandlungen aufzuzehren. So nützlich er auch hier wirken mag, so ist er doch dem unmittelbaren Verkehr mit jungen Leuten, worin die eigentliche Kraft seines Wirkens besteht, sehr, und wenn ich die Rheinländer und uns ausnehme, ganz entzogen. Wenn ich denke, welcher Gewinn aus einer Berufung Windischmann's nach Münster oder Bonn der guten Sache erwachsen könnte, dann möchte ich weinen, daß in der Welt nirgendsmehr Energie ist als auf Seite des Bösen. Wenn die geistlichen Behörden es wollten, so ließe sich gewiß mit Ausdauer und Ernst jetzt vieles machen, um solche ausgezeichnete Männer nach unsern Lehranstalten hinzuziehen. Wenn Windischmann nach Münster berufen würde, dann ständen in ein paar Jahren die Hörsääle der Hermesianer in Bonn ganz leer, und so hörte doch endlich der grenzenlose Skandal auf, daß diese Verwüster der Kirche noch immer ihr Gift den jungen Leuten ins Herz zu streuen fortfahren. Dies sind doch Lehrstühle des Hochmuths und menschlichen Dünkels, während von einer wahren Gelehrsamkeit und katholischen Wissenschaft ebenso wenig die Rede ist wie von einem wahren kirchlichen Leben. Es ist in diesen Menschen ein sonderbares Gemisch von Unwissenheit und Wissensdünkel und ich begreife es jetzt ganz, wenn ich unsern Erzbischof früher so bitter über die Unwissenheit vieler Geistlichen klagen hörte, während ich damals meinte, daß das Zuvielwissen ihnen vielmehr schädlich sei. — Doch was schwätze ich Dir da Dinge vor, an denen Du gewiß hinreichenden Antheil nimmst, an denen wir beide aber nichts ändern, höchstens immer wieder und wieder nur Gott bitten können, daß er den Bedürfnissen seiner Kirche zu Hilfe eile. Leider wird dieses Mittel viel zu wenig angewendet.

Unsere vaterländischen Verhältnisse geben uns oft Stoff zu sprechen, und in Richard ist noch eine hinreichend lebendige politische Ader, um meine, die schon ganz in den letzten Zügen lag, hie und da anzufrischen. Freilich würde dies nicht sehr lange anhalten, und wenn wir noch ein Jahr zusammen wären, die Politik wohl ganz zu Grabe getragen sein. —

Welche Laune des Schicksals ist doch das Verbot der Leipziger „Allgemeinen Zeitung.“ Heute mir, morgen dir! — Die Jubiläumsfeiern wegen der erweiterten Preßfreiheit werden wohl mit der ersten Feier ihr Ende nehmen. — In der jetzigen Zeit ist es nicht schwer ein politischer Prophet zu sein. Ich zweifle keinen Augenblick, daß unser König von den Uebergriffen der liberalen Partei noch zu viel strengern Maßregeln in Bezug auf Presse und andere Lieblingskinder der Zeit getrieben werden wird, als sie vielleicht je bestanden haben. Ob es aber dann nicht zu spät sein wird, ist eine andere Frage.

Eine viel angenehmere Conversation, als die Politik, bietet uns die Kirchengeschichte, von der wir in diesem Semester den Theil von Gregor VII. bis zur Reformation durchnahmen. Sie hat uns für unsere Theestunde schon oft das Thema zur angenehmsten Unterhaltung geboten, da ja doch namentlich diese Periode für uns Deutsche so außerordentliches Interesse hat. Meine Ignoranz preßt mir dabei manchen Seufzer über verlorene Zeit ab, die ich überhaupt täglich mehr zu beklagen Ursache finde. Wie viel geistreicher und lehrreicher hätte ich, ohne den Vergnügungen den mindesten Abbruch zu thun, so viele, unzählig viele Stunden anwenden können! Dabei habe ich immer meine Freude an Richard, der, einmal über das Abiturienten-Examen hinweg, leicht sehr große Fortschritte machen wird. Jetzt muß er freilich fast seine ganze Zeit den Sprachstudien zuwenden, was er ohne irgend eine Klage mühsam und fleißig thut. Ich zähle sicher darauf, Gott werde die Dinge so leiten, daß man ihm, wenn er in den alten Sprachen bestanden, wenigstens die andern Fächer erlassen werde, denn das Studium dieser so ganz nutzlosen Gegenstände würde ihn entsetzlich aufhalten.

Für die Osterzeit machen wir eben die schönsten Pläne. Wir beabsichtigen nämlich einen Lauf nach Innsbruck, um dort vor der Charwoche noch Exercitien abzuhalten und dann die Osterfeiertage unter dem frommen Tiroler Volke zuzubringen. Da Richard ganz meine Passion für Tirol theilt, so schwärmen wir wahrhaft in diesem Gedanken. Von dort müssen wir dann aber leider gleich nach den Feiertagen wieder aufbrechen, um nach Zeil zu gehen. Im Herbst habe ich des Seminariums-Examens wegen dazu keine Zeit und ich darf nicht von München weggehen, ohne dort gewesen zu sein. Sollte aber Mütterchen bis dahin wirklich den Entschluß zur Reise nach Zeil gefaßt haben, dann würden auch wir diese Tour aufschieben. Es sollte mich unendlich freuen, Mütterchen diese Reise ausführen zu sehen. Unser Zusammensein in Zeil könnte jedoch nur von sehr kurzer Dauer sein, und wenn nicht vielleicht in den Pfingsttagen, so sehe ich kaum ein, zu welcher andern Zeit wir hinkommen könnten. Meine

Seminarsprojekte wirst Du wohl gebilliget haben. Wenn ich auch zum Eintritt im Herbst noch nicht befähiget bin, so werde ich wohl in Münster oder auf dem Lande meine Studien fortsetzen, bis ich damit soweit bin, um eintreten zu können. Ich hätte sehr gerne noch ein Jahr den Studien zugesetzt, aber mein Alter drängt und so muß ich abwarten, wie sich mir der Wille Gottes in den Verhältnissen kund geben wird. Die theologischen Studien haben einen so hohen Reiz für mich, daß ich mich gleich dazu entschließen könnte mein ganzes Leben ihnen zu widmen. In dieser Beziehung hat Herr Seydell bei meiner Durchreise durch Coblenz ein wahres Wort gesprochen.

Es soll mich doch wundern, was Pater Gößler[1]) auf seiner Reise ausrichten wird. Ich kann mich noch immer nicht der Hoffnung erwehren, daß ein so begnadigter Mann denn doch eine große Mission von Gott erhalten habe, und daß vieles, was uns jetzt zu einem Tadel zwingt, uns vielleicht nur deßhalb verkehrt erscheint, weil wir die Verhältnisse nicht ganz zu durchschauen im Stande sind. Wenigstens ist das gewiß, daß das Leben vieler großer Männer sich eine Zeit lang in einer solchen Ungunst der Verhältnisse bewegt hat, daß selbst die bestgesinnten Menschen an ihrem Treiben irre geworden sind.

Ich bitte Dich, geliebte Sophie, Wilderich zu sagen, daß Windischmann den kleinen Canisius für den besten Katechismus für Kinder hält. Er ist bei Kirchheim in Mainz kürzlich neu verlegt worden in der Form, wie ihn einer der letzten Bischöfe in Mainz eingeführt hatte[2]). In französischer Sprache schien er Bossuet's Katechismus für den besten zu halten. Lasse uns nun auch bald wieder etwas von Dir hören, geliebte Sophie, und vergelte nicht Böses mit Bösem. Eure Jagderfolge in Lembeck haben mich sehr erfreut und ich habe mich nur gewundert, daß nicht noch einige Hirsche abgeschossen sind. Das war doch ein kleiner Lohn für die viele Mühe, die sich Ferdinand schon mit der Jagd gegeben.

1) Vgl. Hist.-pol. Bl. 11, 205—209.

2) Bischof Colmar am 1. Oktober 1814. Vgl. Die Mainzer Katechismen von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Chr. Moufang. Mainz 1877. S. 114.

An seine Schwester Sophie.

56.

München, im März 1843.

Gestern, geliebte Sophie, hatten wir die unaussprechliche Freude die Schrift unsers Erzbischofs[1]) zu erhalten, die Mütterchen so liebevoll gewesen war uns sofort zu überschicken. Ich kenne das Urtheil meiner Umgebung darüber noch nicht; es sind aber alle zu katholische Männer, als daß es ein sehr verschiedenes sein könnte. Richard und ich haben das Buch mit wahrem Heißhunger verschlungen, und wenn es erst seinen schnellen Verlauf durch die Reihen der Bekannten gemacht hat, so will ich es mir noch tief und tiefer einprägen. Das Buch scheint mir von höchster Bedeutung zu sein und tausend Werke der Gelehrten aufzuwiegen. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich in mir empfinde, solche Grundsätze wieder einmal von einem Kirchenfürsten ausgesprochen zu sehen und dazu von einem solchen. Neues hat der Erzbischof zwar nicht gesagt, aber sein unendliches Verdienst ist es eben, daß er das Alte nicht länger mehr verschwiegen hat. Erst wenn die Kirche ihre Grundsätze wieder so offen und klar mit allen ihren Consequenzen der Welt vor Augen legt, kann sie werden, was sie sein soll, wenn auch vielleicht zunächst ein Kampf auf Leben und Tod entsteht. Aber der Tod kann ja nie das Loos der Kirche sein und so braucht sie einen solchen Kampf nicht zu fürchten. Ich habe immer die unerschütterliche Ueberzeugung gehabt, daß es ein Verrath an Christus sei, wenn so viele Kirchenobern einen Theil des ihnen von Christus übergebenen Auftrages, wegen irgend einer Rücksicht auf Erden, unerfüllt lassen. Zu dieser Ansicht tritt nun die Autorität eines Mannes, den der heilige Geist nicht nur zu einer der höchsten Stellen seines Reiches auf Erden berufen, sondern den er zugleich zu dem auserlesensten Werkzeuge seiner Lenkung und Leitung der Kirche in dieser Zeit gemacht hat. Warum sollte uns, wenn unser Glaube wahr ist, daß die Kirche und der Geist, der sie lenkt, ewig ist, diese Stimme weniger Gewicht haben, als die der alten Kirchenlehrer? In der That, mir ist dieses Urtheil über das so unendlich schwer zu besprechende Verhältniß der Kirche in den Staaten nicht das eines bloßen Menschen, son-

1) „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten." Münster 1843. Das Buch erregte damals das größte Aufsehen, wie schon aus den zahlreichen Schriften erhellt, die dafür und dagegen erschienen. Ein Verzeichniß bei Roskovany: Romanus Pontifex 4, 947.

dern das eines auserlesenen Werkzeuges des heiligen Geistes, und mit unendlichem Jubel erfüllt mich der Gedanke, daß meine eigenen Grundsätze in diesem Punkte jetzt bestätigt und bekräftigt sind durch die Autorität der Kirche. Was aber aus diesem Lebensfunken werden wird, weiß Gott, der ihn durch den Erzbischof in die Welt hinein gelegt hat. Wie das einzige wahre, unerschütterliche Fundament der Staaten, so enthält die Kirche, wenn sie bekämpft wird, auch die Zerstörung der Staaten. Jedenfalls kann es nicht fehlen, daß der Ausspruch des Erzbischofs Wiederhall finde in Millionen Menschenherzen, und was dieser Keim dort erzeugen werde, muß die Zukunft lehren. Möchten doch die Welt und ihre Lenker an diesem ihrem Tage noch erkennen, was ihnen allein zum Heile gereichen kann!

Was die katholischen Mächte zu diesem Worte sagen werden, soll mich wundern. Jedenfalls enthält es über sie einen tausendfach strengern Richterspruch wie gegen akatholische Regierungen, die ja eigentlich nur nachmachen, was die eigenen Söhne der Kirche begonnen haben. Gar leicht können wir den Skandal erleben, daß das Buch in Oesterreich polizeilich verboten wird, wo es ja überhaupt die tollste Inconsequenz ist, daß die heilige Schrift selbst nicht schon lange verboten worden ist.

Doch jetzt zu andern Dingen. Zunächst lege ich Dir Deine und Tonis [1]) Aufnahme in den Verein des Herzens Jesu bei und wünsche, daß Er Euch und mir immer mehr dazu verhelfen möge wahre Verehrer seines allerheiligsten Herzens zu werden.

Dann, geliebte Sophie, muß ich Dir das vorläufige Resultat meiner Bestellungen mittheilen. Ein junger Künstler, den mir Boisserée empfohlen, ist bereit die sechs Wappen, das Stück für 33 fl., in Glas zu malen [2]). Da man mir sagte, der Preis sei nicht zu hoch, so habe ich vorläufig die Genehmigung ertheilt. Die Vollendung der Arbeit ist mir in zwei Monaten zugesichert. Sie würden daher jedenfalls zu Eurem Herbstaufenthalt schon in Lembeck sein können. Da Du mir nicht bestimmt hast, ob die Wappen ganz gemalt oder ob dazu gefärbtes Glas genommen werden solle, so habe ich sie auf Anrathen des Malers in erster Art bestellt: also auf weißem Glase ganz gemalt. Der Maler wünschte natürlich mit Beibehaltung der vorgeschriebenen Größe des Schildes eine etwas weniger zopfartige Form für dasselbe wählen zu dürfen, was ich ihm auf eigene Faust zugestanden habe. Auch diese Wappen werden also mit einem Kranz von Eichenlaub umgeben werden. Gar schön wäre es

---

1) Gräfin Merveldt, 1847 vermählt mit dem Freiherrn v. Romberg Bladenhorst.
2) Für die Schloßkapelle in Lembeck.

gewesen, wenn etwa in der Mitte des ganzen Fensters ein etwas größeres Glasgemälde etwa mit einem Muttergottesbilde hätte angebracht werden können. Zu einem solchen Zweck oder für ein kleines Hausoratorium habe ich hier schon wunderschöne Glasbilder gesehen. Auch verwendet man große gemalte Scheiben für kleine Kabinette, die etwa nur ein Fenster haben, was außerordentlich schön decoriren soll.

Mit welcher Freude, geliebte Sophie, habe ich wieder die Nachrichten über Eure Barmherzigen Schwestern gelesen! Gottes Segen wird Euch für dieses Institut nicht ausbleiben. Wie lebenskräftig ist doch die katholische Kirche, wenn sie nur, ihrer Fesseln entledigt, sich wieder frei bewegen könnte! Eure Stiftung findet gewiß bald Nachahmung, was ich noch mehr als für die Krankenpflege, für das Beispiel wünsche, damit das Volk doch wieder einmal kennen lerne, was christliche Aufopferung sei. Die Idee davon ist ja vielfach den Menschen und selbst den Priestern entschwunden.

An seine Schwester Sophie.

57.

Innsbruck, Ostersonntag 1843.

Wir stehen schon wieder am Vorabend unserer Abreise von Tirol und noch habe ich mein Vorhaben, Dir einen herzlichen Gruß von Innsbruck zuzuschicken, nicht ausgeführt. So darf ich denn nicht länger zögern. Ich schreibe Dir unter den ungünstigsten Auspicien für die Leserlichkeit, wie das Interesse meines Briefes, nämlich bei schlechtem Licht und mit unsicherer Hand, zudem bei einer ganz verpesteten Zimmerluft, während es draußen so herrlich ist, daß ich mich mit Tisch, Stuhl und Bett im Freien etabliren möchte.

Recht lange, geliebte Schwester, habe ich mit Dir nicht mehr geplaudert. Das letzte halbe Jahr war die freie Zeit am Tage zuerst durch die Pflege und dann durch den Umgang mit Leopold Spee mehr wie im vorigen Jahre in Anspruch genommen und von meiner Studienzeit darf ich ohnehin nichts abgeben. Ueber Dich würde ich mich wohl etwas wundern, daß Du Dich in unserm Verkehr so streng an die Wechselseitigkeit gehalten hast, wenn ich nicht zugleich mir wiederholt gesagt hätte, daß doch gewiß auch andere Gründe Dich verhindert haben mir zuweilen ein Wörtchen zu schreiben. Im nächsten Herbst hoffe ich sicher alles durch mündlichen Verkehr wieder zu ersetzen, was uns der Mangel eines häufigeren schriftlichen Verkehrs entzogen hat.

Mit großer Freude haben wir von Mütterchen schon zweimal die besten Nachrichten über Euch alle erhalten, jedoch mit der Ausnahme der Nachricht von dem Erkranken unseres alten guten Böhmer[1]), die mich ganz außerordentlich betrübt hat. Hoffnung auf eine Genesung habe ich durchaus nicht, vielmehr nehme ich gewiß an, daß er die letzte Wohnung vor dem Auferstehungstag schon bezogen hat. Wenn Gott ihm doch noch einen lichten Augenblick vor seinem letzten Augenblick geschenkt hätte! Er war ein so entsetzlich confuser Kopf, wie in allem, so besonders in religiösen Dingen, und daher gewiß nur wenig vorbereitet, so plötzlich den Weg in die Ewigkeit anzutreten. Diese Art der Trennung von einem Menschen, mit dem man so viele Jahre unter so theuren Verhältnissen verkehrt hat, ist unendlich wehmüthig. Wie gerne hätte ich noch die letzten Augenblicke bei ihm zugebracht! Für unser liebes Harkotten ist er ein Verlust wie der unsers alten Georg[2]). Auch er wird uns überall abgehen. Doch ist dies nur Nebensache und wahrhaft betrübend nur die Art seines Hinscheidens. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Wenn Du in der Nähe von Mütterchen bist, so sage ihr doch, daß sie meinen letzten Brief ganz mißverstanden, wenn sie daraus den leisesten Zweifel an meinem Beruf zum geistlichen Stande entnommen hat. Ein solcher ist mir noch keinen Augenblick in den Sinn gekommen. Im Gegentheil wüßte ich mir gar nicht die Möglichkeit irgend eines andern Standes oder irgend einer andern Lebensbeschäftigung, als die des geistlichen Berufes, für mich auf Erden mehr zu denken. Meine Furcht, die ich gegen Mütterchen ausdrückte, war durchaus anderer Natur. Diese stört keinen Augenblick den Frieden meiner Seele, so groß sie auch ist, während ein Zweifel an meinem Beruf mich gänzlich unglücklich machen würde. Ich bitte Gott für mein ganzes Leben um keine größere Sicherheit über meinen Beruf, als wie er sie mir bis auf diesen Augenblick gewährt, während ich zugleich eine große Furcht bei der Gefahr dieses Berufes nie entbehren möchte.

Unser hiesiger Aufenthalt war für uns wieder mit sehr großen Freuden jeder Art verbunden. Es ist halt ein einziges Land — das Tirol; schön und groß in allem, was Gott den Menschen auf Erden nur zuweisen kann. Sechs volle Tage haben wir bei den Jesuiten gewohnt[3]). Die übrigen Tage haben wir dazu verwendet, so viel wie möglich an allen Feierlichkeiten der Charwoche Antheil zu nehmen und dann noch viele angenehme Bekanntschaften zu machen. Heute haben wir mehrere

---

1) Förster auf Harkotten. — 2) Ein treuer Diener. — 3) Zur Abhaltung sechstägiger Exercitien vom 7. bis 12. April.

Stunden bei den Redemptoristen zugebracht und einige kapitale Männer kennen gelernt. Unbeschreiblich liebenswürdig ist ihr Pater Rector Madlener, der die wunderbarsten Schicksale in seinem Leben durchgemacht und nun auf seinen alten Tag die Gnade einer so liebenswürdigen kindlichen Einfalt erlangt hat, wie ich sie noch nie bei einem Menschen angetroffen habe. Er war früher Professor in Wien und ein totaler Pantheist, bis er, plötzlich von der Gnade Gottes gerührt, diese stolze Philosophie verließ und nun zur Ehre Gottes sich an derselben Akademie unter die Schüler der Theologie setzte, wo er bis dahin einen so hochmüthigen Lehrstuhl eingenommen hatte. Dennoch, gestand er, habe ihm diese Demüthigung einen weniger schweren Kampf gekostet als das erste Abbeten des Rosenkranzes, den er nun schon zwanzig Jahre lang als Zeichen seines Ordens an der Seite trägt. Er hat uns recht viel aus seinem Leben erzählt. Immer wieder setzte es mich in Erstaunen, von einem so schlichten Manne solche Lebenserfahrung und Klugheit kund geben zu hören[1]).

Am meisten haben wir aber natürlich mit den Jesuiten verkehrt, wo ich mich ganz besonders freute den Mann wieder zum Führer während der Exercitien zu erhalten, der mich schon vor $1^1/_2$ Jahren geleitet hatte[2]). Mir hat Gott unter den großen Gnaden, die er im ganzen Leben mir erwiesen, nach meiner Einsicht nie eine größere zugetheilt als diese geistliche Uebungen. Man muß sie öfter machen, um ihren ganzen Geist zu durchdringen, und so glaube ich mich auch jetzt noch tiefer in sie hineingedacht zu haben. Auch Richard ist von ihrer Bedeutung ebenso wie ich durchdrungen. Ich bin überzeugt, daß er von nun an mit noch viel größerer Klarheit auf die Bedeutung des geistlichen Standes für sein ganzes Leben hinblicken wird. Wir werden nun gemeinschaftlich unser

1) Johannes Madlener, zu Strakonitz in Böhmen geboren am 15. November 1787, docirte als Supplent an der Wiener Universität Physik und Mathematik, verließ, 28 Jahre alt, die Irrwege einer pantheistischen Philosophie und studirte Theologie. P. Hofbauer, der ihn unter seine eifrigsten Schüler zählte, hielt bei seiner Primiz die Festpredigt. Zum Cooperator an der Kirche St. Augustin zu Wien ernannt, sammelte er Hofbauer's Schüler nach dessen Tod zu den üblichen Abendconferenzen in seiner Wohnung und betrieb mit Erfolg die Einführung der Redemptoristen in den Kaiserstaat. Am 2. November 1820 trat er selbst in den Orden ein, wurde 1827 zum Obern des neu errichteten Hauses zu Innsbruck ernannt, brachte als solcher 1840—1843 besonders die Volksmissionen (Hist.-pol. Bl. 9, 109—124) in Flor, an denen er sich später noch als siebzigjähriger Greis betheiligte. Seine letzten Kräfte widmete er der geistlichen Pflege der Kranken und Gefangenen in Prag, wo er, hoch an Jahren und reich an Verdiensten, am 26. Mai 1868 aus dem Leben geschieden ist.

2) P. Christian Thuiner † 15. Oktober 1858. Vgl. S. 104.

Leben noch besser verstehen, noch besser es einsehen, von welchem einen Grunde unser ganzes Thun ausgehen, nach welchem einen Ziele unser ganzes Leben hinstreben muß. Denn diese Einheit in dem Grunde und dem Ziele des ganzen Lebens zu bewirken ist die alleinige Absicht der Exercitien. Eine unbeschreibliche Freude hat es mir überhaupt gemacht zu sehen, wie wirksam gnädig Gott das Leben von Richard leitet. Die Consequenzen, die mit dem Entschluß Geistlicher zu werden verbunden sind, sind viel größer, als man es ahnt, bevor man zu demselben kömmt. Nicht das kleinste Theilchen darf davon unberührt bleiben. Du kannst Dir denken, daß schon meine Liebe zu Richard es mit sich brachte ihn recht scharf dabei zu beobachten, wie er eben diesen Kampf durchführe. Gott wolle fortfahren ihn so gnädig zu bedenken, ihn so unermeßlich liebreich zu leiten wie bisher; dann zweifle ich nicht, daß er einmal ein recht wirksames Werkzeug zu seiner Ehre werden wird. Nebenbei macht es mir auch große Freude zu sehen, wie große Fähigkeiten ihm Gott gegeben hat, um in seinem Dienste wirksam zu sein. An geistiger Begabtheit kömmt er nach meiner Ueberzeugung von uns Brüdern dem Vater bei weitem am nächsten. Höchstens möchte Wilderich eine Ausnahme machen, wenn er sich eine recht gründliche Wissenschaft angeeignet hätte.

Wenn es nicht gegen mein Princip wäre, in unverschuldeten Verhältnissen etwas anderes zu wünschen oder etwas zu bedauern, so würde ich jetzt sehr gern auf einige Zeit mit Richard zusammen nach Rom gehen, um dort unsere Ausbildung fortzusetzen. Es scheint mir aber nicht Gottes Wille zu sein, während die Vernunft sehr viele Gründe dafür anzuführen weiß.

Morgen werden wir noch mit einigen Jesuiten zusammen bei Reisach, einem Onkel des Bischofs, diniren und dann übermorgen unsere Reise nach Zeil fortsetzen. Die ersten Tage des Mai hoffen wir wieder in München zu sein. Da der Zweck der Reise wie die Zeit selbst es mit sich brachte, daß wir uns vorzüglich mit dem Gottesdienst beschäftigten, so haben unsere Füße noch ein sehr faules Leben geführt. Für das Unterlassen größerer Touren haben uns aber die schönen Ansichten der Umgebung Innsbrucks reichlichen Ersatz geboten. Ich kann hier über keine Straße, über keinen Platz, der mir irgend eine Aussicht bietet, gehen, ohne mit langen Zügen die Freude am Anblick der Berge einzuziehen. An dem dunkelblauen Himmel glänzen die noch rundum mit blendendem Schnee bedeckten Gebirgsrücken, während im Thal selbst alles grünt und blüht, so daß die schönsten Farben sich vereinen diese prächtige Gegend zu schmücken. Namentlich hatte Gott am heutigen Auferstehungstage das Amt, die Natur zu diesem Festtage schön zu schmücken, nicht minder gut

versehen wie die Küster das des Kirchenschmuckes. Nachdem uns diese am Morgen erfreut, haben wir uns an jener mehrere Stunden am Abend ergötzt. Doch ich eile jetzt zur Ruhe und zum Abschied, geliebte theure Schwester, und wünsche Dir und Ferdinand so heitere und freudige Festtage, wie wir sie hier verlebt.

An seine Schwester Sophie.

58.

München, 24. Mai 1843.

Ich möchte statt mit Worten, mit Heulen und Weheklagen beginnen über die desperate Lage, in die mich Dein Brief versetzt hat. Zu verändern ist an den Wappen nun einmal nichts mehr, und wenn sie statt mit Eichenlaub umgeben, auch noch mit Rosenblättern durchflochten und mit Vergißmeinnicht verziert wären, so wäre es jetzt zu spät, denn sie haben schon sammt und sonders den ersten Marsch durchs Feuer gemacht und dadurch Zierde wie Unzierde so tief eingeprägt erhalten, daß sie nur mit der Person des Glases selbst zu vertilgen wären. Dagegen schützt Dich nur unsere weite Entfernung vor einem gerichtlichen Verfahren, um vor aller Welt offenkundig und klar zu machen, ob man es nur mit einem Schein von Recht unternehmen kann, mir, der in seinem ganzen Leben keinen andern Geschmack als den der Jägerei ausgebildet hat, die Verantwortung für diese eichenlaubigen Verzierungen aufzubürden. Ich würde mich zuerst auf die Worte Deines Briefes vom 2. Mai berufen, die in möglichst treuer Copie (mit Ausnahme der unnachahmlichen Schriftzüge) so lauten: „Findet man es passend, die Wappen mit einem Laubwerk oder andern Verzierungen zu umgeben, so ist mir das sehr recht;" und: „Die alten Wappen haben eine Laubverzierung in Schwarz." Laubverzierung und zwar in Schwarz war also ausdrücklich vorgeschrieben und ich glaubte nichts besseres thun zu können, als mich ganz streng daran zu halten, wobei ich nur in das unglückliche Eichenlaub gepurzelt bin, ohne freilich eine Ahnung davon zu haben, daß gerade das Eichenlaub den Charakter des Modernen an sich trage. Dagegen gestehe ich, auch jetzt noch keine Idee davon zu haben, welche Art antiquer Belaubung Deine neueste Zeichnung vorstellen soll, so daß mir hiernach eine Abänderung, etwa in Tannennadeln, zu bestellen noch nicht möglich gewesen wäre. Du siehst, geliebte Sophie, hiermit in die Verwickelung dieser Affaire, gegen die es zuletzt kein anderes Mittel geben wird, als die Schilder, die auf eine Scheibe gemalt werden, aus ihrer Umkleidung zu Hause wieder herauszunehmen und dagegen anderes Glas einzufügen,

wenn es Dir nach eigenem Anblick so genehm sein wird. Nur eine Anmaßung von meiner Seite, gegen Deinen Geschmack Bestellungen gemacht zu haben, muß ich abweisen, da ich so arrogant nicht bin, so etwas besser wie Du verstehen zu wollen. Sonst hätte ich gewiß einen andern Fond bestellt, etwa Schildhalter oder Wappenmantel oder Aehnliches, oder blos gefärbtes Glas, um das Schild besser zu heben: denn ich gestehe gern, daß mir der Kranz ebenso wenig gefiel wie die Krone auf den Wappen. Uebrigens thut es mir von Herzen leid, wenn die Sache nun nicht ganz gut ausfallen sollte, und ich tröste mich nur mit dem schon angegebenen Ausweg, der sich ja auch zu Hause noch immer wird einschlagen lassen. Beim ersten Brand ist dem Maler ein Wappen gesprungen. Dies Risiko macht die Sache so theuer, da die Gläser viermal gebrannt werden müssen. Grüße Ferdinand herzlich und behalte Deine theologischen Brüder in treuem Andenken. Ich eile jetzt zu einer Abendlitanei, wo ich auch Ferdinand herbeiwünschte, den die wunderschöne Musik entzücken würde. Ueberhaupt würde Ferdinand in dieser Beziehung hier manchen Genuß haben. Die Musik ist doch in einigen Kirchen außerordentlich schön.

An seine Schwägerin Paula.

59.

Münster, 6. Januar 1844.

Mit herzlichem Danke sende ich Dir den Brief Deiner so tief betrübten Schwester zurück und bitte Gott, daß er Dir und Deiner Schwester Malchen [1]) seinen heiligen Trost in das Herz geben möge; daß er Euch mit recht lebendigem Glauben erfülle: denn nur in dem Glauben kann bei einem solchen Verluste [2]) Trost und Ruhe gefunden werden. Wir wollen daher recht bitten, geliebte Paula, daß Gott unserm Unglauben zu Hilfe komme. O vermöchten wir einen Augenblick mit den geistigen Augen das Leben zu erschauen, das Christus in den Wiedergebornen begründet und mit seinem Fleische und Blute das ganze Leben hindurch genährt hat — wie könnten wir dann noch in dem Hinwegfallen des Körpers einen Tod erkennen und beweinen! Wie wunderbar schön muß oft in solchen Klöstern, wo das geistige Leben einen hohen Grad der Ausbildung erlangt hatte und ein starker Glaube schon in annäherndes Schauen übergegangen war, das Hinscheiden eines heiligen Bruders gewesen sein!

---

1) Gräfin Amalie Robiano geb. Gräfin zu Stolberg.

2) Tod der Gräfin Maria Therese Robiano geb. Gräfin zu Stolberg am 25. Dec. 1843.

Ja, wir stecken noch viel, viel zu tief in einer starren, ungeistigen, sinnlichen Auffassung der Dinge fest. Welche Macht hat noch die sinnliche Trennung und Vereinigung auf uns, obwohl sie in durchaus gar keiner Beziehung zur Wahrheit, d. i. zur wahren Verbindung in Christo Jesu steht! Unsere Thränen bei der Trennung sind noch nicht in die Erlösung in Christo eingegangen, sonst würden sie vielleicht zwar ebenso häufig fließen, nicht aber so bitter sein wie jetzt. Wahrlich, sichtbar, handgreiflich muß sich unsere Trauer von der der Heiden unterscheiden, wenn unser Glaube lebendig, wenn unsere Hoffnung Wahrheit ist. Keinen Namen gibt sich unser Heiland lieber als solche, die das Leben ausdrücken, das er der Welt zugetragen, und alle andern Gaben wären nichts, wären Staub und Asche, wenn diese fehlte. Dieses neue Leben ist es, das wir uns gewöhnen müssen in unsern lieben Angehörigen zu erkennen und allein zu lieben. Dieses Leben vermag uns aber keine Gewalt zu nehmen, am wenigsten der Tod des Leibes. Ja, Paula, dieser Leib ist selbst in dem Heiligsten ein Versucher wider den Geist, wider Gott und Christus. Und wenn der heilige Paulus ausrufen konnte: „O ich Unglückseliger! wer wird mich befreien von dem Leibe?" so haben gewiß auch unsere Lieben, je inniger sie im Geiste mit Christus vereinigt waren, desto tiefer geseufzt nach der Auflösung des Leibes, der dieser Vereinigung feindlich entgegen stand. Nicht den Leib, der auch im Besten gegen den Geist ankämpft, sollen wir lieben, sondern den Geist, der ja doch schon hier auf Erden fast um so mehr unserm Verkehr entzogen ist, je inniger er mit Christus vereinigt ist. Und endlich, was nützt das Festhalten der Menschen hier auf Erden? Wird denn unsere Liebe schwächer werden, so daß wir uns später leichter trennen können; oder wollen wir uns nur den Schmerz ersparen, damit die Andern uns überleben und statt unser den Trennungsschmerz empfinden?

Das Stündchen, das ich mit Dir zu sprechen mir vorgenommen, ist durch einen Besuch von Christian und Clemens nebst Twickel so verkürzt, daß ich schon Abschied von Dir nehmen muß. Sage Wilderich recht herzlichen Gruß, auch den Kindern.

Du hast mich sehr mißverstanden, wenn Du im trüben nassen Wetter mein Wetterideal zu finden glaubst. Es ist nur durchaus meine Theorie in allem das Angenehme zu finden und das Unangenehme möglichst zu übersehen. Wenn Dein Vater die Eichen in Lütjenbeck bewunderte[1]), so wollte er sie gewiß nicht der Schönheit Neapels vorziehen.

Gelobt sei Jesus Christus!

1) S. Stolberg's Brief vom 22. Mai 1801 bei Janssen S. 43.

Einige Notizen über Mütterchens Tod[1]).

60.

Münster, im März 1844.

Samstag, 2. März. Empfang der heiligen Weihe[2]); Mütterchen anwesend. Um 11 Uhr zu Anna. Mütterchen traf ich zu Hause, aß mit ihr und Max[3]) und Antonia[4]), wo ich sie zum letztenmal gesund in unserm Hause gesehen. Etwas vor 4 Uhr kam Oehmchen[5]); wir fuhren zusammen mit Mütterchen zur Fastenandacht nach Ueberwasser[6]).

Dienstag, 5. März, traf ich Mütterchen bei Sophie am Bett und fuhr mit ihr zu Galen's.

Mittwoch, 6. März. Max besucht mich des Abends auf meinem Zimmer und erzählt mir, Mütterchen sei nicht ganz wohl.

Donnerstag, 7. März. Als ich um 10 Uhr aus dem Colleg komme, ruft mich Max, weil Mütterchen unwohler geworden. Unterwegs erzählt er mir, Mütterchen sei Tags zuvor schon krank aufgestanden, darnach aber zur Kirche gegangen, wo sie sich erbrochen; sie sei später auch noch zu Merveldt's und Galen's gegangen, bis sie sich am Abend zu Bett gelegt, worauf Busch[7]) gerufen worden. Max und Sophie hatten dann bei ihr gewacht. Ich fand Mütterchen 10¼ Uhr schon in einem höchst leidenvollen Zustand, der sich, wie Max mir sagte, seit 4 Uhr so eingestellt hatte, wie ich Mütterchen fand. Sie mußte fast aufrecht im Bette sitzen, jede mehr liegende Lage vermehrt ihre Schmerzen. Mütterchen litt außerordentlich heftig und zwar an der linken Seite unter der Brust. Der Schmerz erneuerte sich bei jedem Athemzug; der Athem war beschleunigt und kam immer mit heftigen Stößen heraus. Mütterchen klagte sehr über diesen Schmerz und sagte wiederholt, daß sie außerordentlich heftig leide. Am Mittwoch war Mütterchen schon zur Ader gelassen worden. Bald nach mir kam Busch. Er verschreibt spanische Fliege, Medicin. Mütterchen fragt mehrmals, ob die Medicin noch nicht da sei;

---

1) Dieses Denkmal der Pietät gegen die Mutter, obschon nicht in Briefform abgefaßt, durfte hier nicht wohl fehlen.

2) des Subdiaconats.

3) Bruder des Bischofs, damals Lieutenant im 11. Husaren-Regiment († 5. Juli 1862).

4) Gemahlin von Clemens Ketteler geb. Freiin von Korff.

5) Graf Ferdinand von Galen, Neffe des Bischofs.

6) Liebfrauenkirche in Münster.

7) Arzt.

ich gehe dem Bedienten entgegen. Gegen 2 Uhr 14 Blutegel. Um 3 Uhr fuhr ich noch zu Aennchen, um ihr Nachricht über die Wirkung der Blutegel zu bringen. Da aber Busch für ihren Umzug nach Mütterchens Haus stimmte, so kam sie gegen 4 Uhr mit dem Kindchen[1]) herüber. Die Schmerzen ganz unverändert. Auch Wilderich kam, von Gott geführt, gegen Mittag an. Abends Umschläge. Ich blieb die Nacht an Mütterchens Bett. Die Brüder im Vorzimmer; Sophie war auch die Nacht auf und besorgte die Umschläge.

Freitag, 8. März. Gegen 3 Uhr Morgens ließen die Schmerzen etwas nach und Mütterchen konnte zuweilen etwas schlummern. Die spanische Fliege abgenommen; viele Blasen gezogen. Es wurde nun eine Barmherzige Schwester zur Aushilfe herbeigeholt. Die Linderung des Schmerzes in der Seite hörte um 6 Uhr auf. Der Schmerz dauerte nun mit gleicher Heftigkeit den ganzen Tag hindurch und Mütterchen stieß fortwährend vor Schmerz die Worte: O Gott! O Je! aus. Des Nachmittags wurde noch ein Aderlaß am rechten Arm angewendet und damit gelang es endlich diesen Schmerz zu bemeistern. Der Pastor[2]) wird noch gegen Abend gebeten und kömmt. Als ich es Mütterchen sagte, antwortete sie, sie habe ihn doch schon wollen bitten lassen morgen zu kommen. Sie bittet ihn für den folgenden Morgen zur Beichte nach seiner Messe. Die Nacht die Barmherzige Schwester bei Mütterchen. Clemens kommt an. Wir sitzen bis 12 Uhr beisammen. Die Schwestern legen sich nieder, die Brüder saßen im großen Zimmer. Ich stehe auf und bringe den Schwestern dreimal Nachricht.

Samstag, 9. März. Etwas vor 5 Uhr stellte sich ein Würgen ein, weßhalb ich zu Busch ging; das Würgen wiederholte sich noch mehrmals während ihrer Krankheit. Um 7 Uhr findet Busch ihre Zunge fast ganz rein. Der Pastor kömmt später; Mütterchen beichtet lange. Am Mittag betete ich ihr die Litanei vor; sie antwortet bei: „Hilfe der Kranken!“ Ihre Lage immer unbequem, doch liegt sie etwas mehr. Der Arzt spricht sich nicht bekümmert über sie aus. Ich gehe zum Seminar. Abends kommt Richard an. Mittags Wilderich aus Alst gerufen.

Sonntag, 10. März. Ich komme erst gegen Mittag zu Mutter; gegen 12 Uhr umgebettet, findet sich sehr erleichtert, läßt sich von Clemens und Richard erzählen. Es stellt sich Schweiß ein, aber auch Fieber.

---

1) Christoph Bernhard v. Galen, Pathenkind des Bischofs, von demselben am 9. August 1868 im Dom zu Mainz zum Priester geweiht.

2) Kerklau, Pfarrer der St. Aegidikirche zu Münster.

Montag, 11. März. Das Fieber anhaltend. Mütterchen wieder umgebettet. Ich betete ihr vor, als der Pastor kam. Mütterchen beichtete während unseres Essens. Der Pastor ließ mich rufen, um mir zu sagen, daß Mütterchen versehen werden solle. Als wir zu Mütterchen kamen, grüßte sie mehrere von uns einzeln. Ich mußte ihr sehr viel vorbeten. Zuerst viele Krankengebete aus dem „Baumgarten[1]," dann die sieben Bußpsalmen; endlich nahm sie selbst den „Nakatenus[2]," um uns ein Gebet zu zeigen. Anna schlug es dann nach ihrer Anweisung auf, das Gebet vor den Bußpsalmen. Ich mußte endlich gewaltsam abbrechen. Sie hatte mir schon oft gesagt, wie tröstlich ihr es sei mit uns zu beten; wie sie bedaure nie genug beten zu können. Sie schien mir in diesem Augenblicke so gefaßt und klar und ruhig über ihren ganzen Zustand, daß ich mich des bestimmten Gesichts ihres Todes nicht erwehren konnte. Busch erklärte sich dann so gut, wie noch nie; wir voller Hoffnung. Abends Fieber heftiger.

Dienstag, 12. März. Mütterchen empfing die heiligen Sakramente mit allem Bewußtsein; sprach vorher noch mit dem Pastor. Ihr Zustand nun immer schlimmer. Gliederschmerzen verhinderten sie, einen Augenblick ruhig zu liegen; Schmerzen im Rücken; Fieber; wir können die Mutter gar nicht mehr zurecht legen. Von Ruhe gar keine Rede mehr. Ich bete mehreres vor vom schmerzhaften Rosenkranz; auch ein Gebet der Hoffnung. Ich und Schwester Barbara gehen. Seitenschmerzen hie und da. Beängstigungen. 12 Uhr: Moschus wechselt mit einer andern Medicin alle $1^1/_2$ Stunden. Will aufstehen. Clemens kommt um 3 Uhr. Mütterchen hat genau Acht auf die Medicin. Furchtbare Nacht, nach 3 Uhr etwas besser.

Mittwoch, 13. März. Der Schmerz in der Seite sehr heftig. Ich gehe zur Messe, wo Mütterchen mir sagte, zu beten, daß Gott sie uns erhalte. Sie sagt mir, nie so gelitten zu haben. Beängstigung. Wünscht immer den Arzt. — Plötzlich läßt der Schmerz nach; klagt sehr über Agitirtsein durch das schnelle Athmen. Wir gehen, Sophie ruft uns; sie schläft. Pastor: Sie schläft — stirbt. — Nach dem Tod drücke ich Mütterchen die Augen zu; Anna geht nach Haus.

Donnerstag und Freitag: viel bei Mutter; sieht so sehr gut aus.

Samstag: sehr verändert. Gegen 4 Uhr legen wir Mutter in den Sarg; 5 Uhr fahren die Brüder mit der Leiche ab.

Montag: Begräbniß[3].

---

1) Gebetbuch von P. Cochem.

2) Himmlischer Palmgarten von P. Nakatenus S. J.

3) in der Familiengruft zu Harkotten.

An seine Schwägerin Paula.

61.

Münster, 11. Mai 1844.

Erst nachdem ich mich von Wilderich getrennt, habe ich Dein Zettelchen gelesen und so greife ich denn zur Feder, um Dir dasselbe zu beantworten.

Der neuntägigen Andacht schließe ich mich natürlich in der angegebenen Weise mit wahrer Freude an, nur muß ich leider wegen der Zeit um einen kleinen Aufschub bitten. Wenn Dir die Zeit vom 23. Mai bis 2. Juni, wo wir unsere Exercitien haben[1]), recht ist, so wollen wir diese Andacht mit Gott dann beginnen; wobei wir nur recht bedenken müssen, daß die Vereinigung mit Gottes Willen das wahre und allein wirksame Gebet ist. Es ist keine gute Auffassung, Dich als eine unbrauchbare Gattin und Mutter wegen Deiner Krankheit anzusehen. Brauchbar für das Reich Gottes bist Du für Mann und Kinder in keiner andern Weise, als in der, in die Gott Dich gesetzt hat; nur für die Welt ist die Gesundheit immer ein Requisit wahrer Brauchbarkeit. Was wäre aus vielen Seelen geworden, wenn Gott ihrem Begehren Gehör gegeben und ihnen Gesundheit des Leibes verliehen hätte! Es sind freilich oft furchtbar schmerzliche Mittel, die Gott anwendet, und dazu gehört gewiß in hohem Grade Deine Krankheit. Aber wenn Er nur endlich unser Herz so bereitet, daß es würdig ist mit Ihm vereinigt zu werden, wie klein wird uns dann die Spanne Zeit unserer Wanderschaft, wie gering selbst das größte Leiden für einen solchen Lohn erscheinen! Ich verlange recht nach der Zeit, Dich, liebe Paula, wieder einmal zu sehen. Was liegt nicht alles zwischen der Zeit unsers letzten Zusammenseins und dem heutigen Tage, und doch ist es auch damit wie mit Deiner Krankheit: viel Schmerzen für den natürlichen Menschen, die mit dem Winde vorübergehen; viele Freude für den geistigen Menschen, eine Freude, die ewig andauern wird! Ich möchte wahrhaft unserem Mütterchen den höchsten Schatz, den Tod der Gerechten, nicht wieder rauben. Gelobt sei Jesus Christus!

---

1) zur Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Priesterweihe, welche am 1. Juni stattfand.

IV.

Als Kaplan zu Beckum.

1844—1846.

An seine Schwägerin Paula.

62.

Beckum, 10. November 1844.

Ich beginne nun etwas den mir hier von Gott angewiesenen Berufskreis zu überschauen und habe keinen andern Wunsch, als daß ich nach den paar Tagen, wo ich, auf dem Sterbebette liegend, wieder auf ihn zurückblicke, mit ruhigem Geiste möge hinblicken können. Menschenkraft vermag nichts auf einem so hohen geistigen Gebiete; aber daran liegt nichts, wenn wir nur die Gotteskraft, die in uns und durch uns wirken will, nicht behindern. Gott gebe uns ein demüthiges einfältiges Herz: das ist die Bedingung des Wirkens des göttlichen Geistes in uns; bis dahin ist unser Rennen ein eitles Vertrauen auf eigene Kräfte. Der große wunderbare Apostel Paulus sagte: „Ich rühme mich meiner Schwachheit“ und warum? — weil er eben bei seiner natürlichen Schwachheit in seinem ungeheuren Wirken die Kraft Christi erkannte. O möchte Gott Dir und mir und uns allen, die wir für Christus leben wollen, die Gnade geben, uns unserer Schwachheit zu rühmen und uns zu freuen, wenn unsere Schwachheit auch von den Menschen erkannt wird, so daß sie uns weniger achten. Das ist die wahre Disposition, um für Christus zu wirken, d. h. um Christus in uns wirksam zu machen. Diese Gedanken haben mich in dieser Zeit viel beschäftigt; deßhalb sind sie meiner Feder entschlüpft. Gott möge uns alles und auch Demuth und Einfalt geben. Du hast sie als Hausfrau und ich habe sie als Priester nöthig. Für die Klagen Deines Briefes, wie für die Klagen meines Herzens im

Angesicht der großen Verantwortlichkeit meines Berufes, weiß ich kein anderes Mittel. — —

Unser Herz empfängt, wenn es Gott liebt, wie er geliebt werden soll, Freude und Leid nur von Gott; was uns von Gott trennt, verursacht uns dann Schmerz; was uns ihm näher bringt, Freude. Das sind die Grundsätze des wahren christlichen Friedens, den nur Christus geben kann und der bestehen bleibt, wenn auch in dem niedern Theil des Menschen noch so viel Leiden und Kampf ist. Diese Einfalt des Hinblickes auf Jesus ist es, was Maria so groß machte. Was läßt sich Alltäglicheres, Einfacheres denken als ihr Leben zu Nazareth! Es war gewiß so einfach wie das irgend eines Haushaltes in der weiten Welt — und dennoch war es so wohlgefällig in den Augen Gottes. Wir müssen daher suchen unsere Gedanken, Vorstellungen und Phantasien einzufangen; wir müssen sie gewöhnlich, einfach und unscheinbar machen; wir müssen die Augenluft, d. i. die geistige Augenluft, die immer hören und sehen und wirken will, abtödten; wir müssen unsere Augen von dem Nebenmenschen schon ab- und auf uns hinwenden und mit der möglichsten Treue die einfachsten, kleinsten Pflichten unserer Stelle verrichten. Je mehr wir Gott lieben, desto mehr erscheint uns alles groß, was wir in der von ihm uns angewiesenen Stelle wirken, und klein, was wir außerdem thun. Daher werde ich mich nicht für Dich und alle, die ich liebe, freuen, wenn ich höre, daß Ihr die Welt umreiset, Rom und Jerusalem besuchet und sonst Großes verrichtet, sondern dann, wenn ich höre, daß Euch alles groß ist, was Ihr für Gott thut, und daß Euch ein Nadelstich oder die Unscheinbarkeit des Hauses zu Nazareth größer und lieber ist als den Weltkindern die größten Thaten.

Grüße Wilderich und Deine Kinder herzlich und gedenke meiner fleißig im Gebet. Ich stehe in einem sehr angenehmen Verhältniß zu den übrigen Geistlichen. Nächstens schicke ich Dir Bücherlisten zu deren gütiger Besorgung. Wenn Wilderich die Université catholique mithalten will, so wäre es gut, wenn er sie bestellte und mir dann immer zusendete, vom Januar an; ich möchte sie sehr gern halten.

An seine Schwägerin Paula.

63.

Beckum, 1845.

Wilderich laß ich inständig bitten doch folgendes Buch zu bestellen: Philosophie morale, par *L. E. Bautain.* Paris, Ladrange 1842[1]). Wenn er sich daran geben will einige Zeit auf das Studium desselben zu verwenden, so kann ich ihm einen ganz außerordentlichen Genuß und was wichtiger ist, einen großen Nutzen versprechen. Für eine besondere Art von Hunger ist freilich auch ein besonderes Gericht gerade besonders lockend, und in solchem Zustand kann man dann leicht die einseitige Ansicht haben, daß auch jedem Andern dieses Gericht am besten schmecken müßte. Ich glaube wohl, daß dieses Buch gerade einer besondern Disposition meiner Seele entsprechend war. Dennoch kann ich Wilderich einen unberechenbaren Nutzen aus demselben versprechen, da er gewiß nicht weniger, wie ich ehemals, durch nichts so sehr inkommodirt und gequält wird als durch Mangel an Kenntniß der eigenen Seele.

An seinen Bruder Wilderich.

64.

Beckum, 20. Oktober 1845.

Wie prächtig ist das mit unserm Bruder gegangen und wie dankbar bin ich Dir für Deine Bemühungen und Euch beiden für die Aufnahme desselben. Wenn wir an ihm wirklich einen frommen ausdauernden Bruder bekommen, so ist unser Priesterhäuschen[2]) in der That fürs Erste ganz hinreichend in Ordnung und bietet uns schon große Vortheile fürs geistliche Leben.

---

1) Bautain huldigte bekanntlich in seinen früheren Schriften einem traditionalistischen System. In der Vorrede zu obigem Werke erkennt er an, daß die gegen seine Lehre erhobenen Bedenken nicht unbegründet seien. Vgl. Möhler's Ges. Schriften 2, 141—164.

2) Die beiden Beckumer Kapläne, von Ketteler und Johann Bernhard Brinkmann (der gegenwärtig im Exil weilende Bischof von Münster), welchen sich noch ein jugendlicher Priester, Wilhelm Stumpf, angeschlossen, der jedoch bald nachher in Ketteler's Armen starb, hatten sich unter Beobachtung einer bestimmten Tagesordnung zu einem gemeinsamen Leben vereinigt. „Bruder Hermann" war für die Besorgung der Küche ausersehen.

Paula sage herzliche Grüße. Die Leiden dieser Welt kommen nicht in Vergleich mit den Freuden der Ewigkeit und das Kreuztragen ist die Münze, die allein Geltung hat für die Ewigkeit. Wer Gold sammelt, kann damit die Dinge dieser Welt kaufen; wer Leiden sammelt, für Gott getragen, kann damit alle Schätze des Himmels erkaufen. Leiden, leiden! — so spricht das Leben Jesu, Mariens, so das Blut aller Märtyrer, so das Gebet aller Heiligen, so jede Zeile im Evangelium, so die acht Seligkeiten, so schließt der herrliche Hymnus des heutigen Kirchweihfestes: „Von allen Seiten stehen offen die Thore der heiligen Stadt. Wer aber in sie eintreten will, muß zuvor geprüft werden durch herbe Arbeit[1]."

Eine Störung nöthigt mich hier abzubrechen. Nur noch die freudige Nachricht, daß wir uns auf einen Brief von Leoni[2]) nochmals nach Paris gewendet und in Zeit von acht Tagen Antwort erhalten haben, so daß wir nun endlich die Bruderschaft einführen können[3]).

An seinen Bruder Wilderich.

65.

Beckum, 12. December 1845.

Mit der herzlichsten freudigsten Theilnahme habe ich die Nachricht von der Entbindung der geliebten Paula erhalten und danke mit Euch Gott aus vollem Herzen, daß er nach allen Leiden und Aengsten Euch ein so prächtiges Kindchen geschenkt hat. Auch danke ich Euch herzlich, daß Ihr, obwohl ich das Kind nicht einmal selbst zur Taufe halten konnte, mich dennoch zum Pathen gewählt habet. Ich hätte gern anstatt des Kindes gesprochen: „Ich widersage" — „ich glaube;" und so viel an mir liegt, will ich gern mitbeten, daß dieser kleine Wilhelm mit Leib und Seele dem Teufel widersage und an Gott glaube. Die Zeiten werden doch immer entschiedener, die beiden Reiche trennen sich immer mehr, es sammeln sich die Menschen mit klarer Erkenntniß unter der einen und der andern Fahne, und die Verhältnisse, unter denen das Kind vor so vielen tausend und abertausend Kindern geboren ist, sprechen dafür, daß Gott diese Seele so recht entschieden unter die Fahne des Lammes in dem Lager des Friedens bei Jerusalem stellen will.

---

1) Hic margaritis emicant
Patentque cunctis ostia:
Virtute namque praevia
Mortalis illuc ducitur,
Amore Christi percitus,
Tormenta quisquis sustinet.

2) Gräfin Ansembourg zu Neubourg, geb. Freiin v. Wendt auf Crassenstein.

3) Gemeint ist die Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder. Vgl. dessen Predigten 1, 55.

Ueberhaupt leben unsere Kinder in einer minder gefahrvollen Zeit, als die letztverflossene gewesen; sie können, wenn sie heranwachsen, sich leichter orientiren über das Reich des Bösen und des Guten; der Schafspelz ist etwas mehr gelüftet und die Pferdefüße sind überall sichtbarer geworden als in früherer Zeit. Möge Gott uns die Barmherzigkeit erzeigen, daß unter unsern Adelskindern einige heranwachsen, welche die Vortheile ihrer Geburt nicht so anwenden wie die Kinder der Welt: nicht zur Pflege der dreifachen bösen Lust, also nicht immer daran denken, die Vortheile ihrer Geburt zu benutzen zu ihrer eigenen Ehre — dies heißt in der Kirchensprache Hoffart des Lebens, in der Weltsprache Standesehre; — nicht sie benutzen, um immer reicher zu werden — dies heißt in der Kirchensprache Augenlust, in der Weltsprache standesmäßiges Auskommen; — nicht sie benutzen zur Faulenzerei und zu Vergnügungen — dies heißt in der Kirchensprache Fleischeslust, in der Weltsprache Anstand &c. — sondern diese Vortheile benutzen, um einen höhern Adel der Seele durch wahre Tugend zu erringen. Es ist nicht zu leugnen, daß auch der Stand hierzu einiges beitragen kann; wenigstens kann die Gnade, wenn sie die Gefahren erst überwunden, eben diese wieder zum Vortheil der Seele brauchen.

An den Landrath Carl Graf v. Merveldt.

66.

Beckum, 14. Februar 1846.

Ew. Hochgeboren werden von dem Herrn Bürgermeister Beerkamp schon wohl ein Schreiben mitgetheilt erhalten haben, welches ich vor Kurzem in Betreff der Errichtung einer Krankenanstalt unter Leitung der Barmherzigen Schwestern an den Magistrat gerichtet habe. Aus diesem Schreiben werden Sie ersehen, daß ich durch ein Geschenk von 2500 Thlr.[1]) in den Stand gesetzt bin die Errichtung einer solchen Anstalt bedeutend zu fördern, und daß es mein innigster sehnlichster Wunsch ist gerade dieser Gemeinde das erwähnte Geschenk zuzuwenden. Da ich in dem gedachten Schreiben die Bedingungen auseinandergesetzt habe, die dieser Schenkung angeknüpft sind und die eigentlich nur darin bestehen, daß die Anstalt eine geistliche Anstalt unter Leitung des Pfarrers werde, so kann ich mich im Allgemeinen auch hier auf dasselbe beziehen. Ich

---

1) v. Ketteler hatte diese Summe großentheils von dem durch Hirtensorgfalt und wohlthätigen Sinn ausgezeichneten Pfarrer Johann Bernhard Grothues zu Hervest († 14. April 1854) empfangen.

bitte daher Ew. Hochgeboren recht dringend, dieser Angelegenheit recht warmes Interesse zuzuwenden und sie dem Gemeinderath zur reiflichen Prüfung mitzutheilen. Eine schriftliche Rückäußerung seitens des Magistrats ist mir noch nicht zugekommen. So viel ich aber mündlich vernommen, hat der Plan hier in der Stadt allgemein die lebendigste Theilnahme gefunden, und so bedarf es nur noch einer gleich lebendigen Theilnahme von Seiten der Landgemeinde, um das so heilsame Werk einer schnellen Ausführung entgegen zu führen. Die Landgemeinde besitzt ja doch bisher weder Armenmittel noch irgend ein anderes Institut für ihre armen leidenden Mitglieder und wird es daher gewiß um so weniger versäumen sich mitzubetheiligen an einem Werke, zu dem ein so bedeutender Fonds lediglich geschenkt ist. Durch eine Ablehnung würde ja die Landgemeinde sich auf ewige Zeiten von dem Mitgenusse an einer so bedeutenden Schenkung ausschließen. Zudem könnte uns nichts Betrübenderes geschehen, als die armen Kirchspiels-Kranken der Wohlthat dieser Anstalt beraubt zu sehen, da uns doch die Kranken in der ganzen Pfarrgemeinde gleichmäßig am Herzen liegen. Der Zweck dieses Schreibens ist nur Mittheilung des Planes an Ew. Hochgeboren und den Gemeinderath, und die allgemeine Bitte um recht lebendige Theilnahme an dem so heilsamen Unternehmen. Bestimmte Anträge kann ich noch nicht stellen, weil ich noch keine Erwiederung des Magistrats erhalten habe. Schon jetzt aber glaube ich behaupten zu können, daß die baaren Auslagen im Vergleich zu dem Nutzen der Anstalt unbedeutend sein werden. Das Gebäude ist die Hauptschwierigkeit. Auf Herstellung des Gebäudes und wo möglich Ueberweisung des anliegenden Gartens wird sich fast die ganze Baarauslage für die öffentlichen Kassen der beiden Gemeinden beschränken. Das Inventar werden wir dann suchen durch freiwillige Beiträge zusammenzubringen, und ich zweifle nicht, daß uns dies gelingen werde. Für den fortlaufenden Unterhalt haben wir dann schon ein baares Einkommen von jährlich 100 Thlr., und was dann noch fehlt wird der Himmel senden, dessen Segen bei einer solchen Anstalt nicht ausbleiben kann. Die Vortheile der Krankenanstalt werden zwar für die Stadt noch größer sein wie für die Landgemeinde. Dennoch wird sie auch für die Landgemeinde außerordentlichen Nutzen gewähren. Ich erlaube mir auf einige Vortheile besonders aufmerksam zu machen:

1. Ganz arme Kranke sind jetzt in dem elendesten Zustand. Die Nahrung, die elende Wohnung, der Schmutz, alles hindert die Genesung. Eine Krankheit, die in einer Krankenanstalt bald geheilt wäre, wird unter solchen Umständen heillos und der Kranke mit der ganzen Familie fällt der Gemeindekasse anheim.

2. Andere Kranke, die nicht ganz arm sind, können sich dennoch die kostspielige Pflege nicht verschaffen. Sie verzehren erst ihr Vermögen und werden endlich arm. Tritt aber auch dieser Fall nicht ein, wie elend ist oft ihre Pflege, wie hilflos ihr Zustand, wie wird die Krankheit dadurch verschlimmert! Wenn nun gar Wunden zu verbinden, Bäder oder Waschungen anzuwenden sind, wer soll da helfen ohne Barmherzige Schwestern?

3. Wie soll ferner jetzt bei ansteckender Krankheit die Ansteckung vermieden werden? Bei armen Leuten liegen Frau und Kinder vielleicht in einem Bett mit dem am Nervenfieber erkrankten Vater; bei reichen steckt ein kranker Knecht vielleicht das ganze Haus an 2c. 2c.

Doch wozu soll ich Ihnen so bekannte Vortheile, bei denen ich die wichtigsten, moralischen noch nicht einmal erwähnt, und die sich noch leicht sehr vervielfältigen ließen, weiter aufzählen, da ja noch nie ein Zweifel über den Nutzen der Krankenanstalten unter Leitung der Barmherzigen Schwestern erhoben worden, vielmehr überall, wo sie auf der weiten Welt errichtet sind, die Meinungen aller darin übereinstimmen, daß eine Gemeinde kein Institut von größerem Nutzen in ihrer Mitte besitzen könne. Wenn unser Heiland jedes Glas Wasser, den Armen gereicht, einst lohnen will, als sei es ihm gereicht, wie wird er jene belohnen, die mit Rath und That zur Begründung einer Anstalt mitgewirkt, wo vielleicht noch nach Jahrhunderten den armen Kranken bei ihren vielen Leiden geistlicher Trost und leibliche Pflege gereicht werden wird. Ich schließe daher, indem ich die Bitte an Ew. Hochgeboren und den Gemeinderath wiederhole, daß Sie doch diesem Plane nicht mindere Theilnahme wie die Stadtgemeinde und den Ihnen von der Letzteren zukommenden Anträgen zur Förderung des Unternehmens möglichste Berücksichtigung schenken wollen.

An den Bürgermeister Veerkamp in Beckum.

67.

Beckum, 19. August 1846.

Die schon im Anfange dieses Jahres angeregte Errichtung einer Armen-Krankenanstalt ist leider durch die Differenz zwischen Land- und Stadtgemeinde ins Stocken gerathen und sieben Monate sind seit dem ersten Beschluß des wohllöblichen Magistrats in dieser Angelegenheit dahin gegangen, ohne daß zur Realisirung des Planes etwas weiteres geschehen wäre. Eine schriftliche Mittheilung ist mir über den Stand dieser

Angelegenheit seit Ihrem Schreiben vom 17. Februar l. J. nicht geworden, ich kann aber hier auf die hinreichend bekannte Thatsache bauen, daß die Differenz zwischen der Land- und Stadtgemeinde sich nicht über den Nutzen der Anstalt selbst, sondern über das Verhältniß erhält, in dem beide zu den Baukosten des Gebäudes beitragen sollen. Beide, die Land- und Stadtgemeinde, erkennen also die Nothwendigkeit einer Armen-Krankenanstalt an, um der Christen- und Bürgerpflicht zu genügen, den armen Kranken zu Hilfe zu eilen; in Betreff der Ausführung besteht aber die Differenz, daß die Stadtgemeinde nur die eine Hälfte, die Landgemeinde nur ein Drittel der Baukosten des Hauses übernehmen will, so daß ein Sechstheil noch ungedeckt ist. Der Versuch, die Stadtgemeinde zu bewegen diesen Theil zu übernehmen, ist ohne Erfolg geblieben. Gegen Ew. Wohlgeboren und des löblichen Magistrats Ansicht bleibt die löbliche Stadtverordneten-Versammlung bei dem Entschlusse, nur die Hälfte der Baukosten bewilligen zu wollen. Auch meine persönliche Bemühungen zur Abänderung dieses Beschlusses sind erfolglos geblieben. In einer Versammlung der Stadtverordneten wurde mir die Ehre persönlich erscheinen zu dürfen. Ich machte bei dieser Gelegenheit vier Punkte geltend, wodurch die Stadt weit mehr bei dieser Anstalt interessirt sei wie die Landgemeinde; ich stellte ferner dar, daß es sich durchaus nur um die einmalige Aufbringung der Baukosten handle, während schon bei der Einrichtung des Hauses ein weit höherer Zuschuß der Landgemeinde zu gewärtigen sein werde; ich legte endlich den Herrn Stadtverordneten vor Augen, wie traurig es sei, wenn dieser kleinlichen Differenz wegen diese ganze Anstalt nicht zu Stande komme. Alle diese Gründe wurden, wie ich glaube behaupten zu dürfen, nicht mit Gründen widerlegt, dennoch aber mein Antrag abgelehnt. Da nun von der Landgemeinde ohne Verletzung des Grundsatzes, daß, wer bei einer gemeinschaftlichen Arbeit größeren Nutzen zieht, auch größere Beitragspflichten hat, unmöglich ein höherer Beitrag als ein Drittheil gefordert werden konnte, so schien hiermit das ganze schöne Unternehmen zu Grunde zu gehen und mir die schmerzliche Pflicht obzuliegen, den Schenkern der bewußten 2500 Thlr. diese Summe mit dem Bemerken zurückzustellen, daß ihre wohlthätige Absicht hier nicht realisirt werden könne. Zu diesem Schritte konnte ich mich aber unmöglich entschließen. Der Gedanke wegen einer solchen kleinlichen Differenz von ein Sechstheil der Baukosten vielleicht für immer der hiesigen Gemeinde eine solche Anstalt zu entziehen und unsere armen Kranken, worin wir nach den Grundsätzen unserer Religion die Person Christi verehren sollen, wieder ihrem bisherigen elenden Zustande zu überlassen, war mir zu schmerzlich, und die Stimme vieler edlen Menschenfreunde in dieser

Gemeinde brachte mich auf einen neuen Ausweg, um dieses trostlose Ende des Unternehmens abzuwenden. Deßhalb mache ich Ew. Wohlgeboren nun folgenden Vorschlag. Die Stadt hat die eine Hälfte, die Landgemeinde das eine Drittheil der Baukosten für ein Krankenhaus übernommen. Für das fehlende Sechstheil trete ich ein und übernehme es für mich. Damit ist also für die ganze Summe der Baukosten gesorgt. Ich bitte Ew. Wohlgeboren dieses Schreiben dem Herrn Amtmann v. Meinders zu kommuniciren, und stelle den ergebenen Antrag, daß von der Stadt- und Landgemeinde eine Commission ernannt werde, um nun die Ausführung des Baues möglichst schnell zu berathen und in Angriff zu nehmen [1]). Da ich mit einem Sechstheil der Baukosten eintrete, so ist mein Wunsch, bei dieser Commission zugezogen zu werden, wohl gerechtfertigt.

---

1) Im Jahre 1848 reiste v. Ketteler, der damals als Deputirter der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt weilte, von da nach Beckum, um die Festpredigt bei der feierlichen Eröffnung des neugegründeten Krankenhauses zu halten

V.

Als Pfarrer zu Hopsten.

1847—1849.

An seine Schwägerin Paula.

68.

Hopsten, 17. November 1846.

Indem ich Dir herzlichen Dank für Deinen Brief sage, will ich nicht unterlassen, Dir auch einige Nachricht von mir mitzutheilen.

Mit der Stellung[1]), die mir Gott jetzt überwiesen, habe ich das Höchste erreicht, was ich mir auf Erden erdenken konnte. Schon ehe ich den geistlichen Standpunkt richtig zu begreifen vermochte, erschien mir die Stellung eines Pfarrers ganz erhaben, und seitdem ich den Einfluß eines Geistlichen auf schlichte einfache Naturen schon vielfach kennen gelernt habe, vermag ich natürlich auch die Bedeutung meines jetzigen Amtes um so viel besser zu erfassen. So fehlt es mir denn nicht an Hochschätzung der Stelle, die mir Gott angewiesen, aber mit Angst und Furcht sehe ich auf mich bei dem Gedanken, wie ich sie ausfüllen werde. Laufen, rennen, arbeiten und viel und stark sprechen vermag ich wohl; aber, aber wenn sich mir nur die Gnade nicht entzieht, die mit dem Einfältigen und Demüthigen so allgewaltig wirkt, von jedem Selbstsüchtigen, selbst in dem edelsten Gewande der totalen Hingabe an den Nebenmenschen, sich zurückzieht. Jeder andere Feind, außer meinem eigenen Ich, macht mir keine Furcht, und in dem eigenen Ich fürchte ich nur das Selbstsüchtige, und

---

1) als Pfarrverwalter zu Hopsten. Die Ernennung zum Pfarrer erfolgte am 13. Januar 1847.

das ist leider von Beckum heil und ganz und wohlbewahrt mit hierher transportirt worden.

Im Uebrigen, geliebte Paula, habe ich hier einen mir ganz fremden und neuen Boden angetroffen, von dem ich deßhalb noch nichts zu sagen weiß. Ich habe hier eine ganz arme Sandgegend, wo vereinzelte Bauernhöfe zwischen unzähligen Heuerhäusern liegen, die denn mit armen Miethsleuten ganz angefüllt sind. Dabei habe ich eine recht verbreitete Krankheit hier vorgefunden, die mir die Armuth dieser Heuerleute gleich in der traurigsten Gestalt gezeigt hat[1]). Da macht mir jetzt der Leib der mir Anvertrauten noch mehr zu schaffen wie die Seele, und es ist eine recht bittere Erfahrung dabei so wenig helfen zu können.

Ueber den Charakter meiner guten Pfarrkinder werde ich dagegen erst urtheilen können, wenn ich länger hier bin. Ich zweifle nicht, daß ich hier nicht weniger der Gnade zugängliche Seelen finden werde, als ich in meiner frühern Stelle mit so großer Freude angetroffen habe. Denn das ist ja die größte Freude des Seelsorgers, wenn er sieht, wie sich eine Seele nach und nach dem Gnadenleben eröffnet und dadurch, wie eine verdorrte Pflanze durch den Regen, zu einem neuen Leben heranwächst.

Besondere Freude habe ich an meiner außerordentlich hübschen Kirche und meiner allerliebsten Mutter-Anna-Kapelle, die ein großes Vermögen hat, womit sich später noch manches wird machen lassen.

Auf Wilderich's Besuch freue ich mich sehr; es ist mir jede Zeit gleich angemessen für denselben. Später mußt Du auf jeden Fall nachfolgen. Jetzt lebe ich hier noch ganz auf Rechnung des sel. Pastors[2]); wenn ich erst eingerichtet bin, kann ich meine lieben Verwandten beherbergen. Grüße Wilderich und die Kinder herzlich, auch die entfernten! Natürlich wird später der Onkel Pastor auch eine Station für die Ferienreisen sein müssen.

---

1) Unter Heuerleuten versteht man in Westphalen ländliche Familien ohne eigenen Grundbesitz, welche von einem selbstständigen Bauern einige Morgen Land sammt Wohnhaus gepachtet haben. Gewöhnlich müssen die Heuerleute sich verpflichten dem Gutsherrn auf dessen Verlangen in der Feldarbeit, jedoch gegen Taglohn, Aushilfe zu leisten.

2) Joh. Heinr. Jos. Bonnike.

An seine Schwägerin Paula.

69.

Hopsten, 25. Oktober 1847.

Deinen gestern erhaltenen Brief will ich in einem freien Augenblicke sofort beantworten. Mir scheint mit solchen Fragen, wie die von Dir in Betreff des Ankaufes eines früher säkularisirten Kirchengutes aufgestellte, kömmt man am besten durch, wenn man sich einfach und schlicht darüber durch sein Gewissen bestimmen läßt und sich dann dabei beruhigt, ohne die Prätension zu machen, eben das absolut Wahre herausgefunden zu haben. Es gibt in solchen Dingen bei tüchtigen Männern oft verschiedene Ansichten, ohne daß ich annehmen könnte, daß einer von ihnen gerade seinem Gewissen entgegen handelte. Fluch oder Segen hängt aber gewiß allein von der Sünde, von Schuld oder Unschuld bei unsern Handlungen ab, und es wird uns kein Fluch treffen, wenn wir nach reiflicher Ueberlegung in unserm Gewissen beruhigt gehandelt haben. Traurige Ereignisse im Leben auf einen solchen Fluch beziehen zu wollen, ist ohne besondere Offenbarung gewiß eine Vermessenheit. Ich will damit gewiß nicht alle Rechte in subjektive Ansichten herüberziehen und den objektiven Bestand des Rechtes leugnen; aber unsere Erkenntniß ist durch die Offenbarung und Kirche nur in göttlichen Dingen unfehlbar, nicht aber in weltlichen. Daher alles mit Gott anfangen, gehörig prüfen und sich dann entscheiden und ganz dabei beruhigen, wenn auch andere geachtete Männer anderer Ansicht sind. So würde ich es in dem vorliegenden Falle machen. Ich kann nur hinzusetzen, daß ich mich beim Ankauf solcher Kirchengüter, die nach allen menschlichen Berechnungen nicht mehr in die Hände der Kirche kommen können, eben nicht sehr beunruhigt im Gewissen finden würde. Ich glaube auch nicht, daß es in der Absicht der Vorsehung liegt der Kirche ihre früheren materiellen Reichthümer wiederzugeben, und noch weniger glaube ich, daß Gott dieses frühere Eigenthum für alle späteren Besitzer mit Fluch belegen werde. Aus meinem Crucifix kann ich mir diese Lehre nicht anders herausstudiren und auf alle andere Weisheit verzichte ich mit Freuden.

Bei diesen letzten Worten denke ich an einige Aeußerungen des jetzigen Heiligen Vaters, die von den Zeitungen mitgetheilt wurden und die mich ganz mit Freude und Dankbarkeit gegen Gott über einen solchen Leiter der Kirche erfüllt haben. Möge ihm Gott die Gnade geben in diesem Geiste seine hohe Stellung immer mehr zu erfassen; möge er ihm

und durch ihn auch uns in allen Dingen das einfältige demüthige Auge geben, um die Lehre Christi zu erkennen, wie sie ist, und sie so nach Innen und Außen anzuwenden! Dann würde ein ganzer Ballast unnützer Sorgen und Bestrebungen uns von der Seele fallen.

An seine Schwägerin Paula.

70.

Hopsten, 23. November 1847.

Ich bedaure recht herzlich, wenn so viele gutgesinnte Menschen durch die politischen Verwickelungen der Gegenwart tief bekümmert sind und begreife nichts besser wie diesen Kummer, wenn ich ihn auch nicht in ihrer Weise theilen kann. Ob der Heilige Vater den politischen Sturm, in dessen Strömung er sich gestellt hat, wird beherrschen können, steht freilich sehr dahin. Ebenso kann ich sein Verfahren in Betreff Ferrara's nicht begreifen[1]. Mit dieser letzten alleinigen Ausnahme freue ich mich aber dennoch über alle seine politischen Maßregeln und erwarte daraus Großes für die Zukunft der Welt. So lange die jahrhundertalte Anschauung über den Werth gewisser politischer Institute und über das Verhältniß derselben zur Kirche fortbestand, konnte die Kirche mit ihren Heilsinstituten die Welt nicht mehr durchdringen. Diese Ueberzeugung habe ich so tief als irgend eine aus der Geschichte geschöpft. Es wird zwar auch später die Kirche noch mit dem Teufel in und außer der Menschheit zu kämpfen haben, aber dieser wird sich zeigen als das, was er ist, und die Kirche nicht mehr mit Instituten bekämpfen, die durch ihr Alter und ihren Ursprung den Schein der höchsten Berechtigung an sich trugen.

Der Kampf in der Schweiz interessirt mich unbeschreiblich. Das sind die Kämpfe der Zukunft — so schön und erhaben, wie selbst die Kreuzzüge nichts aufzuweisen haben. Das ist ein Kampf nicht mehr um Lohn und Sold, nicht mehr im Interesse der Launen eines legitimen Herrn, nicht um Lust nach Blutvergießen, nicht aus Ländergier, sondern da kämpfen Grundsätze auf Leben und Tod miteinander. Ich habe noch eben die Kämpfe des siebenjährigen Krieges gelesen — was waren diese gegen jenen Schweizerkampf[2])!

---

1) Protest des Papstes gegen die Besetzung Ferrara's durch österreichische Truppen. Vgl. Wappmannsperger's Leben und Wirken des Papstes Pius IX. Regensburg 1878. 1, 120—125.

2) Gerade an dem Tage, an welchem dieser Brief geschrieben ist, wurde in dem Sonderbundskrieg der Hauptschlag bei Gisikon und Meyers-Kappel geführt,

Ich muß abbrechen und Dir und den Deinigen ein herzliches Lebewohl sagen. Aber wie ist es möglich, daß nicht alle unsere jungen Leute nach der Schweiz laufen?!

An den Justiz-Commissär Thüssing zu Warendorf[1]).

71.

Frankfurt, 19. August 1848.

Wir stehen nunmehr in der Berathung der Grundrechte beim Artikel III und IV und ich kann hoffen, daß in 14 Tagen bis 3 Wochen die Fragen, die ein religiöses Interesse berühren, hier abgehandelt sein werden. Zwar werden bei der vorbehaltenen zweiten und definitiven Berathung der Grundrechte diese Artikel noch einmal zur Sprache kommen; ich darf aber gewiß hoffen, daß Sie den drei obersten Grundsätzen, von welchen die hiesige katholische Versammlung bei ihren Anträgen ausgegangen ist: Unabhängigkeit der Glaubensgesellschaften vom Staate, Lehr- und Lernfreiheit, Recht der Selbstregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksschulen, auch beipflichten werden, so daß, wenn es uns gelingen sollte, in diesem Sinne unsere Anträge durchzusetzen, Sie bei der zweiten Berathung doch nicht abweichend stimmen würden. Ist diese Voraussetzung richtig, so ist mein längeres Hiersein ganz ohne Zweck. Nur ein kirchliches Interesse konnte mich bestimmen, die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem geistlichen Berufe herauszutreten. Ein politisches Interesse kenne ich für mich nicht mehr. Ich wünsche deßhalb sofort nach Beendigung der ersten Berathung der Artikel III und IV mein Mandat hier niederzulegen und bitte Sie mich zu benachrichtigen, ob Sie im Stande sind, in der angedeuteten Frist hier einzutreten; den nähern Zeitpunkt würde ich dann nicht verfehlen Ihnen mitzutheilen. Sollten jedoch die oben angedeuteten Grundsätze, die ich als Lebensfragen der Kirche und der Gewissensfreiheit betrachte, nicht die Ihrigen sein, so bitte ich es mir auszusprechen.

---

wo die Urkantone vor der erdrückenden Uebermacht des Feindes weichen mußten. Vgl. Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. Wien und Pest 1875. 1. 258.

1) Dieser und die zwei folgenden Briefe aus der Zeit der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt stehen in der Flugschrift: „Vier Briefe über das Verhältniß von Kirche, Schule und Staat.“ Gedruckt bei J. Schnell in Warendorf.

Thüssing an Freiherrn W. v. Ketteler.

72.

Warendorf, 2. September 1848.

Sie verlangen in ihrem Schreiben vom 19. August cr. meine Ansicht über das Verhältniß von Kirche, Schule und Staat zu hören, um darnach zu ermessen, ob es Ihnen zweckmäßig erscheint, ferner in Frankfurt zu bleiben oder Ihr Mandat niederzulegen. Ich erlaube mir zunächst die Bemerkung, daß es nicht meine Aufgabe ist, als Stellvertreter einzutreten, wenn der Deputirte sein Mandat niederlegt. Denn der Stellvertreter hat nur die Bestimmung, einzutreten, wenn der Deputirte behindert ist seinen Posten wahrzunehmen, nicht aber, wenn der Deputirte sein Mandat niederlegt. Durch die Niederlegung Ihres Mandats würde die Wahl eines andern Deputirten nothwendig.

Abgesehen hiervon würde ich Ihrer Ansicht in Betreff des angeregten Punktes nicht beipflichten. Zuvörderst bin ich völlig damit einverstanden, daß Kirche und Staat getrennt, und nicht allein die Kirche vom Staat, sondern auch der Staat von der Kirche unabhängig sein muß; ich habe dies bereits früher ausgesprochen und sehe darin nicht allein eine Lebensfrage der Kirche und der Gewissensfreiheit, sondern auch eine Lebensfrage für das große Ziel der Einheit der deutschen Völker. Soll die Einheit Deutschlands möglich werden, — und das wird sie, — so kann diese große Vereinigung nicht auf dem kirchlichen Gebiete bewerkstelligt werden. Die Einheit der deutschen Völkerstämme muß trotz der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses hergestellt werden. Das ist nur möglich, wenn die Kirche sich vom Staate trennt, und der Staat allen Confessionen eine Gleichheit in staatsrechtlicher Hinsicht angedeihen läßt, welche er überhaupt zu verweigern nicht berechtigt ist, da die Kirche keine Polizeianstalt des Staats ist. — Deßungeachtet vindizire ich der Gemeinde nicht das Recht der Selbstregierung in Ansehung der Volksschule. Die Gemeinde ist lediglich ein Institut, welches seine Existenz durch den Staat hat und ohne den Staat nicht gedacht werden kann. Die Selbstregierung der Gemeinde beruht auf einer Verleihung des Staats, nicht aber umgekehrt der Staat auf einer Entäußerung von Rechten, welcher die Gemeinde sich zum Vortheil des Staats hätte begeben wollen. Der Staat allein ist das einzige Rechtssubjekt, welches seine rechtliche Existenz aus sich selbst, aus dem Gesammtwillen des ganzen Volkes hat, nicht aber die Gemeinde. Diese kann willkürlich ganz aufgehoben, ihrer rechtlichen Leitung nach modifizirt, in ihren geographischen Grenzen, wie sol-

ches häufig genug geschieht, umgestaltet werden. Die Rechte der Selbstregierung, welche die Gemeinde ausübt, haben zunächst nur die lokalen Interessen zum Gegenstand. Die Zwecke des Unterrichts sind aber lediglich allgemeine Staatszwecke, welche durch die Grenzen und sonstige Verhältnisse der Gemeinden nicht wie andere Gemeindeanstalten bedingt sind. Darum läßt sich dem Prinzip nach das Recht der Selbstregierung der Gemeinden in Bezug auf die Volksschule nicht anerkennen. Es ist auch nicht abzusehen, warum Ihr Projekt sich lediglich auf die Volksschule beschränken sollte; wenn es ausgeführt würde, warum sollte denn nur etwa gerade die Volksschule der Gemeinde selbstständig verbleiben und nicht die Schule überhaupt, nicht die Gymnasien und sonstige gelehrte Anstalten?

Die Ansicht der dortigen katholischen Versammlung weicht übrigens wesentlich ab von der Ansicht, welche gerade jetzt von einer Partei hier geltend gemacht wird, welche nur der Kirche die Volksschule übertragen wissen will und der politischen Gemeinde nur insofern einen Antheil an der Schule gestattet, als die politische Gemeinde verpflichtet erachtet wird, für die Herbeischaffung der Geldmittel Sorge zu tragen. Daß ich dieser Ansicht ebenfalls nicht beipflichte, brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen. Die Partei, welche diese Ansicht vertritt, kann offenbar nur bezwecken, dem Staat selbst das Recht auf die Schule streitig zu machen, — wenn sie sich auf irgend ein Prinzip stützen will und nicht etwa blos von dem praktischen Gesichtspunkte der Nützlichkeit ausgeht.

So wie dem Prinzipe nach weder die eine noch die andere Ansicht haltbar ist, so würden auch in den Folgen beide darin zusammen kommen, daß beide zu einer Gleichstellung der verschiedenen Glaubensgenossen keineswegs führen.

Den Inhalt ihrer Mittheilung betrachte ich bei der Stellung eines Deputirten als eine Sache, welche lediglich ein öffentliches Interesse zum Gegenstand und nicht den Zweck hat, an meine Person gerichtet zu sein. Da den Wählern und deren Committenten ohne Zweifel viel daran liegt, die politische Ansicht ihrer Vertreter zu kennen, habe ich geglaubt, daß ich Ihr Schreiben und meine Antwort denselben bekannt machen dürfe. Wir haben ein wesentliches Interesse dabei, und es kann nur zum Guten führen, daß zwischen den Committenten und ihrem Deputirten ein Austausch ihrer Ansichten stattfindet, einestheils um das Interesse für die großen Ideen, von deren Realisirung die Zukunft unseres Vaterlandes abhängt, rege zu erhalten; anderntheils glaube ich auch, daß die Wähler die Ansichten ihrer Vertreter zu kennen durchaus nothwendig haben, um darnach zu ermessen, ob sie von dem Deputirten erwarten dürfen, daß ihre eigenen Ueberzeugungen vertreten werden.

Offenes Schreiben des Deputirten der deutschen Nationalversammlung Pfarrers von Ketteler an seine Wähler.

73.

Frankfurt, 17. September 1848.

Der Herr Justiz-Commissär Thüssing in Warendorf, den Sie zu meinem Stellvertreter erwählt haben, hat ein Privatschreiben, das ich am 19. August an ihn gerichtet, zugleich mit seiner Antwort vom 2. l. Mts. in Nr. 72 des Warendorfer Wochenblattes zur öffentlichen Kenntniß gebracht und Ihnen ein Exemplar desselben mitgetheilt. Ich finde mich dadurch veranlaßt, einige berichtigende und erläuternde Bemerkungen über diese beiden Schreiben an Sie, meine geehrte Herren, die Sie mich mit dem Mandate, das ich hier ausübe, betraut haben, zu richten.

Zunächst wende ich mich zu dem Schreiben des Herrn Thüssing. Er beginnt dasselbe mit einer Belehrung über die Stellung des Stellvertreters zum Deputirten und behauptet: „Der Stellvertreter hat nur die Bestimmung einzutreten, wenn der Deputirte behindert ist seinen Posten wahrzunehmen, nicht aber, wenn der Deputirte sein Mandat niederlegt.“ Herr Thüssing hat versäumt, sich selbst zu unterrichten, bevor er es unternahm, andern seinen Unterricht zu ertheilen. Die stenographischen Berichte über die Verhandlungen der Nationalversammlung hätten ihm dazu die beste Gelegenheit geboten. Er scheint sie und den Geschäftsgang der Nationalversammlung nicht zu kennen und zu glauben, daß das bei der Berliner Landesversammlung übliche Verfahren für alle Versammlungen der Welt maßgebend sein müsse. Sie, meine Herren, werden dagegen ohne meine Erinnerung wissen, daß die Ansicht des Herrn Thüssing vollständig unrichtig ist, und daß die Nationalversammlung erst dann den Stellvertreter einberuft, wenn der Deputirte sein Mandat definitiv niedergelegt hat.

Ueber die Kirchenfrage ist Herr Thüssing mit mir einverstanden, und ich gehe daher sofort zu unserer Differenz in Betreff der Volksschule über.

Ich freue mich, meine Herren, dieser Gelegenheit, um Ihnen meine Ansicht über diesen hochwichtigen Gegenstand, der so tief in das Leben der Familie eingreift, vorzutragen.

Mein oberster Grundsatz ist es hier, daß Sie selbst, meine Herren Familienväter, nach göttlichem und natürlichem Rechte auch die Herren Ihrer Kinder sind, und daß Sie, die Eltern, das heilige und unverletzte

Recht haben, zu entscheiden, wie Ihre Kinder erzogen und gebildet werden sollen. Diesen Grundsatz verfolge ich bis zu seiner äußersten Consequenz und ich fordere daher ebenso für den Katholiken und gläubigen Protestanten das Recht, seine Kinder im katholischen und protestantischen Glauben zu erziehen, wie ich dem Ungläubigen das furchtbare Recht vindizire, seine armen Kinder im Unglauben auszubilden.

Der Staat, der volle Gewissens- und Glaubensfreiheit anerkennt, hat den Eltern gegenüber durchaus kein anderes Recht, als daß er von jedem seiner Angehörigen eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung fordern und daß er die säumigen Eltern anhalten kann, ihren Kindern diese Bildungsstufe zu verschaffen.

Sie sehen hier, meine Herren, den vollendeten Gegensatz zwischen Ihrem Deputirten und dessen Stellvertreter. Ich behaupte, daß Sie die Herren Ihrer Kinder sind, daß Sie das heilige Recht und die heilige Pflicht haben, nicht blos die Ausbildung des Leibes sondern auch die Ausbildung der Seele zu leiten; Herr Thüssing überläßt Ihnen den Leib und gibt dem Staate die Seele Ihrer Kinder, um diese nach seinem Wohlgefallen auszubilden. Ihm sind „die Zwecke des Unterrichts lediglich allgemeine Staatszwecke!"

Aus meinem obigen Grundsatze folgere ich nun weiter. Der Staat muß also allgemeine Lehr- und Lernfreiheit anerkennen, um es den Eltern möglich zu machen, ihre Kinder nach ihren Grundsätzen erziehen zu lassen. Dadurch ist das Recht der wohlhabenden Eltern an der Erziehung ihrer Kinder vollkommen gesichert, nicht aber das der ärmeren Eltern. Sie sind nicht im Stande, für ihre Kinder Privatlehrer zu halten oder sie an anderen Orten erziehen zu lassen. Ihre Vermögensverhältnisse zwingen sie, die Kinder in die Volksschule des Orts zu schicken, wo sie wohnen. Die Rechte der armen Eltern an der Erziehung ihrer Kinder sind aber ebenso heilig und unverletzlich als die Rechte der reichen Eltern. Auch die ärmeren und ärmsten Eltern haben das Recht, selbst zu entscheiden, ob ihre Kinder christlich oder unchristlich erzogen werden sollen, sie und nicht der Staat haften Gott für die Bildung der Kinder; Gott hat auch die ärmsten Kinder den Eltern und nicht dem Staate überwiesen, und soweit ich den Willen namentlich des Bauernstandes kenne, und soweit er sich in unzähligen Petitionen von der Nord- bis zur Südgrenze Deutschlands ausgesprochen, ist er entschlossen, sich dieses heilige Recht nicht vom Staate entreißen zu lassen. Der Staat muß es also auch den weniger wohlhabenden und den armen Eltern ermöglichen, ihre Rechte an der Erziehung ihrer Kinder geltend zu machen, und das thut er nur dann, wenn er die wichtigste Bildungsanstalt, die Gemeinde-

schule der Gemeinde übergibt. Die Majorität der Familienväter einer Gemeinde entscheidet dann über den Geist der Schule, in der ihre Kinder gebildet werden sollen. Ist die Gemeinde dann eine gläubige christliche, so wird sie die Schule in das Verhältniß zur Kirche setzen, wie ihre Confession es fordert; ist sie eine unchristliche Gemeinde, so mag sie die Schule von der Kirche trennen; ist endlich die Minorität der Eltern mit der Majorität nicht einverstanden, so gründe sie ihre eigene Schule.

Aber auch der Staat hat der Volksschule gegenüber ein Recht, das ich ihm nicht verkümmern will. Er kann die Gemeinden anhalten, Volksschulen in gehöriger Zahl zu errichten, und er kann verlangen, daß eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung in der Volksschule erreicht werde; dadurch greift er nicht in das Recht der Eltern ein und sichert die Erreichung seiner Zwecke.

Zu derselben Forderung, daß die Volksschule der Gemeinde überwiesen werde, gelange ich durch eine andere Reihenfolge von Gedanken, die mich zunächst zu dem Schreiben des Herrn Thüssing zurückführen.

Herr Thüssing sagt: „Die Gemeinde ist lediglich ein Institut, welches seine Existenz durch den Staat hat und ohne den Staat nicht gedacht werden kann.“ Dagegen behaupte ich, der Staat ist lediglich ein Institut, welches seine Existenz durch die Gemeinde hat und ohne die Gemeinde nicht gedacht werden kann. Ich bitte Herrn Thüssing, mir gütigst die Staaten zu benennen, die vor allen Gemeinden vorhanden gewesen und aus denen die Gemeinden hervorgegangen sind; ich bitte insbesondere um Benennung des Staates, der durch seine gnädige Beihilfe und seine Gesetze die Gemeinden des Münsterlandes hervorgerufen und ohne welchen diese Gemeinden, um mit Herrn Thüssing zu sprechen, „nicht einmal gedacht werden können.“ Herr Thüssing sagt ferner: „Diese — die Gemeinde — kann willkürlich ganz aufgehoben, ihrer rechtlichen Leitung nach modifizirt, in ihrer geographischen Grenze, wie solches häufig genug geschieht, umgestaltet werden.“ Ich dagegen behaupte, die Staaten sind vielfachen Veränderungen unterworfen gewesen, die Staatsgebiete und Verfassungen sind zusammengestürzt, der Gemeindeverband ist aber bestehen geblieben und reicht hinauf bis zu den Uranfängen der Geschichte unseres Volkes. Kein Institut hat eine solche Stätigkeit und Zähigkeit wie der Gemeindeverband. Endlich sagt Herr Thüssing — und dies führt uns unmittelbar auf das Prinzip: — „Der Staat allein ist das einzige Rechtssubjekt, welches seine rechtliche Existenz aus sich selbst, aus dem Gesammtwillen des ganzen Volkes hat, nicht aber die Gemeinde.“ Ich bitte Sie, meine Herren, diesen Satz genau zu prüfen. Das Wort „Staat“ wird hier im Gegensatze zu der Gemeinde und zu

dem Individuum gebraucht und kann also nur die gesetzgebende und vollziehende Centralgewalt im Staate bedeuten. Von dieser sagt nun Herr Thüssing mit einem Athemzuge, sie habe ihre rechtliche Existenz aus sich selbst, und zweitens sie habe sie aus dem Gesammtwillen des Volkes.

Mir scheint, wenn die Centralgewalt — Parlament, Regierung — ihre rechtliche Existenz aus sich selbst hat, so hat sie sie nicht aus dem Volke, und wenn sie dieselbe aus dem Gesammtwillen des Volkes hat, so hat sie sie nicht aus sich selbst, sondern nur durch Uebertragung von dem Volke. Das Subjekt des menschlichen Willens ist doch das Individuum, der Mensch selbst, und die Subjekte des Volkswillens sind eben diese Individuen, die Menschen, aus denen das Volk besteht. Wenn also der Staat, d. i. die gesetzgebende und ausübende Centralgewalt im Staate, ihre Rechte aus dem Gesammtwillen des Volkes hat, so hat sie ihre rechtliche Existenz nicht aus sich selbst, sondern von den einzelnen Individuen, die selbst die Träger ihres Willens sind und die ihren Willen ganz oder theilweise wohl durch andere ausüben lassen können, die aber nie und nimmer darauf verzichten können, selbst die Subjekte ihres Willens zu sein. Ich sage, sie können es nicht, selbst wenn sie wollten, weil sie ihre Individualitäten nicht veräußern können. Das Volk, die Individuen im Volke sind das Rechtssubjekt, das seine rechtliche Existenz aus sich selber hat, der Staat aber, die legislative und executive Gewalt im Staate, ist nur sein Bevollmächtigter[1])! Wenn das aber wahr ist, warum soll dann das Volk nur eine absolute und nicht auch eine beschränkte Vollmacht ausstellen dürfen, warum soll es seine eigenen Angelegenheiten nicht selbst besorgen, warum soll es im eigenen Hause, in der Gemeinde, nicht nach eigener freier Selbstbestimmung seinen Haushalt leiten und ordnen? Wie kann es davon abgehalten, wie gezwungen werden, sich den Befehlen seines Bevollmächtigten in Berlin und Frankfurt in den Angelegenheiten zu unterwerfen, die es selbst besorgen kann und will? Die große Masse des Volkes, die durch Bildung und Arbeit nicht im Stande ist, im Parlament zu sitzen oder an der Regierung Theil zu nehmen, wäre dann in der schmachvollsten Weise von jeder freien Selbstbestimmung, selbst in den Gemeindeangelegenheiten, ausgeschlossen, denn Herr Thüssing sagt uns: „Die Selbstregierung der Gemeinde beruht auf einer Verleihung des Staates.“ Sie kann ihr also nach Belieben vom Staate genommen werden. Der Staat d. h. die Nationalversammlung, wo die gelehrten Herren sitzen, würde dann dem gesammten Bauernstande und dem är-

---

1) Man vergesse nicht, daß der Verfasser hier in der Unterstellung seines Gegners, daß die Staatsgewalt auf dem Volkswillen beruhe, nicht absolute redet.

meren Bürgerstande sagen: „Ihr seid zwar die Quelle aller Gewalt, alles Rechtes, aller Regierung im Staate, euer Wille ist der Volkswille, und der Volkswille muß alles lenken und leiten, ihr dürft aber euren souverainen Volkswillen nur dazu gebrauchen, um zu erklären, daß ihr gar keinen Willen mehr haben, daß ihr gänzlich willenlos sein wollt. Ihr dürft bei Leibe nicht daran denken, eure Macht selbst anzuwenden; wir — die Gelehrten — werden in eurem Namen euch schon die Gesetze fertig in's Haus schicken und euch auch sagen, wie ihr eure Kinder von nun an zu erziehen habt. Vielleicht schaffen wir nächstens das Christenthum ab und erziehen eure Kinder als bare Heiden, aber das muß euch nicht irre machen, wir thun das ja in eurem Namen. Auch das Nachdenken über unsere Handlungen könnt ihr nur daran geben, wir denken ja für euch, und euer Gewissen braucht euch nicht mehr zu drücken, der Staat, d. h. wir Herren in der Nationalversammlung haben allein den wahren Willen, die höchste Einsicht, das ausschließliche Gewissen." Sehet da Herrn Rochow in seinem Briefe an die Elbinger und Herrn Thüssing Hand in Hand[1])!

Das ist die Quintessenz der Staatsweisheit des Herrn Thüssing, dies das Ideal seiner Freiheitsgedanken. Mir ist es dagegen das System der entwürdigendsten Knechtschaft, des schmachvollsten Absolutismus, der nur den Namen verändert und sich statt von Gottes Gnaden — von des Volkes Gnaden nennt. —

Meine Ansicht geht dagegen von dem einfachen Satze aus, daß jedes Individuum seine Rechte, die es selbst ausüben kann, auch selbst ausüben darf. Der Staat ist mir keine Maschine, sondern ein lebendiger Organismus mit lebendigen Gliedern, in dem jedes Glied sein eigenes Recht, seine eigene Funktion hat, sein eigenes freies Leben gestaltet. Solche Glieder sind mir das Individuum, die Familie, die Gemeinde u. s. w. Jedes niedere Glied bewegt sich frei in seiner Sphäre und genießt das

---

1) Der preußische Minister von Rochow hatte den Bürgern der Stadt Elbing wegen der an ihren Landsmann Albrecht — einen der sieben 1837 abgesetzten Göttinger Professoren — gerichteten Zustimmungsadresse eine entschiedene Mißbilligung ihres Schrittes zugehen lassen und bei diesem Anlaß den berüchtigten Satz aufgestellt: „Es ziemt dem Unterthanen seinem König und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei Befolgung der an ihn ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt; und es ziemt ihm nicht die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen." Vgl. Hist.-pol. Bl. 2, 454.

Recht der freiesten Selbstbestimmung und Selbstregierung. Erst wo das niedere Glied dieses Organismus nicht mehr im Stande ist, seine Zwecke selbst zu erreichen oder die seiner Entwickelung drohende Gefahr selbst abzuwenden, tritt das höhere Glied für es in Wirksamkeit, dem es dann von seiner Freiheit und Selbstbestimmung das abgeben muß, was dieses, das höhere Glied, zur Erreichung seines Zweckes bedarf. Was daher die Familie, die Gemeinde zur Erreichung ihres natürlichen Zweckes sich selbst gewähren kann, muß ihr zur freien Selbstregierung überlassen bleiben. Dadurch nehmen alle, nicht blos die Gelehrten, sondern das gesammte Volk, an der Regierung Theil. Letzteres regiert sich selbst in seinen Angelegenheiten, es macht in seinen Gemeindeangelegenheiten eine praktische politische Schule durch, wo sich im Kleinen die Fragen wiederholen, die in dem Parlamente im Großen verhandelt werden; so gewinnt das Volk eine politische Bildung und die Tüchtigkeit, die dem Manne das Gefühl der Selbstständigkeit gewährt.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, wie wünschenswerth es erscheint, daß sich der weniger gebildete Theil des Bürger- und Bauernstandes, der oft in demselben Maße an Tüchtigkeit der Gesinnung und Gesundheit des Urtheils hervorragt, als er an Gewandtheit der Form zurücksteht, sich die Anmaßung so vieler aufgeblasenen Halbwisser nicht gefallen lasse, die so gerne durch Witze und Spötteleien das Regiment an sich zu reißen und den Kern des Bürger- und Bauernstandes aus den Gemeindeangelegenheiten zu verdrängen suchen.

Von diesem Standpunkte aus fordere ich also gleichfalls die Volksschule für die Gemeinde, weil es eine Angelegenheit ist, die sie selbst besorgen kann, weil die Gemeinde ihre Schule bezahlen muß, weil *ihre* Kinder in der Volksschule unterrichtet werden sollen, und ich überlasse Ihnen nunmehr, meine Herren, die Beurtheilung der Worte des Herrn *Thüssing*: „Darum läßt sich dem Prinzip nach das Recht der Selbstregierung der Gemeinde in Bezug auf die Schule nicht rechtfertigen.“

Es sind zwei Grundgedanken, aus denen ich meine Ansicht entwickelt habe: erstens das heilige Recht der Eltern, über die Erziehung ihrer Kinder zu entscheiden, ein Recht, über dessen Gebrauch sie und nicht der Staat einst Gott Rechenschaft ablegen müssen; zweitens das Recht der Gemeinde, in den eigenen Angelegenheiten sich selbst zu bestimmen. Wer in diesen Gedanken keine Prinzipien findet, der mag Herrn *Thüssing* beistimmen.

Ich habe Ihnen, meine Herren, nur noch einige Worte über die Veröffentlichung meines Briefes und über den Brief selbst zu sagen.

Ich gestehe, daß ich es bisher stets als eine Pflicht, ich sage nicht

des gewöhnlichen Anstandes, sondern der beim Verkehr mit andern nothwendigen Treue, als eine Pflicht des zum Privatverkehr erforderlichen guten Glaubens angesehen habe, Privatmittheilungen als solche zu behandeln und zu achten. Diese Ansicht habe ich bei allen angetroffen, mit denen ich bisher im brieflichen Verkehr gestanden habe, und ich setzte sie auch bei Herrn Thüssing voraus. Die natürliche Folge davon war, daß ich bei dem Briefe, den ich mitten im Drange der Geschäfte verfaßte, an nichts weniger dachte, als an eine sorgfältige Wortstellung, wie sie bei öffentlichen Bekanntmachungen zur Vermeidung aller Mißdeutung erforderlich ist. Denn in der That fürchte ich nur Mißdeutungen meiner Ansichten, während diese selbst, ob ich sie im geheimsten oder öffentlichsten Verkehr ausspreche, meinethalben zu jeder Zeit zur öffentlichsten Kunde gebracht werden mögen. Ich habe keinen Gedanken in mir, der die Oeffentlichkeit zu scheuen braucht.

Mit dieser Vorbemerkung gehe ich zu meinem Schreiben über, das Ihnen Herr Thüssing mitgetheilt hat. Es heißt darin: „Nur ein kirchliches Interesse konnte mich bestimmen die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem geistlichen Berufe herauszutreten.“ Sie, meine Herren, können in diesen Worten unmöglich ein selbstsüchtiges Streben oder gar die Andeutung finden, daß ich nur hierher gegangen sei, um die materiellen Rechte der Kirche, die zunächst dem Priesterstande zu Nutzen kommen, zu sichern.

Ich berufe mich kühn auf mein bisheriges Leben, und wer nur den entferntesten Schein eines selbstsüchtigen Strebens oder eines materiellen Interesses in der Verwendung meiner Geistes- und Leibeskräfte oder meines Vermögens mir nachweisen kann, der mag es aussprechen. Bei der Kirche gedenke ich nur der Anstalt zur Erlösung und Beseligung der Menschen, und das kirchliche Interesse, das ich hier verfolgen wollte, ist die Freiheit der Kirche, um ihr die Mittheilung der ihr anvertrauten geistlichen Güter möglich zu machen. Nicht für mich wollte ich diese Freiheit der Kirche, sondern für das Volk, das seinen Glauben behalten will.

Ich konnte in dieser Absicht um so unbedenklicher das Mandat annehmen, weil ich dieselbe Freiheit für alle Confessionen fordern wollte. Nur dies allein konnte mich bewegen, Ihre Mission anzunehmen, da ich der Kirche und nicht der Politik mein Leben gewidmet habe, und da es, abgesehen von dieser religiösen Seite meiner Mission, mein Beruf sein würde, in der Kirche und in den Hütten der Armen und Kranken, nicht aber im Parlamente für das Wohl der Menschen zu wirken.

Mein Brief sagt ferner: „Ein politisches Interesse kenne ich für

mich nicht mehr," und ich wiederhole es hier aus ganzer Seele. Wer diese Worte als eine Unzufriedenheit mit der politischen Gestaltung der Gegenwart, als eine blasirte Gleichgültigkeit gegen das zeitliche Wohl und Wehe des Volkes deuten will, der zeigt nur, daß er sich auf den Standpunkt eines katholischen Priesters nicht zu versetzen vermag. Nicht erst seit gestern oder seit den Märztagen, sondern von dem Augenblicke an, wo ich in den geistlichen Stand getreten bin, habe ich mir gesagt: Von nun an darfst du auf Erden kein anderes Interesse mehr haben als das Seelenheil der Menschen und die Linderung ihrer Noth. Was der Apostel sagt: „Niemand, der Gott dienen will, mengt sich in weltliche Geschäfte" (2 Tim. 2, 4); was die Kirchengesetze vorschreiben: wie beim Gottesdienste die Cleriker durch die Gitter des Chors von den Laien getrennt sein sollen, so müsse auch ihr Leben ein von dem Treiben der Welt abgesondertes sein (Cap. *Ut laici* X. de vita et honestate III, 1), das glaube ich befolgen zu müssen. Deßhalb habe ich mich von allem, was mir in der Welt lieb und theuer war, und auch von allen politischen Parteiungen und Bestrebungen getrennt, um ausschließlich meinem Berufe leben zu können. Nur in diesem Sinne und nicht in dem eines theilnamslosen Indifferentismus will ich meine Worte verstanden wissen. Wenn ich befürchten müßte, daß das absolute Centralisationssystem des Herrn Thüssing zum Siege auf deutschem Boden gelangen könnte, so würde ich allerdings die Bewegung der Zeit beklagen; das befürchte ich aber nicht. Ich erwarte die Wiederbelebung des alten germanischen Gedankens eines freien Staates mit dem ausgedehntesten Rechte der Selbstregierung, ich erwarte unter dem Schutze der Freiheit die Erhebung und den Sieg des Reiches der Wahrheit und deßhalb begrüße ich den Sturz und Tod des jammervollen Polizeistaates mit der rückhaltlosesten Freude.

Zum Schluß, meine Herren, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß, wenn auch lediglich ein religiöses Interesse mich bewegen konnte, Ihr Mandat anzunehmen, ich dennoch den ganzen Umfang desselben mit gleicher Gewissenhaftigkeit wahrnehme, so gut es in meinen Kräften und meiner Einsicht liegt.

An seinen Bruder Richard.

74.

Frankfurt, 17. September 1848.

Wir leben hier augenblicklich wieder in ungeheuerer Aufregung, die sich jedoch auch wohl wieder wie früher verlaufen wird. Die Annahme des Waffenstillstandes[1]) ist die Ursache dieses Sturmes. Ich habe für die Annahme gestimmt. Mich hat lediglich der Zustand an der Ostsee dazu bewogen. Die Tagesordnung sollte uns nun morgen zur Schulfrage führen und es könnte damit dann diese Woche wohl zu Ende gehen. Doch fürchte ich nach dieser Aufregung Zwischenfälle. In unserm katholischen Klub ist eine große Bewegung. Viele wollen ihn durchaus zu einer politischen Partei umgestalten, um dadurch mehr Gewicht in der Versammlung zu gewinnen. Es kann dies ein großes Schisma veranlassen, da Radowitz dann unfehlbar austreten würde. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, neige mich jedoch mehr dafür als dagegen hin. Radowitz hemmt uns offenbar und bindet uns im preußischen Interesse, und so sehr ich ihn schätze und hochachte, so ist dies unbedingt vom größten Nachtheil. Wenn mich der „Geistliche" nicht abhielte, so wäre ich ganz entschieden für eine politische Partei aus einigen Rheinländern, Westphalen und Baiern, denn es ist kaum auszuhalten in unserem politischen Indifferentismus. Gott befohlen!

Geh. Ober-Regierungsrath Aulike an Freiherrn W. v. Ketteler.

75.

Berlin, 10. April 1849.

Der Fürstbischöfliche Delegat und Propst zu St. Hedwig, Herr Brinkmann hierselbst, welcher bereits vor mehreren Monaten zum wirklichen Domherrn bei der Cathedrale zu Münster ernannt worden ist, beabsichtigt sein hiesiges Amt niederzulegen, sobald die für ihn nachgesuchte päpstliche Provista, deren er zum Eintritte in das Domcapitel zu Münster bedarf, eingetroffen sein wird. Es wird daher erforderlich, für die Wiederbesetzung der hiesigen Propstei, mit welcher zugleich die Delegatur über die katholischen Gemeinden in dem größten Theile der Mark Branden-

1) Von der preußischen Regierung mit Dänemark am 26. August 1848 zu Malmoe abgeschlossen.

burg und Pommerns, sowie ein Ehrencanonicat bei der Domkirche zu Breslau verbunden ist, baldige Vorsehung zu treffen.

Se. Excellenz, der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten, mein verehrter Chef, dem die Hingebung und der ausgezeichnete Erfolg, mit welchem Ew. Hochwürden sich den von Ihnen bisher bekleideten geistlichen Aemtern gewidmet, nicht unbekannt geblieben ist, glaubt in Ew. Hochwürden vor anderen den Mann gefunden zu haben, welcher durch die ihm beiwohnenden Eigenschaften des Geistes und Herzens, sowie durch Character und Erfahrung vorzüglich geeignet erscheint, die Stellung eines hiesigen Propstes einzunehmen und in solcher zum Nutzen der Gemeinde und zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt zu wirken.

Seitens des Herrn Ministers ist mir daher der angenehme Auftrag zu Theil geworden, bei Ew. Hochwürden anzufragen, ob Sie, wie der Herr Minister hofft, geneigt und bereit seien, die erwähnte Stelle zu übernehmen und darin zu willigen, daß Sie zu solcher Sr. Majestät dem Könige in Vorschlag gebracht werden. Indem ich mich dieses Auftrages entledige und zugleich die Bemerkung hinzufüge, daß der Herr Fürstbischof von Breslau mit Ihrer Versetzung hierher sich vollkommen einverstanden findet, erlaube ich mir demnach Ew. Hochwürden um eine baldgeneigte und, wie ich hoffe, zustimmende Rückäußerung ganz ergebenst zu ersuchen.

Geh. Ober-Regierungsrath Aulike an Freiherrn W. v. Ketteler.

76.

Berlin, 11. April 1849.

Wenn ich mir erlaube, das anliegende aus einem Auftrage des Herrn Cultus-Ministers hervorgegangene officielle Schreiben mit einigen vertraulichen Zeilen zu begleiten, so geschieht dies nicht, um durch dieselben etwa einigen Einfluß auf den von Ew. Hochwürden zu fassenden Entschluß auszuüben. So aufrichtig und entschieden ich wünsche, daß der gemachte Antrag Ihrerseits nicht abgelehnt werden möge, so fest ich sogar auf meinem Standpunkte überzeugt bin, daß derselbe mit zureichenden Gründen nicht abgelehnt werden kann, so weiß ich doch anderseits vollkommen, daß der Entschluß in jeder wichtigen Angelegenheit richtig und endgiltig nur aus der eigenen Prüfung und inneren Berathung des Berufenen hervorgehen soll. Ich füge daher hier nur einiges Thatsächliche hinzu, von dem ich glaube, daß es als Material zu dem zu fassenden

Entschlusse nützlich und zur Aufklärung über einzelne etwaige Bedenken dienlich sein werde.

Zunächst kann ich mittheilen, daß der Fürstbischof, der ursprünglich aus Gründen, die wesentlich auf einem ganz anderen Felde liegen, einen schlesischen Geistlichen hierher zu bringen gewünscht hatte, bei Gelegenheit einer mündlichen Unterhaltung (ich war vor einiger Zeit in Breslau) sofort auf Ihre Person mit großer Theilnahme einging und seine Zustimmung später bei schriftlicher Communication bereitwilligst erneuerte. Freund Förster war glücklich darüber, daß man auf einen solchen Gedanken gekommen sei. Sie würden also Breslau gegenüber einer durchaus günstigen Stellung gewiß sein. Der Herr Bischof von Münster ist, so ungern er Sie scheiden sehen würde, gleichwohl ganz einverstanden: sein Brief liegt vor mir. Propst Brinkmann, dessen Befinden ihn seine Translocation ersehnen läßt, geht nicht blos ruhig, ja sogar heiteren Gemüthes von hier ab, wenn Ew. Hochwürden und kein anderer sein Nachfolger werden; er weiß, daß unter Ihrer Hand seine Schöpfungen erhalten bleiben und gedeihen werden. Von den vier Kaplänen sehen zwei ihrer Versetzung entgegen; von Ruland weiß ich aus eigenem Munde, daß er, sonst auch versetzungslustig, unter Ihnen gern noch bleiben werde. Der jüngste Kaplan, ein kindlich treues Gemüth, wird sich mit Freuden ganz accomodiren. Die Gemeinde endlich, aus welcher einzelne Stimmen zu mir gelangt sind, wird Sie von vornherein mit einem Vertrauen und einer Liebe empfangen, wie solche vielleicht noch keinem Propste entgegengetragen ist.

Und diese Gemeinde und der Delegaturbezirk — welches herrliche, so wohl in Europa nicht zum zweitenmal vorhandene Feld eröffnen sie für die seelsorgliche Wirksamkeit! Ein weiter nach erquickendem Thau sich sehnender Acker: empfängt er denselben, wird er reiche Früchte tragen und den Segen, der ihm geworden, tausendfach lohnen; empfängt er ihn nicht, so wird das Weizenkorn vertrocknen oder am Wege zertreten werden. Ich weiß, was Ew. Hochwürden verlassen und was Sie opfern, wenn Sie aus Ihrer Gemeinde gehen; ich weiß aber auch, daß Sie reichlichen Ersatz erhalten werden.

Soll ich hiernach noch etwas hinzusetzen, so ist es, daß ich, wenn Sie nicht kommen, trotz mehr als zweijähriger Ueberlegung Niemand weiß, dessen Berufung mich — soweit ich bei derselben Pflichten habe — in meinem Gewissen vollständig beruhigen würde.

Das baare Gehalt der Stelle steht auf 1200 Thlr., worunter, wenn ich nicht irre, 100 Thlr. wegen des Breslauer Canonicates nicht mitbegriffen sind.

Von der Freude und der Förderung, welche mir persönlich erwachsen würde, wenn wir Ew. Hochwürden den Unseren zu nennen hätten, darf und soll ich hier nicht weiter reden. Es bedarf dessen auch nicht; wie würde ich des Frankfurter Aufenthalts vergessen können!

Gott segne Ihren Entschluß!

An Geh. Ober-Regierungsrath Aulike[1]).

77.

Hopsten, 17. April 1849.

Sie werden mir erlauben, daß ich das dem officiellen Schreiben beigelegte vertrauliche Schreiben vom 11. April zunächst erwiedere, da ich so gerne recht offen Ihnen gegenüber verfahren und die Lage meiner Seele dem Antrage gegenüber ganz getreu vorlegen möchte. Sollte dieses Schreiben dem Geschäftsgange gemäß nicht genügen, um das officielle Schreiben zu erledigen, so bitte ich um ein Wort der Rückäußerung.

Der Gedanke, meine Gemeinde verlassen zu müssen, soll nach meiner Ansicht nicht entscheidend sein. Mein Herz blutet zwar tausendfach bei diesem Gedanken; ich müßte es von Seelen und Verhältnissen losreißen, mit denen ich tiefinnig verknüpft bin. Ich würde von der Gemeinde mit dem Gefühle eines Pflanzers scheiden, der seine Lieblingspflanzung, welcher er alle Mühe zugewendet, die er liebt und für die er viele Entwürfe in der Seele trägt, plötzlich verlassen müßte. Doch ich weiß, wenn auch leider oft nicht genug, daß hier aller Segen von Gott kommt, daß Er meine Gemeinde weit bessern Händen anvertrauen kann, und daß ich dem Willen Gottes jedes Opfer schuldig bin.

Ebenso wenig soll mich meine natürliche Jugendliebe zum Landleben, zum Verkehr mit einfachen Menschen, mit einfachen Herzen und Geistern, oder mein natürlicher Abscheu gegen das Weltleben und seine Verbildung bestimmen. Auch meine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung, meine Unbeholfenheit in Geschäftssachen ꝛc. soll mich nicht bestimmen, da Gott aus den Schiffern seine Apostel gewählt hat.

Nach bestem Willen und Gewissen gehe ich dagegen nur von einem Grundsatze aus, den ich nie aufgeben darf, wenn ich nicht alles verleugnen will, was sich meiner Seele über meine Bestimmung tief eingeprägt hat:

---

1) Aus dem Concept. Das Schreiben ist, wie aus der nächstfolgenden Erwiederung erhellt, in veränderter Fassung abgegangen.

daß ich nämlich nie und nimmer eine größere und verantwortungsvollere Stelle als meine gegenwärtige aus freier Wahl annehmen werde. Der Gedanke, meine Stelle als Pfarrer niederzulegen und mir einen andern Wirkungskreis zu erwählen, ist mir zwar wohl hie und da gekommen, aber immer nur in der Richtung, daß ich mich sehne, meine Pflicht vermindert zu sehen, um sie dann besser erfüllen zu können.

Ich werde also nie und nimmer persönlich einwilligen, um zu einem hohen Wirkungskreis in Vorschlag gebracht zu werden, und statt meine Pflicht zu vermehren, nur darauf sinnen, sie zu vermindern und zu einer weniger verantwortlichen Stelle herabzusteigen, sobald ich glauben darf, daß es so Gottes Wille ist. Insbesondere habe ich deßhalb viel daran gedacht mich der Mission zu widmen, und dieser Gedanke liegt mir seit Monaten unausgesetzt in dem Sinn. Ich glaube dazu einige natürliche Anlage zu haben und würde dann meiner großen Verantwortung der Seelsorge für die einzelnen Pfarrkinder enthoben sein.

Von diesem Standpunkt aus kann ich daher nicht anders, als die hohe Stelle, zu der man mich vorzuschlagen gedenkt, ablehnen. Es schwindelt mir bei dem Gedanken an eine Stellung mit solcher Verantwortung. Nur wenn ich den Befehl meines geistlichen Obern vor mir habe und so den Willen Gottes in ihm vernehmen muß, werde ich mich blindlings jedem Berufe hingeben. Bis dahin aber muß ich durchaus die Uebernahme verweigern. Es thut mir in der That recht herzlich leid, daß bei Ihrem schönen und edlen Wunsche, einen würdigen Arbeiter für ein so großes, schweres, wichtiges Gebiet zu finden, Ihre Augen auf mich gefallen sind, der ich das mir dadurch erwiesene persönliche Wohlwollen durch bereitwilliges Eingehen auf Ihre Wünsche nicht erwiedern kann. O möchte Gott Ihr schönes Bemühen, einen würdigen Hirten für eine solche Gemeinde zu finden, doch segnen und mit dem besten Erfolge krönen! Ich glaube Ihrer edlen Absicht nicht besser dienen zu können als durch Ablehnung der auf mich gefallenen Wahl.

Geh. Ober-Regierungsrath Aulike an Freiherrn W. v. Ketteler.

78.

Berlin, 28. April 1849.

Die beiden mir bestimmten Schreiben vom 17. d. M. habe ich gestern erhalten. Es ist mir nicht unerwartet gewesen, daß Sie, verehrtester Herr und Freund! bei dem gemachten Antrage mehrfache Bedenken finden würden; doch hatte ich, ich gestehe es offen, mich der Hoffnung hin-

gegeben, daß sich dieselben nicht als so durchgreifend darstellen könnten, um Sie zu einer Ablehnung zu bestimmen. Ich bin bei erneuerter reiflicher Ueberlegung dieser Ansicht noch heute, und darum erachte ich es für eine heilige Pflicht gegen die hiesige Gemeinde sowohl als gegen Sie und gegen mich selbst, der ich die schwere Aufgabe habe, für eine würdige Besetzung der Stelle zu sorgen, noch einmal auf die Sache zurückzukommen. Das officielle Schreiben lege ich deßhalb zurück und gestatte mir nur auf das mir bestimmte vertrauliche einzugehen, für dessen offene und freundschaftliche Mittheilungen ich meinen innigen herzlichen Dank sage. Erlauben Sie mir, es mit gleicher Offenheit erwiedern zu dürfen.

Daß Vorliebe für den gegenwärtigen Aufenthalt und Abneigung gegen die freilich in hohem Maße corrumpirte Hauptstadt Sie nicht bestimmen würden, davon hielt ich mich in Voraus überzeugt. Weniger hatte ich erwartet, daß Sie Zweifel in die Zulänglichkeit Ihrer wissenschaftlichen Ausbildung setzen würden; ich trage billig Bedenken, auf solche überhaupt auch nur mit einem Worte einzugehen. Gälte es etwa eine Professur, so wäre darüber vielleicht zu rechten; allein es gilt die Verkündigung des göttlichen Wortes, die Führung der Seelen durch Wort und Beispiel, und wenn auf diesem Felde — Sie nicht berufen sein sollten, dann ist es, verzeihen Sie, wenn ich's offen heraussage, kaum einer in unserem Vaterlande.

Die Besorgniß, daß Ihre Kräfte zu sehr durch Schreiberei in Anspruch genommen werden würden, ist insofern nicht ganz ohne Gegenstand, als die hiesige Verwaltung deren allerdings mit sich bringt. Dagegen ist vor einigen Jahren für die sämmtlichen Expeditions- und Cassen-Geschäfte ein besonderer Beamter angestellt, auf den das Wesentliche dieser Last fällt; auch steht nichts im Wege, ist nur vom Herrn Brinkmann nicht gehörig benutzt worden, daß die Kapläne für diese Zwecke mit herangezogen werden können.

Das Bedenken, welches Sie mir als das entscheidende mittheilen: daß die unermeßliche Verantwortlichkeit, die einem Seelsorger obliege, Sie längst angetrieben habe, darauf Bedacht zu nehmen, Ihre Pflichten eher zu vermindern, als eine Erweiterung derselben zuzulassen, — dieses Bedenken glaube auch ich, so verschieden auch mein Standpunkt ist, wohl einigermaßen würdigen zu können und bin ich weit entfernt, dasselbe nicht anerkennen zu wollen. Es hat mir aber so lebhaft die Verantwortlichkeit meiner eigenen Stellung vor Augen geführt, daß ich mir habe sagen müssen, wie ich es wagen dürfe nur einen Moment länger in derselben zu verharren, wo ein Mann, wie Sie, schon in dem Amte, welches er jetzt bekleidet, eine fast nicht zu tragende Verantwortlichkeit erblickt! Ich

habe mir antworten müssen, daß ich auch nur in dem einzigen Thatumstande einige Beruhigung zu finden habe, daß ich selbst zu diesem Berufe, der wahrlich eine Last ist und fast nur aus Pflichten besteht, nicht mitgewirkt habe, daß er mir auferlegt, ja fast aufgedrungen sei. Dieser Thatumstand ist es auch allein, daß ich — ich spreche ganz offen — noch heute in diesem meinem Amte ruhig und sogar bei täglichem Druck und Aerger noch immer mit einer gewissen Freudigkeit beharre. Hat der Ihnen jetzt gewordene Antrag nicht eine Seite, die sich hiermit in etwa vergleichen läßt? Wäre es nicht möglich, daß Sie eben auch darin, daß derselbe gänzlich ungerufen gekommen ist, Beruhigung fänden und dächten, daß nichts über uns geschickt wird, was wir nicht tragen können?

„O könnte ich glauben, zu einem so hohen Berufe von Gott bestimmt zu sein," — so sagen Sie in Ihrem Briefe — „könnte ich hoffen, der Gemeinde ein wahrer katholischer Seelenhirt zu werden, nichts würde mich von der Annahme der Stelle abhalten! Dies kann und darf ich aber nicht annehmen." — Sie dürfen dies mit voller Zuversicht annehmen. Mir bürgt dafür die Freude, welche sich in der ganzen Gemeinde über das Gerücht, daß Sie ihr Seelenhirt werden sollen, ausspricht; mir bürgt dafür das Urtheil zweier hochgeehrter einsichtsvoller Bischöfe! Deren Ruf werden Sie, Sie sagen es selbst, gewiß nicht ungehört lassen. Ich habe daher nur meine Pflicht zu thun geglaubt, indem ich den Herrn Bischof von Münster gebeten habe, Ihnen die Versicherung selbst zu ertheilen, daß Sie sich dieser Berufung nicht entziehen dürfen.

Sie wünschen schließlich für sich eine Missionsthätigkeit; wo wäre die, wie hier? Sie werden ein Feld finden, ergiebig, wie kein anderes. Sie werden viele Seelen retten! O wenn Sie doch kämen!

Ich schließe. Mein bereits am 24. d. M. angefangener Brief hat vor einer Unzahl kategorischer Störungen erst heute vollendet werden können. Verzeihen Sie diese mir sehr unangenehme Verzögerung. Möchte ich und mit mir viele durch eine gute Botschaft erfreut werden!

Bischof Johann Georg Müller von Münster an Freiherrn W. v. Ketteler.

79.

Münster, 29. April 1849.

Es ist mir durch Herrn Geheimrath Aulike die Eröffnung gemacht worden, daß Ew. Hochwürden zum Nachfolger des Herrn Propstes Brink-

mann von der St. Hedwigskirche ausersehen und um die Annahme dieser wichtigen Stelle bereits angegangen seien, daß Sie aber eine ablehnende Antwort ertheilt haben; auch die Gründe sind mir mitgetheilt worden, worauf Sie Ihre ablehnende Antwort gestützt — alles dies, wie Sie denken können, in der Absicht, damit ich zur Erfüllung des in Berlin gehegten Wunsches mitwirke. Dies ist mir nun eine sehr schwere Sache, die mich in diesen Tagen sehr beschäftigt hat. Die Gründe Ihrer Ablehnung sind alle ehrenwerth; über einige werden Sie indeß andere entscheiden lassen müssen. Ich habe aber weit gewichtigere Gründe der Ablehnung in die Wagschale zu legen, solche nämlich, die aus dem Wohle der Münsterer Diöcese entnommen sind und die aus den von Ihnen geltend gemachten Ablehnungsgründen eine besondere Verstärkung gewonnen haben. Dennoch, mein lieber Herr Pfarrer, kann ich nach reiffter, unter Gebet angestellter Erwägung der Sache nicht auf Ihre Seite treten, muß vielmehr sagen, daß ich Gottes Fügung in dem Rufe zu der erwähnten Stelle erkenne und daß ich glaube mein Gewissen zu beschweren und gegen höhere Interessen unserer heiligen Kirche mich zu versündigen, wenn ich Ihnen nicht anriethe dem Rufe zu folgen. Und zwar glaube ich es Ihnen unbedingt anrathen zu müssen. Ich habe mir alles vorgeführt, was ich von meiner Seite entgegen zu sagen hätte und dessen ist nicht wenig; allein es ist jetzt eine Zeit, wo man mehr als je das Allgemeine ins Auge fassen muß und nicht partikularistisch sein darf. Das fürs Ganze Gewirkte kommt dem Einzelnen, dem Theile doch auch wieder zu gut. Ich darf Ihnen nicht erst auseinandersetzen wollen, wie unendlich wichtig die Stelle ist, um die sichs handelt. Es genügt Ihnen zu wissen, daß auf dem ganzen europäischen Continent es keinen Missionsort gibt, der jetzt mehr ins Auge gefaßt zu werden verdient als Berlin. Hat nicht eben deßhalb Gott die Barmherzigen Schwestern hingeführt? Wie und daß der Ruf an Ew. Hochwürden gelangt ist, ist providentiell. Verdemüthigen Sie sich also auch darin vor Gott, daß Sie sagen: „Nicht mein Wille geschehe, o Herr, sondern der deinige!“ Gott wird mit Ihnen sein, wie er mit allen ist, die nicht sich, sondern Ihn suchen. Sie im Herrn grüßend zeichne ich 2c.

Geh. Ober-Regierungsrath Aulike an Freiherrn W. v. Ketteler.

80.

Berlin, 8. Mai 1849.

Ihr werthes Schreiben vom 3. d. M. habe ich richtig erhalten. Daß es mich innigst gefreut hat, daraus die Bereitwilligkeit, der hiesigen Gemeinde ein wahrer Seelenhirt zu werden, zu entnehmen, darf ich nicht erst versichern. Das Schreiben hat mich aber auch fast wehmüthig berührt, da ich erkenne, welchen inneren Kampf die Sache Ihnen, Hochverehrtester Herr und Freund! bereitet hat, und ich nicht leugnen darf, daß ich selbst mit zu denen gehört habe, die zu derselben mitgewirkt.

Sie sagen: „Ihr Schicksal liege in meinen Händen; wenn Gott den mindesten Zweifel über Ihren Beruf zu dieser Stelle in meinem Herzen erwecke, so möge ich das Auge von Ihnen weg auf einen besseren Priester wenden." Ich muß hierauf nach Pflicht und Gewissen antworten, daß die Entscheidung nicht mehr bei mir steht, nachdem der Minister aus den vorhandenen Candidaten eben Sie gewählt, nachdem der Fürstbischof sowohl als der Herr Bischof von Münster ihr Einverständniß erklärt haben, und ich meinestheils hiernach nur vermittelndes Werkzeug geworden bin. Wüßte ich einen besseren Priester, wahrlich, ich wollte keinen Augenblick säumen, alles zu thun, um das Geschehene in irgend einer Weise rückgängig zu machen, weil — Sie es wünschen! Aber ich weiß nicht nur keinen besseren, ich weiß nicht einmal überhaupt einen, der, wie die Dinge stehen, möglich wäre, wofern Sie uns verlassen. Daß aber Sie vor allen andern die Kraft und den Willen besitzen, diese große Mission auf den Weg des Heiles zu führen, das ist nicht blos meine feste Ueberzeugung, sondern auch, um von Mitgliedern der Gemeinde und den bischöflichen Autoritäten zu schweigen, beispielsweise die von unserm Freunde Förster.

Sehen Sie, ich bitte innig, die Bürde nicht für so unermeßlich schwer an. Wäre sie es aber auch, Niemand wird eine Last auferlegt, die er nicht zu tragen vermag. Gott hat Ihnen wahrlich große, ungewöhnliche Kräfte verliehen. Der Freund, dessen Sie erwähnen, hat Ihnen ganz gewiß richtig gerathen.

Möchte ich recht bald die Nachricht erhalten, daß Ihr Entschluß ein ebenso freier und fester als froher geworden ist. Ich erlaube mir zugleich, um einige officielle an das Schreiben vom 10. April c. anknüpfende Zeilen zu bitten, um solche zu den Acten bringen und, was allerdings dringend wird, an den König berichten zu können.

Geh. Ober-Justizrath von und zur Mühlen an Freiherrn W. v. Ketteler.

81.

Berlin, 13. Mai 1849.

Ew. Hochwürden werden, wie seit einigen Tagen als entschieden betrachtet wird, das Amt eines Seelsorgers unserer hiesigen katholischen Gemeinde an Stelle des abgehenden Propstes Brinkmann übernehmen; und wenn ich — persönlich unbekannt — Ihnen, als dem künftigen Pfarrer, aus der Ferne den ersten Gruß zusende, so möge es darin seine Entschuldigung finden, daß ich als Sprecher der Kirchen-Aeltesten dazu gewissermaßen den Beruf in mir fühle. Auch habe ich dem abgehenden Propst Brinkmann sowohl als dessen Vorgänger, Herrn Fischer, so nahe gestanden, daß es mich drängt, Ihnen das erste Willkommen entgegen zu bringen.

Ich darf wohl kaum hinzufügen, daß alle diejenigen, welche an dem kirchlichen Leben einigen Antheil nehmen, hierin einstimmen. Was mich aber noch besonders drängt, Ihnen, nachdem mir die erste Kunde zugegangen, zu schreiben, ist, daß mir der Geheime Rath Aulike gesagt, es sei Ihnen recht schwer geworden, sich von Ihrer bisherigen Gemeinde zu trennen und das Amt eines Seelsorgers in Berlin zu übernehmen. Ich kann dies mitfühlen, denn auch ich habe vor jetzt 23 Jahren die Heimath verlassen und mich in den Strudel der Hauptstadt begeben, nicht weil ich etwas suchte, sondern weil ich gerufen war. Mich fesselte damals an die Heimath nur die zusagende Umgebung und eine Beschäftigung, die sich ohne mein Zuthun meiner Neigung entsprechend gestaltet hatte. Daß es noch anders ist, wenn man sich durch persönliche Aufopferung und Hingebung erst einen Wirkungskreis geschaffen, wenn man darin den Trost gefunden, der von oben kommt, und wenn man dann eine solche Stellung verlassen soll, begreife ich vollkommen und fühle um so lebendiger mit Ihnen, was in Ihrem Innern vorgehen mag.

Auch können wir uns nicht verhehlen, daß die Stellung in der Hauptstadt für jeden Wirkungskreis ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Ganz besonders ist dies der Fall für den katholischen Seelsorger unter seiner inmitten einer protestantischen Bevölkerung zerstreut lebenden Gemeinde. Indeß dürfen wir nun einmal die Schwierigkeiten nicht scheuen; mir kommt immer, wenn sie sich höher und höher zu thürmen scheinen, wieder und wieder in den Sinn, daß mir einstens von einem Geistesmanne gesagt worden: jeder Anführer schicke die besten Soldaten auf

den schlimmsten Platz; daher sei es kein Unglück, wenn wir unsere Lage widrig und sorgenvoll und uns also auf einem vermeintlich schlimmen Posten fänden, vielmehr sei darin eine gewisse Hoffnung gegeben, als ob uns die Vorsehung aus dem Sündenpfuhl, in dem wir stecken, mit Gewalt herausziehen wolle.

Gewiß auch ist, daß dem Seelsorger einer Gemeinde, wie die hiesige, in seinem mühsamen Wirken nicht selten ein Trost wird, woran er gar nicht gedacht, und ein lohnendes Bewußtsein, dessen Werth jeder Beschreibung entbricht. Ja, ich glaube seine Stellung ist eine solche, daß vielleicht wenige segensreichere zu finden sind. Der Boden ist im nördlichen Deutschland so aufgelockert, daß man täglich an die Worte erinnert wird: Messis quidem multa, operarii autem pauci. Rogate ergo Dominum messis, ut mittat operarios in messem suam.

Mit diesem Wahlspruch will ich denn auch Sie begrüßen, Hochwürdiger Herr! und, wie ich nicht zweifle, noch manche mit mir. Ich hoffe, Sie werden nicht ein Jahr in unserer Mitte zugebracht haben, ohne daß nicht schon von vielen Seiten dankerfüllte Herzen Sie für die Opfer, so Sie gebracht, entschädigen.

Genehmigen Sie, Hochwürdiger Herr! mit diesen Worten, den nochmaligen Gruß des Willkommens, den ich Ihnen entgegenbringe.

Cultusminister v. Ladenberg an Freiherrn W. v. Ketteler.

82.

Berlin, 31. Mai 1849.

Es ist mir angenehm gewesen, daß Ew. Hochwürden in Folge der Ihnen vor einiger Zeit in meinem Auftrage gemachten Eröffnung sich bereit erklärt haben, die zur Erledigung gelangte Propstei bei der hiesigen St. Hedwigs-Kirche, mit welcher zugleich ein Ehrencanonicat beim Dome zu Breslau, sowie das Amt eines bischöflichen Delegaten für die katholischen Gemeinden in dem größten Theile der Marken und Pommerns verbunden ist, zu übernehmen. Ich habe demzufolge Ihre Ernennung zu diesem Amte bei Sr. Majestät dem Könige als Patron in Antrag gebracht, und ist solche durch Allerhöchste Ordre vom 19. Mai cr. erfolgt. Da der seitherige Propst Herr Brinkmann gegen Ende des Junimonates das ihm übertragene Canonicat zu Münster anzutreten wünscht, so wird es nothwendig, daß Ew. Hochwürden Ihre Uebersiedelung hieher nach Möglichkeit beschleunigen, damit der Eintritt eines unter den jetzigen

Verhältnissen nicht angemessenen administratorischen Zustandes vermieden werde.

Die kanonische Institution in das Ihnen übertragene Amt werden Ew. Hochwürden bei dem Herrn Fürstbischofe von Breslau nachzusuchen haben, welcher zugleich wegen Ihrer Installation als Ehrendomherr das Nöthige veranlassen wird. Insofern es demnach erforderlich erscheint, daß Sie sich, bevor Ihre Einführung in die Propstei erfolgt, persönlich nach Breslau begeben, werden Sie zugleich wohl thun, bei Ihrem bisherigen Ordinarius, dem Herrn Bischofe von Münster, die Aushändigung eines amtlichen Zeugnisses darüber nachzusuchen, daß Ihnen diejenigen Qualitäten beiwohnen, welche zur Erlangung eines Ehrencanonicates kanonisch erforderlich sind und in den sogenannten testimoniis idoneitatis näher ausgedrückt zu werden pflegen. Dieses Zeugniß wird demnächst dem Herrn Fürstbischofe von Breslau vorzulegen sein.

Die für Sie ausgefertigte Königliche Urkunde wird Ihnen bei der Einführung übergeben werden.

Der Herr Fürstbischof von Breslau, der Herr Bischof von Münster, sowie das Königliche Oberpräsidium hierselbst sind von Ihrer Ernennung in Kenntniß gesetzt worden, und wollen Ew. Hochwürden von dem Zeitpunkte, wo Sie Ihr Amt zu übernehmen beabsichtigen, mich demnächst zur weiteren Veranlassung in Kenntniß setzen.

Fürstbischof v. Diepenbrock an Freiherrn W. v. Ketteler.

83.

Wien, 1. Juni 1849.

Herr Geh. Rath Aulike hat mich heute durch die briefliche Nachricht erfreut, daß — nachdem die Provista für Herrn Propst Brinkmann von Rom eingetroffen — die Präsentation Sr. Majestät des Königs für Ew. Hochwürden als seinen Nachfolger bereits erfolgt sei. Es ist hierdurch ein sehnlicher Wunsch meines Herzens erfüllt; denn ich weiß, welch' treuen Händen ich nunmehr die seelsorgliche Pflege der katholischen Gemeinde in Berlin und die delegirte Verwaltung des Delegatur-Bezirkes anvertrauen und wie sehr ich darüber beruhigt sein kann. Zwar habe ich mich absichtlich enthalten, in Ew. Hochwürden wegen der Annahme dieses beschwerlichen Postens zu dringen; ich wollte Ihren eigenen Entschluß reifen lassen, denn ich wußte, daß er nur aus den reinsten, echtpriesterlichen Motiven hervorgehen könnte; und der kirchliche Einfluß darauf stand lediglich Ihrem Hochwürdigsten Herrn Ordinarius, nicht mir zu.

Nachdem nun aber Gott Ihren Entschluß meinen Wünschen gemäß geleitet, so nehme ich keinen Anstand Ihnen meine herzliche Hirtenfreude darüber zuvorkommend auszusprechen und Sie im Namen des Herrn aus vollster Seele willkommen zu heißen. Wohl harrt Ihrer ein schweres Tagwerk, ein Ackerfeld von großer Fruchtbarkeit zwar, aber auch voll Disteln und Dornen. Allein Gott hat Ihnen die Kraft und den Muth und die Geduld der apostolischen Liebe verliehen, den opferfreudigen Sinn; Ihr Gebet wird Ihre Arbeiten befruchten und die Kirche Gottes wird sich durch Sie schöner Erfolge erfreuen. Das ist meine Zuversicht. — Daß manches in Berlin anders zu gestalten sein wird als bisher, obwohl ich das mancherlei durch Herrn Brinkmann geförderte Gute nicht verkenne, will ich vorläufig nur andeuten. Namentlich liegt ein näherer Verband der Herrn Kapläne mit ihrem Herrn Vorstande, ein häusliches priesterliches Zusammenleben, vor allem in meinen Wünschen. Doch von alledem später. Diese flüchtigen, in großem Gedränge geschriebenen Zeilen haben, wie gesagt, nur den Zweck, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß ich Ew. Hochwürden den Unsrigen, den Meinigen möchte ich ohne Anmaßung sagen, nennen kann, so wie ich mit aufrichtigster Hochachtung und Liebe und mit den innigsten Segenswünschen mich nenne den Ihrigen Melchior F. B.

An den Fürstbischof v. Diepenbrock in Breslau.

84.

Hopsten, 8. Juni 1849.

Der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten hat in einem Schreiben vom 31. Mai mir die Mittheilung gemacht, daß in Folge meiner Erklärung und seines Vorschlages durch Allerhöchste Ordre vom 19. Mai cr. von Sr. Majestät dem Könige, als Patron, meine Ernennung zur Propstei bei der St. Hedwigs-Kirche in Berlin erfolgt sei. Der Herr Minister verknüpft mit dieser Anzeige die Aufforderung, die kanonische Institution in das mir übertragene Amt bei Ew. Fürstbischöflichen Gnaden nachzusuchen. Dieses Schreiben hat mich wahrhaft betrübt und mit Schrecken erfüllt. Ew. Fürstbischöfliche Gnaden werden vielleicht erfahren haben, daß die Berufung nach Berlin ganz und gar meinen Wünschen entgegen ist und zwar, abgesehen von allen anderen Gründen, insbesondere deßhalb, weil ich mich gänzlich unfähig halte, einen so schwierigen Posten auszufüllen, da ich selbst meiner friedlichen Landpfarre nur so mangelhaft vorstehen kann. Mein einziger Trost in dieser Angelegen-

heit war und ist der Wille Gottes, den ich zu erkennen glaubte und dem ich mit Verleugnung aller eigenen Gedanken und Empfindungen zu folgen entschlossen bin. Mit der Furcht im Herzen, daß ich gegen Gottes Willen und folglich seines Segens beraubt ferner hier sei, hätte ich meinen Pfarrkindern das Wort Gottes ja nicht mehr mit Vertrauen verkündigen können. Insbesondere aber war es die von dem Herrn Aulike, von dem Domherrn Förster und von meinem Hochwürdigen Herrn Bischofe mir mitgetheilte Uebereinstimmung Ew. Fürstbischöflichen Gnaden mit unserem Herrn Bischofe bezüglich meiner Person, die mich bestimmte, den Willen Gottes in dieser Angelegenheit zu erkennen. Ich erwartete nunmehr eine bestimmte Willensäußerung meiner geistlichen Oberen und Ew. Fürstbischöflichen Gnaden, um ihrem gemeinsamen Rufe wie der Stimme Gottes folgen zu können, und statt dessen erhalte ich ein Schreiben des Herrn Ministers, in dem die Präsentation von Seiten der weltlichen Behörden eine erfolgte Ernennung und Uebertragung des geistlichen Amtes genannt wird und worin mir angemuthet wird, mich selbst um die geistliche oder vielmehr kanonische Institution zu bemühen.

Ew. Fürstbischöfliche Gnaden! Wer dazu mitwirkt, daß bei Besetzung eines bischöflichen Stuhles ein dignior ausgeschlossen wird, begeht nach Sess. 24, cap. 1 de reform. des Tridentinums eine Todsünde. Ich würde mich in der That eines ähnlichen Vergehens und einer nicht minder großen Sünde schuldig machen, wenn ich bei meiner festen Ueberzeugung, daß ich wahrhaft unfähig und unwürdig zu dieser Stelle bin, das Mindeste dazu beitrüge, daß sie mir verliehen würde. Wie ich daher, ohne die Gesetze der Moral zu verletzen, Ew. Fürstbischöfliche Gnaden nicht bitten kann, mir die kanonische Institution zu verleihen, so kann ich ebensowenig, ohne die Gesetze des Kirchenrechtes zu verletzen, in der Präsentation irgend eine Uebertragung des Amtes selbst anerkennen.

Ich bin daher der ferneren Bestimmung meiner geistlichen Oberen gewärtig. Niemand würde sich mehr freuen wie ich, wenn Ew. Fürstbischöfliche Gnaden in Berücksichtigung meiner Unfähigkeit die kanonische Institution verweigern würden. Sollte dagegen die Stelle mir übertragen werden, so werde ich dem Rufe Ew. Fürstbischöflichen Gnaden und des Herrn Bischofs von Münster gehorsam folgen, und in diesem Falle bitte ich zugleich mir den Zeitpunkt zu bestimmen, wann ich in Berlin das Amt übernehmen soll und wann ich die Ehre haben kann, in Breslau Ew. Fürstbischöflichen Gnaden persönlich meine Ehrerbietung zu bezeigen. Vor Mitte des Monates August glaube ich jedoch nicht meine hiesigen Amtsgeschäfte nebst den persönlichen Angelegenheiten zu Ende führen zu können.

An den Cultusminister v. Ladenberg[1]).

85.

Hopsten, 12. Juni 1849.

In dem geehrten Schreiben vom 31. Mai cr. bezüglich meiner Berufung zu der Propsteistelle an der St. Hedwigs-Kirche in Berlin haben Ew. Excellenz mir die Mittheilung gemacht, daß ich in Folge der Allerhöchsten Ordre vom 19. Mai cr. dem Herrn Fürstbischofe von Breslau zu der gedachten Stelle präsentirt worden bin. Ich erwarte nunmehr die Entschließung des Herrn Fürstbischofs und werde nicht ermangeln Ew. Excellenz den Zeitpunkt meines Eintreffens in Berlin anzuzeigen, wenn es dem Herrn Fürstbischof gefallen sollte, mir durch die kanonische Institution dieses Amt zu übertragen.

Fürstbischof v. Diepenbrock an Freiherrn W. v. Ketteler.

86.

Breslau, 1. Juli 1849.

Nachdem Ew. Hochwürden von Sr. Majestät dem Könige auf die erledigte Propstei St. Hedwig in Berlin uns präsentirt worden sind und wir diese Präsentation mit unbedingtem Vertrauen auf Ihre vorzügliche Tüchtigkeit für diesen wichtigen Posten mit Freude angenommen haben: so tragen wir Ihnen hiemit auf, uns die Dimissorien aus Ihrem bisherigen Diöcesan-Verbande sobald als möglich einzusenden, um sodann das Weitere wegen Ihrer kanonischen Institution ungesäumt verfügen zu können.

An den Fürstbischof v. Diepenbrock.

87.

Hopsten, 8. Juli 1849.

Ew. Fürstbischöflichen Gnaden beehre ich mich in Folge des Schreibens vom 1. d. M. die Dimissorien aus meinem bisherigen Diöcesanverbande in der Anlage gehorsamst zu überreichen. Zugleich kann ich es

---

1) Aus dem Concept.

nicht unterlassen den innigsten Dank für das frühere Schreiben d. d. Wien 1. Juni cr. abzustatten. Möge es Gottes Barmherzigkeit gefallen, Ew. Fürstbischöflichen Gnaden heilige Wünsche für das Wohl der Kirche in Berlin einigermaßen durch meine unwürdige Person zu erfüllen. Ich vermag zu der Stelle nichts mitzubringen als den festen Willen, im Gehorsam gegen die mir von Gott gesetzten geistlichen Oberen zu leben und zu sterben.

VI.

Als Propst zu Berlin.

1849—1850.

An den Fürstbischof v. Diepenbrock.

88.

Berlin, 12. December 1849.

— — Diesem Grundgesetz [1]) gegenüber befinde ich mich nun in der peinlichen Lage eines vollendeten Confliktes zwischen den Staatsgesetzen und meinem Gewissen. Ich glaube die Grundgesetze in allen Theilen verwerfen zu müssen, weil sie erstens wesentlichen Principien der Hierarchie der katholischen Kirche widersprechen und weil sie zweitens den Pfarrer in eine Lage der Abhängigkeit bringen, wo es ihm unmöglich ist, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen.

Ich erlaube mir diese Behauptung näher zu begründen. Das Statut zieht in den Bereich seiner Bestimmungen alle äußeren und inneren Angelegenheiten der katholischen Gemeinde. Es regelt nicht nur die Vermögensverwaltung, sondern die Gottesdienstordnung und die Seelsorge (§. 23 seq. §. 55 seq.). Ueber alle diese Gegenstände kann ich aber keiner weltlichen Behörde, sondern nur meinem Bischofe das Recht einräumen, Bestimmungen zu erlassen. Da sich nun von einer Bestätigung der bischöflichen Behörde nicht die entfernteste Spur vorfindet, so muß ich schon aus diesem Grunde das ganze Statut verwerfen, wenn ich mich nicht

---

1) Damit ist das Seitens des Cultus-Departements erlassene Statut vom 2. November 1812 gemeint, welches die Verfassung der St. Hedwigs-Kirche bilden sollte.

an dem Verbrechen betheiligen will, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen sind. In der That mag wohl in keinem Lande und in keiner Kirche eine so in das Einzelne gehende Einmischung des Staates in die innersten Angelegenheiten der Kirche stattgefunden haben wie in diesem Statute.

Wie ich aber hiernach schon dem ganzen Statute seine Giltigkeit bestreiten muß, weil es im Widerspruche mit der göttlichen Autorität der Kirche erlassen ist, so kann ich auch die einzelnen Bestimmungen desselben nicht anerkennen, weil sie überall die Rechte vernichten, die dem katholischen Pfarrer nach katholischem Kirchenrechte zustehen.

§. 7—12 ordnet das Colleg der Kirchenältesten an. Gegen dieses Colleg und den ihm überwiesenen Geschäftskreis ist nur zu erinnern, was schon gegen das ganze Gesetz angeführt ist, daß es ohne kirchliche Autorität gebildet ist. Nur dadurch würde es ein Recht erhalten, sich in die Verwaltung des Kirchenvermögens zu mischen; denn die Laien als solche und ohne Vollmacht von Seiten der Kirche haben nicht das Recht, die Verwaltung des Kirchenvermögens zu beaufsichtigen.

§. 13—24. Die Vorsteher bilden das Kirchencolleg. Dem Kirchencolleg ist die gesammte Verwaltung des Kirchenvermögens (§. 14), die Aufsicht über die Ordnung des Gottesdienstes (eod.), über das Innere und Aeußere der Kirche, über Kirchenparamente und heilige Gefäße (§. 17), über Unterricht und Zucht in der Schule (§. 23) übergeben. Die Vorsteher bilden mit dem Propst ein Colleg, worin nach Mehrheit der Stimmen entschieden wird. Der Pfarrer ist also in allen diesen Beziehungen nur Mitglied eines Collegs und darf bis zur Ernennung eines Chorknaben herab (§. 21) nicht proprio jure und selbstständig, sondern nur vermöge des Mandates des Kirchencollegs handeln. Dadurch hat aber die hiesige Kirche keine katholische Verfassung, sondern die rein protestantische Presbyterial-Verfassung, die sich kein katholischer Pfarrer gefallen lassen darf, ohne an der innersten Idee der göttlichen Hierarchie der katholischen Kirche Verrath zu begehen. Eine collegialische Verfassung der Art, daß ein Collegium nicht mit berathender, sondern entscheidender Stimme besteht, kann nimmermehr mit dem Organismus der katholischen Kirche bestehen. Nach dem Kirchenrechte stehen dem Pfarrer als rector ecclesiae und als Stellvertreter der lehrenden Kirche alle die Rechte persönlich zu, die das Statut dem Kirchencolleg überträgt, und er kann sie mit dem Colleg so wenig theilen wie die Weihe, die er allein empfangen und wodurch er seine Befähigung zu diesem Amte erhalten hat. Mit solchen Bestimmungen bin ich ganz und gar außer Stand als katholischer Pfarrer meine Pflichten hier zu erfüllen. Ich will nicht auf die Ge-

schäftslast hinweisen, die mir so entsteht, auf das bureaukratische Wesen mit seinen Weitschweifigkeiten, wenn ich jede unbedeutende Sache, die ich in wenigen Augenblicken abmachen könnte, auf dem Schleppwege collegialischer Verhandlungen behandeln muß, auf die Gefahr, daß der Pfarrer so zur Schreibmaschine wird und das Höchste, die Seelsorge, vernachlässigen muß, — das sind lauter unermeßliche Uebelstände, unter denen ich seufze. Ich habe zwar gegenwärtig die ehrenwerthesten Männer zu Mitgliedern des Collegs, die ich hochschätze und liebe, und dennoch bin ich persönlich gelähmt, wenn ich meine Grundsätze und die Art, sie insbesonsondere den Behörden gegenüber auszusprechen, auf den Leisten collegialischer Formen schlagen muß. Doch dies sind nur Uebelstände. Daß ich aber als Pfarrer nicht mehr Mandatar der Kirche, sondern Mandatar eines von weltlichen Behörden eingesetzten Collegs sein soll, ist ein wesentlicher Angriff auf die Kirchenverfassung, dem ich mich nicht fügen darf und dem ich mein persönliches Recht als der von der Kirche geweihte und bestellte rector ecclesiae und der Schule gegenüberzustellen verpflichtet bin. — —

Die §§. 25—61 handeln über den seelsorglichen Theil der hiesigen Pfarrverwaltung. Auch diese Bestimmungen verkümmern und beeinträchtigen die Rechte des katholischen Pfarrers und schneiden in den heiligsten Theil seines Berufes tief und schmerzlich ein. — Die Kapläne sind Gehilfen des Pfarrers nach gemessenem Rechte. Das zumessende Recht ist aber nicht das kanonische Recht mit seinen Bestimmungen über das Verhältniß des Pfarrers zu seinen Hilfsgeistlichen, sondern wiederum das auf weltlicher Autorität beruhende Grundgesetz, das dem Propste und sämmtlichen Kaplänen so genau wie möglich die seelsorglichen Amtsverrichtungen bis auf Predigt, Christenlehre, Schulbesuch, Beichtsitzen und Messelesen (§. 29, 32, 44, 52, 54, 55, 56), bis zur Kleidung hin (§. 31) portionenweise zumißt. Hierdurch ist dann das Verhältniß an der St. Hedwigs-Kirche entstanden, daß jeder Geistliche sein bestimmtes Ressort wie bei weltlichen Behörden hat und mit Wahrnehmung der darin bestimmten Dienste seiner Stelle Genüge thut. Der allgemeine, von der Kirche den Geistlichen ertheilte Auftrag zur Seelsorge tritt dadurch ganz in den Hintergrund. Der Propst und die Geistlichkeit besorgen jeder ihre grundgesetzlichen Geschäfte und haben weiter keinen innern Verband, da die dürftigen Bestimmungen der §. 42 seq. wahrhaft nicht geeignet sind das so zerrissene Pfarrverhältniß wieder herzustellen. Es ist schwer zu bestimmen, wie groß der Schaden ist, der aus dieser dürftigen Geschäftseintheilung, aus diesem armseligen leblosen Mechanismus der Pfarre erwachsen ist. Er reißt Pfarrer und Kapläne auseinander; er befördert die Ansicht, daß

mit Vornahme einiger wenigen Geschäfte der Beruf der Geistlichen erschöpft sei; er tödtet wahrhaft die katholische, unendlich mannigfaltige, in keine Geschäftsinstruktion einzufangende lebendige Seelsorge. Doch abgesehen von diesen Nachtheilen, die aus den Grundrechten der Seelsorge erwachsen, stehen sie auch hier im vollen Widerspruch gegen den Begriff eines katholischen Pfarrers nach kanonischem Rechte. Nach diesem muß jede Pfarre einen Rektor und zwar einen einzigen haben: denn, um mit den Worten des Kirchenrechts zu reden, wie das Weib nicht zwei Männer und der Körper nicht zwei Köpfe haben kann, so auch die Pfarre nicht zwei Pfarrer. Diesem allein aber stehen als wesentliche Pfarrrechte die Ordnung des Gottesdienstes in der Pfarrkirche und die Leitung der Seelsorge in der hierarchischen Unterordnung unter den Bischof für den ganzen Pfarrbezirk ausschließlich zu. Diese Grundlagen des katholischen Pfarrwesens werden durch das Statut über den Haufen geworfen, und so glaube ich auch diese Bestimmungen des Statutes über den seelsorglichen Theil meines Amtes, über mein Verhältniß zu den Kaplänen, wie endlich über die Stellung der Kapläne selbst nicht anerkennen zu dürfen. — —

Das ist also meine Lage. Ich sehe vor mir ein unermeßliches Seelenbedürfniß, einen wahrhaft verwilderten Acker im Weinberge des Herrn, große Uebelstände, die gehoben werden müssen, eine furchtbare Verantwortung, und einer solchen Aufgabe gegenüber bin ich gebunden an Händen und Füßen, da der eine Theil meiner Amtsbefugnisse mir gänzlich entrissen und einem Colleg übertragen ist, worin ich nur eine Stimme habe und wo die Autorität nicht in mir, sondern in der Majorität ruht, der andere Theil aber, die Seelsorge, willkürlich auseinandergerissen und mir nur ein willkürlicher Fetzen gelassen ist, so daß ich aller Rechte beraubt bin, die dem katholischen Pfarrer zustehen. — —

Ew. Fürstbischöfliche Gnaden haben mich hierher berufen, ich bin willig, wenn auch mit Zittern gefolgt. Ich bitte nunmehr, daß Ew. Fürstbischöfliche Gnaden mir auch die Stellung sichern, die einem katholischen Pfarrer gebührt. Wenn ich hier die Selbstständigkeit erlange, die dem katholischen Pfarrer nach kanonischem Rechte gebührt, so bin ich bereit, unter Gottes Beistand mit vollendeter Hingabe aller meiner Kräfte zu arbeiten; wo nicht, so muß ich bitten, mir die Last von meinen Schultern zu nehmen: denn ich möchte nicht nach einem Wirken unter solchen Verhältnissen, wie sie jetzt bestehen, vor Gottes Thron treten.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

89.

Breslau, 19. Januar 1850.

Ich habe Ihnen Folgendes mitzutheilen und eine recht dringende Bitte damit zu verbinden. Das neuliche Mißverständniß in dem seltsamen Briefe der Gräfin Hahn-Hahn hat sich aufgeklärt. Man hatte ihr in einer Gesellschaft in Berlin den „Fürstbischof von Breslau" genannt; es war Graf Sedlnitzky; sie hielt ihn für mich, sprach damals nur wenige gleichgiltige Worte mit ihm und knüpfte dann in dem Briefe[1]) wieder daran an. Es ist ihr nach allem, was ich aus der Ferne beurtheilen kann, wirklich ernst mit dem Eintritte in die katholische Kirche. Ich habe ihr auf ihren zweiten Brief einen furchtbar ernsten Brief geschrieben; ihr die ganze Wahrheit ungeschminkt gesagt: daß es mit blosen ästhetischen katholisirenden Ansichten nicht gethan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daransetzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden, daß sie insbesondere nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgange nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen; daß sie in dem engen Felseneingange die Schlangenhaut, darin sie bisher irisfarbig geschillert und womit der Teufel der poetisch-pantheistischen Weltverführung auch ihre Seele umstrickt — abstreifen müsse. Wenn sie so komme, dann werde sie Heil und Gnade finden wie jener demüthige Zöllner: denn eine Zöllnerin sei auch sie bisher gewesen, kauernd und lauernd auf allen Wegen und Stegen der Welt, um von allem, was vorüberging, den Tribut einzunehmen für ihre Eitelkeit und Selbstsucht. Dieser Götze müsse gestürzt, verbrannt werden; nur in solcher Feuergluth erscheine ihr die Herrlichkeit des Herrn und sein Heil u. s. w. Ich war gespannt auf den Eindruck dieses furchtbar ernsten Briefes bei einem so verhätschelten, geschmeichelten weiblichen Wesen. Und siehe da — Gott hat meine Worte gesegnet; sie hat sie mit der größten Demuth, mit dem Geständnisse, daß das die allein würdige Sprache sei, aufgenommen. „Ich las Ihren Brief, schreibt sie, unter tausend brennenden Thränen und auf meinen Knieen; ich sagte mir immerfort: Es ist ganz richtig, so sündhaft bist du — „eine Zöllnerin, oder, wie ich lieber sage, eine Sünderin, die um Gottes Gnade fleht;" und sie bittet mich dringend, da

---

1) In der Meinung, Gräfin Hahn habe den Propst zu Berlin mit seiner Person verwechselt, hatte Diepenbrock jenen Brief erst dem Propst v. Ketteler zur Beantwortung übersendet.

sie Mitte Februar nach Berlin gehe, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, dort mit Ihnen bekannt zu werden und ihr Seelenheil mit Ihnen zu berathen. Ich habe ihr dies versprochen, ja daß ich Ihnen ihre Seele als ein theures Kleinod empfehlen wolle; denn das sei sie mir geworden durch diese wunderbare Fügung Gottes. Sie wird also in einigen Wochen wohl zu Ihnen kommen, und da bitte ich Sie denn, ihr Ihre liebevolle Theilnahme und priesterliche Sorgfalt zuwenden zu wollen: handelt es sich ja um die Rettung einer Seele und einer wahrlich sehr begabten Seele, voll der schönsten Anlagen, die, wenn gründlich bekehrt, in weitem Kreise vieles Gute wirken kann und wirken muß, um das Schlimme wieder gut zu machen, das sie durch manche ihrer Schriften angerichtet. Auch hierüber habe ich ihr offen die Wahrheit gesagt in meinem gestrigen Briefe. Auch habe ich ihr einige Bücher (Möhler, Beckedorff, Raymund Bruns)[1] genannt, wo sie sich vorläufig unterrichten könne, denn mit allgemeinen Ansichten reiche man für das Leben nicht aus, und das katholische Glaubensbekenntniß, das sie abzulegen haben werde, umfasse alle wichtigen einzelnen Glaubenslehren und verlange daher ihre nähere Kenntniß.

Sollten Sie, werther Herr Propst, auch nicht Zeit haben, sich hinsichtlich des Unterrichts mit ihr einzulassen, so wünsche ich doch sehr und bitte Sie, daß Sie die Sorge für ihre Seele, die Abnahme ihrer Beicht u. s. w. selbst übernehmen. Gott wird es Ihnen lohnen. Doch da es eine Seele zu gewinnen gilt, so braucht es meiner weitern Empfehlung nicht; nur au fait setzen wollte ich Sie zunächst und Ihre Aufmerksamkeit darauf richten.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

90.

Breslau, 1. Februar 1850.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren vertraulichen Brief vom gestrigen. Es wird mir jederzeit höchst willkommen sein, wenn Sie mir neben den amtlichen zur Geschäftsordnung gehörigen Berichten Ihre Wünsche und Anliegen besonderer Art vertraulich mittheilen, und ich gebe

1) Erklärung der catholischen Glaubens-Bekenntnuß aus der heiligen Schrift und der Vernunft. Arnsberg 1769. Neue Auflagen erschienen Berlin 1843 und Münster 1846. Ueber die Lebensschicksale dieses ehrwürdigen Ordensmannes, geboren den 3. Januar 1705, als Propst zu Soest gestorben im Mai 1780, brachte das Feuilleton der „Germania“ (1874 Nr. 295 bis 1875 Nr. 9) interessante Mittheilungen „aus dem Tagebuche des P. R. Bruns, Dominikaner und Missionar zu Potsdam 1731—1741.“

Ihnen gern die wiederholte aufrichtige Versicherung, daß ich Ihnen stets nach Möglichkeit die gewünschte Hilfe, oder, wenn diese nicht immer in meinen Kräften liegen sollte, doch herzliche Theilnahme und mein schwaches Gebet zuwenden werde, da es mir ein wahres Anliegen ist, Ihnen die dortige schwierige Stellung — in welcher Sie und gerade Sie zu wissen, jedoch mir zur größten Beruhigung und Freude gereicht — soviel als möglich leicht und angenehm zu machen. Und Gott wird weiter helfen!

Was die Frau Gräfin Hahn-Hahn betrifft, so hat eine fortgesetzte Correspondenz mit ihr mir die tröstliche Ueberzeugung gewährt, daß es ihr mit ihrer Bekehrung wirklich hoher Ernst ist. Freilich wird es ohne manchen schweren Kampf nicht abgehen, bis sie ihre in dem Irrgarten des poetischen Pantheismus verwilderte innere Welt unter die strenge Zucht göttlicher und kirchlicher Gesetze und Uebung bringt; aber der ernstliche Wille ist doch da, und so wird die göttliche Gnade das Werk, welches sie in dieser hochbegabten Seele so merkwürdig und wunderbar begonnen, auch wohl zum seligen Ziele führen, und Sie werden ihr darin mit liebevollem Beistande behilflich sein. Binnen Kurzem wird sie nun wohl nach Berlin kommen und sich bei Ihnen anmelden. Ich habe ihr zu diesem Ende noch ein kleines Introductionsschreiben an Sie nach Dresden gesendet. In dem letzten Briefe vom 25. Januar schrieb sie: „Ach, ich fange an jetzt, wo ich in 14 Tagen in Berlin sein werde, eine große Angst zu haben, wie ich es anfangen solle, um einem ganz fremden Manne so de prime abord meine Seele zu sagen. Spricht er vollends mit solcher eisernen Strenge, wie Ew. F. G. mir zuerst geschrieben haben, so werde ich gar nicht wissen, was darauf antworten. Nun, Gott wird mir wohl darüber hinweg helfen; ich allein könnte es wirklich nicht unternehmen." — Ich habe ihr hierauf möglichst beruhigend und ermuthigend geantwortet: sie solle ja keine Furcht haben, Sie würden sie gewiß liebreich aufnehmen und sie nicht so „andonnern," wie ich es anfangs thun zu müssen geglaubt, damit nicht blos ich, damit sie selbst sich erprobe; sie habe diese, für sie gewiß nicht leichte Probe würdig bestanden und so der katholischen Wahrheit den ersten Sieg über sich eingeräumt; das werde Gott segnen u. s. w. Ich hoffe daher, daß Sie ganz gut mit ihr fertig werden, und würde es für sehr erwünscht und heilsam halten, wenn Sie selbst, theurer Herr Propst, die ganze Sache in die Hand nehmen könnten, ohne die Dame an einen andern Geistlichen zu überweisen, denn ihr ganzes Wesen scheint mir darnach angethan, daß nur eine durch priesterlichen Ernst und Würde ihr imponirende Persönlichkeit gehörig auf sie einwirken und ihr in dieser schweren Wiedergeburt förderlich sein kann. Für den Unterricht in den Glaubenslehren wird sie wohl viele Zeit nicht

in Anspruch nehmen, da sie geistig höchst begabt und von scharfem Verstande ist, auch in der letzten Zeit mit katholischer Lectüre sich schon ernstlich befaßt hat. Noch bevor ich ihr Beckedorff und Bruns sandte, hatte sie schon einen Katechismus und das Concilium Tridentinum in der deutschen Uebersetzung von Egli gelesen, wie sie mir schrieb. Also noch einmal empfehle ich ihre Seele Ihrem priesterlichen Herzen.

Was das unselige Statut von 1812 betrifft, das wie ein bureaukratisches hölzernes Joch auf Ihnen lastet, so hoffe ich, daß es uns gelingen müsse es abzuschütteln, sobald nur die Verfassung einmal gründlich feststeht. Einen schweren Kampf wird es allerdings kosten, da die Herrn im Ministerium des Cultus sich dieses Gebiet als eine Art Leibgehege ausgepferchtet hatten. Ich hoffe aber, daß Aulike und Brüggemann Raison annehmen werden[1]).

Wollen Sie nun nicht doch bald Ihre Instituirung als Ehren-Domherr erholen? Ich würde dazu rathen. Es macht Ihnen allerdings nach den hier noch bestehenden Observanzen einige Kosten: aber diese sind doch binnen Jahresfrist durch die freilich geringen Präbendialbezüge mehr als ersetzt; und wenn die momentane Zahlung Sie genirt, da die Uebersiedlung Ihnen begreiflich viele Kosten verursacht hat, so disponiren Sie über mich: soviel kann ich schon noch prästiren, wenn ich gleich sehr in Anspruch genommen und in Oesterreich durch die neuen Gesetze sehr verkürzt bin. Ueberlegen Sie die Sache. Auch Förster ist meiner Meinung, daß ein längeres Verschieben nicht wohl rathsam sei.

Nun Gott befohlen! Lesen Sie aus diesem langen flüchtigen Briefe vor allem die Hauptsache heraus: daß ich nämlich mit aufrichtigster Hochachtung und Liebe im Herrn bin und bleibe Ihr herzlich ergebener Melchior F. B.

---

1) Die nöthigen Reformen konnten erst unter Pelldram, dem Nachfolger des Propstes v. Ketteler, durchgeführt werden. Es ist aber das Verdienst des letztern, die Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände aufgedeckt zu haben. Vgl. Nr. 88.

An Gräfin Ida Hahn-Hahn.

91.

Berlin, 8. Februar 1850.

Da ich den Tag hindurch vielfach gestört bin, so erlaube ich mir die Abendstunde von 8—10 am Mittwoch den 13. cr. zu einer Besprechung vorzuschlagen. Sollte Ew. Hochgeboren diese Zeit nicht genehm sein, so bitte ich mir eine andere anzugeben.

Da jede Seele für mich den Werth des Blutes Jesu Christi hat, so können Sie versichert sein, daß ich aus ganzem Herzen bereit bin Ihren Wünschen zu entsprechen, soweit ich es mit Gottes Gnade vermag.

Erzbischof v. Reisach an Propst v. Ketteler.

92.

München, 2. März 1850.

Ihr Brief hat mich innig erfreut und sein Inhalt erscheint mir von hoher Wichtigkeit, da Sie einen Punkt berührt haben, der von dem größten Einfluß auf die kirchliche Wirksamkeit ist. Ich theile ganz Ihre Ansicht und würde gerne alles thun, was in meinen Kräften steht, um zur Ausführung Ihres Planes beizutragen, wenn nicht gerade jetzt ein Umstand eintreten würde, der die Sache wohl wird unmöglich machen. Die Ausführung Ihres Planes hängt nämlich ganz und gar von Ihrer Person ab und gerade Sie werden, wie ich wünsche und hoffe, in nächster Bälde auf einen andern Wirkungskreis berufen werden. Wird Ihr Nachfolger dieselbe Ansicht, dieselbe Thatkraft und Ausdauer in der Ausführung des Planes haben? Und wenn dies nicht der Fall ist, was würde es helfen, etwas zu beginnen, das in seiner Geburt schon den Lebenskeim wieder verlieren würde?

Jetzt aber handelt es sich um etwas noch Größeres und ich bitte Sie ja nicht zurückzutreten, wenn der Ruf des Heiligen Vaters an Sie ergeht. Ich sehe in dem ganzen Verlauf dieser Mainzer Geschichte die Hand Gottes. Arbeit und Kreuz werden Sie genug haben, aber das darf Sie nicht zurückschrecken. Der liebe Gott wird gewiß mit Ihnen sein, da offenbar er es ist, der die ganze Sache leitet, die wohl bald entschieden sein wird, denn der Heilige Vater, dem bereits alles vorliegt, wird nicht säumen, der langen Sedisvakanz ein Ende zu machen.

Fritz Galen ist hier und bis jetzt fest entschlossen Geistlicher zu werden. Ich sehe ihn oft und werde auf seine Bitte dieser Tage an

seinen Vater schreiben, um ihn über seinen Beruf zu beruhigen[1]). Windischmann grüßt Sie herzlich. Er ist mein treuer Freund, meine einzige Stütze.

Nun Gott befohlen. Es wird mich freuen, wenn ich denjenigen, der mir in Beilngries[2]) das Kreuz vorgetragen hat, recht bald als meinen Mitbruder umarmen kann.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

93.

Breslau, 19. März 1850.

Ihr gestriges Schreiben beantworte ich umgehend.

Die Gräfin H. betreffend theile ich gemäß ihren Briefen an mich vollkommen Ihre Ansicht, daß man ihr den Eintritt in die Kirche, wofür sie vorbereitet und reif ist, nicht verwehren könne. Nur vor Exaltation und Ueberspannung und unruhigem Thun wird sie vielleicht zu warnen und zur innern Sammlung und stillem Leben besonders in der ersten Zeit anzuhalten sein, damit sie sich nicht evaporire, sondern die göttliche Gnade, die sich so reichlich in ihr Herz gesenkt, in stillem Frieden bewahre und in sich wirken lasse. Eine höchst merkwürdige Führung ist es jedenfalls, die diese seltene Frau auf diesen Weg geleitet. Nochmals meinen Dank für alles, was Sie an ihr gethan. Sie selbst erkennt es mit tiefer Dankbarkeit.

Mit der Mainzer Sache dürfte es doch, fürchte ich, für Sie ernst werden. Von Förster muß man Umgang nehmen, wenn man ihn erhalten will. Das habe ich auf seines Arztes dringendes Verlangen dem Herrn Nuntius in Wien vorstellen müssen. Die päpstliche Wahl steht

---

1) Graf Friedrich von Galen, welcher auf die Rechte des Erstgebornen verzichtete, um sich dem Dienste der Kirche zu widmen, wurde im Herbste 1850 von dem Erzbischof Graf Reisach zum Subdiacon und am 5. Juni 1852 von seinem Onkel Wilhelm Emmanuel im Dom zu Münster zum Priester geweiht. Als Pfarrer zu Lembeck wirkte er so, daß er den tüchtigsten Geistlichen der Diöcese Münster beigezählt wurde. Die Berufung auf die Propsteistelle zu Berlin lehnte er ab, unterzog sich dagegen freudig den Strapazen eines Feldgeistlichen im Schleswig-Holsteinschen Kriege, wo er im Lazareth den Todeskeim eingesogen, in Folge dessen er, kränkelnd nach Lembeck zurückgekehrt, seinen Pfarrkindern durch frühzeitigen Tod (27. Mai 1864) entrissen wurde.

2) Bei der Firmungsfeier in diesem, am Fuße des Hirschberges gelegenen Städtchen des Bisthums Eichstätt. Vgl. S. 102.

also jetzt anstatt auf 6, nurmehr auf 4 Augen, und da besorge ich, daß Sie werden vor den Riß treten und das gewiß schwere Kreuz auf sich nehmen müssen[1]). Indeß, wenn Gott Sie sendet, und in des Heiligen Vaters Ausspruch liegt diese Sendung klar und unverkennbar ausgesprochen — so wird Er auch mit Ihnen sein und Ihnen alles geben, was Sie bedürfen. Und wie vieles haben Sie nicht schon von Ihm empfangen!

Wie schwer ich Sie verlieren würde, weiß Gott; und wer Sie mir dort ersetzen könnte, weiß ich wahrlich nicht. Ich könnte nur sagen: Deus dedit, Deus abstulit, sit nomen Domini benedictum! Ich sage Ihnen dies, damit Sie sich doch einigermaßen darauf gefaßt machen, daß der schwere Ruf vielleicht plötzlich an Sie ergehen könnte. Ich selbst weiß nichts, als was ich Ihnen wegen Förster's Außerachtlassung mitgetheilt. Zum Schlusse ein freudiges Alleluja!

Ich füge diesen eiligen Zeilen nur noch die Bitte bei, mir offen zu sagen, ob Ihnen im Kreise Ihrer geistlichen Bekannten Niemand einfällt, den Sie als Ihren Nachfolger wünschen und empfehlen könnten und der durchzusetzen wäre, falls Gottes Hand Sie mir raubt und Sie auf den altehrwürdigen Mainzer Stuhl setzt.

Hülferuf zur Errichtung eines katholischen Krankenhauses in Berlin[2]).

94.

Es sind kaum einige Jahre verflossen, daß der damalige Propst zu St. Hedwig, der jetzige Domherr zu Münster Herr Brinkmann, den Gedanken faßte, in Berlin eine katholische Krankenanstalt unter der Leitung des Ordens der Barmherzigen Schwestern zu gründen[3]). Den würdigen Seelenhirten leitete dabei nicht nur das Verlangen, den vielen armen Kranken in ihrer leiblichen Noth zu Hilfe zu eilen, sondern noch weit mehr die traurige Erfahrung, daß die Mehrzahl der hier sterbenden

1) Nachdem Papst Pius IX. am 14. Januar 1850 die Wahl des Giesener Professors Dr. Leopold Schmid verworfen, legte das Domcapitel am 1. März 1850 dem Heiligen Stuhle eine Liste von drei Candidaten: Wilhelm Freiherr von Ketteler, Heinrich Förster, Domcapitular in Breslau, und Anton Oehler, Domcapitular in Rottenburg, zur endgiltigen Entscheidung vor. Vgl. Die Mainzer Bischofswahl. Mainz 1850.

2) Berlin 1850. Druck von J. C. Fuchs.

3) Vgl. Hist.-pol. Bl. 14, 772—776.

Katholiken ohne den Trost und die Heilsmittel der Kirche, ohne Empfang der heil. Sakramente aus der Welt scheidet. Geschieht es ja im Verlaufe des ganzen Jahres nur in einzelnen wenigen Fällen, daß der Priester der katholischen Kirche zu den hiesigen großen Krankenanstalten und insbesondere zur Charité berufen wird, wo bisher die Mehrzahl aller armen Kranken und jährlich mehrere hundert Katholiken verpflegt wurden und folglich auch gewiß viele starben. Um diesem doppelten Uebel abzuhelfen, gab es kein geeigneteres Mittel als die Errichtung einer katholischen Krankenanstalt unter der Leitung des Ordens der Barmherzigen Schwestern, den der Herr der Barmherzigkeit und Liebe selbst mit den Worten gestiftet hat: „Wahrlich, sage ich euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan;" der also auf dem erhabenen Gedanken ruht, daß wir in dem armen Kranken den Gottessohn selbst speisen, bekleiden, pflegen und lieben.

Je größer aber das Bedürfniß nach einer solchen Anstalt war, desto geringer waren die Mittel, die zu ihrer Errichtung zu Gebot standen. Nur das Vertrauen auf Gottes Hilfe konnte den Muth geben, Hand an ein so großes Werk in einer Gemeinde zu legen, die noch so viele nothwendige Anstalten entbehrt und der großen Mehrzahl nach aus geringen Handwerkern und Taglöhnern besteht. Das Gottvertrauen ist aber auch diesmal nicht zu Schanden geworden. Der Gedanke fand in Berlin nicht nur in der katholischen Bevölkerung, sondern auch außer ihr die lebhafteste Theilnahme. Er verbreitete sich bald bis in die entferntesten Provinzen und auch dort erkannte man, daß es sich bei diesem Unternehmen durchaus nicht allein um die Bewohner der Residenzstadt, sondern um eine gemeinsame Angelegenheit aller Katholiken des gesammten preußischen Staates handle, von denen Tausende alljährlich als Studirende, Arbeiter, Handwerker und in andern Geschäften nach der Hauptstadt strömen und dort in Krankheit und Tod der nöthigen leiblichen und geistigen Pflege entbehren. Selbst über die Grenzen des preußischen Staates verbreitete sich das Interesse für dies Unternehmen. Als daher der Allerhöchste Erlaß vom 11. März 1844 die Genehmigung zur Begründung eines katholischen Krankenhauses ertheilt hatte, und demgemäß der Aufruf an die Katholiken zu milden Beiträgen ergangen war, sammelten sich die milden Spenden bald derartig auf, daß man die Ausführung wenigstens im Kleinen beginnen konnte. Am 14. September 1846 trafen vier Schwestern aus dem Orden des heil. Carl Borromäus hier ein und nahmen von dem gemietheten Hause Besitz, in dem sie die Werke der höchsten christlichen Nächstenliebe von da an üben sollten. Was diese Schwestern, denen später eine fünfte zugesellt wurde, seitdem in ununterbrochener Be-

rufstreue und stiller Zurückgezogenheit auf dem Gebiete wahrer Nächstenliebe geleistet haben, vermag nur der zu wissen, der ihnen die Liebe zu einem solchen Leben der Aufopferung und Entsagung in das Herz gelegt hat. Uns genügt es aus den Büchern des Hauses über ihre Wirksamkeit Folgendes mitzutheilen.

Am 3. December 1846 wurde der erste Kranke in das vorläufig mit drei Betten versehene St. Hedwigs-Krankenhaus aufgenommen. Gegen Ende desselben Monats waren schon zwölf Betten eingerichtet und mit acht Männern und vier Frauen besetzt. Durch reichliche Beiträge war es möglich geworden bis gegen Ende des Jahres 1847 fünfzig Betten aufzustellen, von denen nur selten eines oder das andere einige Tage unbelegt geblieben ist. Von diesen sind dreizehn für das weibliche, siebenunddreißig für das männliche Geschlecht bestimmt.

Die Anstalt besteht durch milde Beiträge und die Verpflegungsgebühren der bemittelten Kranken. Die Gebühren betragen monatlich 7 Rthlr. 15 Sgr.

Vom 3. Decbr. 1846 bis ult. Decbr. 1849 wurden im St. Hedwigskrankenhause aufgenommen

aus der Stadt	1109
aus den Hospitaliten und Dienstboten des Hauses . . .	41
Summa	1150

Von diesen sind geheilt entlassen	937
„ „ „ ungeheilt	21
„ „ „ in andere Anstalten	4
„ „ „ gestorben	146
Summa des Abgangs . . .	1108
bleibt Bestand ult. Decbr. 1849	42

Unter diesen 1150 Personen waren rücksichtlich des

Geschlechts	833	Männer,
	317	Frauen.
Summa	1150	
der Confession	726	Protestanten,
	419	Katholiken,
	4	Juden,
	1	Deutschkatholik.
Summa	1150	
Gegen Zahlung wurden verpflegt	815	
unentgeltlich	335	
Summa	1150	

In Betreff der Nationalität waren unter den Aufgenommenen:

Aus Berlin 346
der Provinz Brandenburg 198
" " Sachsen 97
" " Westphalen 86
" " Schlesien 83
der Rheinprovinz 41
der Provinz Pommern 37
" " Preußen 36
" " Posen 27

zusammen 951 Preußen.

Oesterreichische Staaten 29
Königreich Baiern 19
Königreich Hannover 19
Königreich Sachsen 17
Königreich Württemberg 8
Großherzogthum Baden 8
Kleine deutsche Staaten 44
Italien 8
Belgien 1
Holland 2
Rußland 2
Frankreich 1
Schweden 1
Dänemark 1
Unbekannt 3

1109 aus der Stadt,
41 aus dem Hause selbst.

Summa 1150.

Ein solches Resultat ist nur möglich geworden durch Gottes Segen, durch die musterhafte Verwaltung der Schwestern und durch die allgemeine Theilnahme, welche die Anstalt in allen Kreisen und Ständen der Stadt gefunden hat. Viele der verpflegten Armen wurden selbst wieder die Wohlthäter der Anstalt, da sie sich zum Beweise ihrer Dankbarkeit zu kleinen Diensten und Hilfeleistungen dringend anboten, und ohne innere Rührung kann man nicht durch das Haus wandern, wenn die Schwestern erzählen, wie ihnen das ganze sehr bedeutende Inventar in Kleinem und Großem von Arm und Reich zugetragen worden ist. Die ganze Anstalt verdankt nur der Kraft der christlichen Liebe ihr Entstehen, ihren Fortgang, ihren heutigen Bestand.

Außer dem großen Nutzen, den die Anstalt für die leibliche und geistige Pflege der Kranken selbst gehabt, hat sie aber noch eine andere Frucht getragen, die wir erwähnen müssen; sie hat versöhnend in Bezug auf das Verhältniß der Katholiken zu den Nichtkatholiken gewirkt. Die Barmherzigen Schwestern haben bewiesen, daß treuer Glaube den Katholiken nicht behindert in jedem Menschen den Nächsten zu lieben, daß vielmehr der Glaube der Liebe ihre volle Kraft verleiht. Sie leben aus dem Dogma, dem Glauben der Kirche und ihren Gnadengaben und schöpfen aus ihnen den Geist, der sie aus der Welt treibt und an das Krankenbett fesselt. Ihr Wirken nach Außen aber ist unbeengt, kennt keine poli=

tische, keine religiöse Grenze. Die Barmherzige Schwester antwortet jedem, was die Mutter des hiesigen Krankenhauses in den Stürmen der Märztage dem Manne antwortete, der sie fragte: „Mit welcher Partei halten sie es?“ — „Mit der Partei aller Armen und Kranken.“

So hat denn unsere Anstalt sich bisher Gottes Segen und das Vertrauen unserer Mitbürger verdient, und wir hoffen, daß sie des göttlichen Segens und des Vertrauens unserer Mitbürger würdig bleiben wird. Aber eben das große Vertrauen, das unsere Anstalt fand, in Folge dessen der Andrang der Kranken zu ihr stets zunahm, mußte das Verlangen nach einem eigenen wohleingerichteten Krankenhause mehr und mehr steigern. Alle Räume des jetzigen Hauses sind überfüllt. Zimmer und Zimmerchen sind benutzt, und dennoch sind wir außer Stand den zunehmenden Andrang auch nur entfernt zu befriedigen.

Kranke, Dienstboten und Schwestern, alle wirken zusammen, um möglichst vielen Kranken Aufnahme zu verschaffen: die Kranken, indem sie mit Freuden manche Unannehmlichkeiten tragen, die ihnen aus der großen Anhäufung erwachsen; die Dienstboten, indem sie darauf bestehen, ihre Betten den hilflosen Brüdern, für die kein Raum mehr ist, zu überlassen und ihr Lager auf der Erde aufzuschlagen; die Schwestern endlich, die keine Arbeit scheuen bei Tag und bei Nacht. Selbst die Liebe ist aber endlich gezwungen gewisse natürliche Grenzen anzuerkennen. Gegenwärtig befinden sich 56 Kranke im Hause, und es ist unmöglich diese Zahl noch zu vermehren.

Das Bedürfniß nach Vergrößerung der Anstalt liegt aber nicht allein in dem großen Andrange zu derselben, sondern noch mehr in dem Uebelstande, daß wir in vollem Widerspruch gegen den Geist des Ordens des heil. Carl Borromäus, der ja selbst als Erzbischof die Pestkranken in ihren Schlupfwinkeln aufsuchte, durch die engen Räume gezwungen sind, eben solche Kranken oft abzuweisen, die unserer Hilfe am meisten bedürfen, nämlich die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, da wir die übrigen der Ansteckung nicht aussetzen dürfen. Wenn die Anstalt ihren Geist offenbaren, ihren Zweck erfüllen soll, so muß sie insbesondere denen helfen, die von aller andern Hilfe verlassen sind. So weit das Elend auf Erden geht, muß auch die christliche Liebe ihre Hilfe tragen. Das ist der Geist des Ordens, von ihm sind unsere Schwestern beseelt, und wie groß war daher ihr Schmerz, als sie in der Cholerazeit nicht so allgemein helfen konnten, wie die Liebe im Herzen sie antrieb; als sie genöthigt waren, manchen armen Kranken abzuweisen, der ohne Hilfe zu Hause lag. Hiervon ergriffen, sprach damals die Mutter des Hauses in hohem Ernste die

Worte: „Wenn wir Gottes Segen behalten wollen, so müssen wir im Stande sein, den verlassenen Kranken zuerst Beistand zu leisten.“

Endlich fordert die Lage vieler Kinder unserer Gemeinde eine Ausdehnung der Anstalt. Wir besitzen ein Waisenhaus für Knaben, aber nicht für Mädchen. Die leibliche und geistige Verwahrlosung, in der viele dieser armen Kinder aufwachsen, ist entsetzlich. Bei vielen dringt das Laster schon in der zartesten Jugend in Körper und Seele ein, und in ihnen seufzt das Ebenbild Gottes unter der Last sittlichen und leiblichen Verderbens. Nicht Staatsformen können unsere socialen Uebel heilen, sondern nur die sittliche Wiedergeburt der Menschen. Mit den Kindern müssen wir beginnen, die, einmal selbst verdorben, das Gift der sittlichen Pest in immer zunehmendem Verhältniß auf folgende Generationen übertragen. Wie schön ist die Hoffnung, viele dieser armen Mädchen, die verwaist sind, weil ihre Eltern dem Leibe oder der Seele nach todt sind, — denn Kinder, die gottlose Eltern haben, sind die armseligsten Waisenkinder — unter den Schutz und die Pflege unserer Schwestern gestellt zu sehen! Wie glücklich werden wir sein, wenn wir diese Kinder nicht mehr unter dem Einflusse des Pesthauches der Welt, sondern unter dem erwärmenden und belebenden Einflusse der christlichen Liebe aufwachsen sehen! O helft uns, daß diese Hoffnung, daß dieses Glück Wahrheit werde. Man sieht ja mit Schmerz ein Bild von Meisterhand, wenn es durch sorglose Behandlung unkenntlich geworden ist, und lobt den Eifer des Künstlers, einzelne Züge des Bildes wieder herzustellen. Auch wir loben diesen Eifer, er hat seinen Werth. Aber wir schätzen das Gotteswerk höher als das Menschenwerk, Gottes Ebenbild in dem Kinde unendlich höher als das größte Kunstwerk, das je Menschenhand gefertiget hat, und um dieses Gottesbild in dem Kinde wieder herzustellen, um das Gottesbild vor Entstellung zu bewahren, dazu bitten wir um eure Hilfe.

Um alle diese Zwecke zu erreichen, bedürfen wir ein Eigenthum, nicht mit prachtvollen, aber mit großen Gebäuden und Räumlichkeiten. Auf dieses Ziel war von Anfang an alle Sorge des Comités des Krankenhauses gerichtet. Man sammelte ein Baukapital und suchte mit dem größten Eifer ein geeignetes Grundstück aufzufinden. Das Baukapital beträgt gegenwärtig 16,000 Rthlr. Endlich ist man so glücklich gewesen ein Grundstück zu erwerben. Am 7. Januar cr. kaufte das Kirchen-Collegium von St. Hedwig zur Errichtung einer Katholischen Krankenanstalt im Wege der öffentlichen Subhastation für 20,000 Rthlr. das in der großen Hamburgerstraße Nr. 10 gelegene Grundstück, von einem Umfange von fast 5 Morgen. Das erworbene Grundstück ist zu diesem Zweck in hohem Grade geeignet. Die Größe desselben bietet den nöthigen Raum

für alle Bedürfnisse einer wohleingerichteten Krankenanstalt, und die mit dem Hause nothwendig zu verbindende Kapelle wird zugleich dem ärmsten und zahlreichsten Theile unserer Gemeinde, der ganz in der Nähe wohnt und bisher wegen der weiten Entfernung die Kirche nur selten besuchen konnte, Befriedigung der religiösen Bedürfnisse darbieten.

So stehen wir denn mit einer Schuld von 4000 Rthlr., da die Kaufsumme aus dem Baufonds entnommen werden mußte, und ohne irgend andere Mittel für diesen Zweck zu besitzen, vor einem Unternehmen, das ohne ganz bedeutende Geldsummen nicht ausgeführt werden kann. Um ein Krankenhaus für etwa 200 Kranke nebst einem Waisenhause und der Kapelle zu bauen, bedürfen wir wenigstens ein Kapital von 60,000 Rthlr. Können wir den Bau bald beginnen, so erwächst uns daraus großer Vortheil, da die Baumaterialien augenblicklich 1/3 im Werthe gesunken sind. Dennoch hoffen wir das Werk zu vollenden, weil es der Ehre Gottes und dem Heile des Nebenmenschen dienen soll, und wir sonach vertrauen können, daß Gottes Segen mit uns ist[1]).

Er kann ja mit dem Feuer der Liebe, das er in die Welt getragen, die Herzen vieler entzünden und sie geneigt machen, unseren Bitten ein williges Ohr zu leihen. Um nun allen Gelegenheit zu geben, zur Ehre Gottes und zur Linderung der Noth unserer Mitbrüder uns zu Hilfe zu eilen, hat das Comité des Krankenhauses beschlossen, in folgender Weise eure christliche Liebe in Anspruch zu nehmen.

Regulativ,

betreffend den zur Erbauung eines neuen Krankenhauses der St. Hedwigs-Gemeine zu Berlin aufzubringenden Fonds.

§. 1. Auf dem für das Kirchen-Kollegium zu St. Hedwig in der Hamburgerstraße Nr. 10 angekauften Grundstücke soll für die, unter der Leitung Barmherziger Schwestern stehende, zur Zeit in dem gemietheten Hause Kaiserstraße Nr. 29 befindliche Kranken-Anstalt ein neues Krankenhaus erbaut werden. Mit demselben bleibt das Katholische Hospital, unbeschadet der besondern stiftungsmäßigen Bestimmungen des letzteren, verbunden.

§. 2. Der von dem Hospitalfonds zu übernehmende Antheil des Baukapitals soll nach Feststellung des Bauplans und Kostenanschlags näher ermittelt und bestimmt werden.

§. 3. Das zum Bau des Krankenhauses erforderliche Kapital wird durch unverzinsliche Anleihen gegen auf den Namen des Darleihers ausgestellte Schuldscheine in Beträgen von 1 Thlr., 5 Thlr., 10 Thlr. und 100 Thlr. aufgebracht.

---

1) Am 20. Oktober 1851 konnte der Grundstein zu dem neuen Krankenhause gelegt werden. Katholik 1851. Bd. 2, 384.

§. 4. Die Schuldscheine werden unter dem Namen „St. Hedwigs-Scheine" ausgefertigt in einer den frommen Zweck des Unternehmens zur Anschauung bringenden bildlichen Form.

§. 5. Die Anleihe wird auf Grund dieses Regulativs durch Einzeichnungsregister vollzogen, welche überall dort, wo eine thätige Theilnahme zu erwarten ist, verbreitet und offen gelegt werden sollen.

§. 6. Die Einzeichnungsregister werden in angemessener Zahl lithographirt. Sie führen die Ueberschrift: Liste der Einzeichnungen zu den St. Hedwigs-Scheinen. Dieselben werden von dem Comité des Krankenhauses oder Namens desselben von dem Propst zu St. Hedwig an die Hochwürdigen Bischöfe, die Vorstände der Borromäus- und Pius-Vereine, so wie anderer wohlthätiger Vereine gesendet, mit der herzlichen Bitte, das Liebeswerk über sich zu nehmen, die Register offen zu legen, zu vertheilen, auch sich die Bekanntmachung und Empfehlung unseres Unternehmens mit freundlicher Sorge angelegen sein zu lassen, insbesondere aber sich darüber zu vereinigen, auf welche Art und durch wen die Einsammlung der Beträge bewirkt werden soll.

§. 7. In Berlin werden die Register zur Einzeichnung im Krankenhause und in der Propstei zu St. Hedwig offen gelegt. Ueberdies soll die Einzeichnung durch die vom Comité des Krankenhauses zu benennenden Mitglieder desselben, so wie durch die Herren Geistlichen der St. Hedwigs-Kirche nach einer vom Propst zu treffenden Anordnung gefördert werden. Die Zahlung geschieht an die Inhaber der Register.

§. 8. Denjenigen Zeichnern, in deren Absicht es liegt auf Rückzahlung der gezeichneten Beträge zu verzichten, wird in einer den Registern beigefügten Rubrik „Bemerkungen" die Gelegenheit dargeboten, diese Absicht ausdrücklich kund zu geben.

§. 9. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch das Scherflein der Armen reichen Segen bringt, überlassen wir es denen, welche die Förderung unseres Unternehmens in die Hand nehmen, nach den besondern und örtlichen Verhältnissen Einrichtungen zu treffen, um uns diesen Segen zuzuwenden. Es kann dieses theils durch Sammlungen in den Kirchen und Vereinen geschehen, bei welchen die Namen der Geber unbekannt bleiben, theils dadurch, daß mehrere sich zur Hingabe eines Darlehns in einem regulativmäßigen Betrage [§. 3.] einigen, endlich auch dadurch, daß einer einen solchen Betrag in Theilzahlung darleiht.

§. 10. Auch für die aus Sammlungen hervorgehenden Beträge können St. Hedwigs-Scheine erworben werden, wenn vorher bestimmt worden ist, auf wessen Namen die Scheine ausgestellt werden sollen. Wird diese Bestimmung dahin getroffen, daß die Scheine für einen Verein erworben werden sollen, so bedarf es zugleich einer bestimmten Bezeichnung derjenigen Person, an welche die Scheine demnächst zu verabfolgen sind. Dasselbe ist bei einer Vereinigung mehrerer zur Hingabe eines Darlehns erforderlich.

Zur Erleichterung der durch Theilzahlungen zu erwerbenden Scheine kann die Einsendung der zu solchen Zahlungen besonders einzurichtenden Register spätestens noch bis zu Ende des Jahres 1851 nachträglich stattfinden.

§. 11. Nach Einsendung der Register und der eingezeichneten Beträge werden auf Grund derselben die St. Hedwigs-Scheine ausgefertigt. Auch diejenigen Zeichner, welche auf Rückzahlung verzichtet haben, erhalten das mit den St. Hedwigs-Scheinen zu verbindende Bild als Erinnerungs-Zeichen.

§. 12. Nach Eröffnung des neuen Krankenhauses wird aus den Ersparnissen

des Miethzinses für die Benutzung des jetzigen Lokals ein Amortisationsfonds im Betrage von wenigstens 500 Thlr. gebildet und jährlich mittelst einer Verloosung, welche ein Jahr nach Eröffnung des neuen Krankenhauses beginnt, zur Tilgung derjenigen Darlehns-Beträge, auf deren Rückzahluug nicht ausdrücklich verzichtet worden ist, verwendet.

§. 13. Die Ausfertigung der St. Hedwigs-Scheine geschieht im Namen des Kirchen-Kollegiums. Da jedoch die Ausführung dieses Unternehmens durch rasche Erledigung der sich darauf beziehenden Anordnungen bedingt ist, diese auch zum größten Theile in dem dem Comité durch dessen Statut überwiesenen Wirkungskreise liegen, — so wird das Comité des Krankenhauses von dem Kirchen-Kollegium ermächtigt, die St. Hedwigs-Scheine Namens des Kirchen-Kollegiums durch eine von dem Comité zu erwählende Commission von drei Mitgliedern zu vollziehen. Dieser Commission liegt auch das Curatorium über die Kasse des Baufonds, so wie dessen Verwendung ob.

§. 14. Die Scheine werden neben dem Bilde [§. 4.] mit den Buchstaben A für 1 Thlr., B für 5 Thlr., C für 10 Thlr. und D für 100 Thlr., einer laufenden Nummer, einem Stempel, dem Namen des Darleihers und den Unterschriften der drei Commissionsmitglieder versehen. Zwei dieser Unterschriften können lithographirt, eine aber muß geschrieben sein. Nach gewissen der Buch- und Rechnungsführung zum Grunde zu legenden Abtheilungen wird in der Person desjenigen Mitglieds, welches die Scheine eigenhändig zu vollziehen hat, ein Wechsel eintreten.

§. 15. Ueber die ausgefertigten Scheine werden Listen angelegt, auf deren Grund die Verloosung stattfindet. Aus der Klasse der 1 Thlr. und 5 Thlr. Scheine werden jährlich wenigstens 300 Thlr., aus der Klasse der 10 Thlr. und 100 Thlr. Scheine wenigstens 200 Thlr. durch das Loos gezogen.

§. 16. Die ausgeloosten Scheine, so wie der Ort und die Zeit der Auszahlung derselben werden in einer der gelesensten Zeitungen der Provinz, in welcher die Einzeichnung stattgefunden, bekannt gemacht. Werden die Beträge nach Ablauf eines Jahres nach dieser Bekanntmachung nicht erhoben, so wird angenommen, daß der Inhaber des Scheins auf die Zurückzahlung Verzicht geleistet. Das Kirchen-Kollegium zu St. Hedwig behält sich das Recht vor, übernimmt aber keine Verpflichtung, bei der Bezahlung der ausgeloosten Scheine die Legitimation des Inhabers der Scheine zu prüfen, bedingt sich vielmehr aus, an jeden Präsentanten derselben auch ohne Kenntnißnahme von der Rechtmäßigkeit seines Besitzes Zahlung zu leisten.

§. 17. Alljährlich am Jahrestage der Eröffnung des neuen Krankenhauses wird in der Kapelle desselben ein feierliches Hochamt für alle Wohlthäter der Anstalt gehalten werden.

Berlin, den 19. März 1850.

Das Comité des St. Hedwigs-Krankenhauses.

(gez.) **v. Ketteler. Fürst B. v. Radziwill. Kulike. Witt. Brüggemann. Ullrich. Schupke. König. Ruland. Dittrich.**

Das vorstehende Regulativ wird hierdurch seinem ganzen Inhalte nach genehmigt und das Comité ermächtigt darnach zu verfahren.

Berlin, den 19. März 1850.

Das Kirchen-Kollegium zu St. Hedwig.

(gez.) v. Ketteler. Robert. Herrenburger. Thomas. Caspar. v. Ellerts. König.

Unser Plan ist also nichts weiter als ein unverzinsliches Darlehn. Die Krankenanstalt bezahlt in jedem Jahre schon jetzt fast 1000 Thlr. Miethe, sie wird also, wenn sie statt 50 Kranke 200 verpflegt, höchst wahrscheinlich im Stande bleiben 1000 Thlr. statt zur Miethe, zur Amortisation herzugeben. Ja wir hoffen selbst die Amortisationssumme noch bedeutend erhöhen zu können, und da ohne Zweifel viele uns die Rückzahlung erlassen, so werden die übrigen um so schneller für das Darlehn Befriedigung erhalten. Wir bitten sonach nur um das Geschenk der Zinsen, und durch die Entbehrung des Zinsengewinnes auf einige Jahre sollt ihr uns helfen ein so großes Werk auszuführen.

Im Namen des Herrn, der mächtig ist zu lohnen, und der den Werken der Barmherzigkeit hundertfachen Lohn versprochen hat, wenden wir uns daher zunächst an die Mitglieder der katholischen Gemeinde in Berlin. Helft uns nach euren besten Kräften. Wenn wir fremder Hilfe würdig werden wollen, so müssen auch wir helfen, so viel wir können. Seid barmherzig, damit ihr Barmherzigkeit findet. Auch ihr Handwerker, Taglöhner, Gesellen, Knechte und Mägde müßt uns helfen. Die größte Summe besteht aus kleinen Theilen. Arbeitet einige Tage für den Thaler, den ihr später zurückerhaltet, und der Schweiß bei dieser Arbeit wird der heilende Balsam für die Wunden der Armen, der Lohn wird euch im Himmel entrichtet werden.

Wir wenden uns aber auch an euch, Mitbürger dieser Stadt, die ihr nicht unseres Glaubens seid. Wir besitzen unter euch schon viele Wohlthäter, davon gibt manches Bett, manche kleine und große Gabe Zeugniß. Dagegen haben auch wir viele eurer armen Kranken unentgeltlich verpflegt, die Mehrzahl aller Verpflegten besteht aus eurer Mitte und sie werden bezeugen, daß wir sie mit Liebe behandelt haben, wie auch wir bekennen müssen, daß ihr Betragen in der Anstalt wahrhaft musterhaft zu nennen ist. So helfet auch ihr uns nach dem Umfange eurer Mittel und eurer Liebe.

Im Namen des Herrn, der mächtig ist zu lohnen, richten wir unsern Hilferuf an alle Katholiken des preußischen Vaterlandes. Die katholische Krankenanstalt erstreckt ihre Wirksamkeit weit über das Gebiet der Hauptstadt hinaus. Blicket auf das oben gegebene Verzeichniß und ihr werdet finden, daß wir zahlreiche Kranken aus allen Provinzen gepflegt haben. Viele Tausende eurer Kinder eilen jährlich hierher, um hier ihr Brod zu verdienen oder sich zum Broderwerb vorzubereiten, viele von ihnen erkranken hier, manche sterben. Ihnen wollen wir beistehen. Wir wollen sie aufnehmen, ihnen die Liebe ersetzen, die ihr aus weiter Ferne ihnen nicht reichen könnt, wir wollen für ihren kranken Körper und wenn

sie in Todesgefahr sind, für ihre Seele sorgen. Wie wird der Schmerz bei der Nachricht von dem Erkranken oder dem Tode eures geliebten Kindes durch den Gedanken gemildert werden, daß ihm die Gnadenmittel der Kirche, die heiligen Sakramente auf dem Sterbebette gereicht worden sind.

Endlich richten wir unsern Ruf an alle, die in dem großen deutschen Vaterlande unsere Stimmen vernehmen und als Glieder desselben Leibes die Leiden und Freuden jedes einzelnen Theiles mitempfinden. In diesem Geiste ist unser Werk euch nicht fremd, sondern zugleich das eure. Die außerordentliche Lage unserer Gemeinde, ihre große Armuth im Vergleiche zu ihren geistlichen Bedürfnissen, ist wohl geeignet eure Liebe anzuregen.

Ihr legt das Almosen in die Hände der Barmherzigen Schwestern, die es verstehen, die Gabe und damit den Lohn zu vervielfältigen.

So helfet uns denn alle, Reiche und Arme. Nur allgemeine Theilnahme kann unser Werk zum Ziele führen. Unsere Anstalt hat nicht mit großen Fonds, sondern in aller Demuth mit den kleinsten Mitteln begonnen. Sie wird das Zeichen der Werke des Herrn an sich tragen, wenn sie aus dem Senfkörnlein und den kleinen Gaben vieler zu einem stattlichen Baume erwächst.

Möge denn der barmherzige Gott diese Worte euren Herzen zutragen und sie geneigt machen uns zu helfen.

Berlin, im März 1850.

v. Ketteler,
Propst zu St. Hedwig.

Erzbischof v. Reisach an den Propst v. Ketteler.

95.

München, 27. März 1850.

Soeben verläßt mich der hiesige Herr Internuntius, der mich von dem Eintreffen eines Breves an das Mainzer Kapitel benachrichtigte, worin der Heilige Vater demselben kundgibt, daß er Sie zum Bischof bestimmt hat und in kürzester Frist bestellen wird. Dasselbe hatte mir der Heilige Vater selbst schon vor zwei Tagen geschrieben, wo er die officielle Nachricht von dem Vorschlag des Kapitels noch nicht in Händen hatte, sie aber mit Sehnsucht erwartete, per assicurare, wie er sich ausdrückte, a Magonza nella persona del Barone Ketteler un Vescovo secondo il cuore di Dio, avendone quella Diocesi tanto bisogno. Oh quante

preghiere ho fatte e ordinate per la Germania e per Magonza in particolare[1]).

Sie sehen also, es ist der Wille Gottes, daß Sie die große Last auf Ihre Schultern nehmen und einmal der langen Verwaisung jener Kirche ein Ende machen. Klar und deutlich liegen die Wege der Vorsehung am Tage und Sie können wohl nicht zweifeln, daß es Gott ist, der Sie beruft. Erklären Sie nur so bald als möglich dem Herrn Internuntius, der mit dem Informationsprozeß beauftragt ist, Ihre Annahme und übersenden Sie ihm die Papiere, die er in seinem Schreiben von Ihnen verlangt.

Dies in aller Eile, wobei ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, Sie recht bald zu sehen und als Mitbruder zu umarmen. Windischmann grüßt Sie herzlich.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

96.

Breslau, Ostersonntag Abend (31. März) 1850.

Gleichzeitig mit Ihrem gestrigen Briefe erhalte ich aus München (indirect und außeramtlich) die Nachricht, daß Se. Päpstliche Heiligkeit Sie zum Bischofe von Mainz ausersehen und die Münchener Internuntiatur mit der Einleitung des üblichen Informationsprozesses beauftragt habe; was also ganz mit Ihrer Nachricht übereinstimmt.

Ew. Hochwürden Wunsch, „daß ich gegen diese Wahl protestiren möge,“ ehre ich in höchstem Grade als aus echt priesterlicher Gesinnung hervorgehend; aber kann, darf ich ihn erfüllen? — Ich habe diese Frage vor Gott erwogen und keine andere Antwort darauf gefunden, als diese: Alle die Gründe, die es dir so hochwichtig und erwünscht machen, daß Baron Ketteler seine so segenreich und mit echt kirchlichem Sinne begonnene Wirksamkeit in Berlin noch lange fortsetzen möge, alle die Gründe, die ihn dir dort als unersetzlich erscheinen lassen, sind ebenso viele und ebenso dringende Gründe für seine Berufung auf den Mainzer Stuhl, und da der ihm dort von Christi Stellvertreter angewiesene Wirkungskreis noch unendlich wichtiger und bedeutender für die ganze katholische Kirche und für das Seelenheil von vielen Hunderttausenden ist, so hast du nicht

---

1) Um Mainz in der Person des Barons v. Ketteler mit einem Bischof nach dem Herzen Gottes zu versehen, dessen jene Diöcese so sehr bedarf. O wie viele Gebete habe ich verrichtet und angeordnet für Deutschland und für Mainz insbesondere!

das Recht Einsprache zu thun gegen eine vom obersten Kirchenoberhaupte ausgehende Berufung, die den Mann an die Stelle setzt, wo die Kirche seiner am meisten bedarf; das untergeordnete Localinteresse, das du zu vertreten hast, muß zurückstehen gegen das höhere, allgemeinere, wichtigere Interesse der Gesammtkirche und einer so bedeutenden, so gefährdeten Diöcese. — Urtheilen Sie selbst unbefangen und in abstracto, ob ich mir mit gutem Gewissen ein anderes Dictamen machen kann!

Der Umstand, daß Sie in so kurzer Zeit zu zwei Stellen von steigender Wichtigkeit berufen werden, gehört dann in das Geheimniß der göttlichen Führungen und Fügungen. Aber es läßt sich doch auch menschlicher Weise das Nützliche darin erkennen, daß Ihnen der leider zu kurze Aufenthalt in Berlin doch eine Schule reicher Erfahrung und Vorübung für das bischöfliche Hirtenamt geworden, in viel höherem Grade als dies der noch so lange Aufenthalt auf einer stillen glücklichen Landpfarre in Westphalen gewesen wäre. — Gott hat Sie zum Bischof in seiner Kirche bestimmt; dafür bürgt die echt kirchliche Art und Weise, wie der Ruf und die Sendung an Sie ergeht. Der Weg aber sollte Sie über Berlin führen, und auch dort waren Sie nicht umsonst, für sich nicht und für die Sache nicht, und schon Ihre gesegnete Einwirkung auf die Gräfin Hahn war es werth, daß Sie nach Berlin kamen. Und wie viel andern nur Gott bekannten Segen der Art werden Sie dort zurücklassen! — Ich freilich habe das schmerzlich leere Nachsehen; denn, wie gesagt, ich weiß Niemand, der Sie mir dort ersetzen könnte. Wissen Sie Jemand, den Sie zu Ihrem Nachfolger geeignet halten, so bitte ich ihn mir zu nennen. Es gibt zwar viele brave Geistliche in Schlesien, aber für die Eigenthümlichkeit der Berliner Stellung sagt mir doch keiner so ganz zu.

Gräfin Ida hat mir vorgestern einen überseligen Jubelbrief geschrieben, der mich zu Thränen gerührt hat. Solche überschwängliche Seligkeit kann aber menschlicher Weise nicht wohl andauern und es wird gut sein, sie auf nachfolgende Dürre vorzubereiten. Auch ich wünschte, daß sie einige Zeit an einem stillen Orte in Zurückgezogenheit zubringen könnte, um sich für den neuen Wein feste neue Schläuche zu bereiten. Sollte sie selbst auch diesen Wunsch hegen, so müßte man überlegen, wo etwa ein solcher passender Ort zu finden. Ich bin gerne bereit dazu mitzuwirken.

Dies in Eile auf Ihren heutigen werthen Brief. Kann ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit sonst noch dienen, so disponiren Sie über mich; es ist mir ein lieber Wunsch, so lange Sie mir noch angehören, Ihnen thatsächlich die Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung beweisen zu können, womit ich verharre Ew. Hochwürden ergebenster Melchior F. B.

Das Domcapitel von Mainz an den Propst v. Ketteler[1].

97.

Mainz, 31. März 1850.

Die Ereignisse, welche sich in dem Bisthume Mainz seit dem am 30. December 1848 erfolgten Hintritte unsers hochseligen Oberhirten Petrus Leopold in Hinsicht auf die Wiederbesetzung unsers bischöflichen Stuhles zugetragen haben, sind Gegenstand so öffentlicher und allgemeiner Verhandlung gewesen, daß wir es wahrlich nicht nöthig haben, Ihnen, Hochwürdigster Hochwohlgeborner Herr, die entferntere Veranlassung unsers gegenwärtigen Schreibens erst noch weitläufig auseinander zu setzen[2]. Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren ist es auch bekannt, daß das hiesige bischöfliche Domcapitel, dessen Mitglieder die Unterzeichneten sind, die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls auf die beste und für die Diöcese zuträglichste Weise dadurch einleiten zu müssen glaubte, daß es dem Heiligen Vater drei Candidaten vorzuschlagen und an Allerhöchstdenselben die Bitte zu richten sich entschloß, unter diesen durch ihre Frömmigkeit und Tüchtigkeit sämmtlich ausgezeichneten Männern denjenigen zum Oberhirten der Diöcese auszuwählen, welchen Se. Heiligkeit selbst in ihrer Weisheit als den würdigsten und für unsere Verhältnisse geeignetsten erachtete.

Sie, Hochwürdigster Herr, standen an der Spitze dieses Verzeichnisses und der stille Wunsch, den wir auf diese Weise dem Oberhaupte der Kirche anzudeuten uns die Freiheit nahmen, ist in Erfüllung gegangen: — mittels huldvoller Zuschrift vom 15. d. M. hat uns der Heilige Vater erklärt, daß er Sie, Hochwürdigster Herr, zu unserm Bischofe erkoren habe.

Diese eben vor dem hohen Osterfeste dahier eingetroffene Nachricht hat uns mit der innigsten Freude erfüllt. Denn wir betrachten mit Zuversicht Ihre Berufung auf den hiesigen Bischofsstuhl als ein Unterpfand der Begründung und Befestigung des Friedens, als eine sichere Bürgschaft einer schönen kirchlichen Zukunft für unsere Diöcese.

Noch fehlt indessen ein Umstand zur Vollendung unserer Freude.

---

1) Das Schreiben ist von dem Domcapitular Lennig, dem spätern Generalvicar des Bischofs v. Ketteler, verfaßt. Vgl. Adam Franz Lennig in seinem Leben und Wirken. Von Dr. Brück. Mainz 1870. S. 153.

2) A. a. O. 131—156.

Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren haben das Wort der Annahme unserer Bischofswürde, so viel uns wenigstens bekannt, noch nicht ausgesprochen. Dürfen wir daher auch von Hochdero inniger Hingabe an die Kirche und großer Ehrfurcht vor dem Oberhaupte derselben voraussetzen, daß Sie dem kundgegebenen Wunsche des letztern sich nicht entziehen, vielmehr im Hinblicke auf denselben den Einwendungen Ihrer uns bekannten Demuth und Bescheidenheit Schweigen gebieten werden, so fühlen wir uns dennoch ebenso sehr in unserm Gewissen verpflichtet, als durch unser Herz gedrungen, Sie um Ihre Einwilligung andurch auch unserseits auf das Angelegentlichste zu ersuchen. Wir erlauben uns zu diesem Zwecke Sie, Hochwürdigster Herr, darauf aufmerksam zu machen, wie unaussprechlich wichtig es ist, daß unsere durch ihre Lage und ihre eigenthümlichen Verhältnisse für das gesammte katholische Deutschland so beachtenswerthe Diöcese einen mit dem echten Geiste der Kirche, mit ebenso kräftiger als weiser Entschiedenheit erfüllten Oberhirten erhalte, — einen Oberhirten, der, nachdem einmal bei Veranlassung der stattgehabten Zerwürfnisse die Ansichten und Gemüther von nicht wenigen nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen sind, durch den Adel seines von allen anerkannten Charakters sich in so hohem Grade zu einem Mittelpunkte allgemeiner Versöhnung eignet. Muß doch außerdem schon, Hochwürdigster Herr, die so bedeutungsvolle und segensreiche Art, wie Sie unmittelbar vor dem Hinscheiden unsers hochseligen Bischofs in hiesiger Stadt und in unserer Cathedrale Ihre apostolische Wirksamkeit begonnen [1]) und in wenigen Tagen die Liebe und Hochachtung von Unzähligen erworben haben, Ihrem glaubensvollen Gemüthe als ein unverkennbarer Wink der Vorsehung erscheinen und daraus für Sie die Ueberzeugung hervorgehen, daß Gottes Rathschluß, für dessen Verwirklichung alles unter uns in jüngster Zeit Vorgefallene nur als eine Anbahnung dienen mußte, Sie in unsere Mitte und auf den Stuhl des heil. Bonifacius berufen hat.

Haben daher Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren die Güte, diese Gründe, wenn anders solches zur Fassung Ihres Entschlusses irgend annoch erforderlich sein sollte, geneigtest in Erwägung zu ziehen und uns zu unserer sowie der Mainzer Diöcesanen vollständiger Beruhigung recht bald von Hochdero Entscheidung, welche wir indessen gar nicht anders denn als bejahend erwarten können, und überhaupt von dem, was Hochdieselben etwa wünschen und wodurch wir Dero baldmögliche Ankunft unter uns zu befördern im Stande sind, in Kenntniß zu setzen. Indem wir Sie hierum

---

1) Vgl. die sechs Vorträge über „die großen socialen Fragen der Gegenwart.“ v. Ketteler's Predigten 2, 115—221.

bitten und Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren unserseits im voraus unserer aufrichtigsten Verehrung und Liebe, sowie unserer gewissenhaftesten Mitwirkung und Unterstützung in der Erfüllung Ihrer bischöflichen Amtspflichten versichern, haben wir die Ehre zu zeichnen, Hochwürdigster Hochzuverehrender Herr, Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren ehrerbietigst gehorsame Diener, der Decan und die Mitglieder des Domcapitels von Mainz: Tobias Höfer, Decan, Grimm, Fell, Schnetter, J. Stratmann, Lennig, A. Gresser, Domcapitularen.

Subregens Paulus Melchers[1]) an den Propst v. Ketteler.

98.

Münster, 3. April 1850.

Deinen Brief, welcher mir die Nachricht von Deiner Ernennung zum Bischof von Mainz überbrachte, erhielt ich am Osterabend. Eine größere Osterfreude hätte der liebe Gott mir nicht machen können; denn damit vernehme ich die Erfüllung eines meiner größten Wünsche, den ich seit lange gehegt habe. Gott sei dafür tausendmal gelobt und gepriesen, der in dieser Sache wieder so wunderbar und handgreiflich es gezeigt hat, wie es sein Werk ist, durch seine Widersacher seine heiligen Absichten durchzuführen. Er ist mit Dir und wird ferner mit Dir sein, mirabiliter deducet te dextera tua; — und darum wünsche ich Dir und dem Bisthum, welches Dir angetraut wird, von ganzem Herzen Glück zu dieser Wahl, wenn ich auch als Freund an Deiner „desperaten Lage" und dem großen Kreuze, das Dir auf die Schultern gelegt werden soll, innigen Antheil nehme. Der hl. Bonifacius, dem ich nächst Gott und der heiligen Mutter Gottes die ganze Geschichte zuschreibe, wird in allem Dein Helfer und Schützer, Dein großes Vorbild sein. O wie nothwendig ist gerade unserer Zeit sein Geist, sein Wirken, sein Wiederaufleben! — Gerne will ich fortfahren, in meinen schlechten Gebeten Deiner zu gedenken; bewahre auch Du in Deinem künftig so sorgenreichen Herzen ein kleines Plätzchen für mich.

Die beikommenden Zeugnisse, deren Herbeischaffung ohne einigen Zeitverlust nicht geschehen konnte, werden hoffentlich den Anforderungen entsprechen.

Der hochw. Bischof, welcher Dich freundlichst grüßen läßt — wie auch der Herr Weihbischof, haben sich über Deine Wahl herzlich gefreut;

---

1) Dermalen Erzbischof von Köln.

überhaupt ist dieselbe von allen Seiten mit der größten Freude begrüßt worden. —

Daß Du noch protestiren willst, das kann ich nicht billigen: denn erstens ist es ganz nutzlos; wenn Du auch noch so viele Irregularitäten aufzuzählen wüßtest, das anliegende Testimonium mit tausend andern strafen Dich Lügen; und zweitens ist es auch nicht secundum humilitatem: denn Dich ruft nicht nur ein menschliches Domkapitel, sondern der Stellvertreter Jesu Christi, dem wir den demüthigsten Gehorsam schuldig sind. Es ist einmal Gottes Wille! — Verzeihe, daß ich einem Hochwürdigsten Herrn gegenüber wieder in den Lehrerton verfalle; Du hast es mit einem Subregens zu thun.

Lebe wohl! Oremus pro invicem.

Fürstbischof v. Diepenbrock an Propst v. Ketteler.

99.

Breslau, 4. April 1850.

Ew. Hochwürden beeilen wir uns ein soeben erst uns zugehendes, weil durch Versehen in München verspätetes apostolisches Breve Sr. Päpstlichen Heiligkeit vom 16. v. M. quoad passum concernentem abschriftlich mitzutheilen[1]). So schmerzlich es für uns ist, Ew. Hochwürden nach

1) Itaque cum nosceremus, Dilectum Filium Liberum Baronem a Ketteler religione, doctrina, prudentia, zelo, aliisque praeclaris tum animi, tum ingenii dotibus pollere, eumque Moguntinae Dioecesi notum, atque acceptum esse, idcirco libentissimo prorsus animo illum nulla interposita mora in Moguntinum Antistitem eligendum esse censuimus, ac statim mandavimus, ut ex more opportuna acta conficerentur, quo idem Ketteler Moguntinae Ecclesiae regimen, curam et administrationem majori, qua fieri potest, celeritate suscipiat. Atque id per Nostras Litteras hesterno die datas Moguntinae Ecclesiae Canonicis statim significandum esse duximus. Nunc autem has Tibi scribimus Litteras, Venerabilis Frater, quibus a Te exposcimus, ut ipsum Dilectum Filium Liberum Baronem a Ketteler de ejusmodi sua electione a Nobis facta certiorem facias ac simul ei manifestes, Nostram esse voluntatem, ut ipse Moguntinae Ecclesiae Episcopus omnino esse debeat. Atque etsi dubitare non possumus, quin Tu, Venerabilis Frater, non parum doleas cum tam egregium Operarium a tua Dioecesi discedere videas, tamen pro certo habemus, non mediocri certo consolatione Te affectum iri cum animadvertas, id in majorem Ecclesiae utilitatem cedere atque eidem Ketteler ampliorem campum patere ad Dei gloriam et animarum salutem procurandam. Quocirca si ipsum Ketteler in hac re haerere ac fluctuare videris, illum nomine Nostro horteris et moneas velimus, ut in hac Nostra voluntate, Dei voluntatem agnoscens, ad Moguntinam Ecclesiam regendam et gubernandam alacri libentique animo accedat. Habes, Venerabilis Fra-

kurzer zwar, jedoch höchst segensvoller Wirksamkeit in Berlin schon wieder scheiden und alle die Hoffnungen und begründeten Erwartungen dadurch vereitelt zu sehen, die wir von Ihrem ferneren Wirken in diesem nicht unwichtigen Amtskreise hegten, so fügen wir uns doch und ermahnen Ew. Hochwürden, sich in Ihrer priesterlichen opferwilligen Gesinnung hierin uns anzuschließen, willig in die so entschieden ausgesprochene Willensmeinung des Stellvertreters Jesu Christi, darin wir und Sie mit uns den ewigen Rathschluß Gottes anzuerkennen und demüthig anzubeten nicht umhin können. Zugleich aber sprechen wir Ew. Hochwürden unsere volleste Anerkennung und unsern tiefgefühlten Dank aus für Ihr so eifriges, echt apostolisches Bemühen und Wirken in Ihrer bisherigen schwierigen Stellung und wir hoffen zu Gott, daß die Spuren davon noch lange nachhalten und das segnende Andenken vieler Tausende dadurch erbauter Gläubigen mit dem unsrigen Ihnen auf den erhabenen Kirchenstuhl folgen wird, auf welchen Gottes Stimme Sie so unverkennbar beruft. Und wenn auch fern gerückt, wird doch Ihr Andenken und Ihre hohepriesterliche Fürbitte auch diese zerstreuten Gemeinden nicht aus dem Auge verlieren, die wir für eine leider nur zu kurze Zeit Ihrer treuen Obhut mit vollester Beruhigung anvertraut wußten.

Der Internuntius C. Sacconi an den Propst v. Ketteler[1]).

100.

München, 5. April 1850.

Gestern Abend erhielt ich den Brief, welchen Sie mir am heiligen Ostertage zu schreiben die Güte hatten. Die Gesinnungen, welche Ihre Demuth Ihnen dabei eingeflößt, machen Sie für das Amt eines Bischofs noch würdiger. Der Heilige Vater ist über Ihre Person sehr gut informirt und als er Sie zum Bischof von Mainz auserwählte, wußte er schon, daß Sie die für diese hohe und wichtige Würde erforderlichen Eigen-

---

ter, quae Tibi communicanda esse censuimus, ac plane confisi, Te hisce Nostris desideriis omni cura et studio esse responsurum hac etiam occasione libentissime utimur, ut praecipuam Nostram erga Te benevolentiam denuo testemur et confirmemus. Cujus quoque pignus esse volumus Apostolicam Benedictionem quam toto cordis affectu Tibi ipsi, Venerabilis Frater, cunctisque istius Ecclesiae Clericis, Laicisque Fidelibus peramanter impertimur. Datum Neapoli in Suburbana Portici die XVI Martii anno MDCCCL.

Pontificatus Nostri Anno Quarto.

Pius PP. IX.

1) Uebersetzung. Das französische Original im Anhang Nr. I.

schaften besitzen. Zur Zeit werden Sie durch den Hochwürdigsten Fürstbischof von Breslau erfahren haben, daß es der Wille Sr. Heiligkeit ist, daß Sie die bischöfliche Würde annehmen und in dessen festem Willen den Willen Gottes erkennen müssen. Ich betrachte daher Ihre Annahme als vollendete Thatsache und übersende Ihnen sonach das angeschlossene Schreiben für den Hochwürdigsten Fürstbischof von Breslau, wodurch ich ihn bevollmächtige, Ihr Glaubensbekenntniß in vorschriftsmäßiger Form entgegen zu nehmen.

An das Bischöfliche Domcapitel zu Mainz.

101.

Berlin, 8. April 1850.

Das sehr geehrte Schreiben vom 31. v. M. mit der Nachricht von meiner Ernennung zum Bischofe von Mainz habe ich erhalten. Es traf in den letzten Tagen der Vorbereitung der Kinder zur ersten heiligen Communion bei mir ein und deßhalb war ich nicht im Stande sofort zu antworten. Einem so hohen Rufe gegenüber weiß ich armer Mensch wahrhaft kaum, was ich sagen soll. Wenn ich auf mich sehe, so kann ich vor Gott versichern, daß ich mich erstens für gänzlich unfähig halte eine solche Stelle zu bekleiden, und daß zweitens meine ganze Seele vor derselben zurückschaudert. Wenn ich dagegen auf meine Pflicht hinblicke, als Priester dem Heiligen Vater Gehorsam zu leisten, so kann ich nur erklären, daß ich bereit bin selbst den Sitz des heil. Bonifacius einzunehmen. Ich habe mir erlaubt, dem Heiligen Vater meine gänzliche Unfähigkeit zu dem heiligen Amte noch einmal vorzustellen. Bleibt er bei seinem Entschlusse, so werde ich seinem Befehle folgen. Gott möge mir dann gnädig sein; ich glaubte so handeln zu müssen der heiligen Ordnung wegen, die Er in Seiner Kirche gestiftet hat.

Dem Hochwürdigsten Domcapitel spreche ich übrigens den innigsten Dank für den ganzen Inhalt des so wohlwollenden Schreibens aus. Möge der gute Hirt, dessen Stellvertreter ich ja werden soll, mir in seiner unendlichen Barmherzigkeit die Gnade ertheilen, die Worte Ihres Schreibens zu erfüllen: „Wir betrachten mit Zuversicht Ihre Berufung auf den hiesigen Bischofsstuhl als ein Unterpfand der Begründung und Befestigung des Friedens, als eine sichere Bürgschaft einer schönen kirchlichen Zukunft für unsere Diöcese.“ Dazu spreche ich aus voller Seele — Amen. Hätte ich das Vertrauen, dann wollte ich gern kommen und um so viel lieber, weil dann offenbar Gott allein alle Ehre gebührte.

Indem ich sonach der endlichen Bestimmung des Heiligen Vaters entgegensehe, beharre ich in besonderer Hochachtung des Hochwürdigsten Domcapitels ganz ergebener v. Ketteler, Propst.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

102.

Breslau, 31. Mai 1850.

Ihre Präconisation ist also nach übereinstimmenden Zeitungsberichten im Consistorio am 20. d. M. erfolgt, gleichzeitig mit der des Cardinals Schwarzenberg für Prag. Ich wünsche noch einmal von ganzer Seele Glück und Segen. Was Gott Ihnen schon so reichlich gegeben hat, ist, nach solcher apostolischen Berufung, das sichere Unterpfand, daß Er Ihnen auch reichlich geben wird, was Sie noch ferner brauchen: Licht, Muth, Kraft, Geduld!

Daß Ihr Herr Bruder dem Könige als Ihr Nachfolger officiell vorgeschlagen ist, wissen Sie. Ich erwarte nur die amtliche Mittheilung der königlichen Genehmigung, um den Herrn Bischof von Münster seinem Versprechen gemäß um die Marschordre für Ihren Herrn Bruder zu bitten. Können Sie die Sache indirect beschleunigen, desto besser.

Der mir vorgestern durch Ihre Güte zugekommene Brief des Superiors der Barmherzigen Schwestern enthielt den Wunsch: daß den Berliner Schwestern ein eigener, verlässiger, älterer Priester als Beichtvater und Seelsorger für ihr Haus möge gegeben werden. Wenn das nur so leicht ginge! Woher die Subsistenzmittel nehmen, da das Haus ja selbst nur von Almosen besteht? — Und woher den Priester nehmen, der für die Stellung paßt, also auch mit dem Nothdürftigsten sich begnügt? — Vielleicht finden Sie noch einen Augenblick Zeit, mir Ihre Ansicht darüber zu sagen.

Ich lege hier auch für dies Jahr einen kleinen Beitrag für die Schwestern bei und bitte um Behändigung desselben. Leider bin ich so übermäßig in Anspruch genommen und habe in Johannesberg soviel verloren und soviel Lasten zu tragen, daß ich mich nicht rühren kann, wie ich wohl möchte.

Daß Sie mit Gräfin Ida fortwährend zufrieden sind, freut mich sehr. Ich dachte einmal daran, sie zu Pfingsten hieher zur Firmung einzuladen; sagte mir aber dann, daß sie wohl bald von Ihren bischöflichen Händen das heilige Sakrament mit noch mehr Trost und Erbauung empfangen könne, und das wird nun auch bald der Fall sein. Ich bitte sie

aber freundlichst von mir zu grüßen; in ihrem Gebete möge sie mich nicht ganz vergessen.

Für Ihren Herrn Bruder, der diese Stelle hoffentlich länger als Sie bekleiden wird, habe ich die Absicht, später die auch Herrn Brinkmann früher gewährte Vollmacht, zu firmen, wieder nachzusuchen, da es bei der Größe und den endlosen Geschäften in dieser Diöcese nicht möglich ist, überall selbst hinzukommen.

Lassen Sie mich Ihrem freundlichen Andenken und Ihrem Gebete empfohlen sein, und wenn Sie am Tage Ihrer Weihe zum ersten Male aus der Fülle apostolischer Gnadengabe Ihre hohepriesterliche Hand segnend erheben, dann schließen Sie auch mich und meine große, große Heerde mit in den Kreis der Gesegneten ein.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

103.

Breslau, 11. Juni 1850.

Nachdem der Herr Minister v. Ladenberg mir heute auf mein jüngstes dringendes Ansuchen um Beschleunigung der Sache gemeldet, daß Ihr Herr Bruder[1]) von Sr. Majestät dem Könige zu Ihrem Nachfolger präsentirt sei, so habe ich sogleich heute an denselben, nachdem ich ihn schon am 6. d. M. vertraulich prävenirt, amtlich geschrieben und ihn unter Berufung auf seinen Hochwürdigsten Herrn Ordinarius, den ich gleichzeitig hievon in Kenntniß gesetzt, aufgefordert, sich ungesäumt nach Berlin zur einstweiligen provisorischen Uebernahme Ihrer Aemter zu begeben, da Sie schon am 23. d. M. von dort abzugehen gedächten. Dies zu Ihrer Kenntnißnahme und Beruhigung und zur weitern Verständigung mit Ihrem Nachfolger.

Fürstbischof v. Diepenbrock an den Propst v. Ketteler.

104.

Breslau, 16. Juni 1850.

Ihr Herr Bruder hat mir nun in demselben Sinne wie Ihnen geschrieben, jedoch mit dem Beifügen, daß er die Entscheidung seinem Beichtvater überlassen habe. Wie dieser aber entschieden, sagt er mir

1) Richard, Pfarrer in Hopsten.

noch nicht. Auch hatte Ihr Herr Bruder am 12., wo er schreibt, mein officielles Schreiben vom 11. noch nicht in Händen, sondern nur erst das vertrauliche vom 6. Ersteres wird ihn nun wohl zur baldigen Entscheidung treiben.

Ich gestehe, daß mir diese Wendung schmerzlich ist, nicht sowohl wegen der großen Mühe, die ich mir in der Sache gegeben — denn darauf kommt es nicht an — sondern wegen der getäuschten Hoffnungen vieler guten Menschen. Ich achte vollkommen die Gesinnung Ihres Herrn Bruders; aber zugegeben, daß die Selbstwürdigung seines geringen Talentes eine gerechte, begründete sei, so möchte doch das heutige Festevangelium von dem vergrabenen einen Talente wohl auch auf solche Anwendung finden, die ihr Talent in das Schweiß- und Angsttuch allzugroßer Bescheidenheit eingewickelt vergraben, und sollte dies Schweißtuch auch die Kapuziner-Kutte sein. Jedoch ich habe darüber nicht zu richten. —

Nur Sie, den wir vor allem behalten möchten, gehen fort! Ach ich ginge auch gern fort, denn es wird mir hier der Sorge und des Kummers zu viel. Mein Generalvikar in Bielitz liegt jetzt auch sterbend und ich weiß ihn kaum angemessen zu ersetzen, jetzt, wo in Oesterreich so vieles neu zu ordnen ist!

Richard v. Ketteler an seinen Bruder Wilhelm.

105.

Hopsten, 16. Juni 1850.

Heute Morgen empfing ich Deinen Brief, für den ich herzlichst danke. Gleichzeitig erhielt ich vom Fürstbischof meine definitive und sofortige Berufung nach Berlin. Ich weiß nun selbst noch nicht, was geschehen wird, und bin in diesen acht Tagen nicht weiter gekommen, da ich noch keine Antwort von Melchers habe, dem ich gleich die Sache zur Entscheidung vorgelegt. Was den äußern rein menschlichen Kampf anbelangt, so ist mir das Nach-Berlingehen viel leichter, als Kapuziner werden. Manche sinnliche Entbehrungen, primo loco Schlaf und Essen, schrecken den alten Adam. Vor allem ist es aber das gänzliche Verlassen der Meinigen und dann wiederum die unbedingte Trennung von Dir, welche es mir schwer machen.

Von der andern Seite ist aber mein Herz und meine Seele voller Friede und Zuversicht, ja ich könnte sagen Freudigkeit beim Gedanken an das Kloster und voller Furcht vor Berlin. Es drängt sich mir unwiderstehlich der Gedanke auf, es sei dies vielleicht der letzte entschiedene Ruf der Gnade, und Du kennst ja unsern alten Wahlspruch aus den Exer-

citien: Nescit Spiritus sancti gratia tarda molimina[1]). Auch Dein kurzer Brief, wenn er auch leider etwas mysteriös ist, erscheint mir als eine Bestätigung in meiner Wahl für den Kapuziner.

Doch wie auch die Sache ausfallen möge, so urplötzlich kann ich doch keinenfalls nach Berlin kommen. Ich habe doch auch heilige Pflichten gegen meine arme hiesige Gemeinde, für die ohnehin der rasche Wechsel der Pastore bei der Ständigkeit des Vikarius doppelt schlimm ist. Manches habe ich zu ordnen, ehe ich gehe, und vor allem muß ich mich noch um einen Nachfolger umsehen, den ich dem Patron vorschlagen kann.

Dem Fürstbischof habe ich in dieser Woche ganz offen geantwortet, ihm dargelegt, was mich so besonders unfähig zu solcher Stelle macht, ihm aber auch erklärt, daß ich gehorchen würde, wenn ich nicht den höhern Ruf zum Orden als Gottes Wille erkännte. Hoffentlich bekomme ich heute Abend noch einen Brief von Melchers[2]) und werde dann das Resultat

---

1) Des heiligen Geistes Gnade kennt kein langes Zaudern.

2) Dieser Brief, am 14. Juni 1854 geschrieben, lautet: Ihre große Furcht vor der Propst-Stelle ist gewiß — wenn man an die damit verbundenen ungeheuren Schwierigkeiten und Verantwortlichkeiten denkt. — nicht ohne Grund; jedoch wäre es unrecht, wenn Sie blos dadurch sich wollten bestimmen lassen, in ein Kloster zu gehen. Denn Derjenige, der Sie — ganz ohne Ihr Zuthun und ganz gegen Ihre Neigung — durch Ihre Obern dazu beruft, wird sicher, wenn Sie solchem Rufe folgen, mit seiner allmächtigen Hilfe Ihnen beistehen; und wenn Er mit uns ist, was sollten wir dann fürchten? Uebrigens können Sie nicht verkennen, daß — auch vom rein menschlichen Standpunkte aus angesehen — Ihrer Wirksamkeit zu Berlin manches sehr günstig sein würde. Die bloße Furcht und Ueberzeugung von dem eignen Unvermögen darf Sie nicht bestimmen, weder die Stelle auszuschlagen, noch durch Eintritt in's Kloster sich derselben zu entziehen. Fühlen Sie sich aber innerlich positiv berufen zum Ordensstande und können Sie diesem Berufe mit bereitwilligem und geneigtem Herzen Folge leisten — dann wünsche ich Ihnen dazu Glück von ganzem Herzen, und werde mich wohl hüten, Sie davon auch nur einen Augenblick abzuhalten Ueberdies ist der Kapuziner-Orden ein so ehrwürdiger und dem Geiste seines Stifters so vorzüglich treugebliebener, daß ich auch in diesem Punkte nichts einzuwenden hätte, vielmehr wenn ich den Ordensstand ergreifen wollte, gerne mit Ihnen gemeinschaftliche Sache machen möchte.

Dazu kommt noch folgendes merkwürdige Zusammentreffen. Am Tage oder zwei Tage vor dem Eintreffen Ihres Briefes kamen zwei Kapuziner, ein Pater und ein Frater, aus Holland zu mir, produzirten ein Schreiben des P. General aus Rom, wonach sie beauftragt waren, nach Münster zu reisen, um dort mit dem Bischofe Rücksprache zu nehmen über die Wiederbesetzung des ehemaligen Kapuziner-Klosters zu Werne, welche vom dortigen Magistrat, dem von Staatswegen die säkularisirten Klostergebäude geschenkt sind, gewünscht wird. Der Bischof, welcher jetzt wieder hier eingetroffen, ist ganz einverstanden, und die beiden Ordensleute,

noch in diesen Brief aufnehmen. Jedenfalls gehe ich aber am Montag nach Münster, um mit Melchers und dem Bischof zu sprechen. Von Münster aus denke ich dann Dir und dem Fürstbischof definitive Antwort zukommen zu lassen. Letzterer schreibt, Du gingest am 23. von Berlin fort. Könnte ich Dich doch noch einmal, ehe ich Hopsten wohl für immer verlasse, hier sehen. Hier ahnt natürlich noch kein Mensch etwas von der Möglichkeit meines Fortgehens. Bete doch auch für diese arme Gemeinde, in der der Herr Dich als ein Werkzeug zu so vieler Heil benutzte, daß er ihr einen treuen Hirten geben wolle. Gott mit uns.

Fürstbischof v. Diepenbrock an Propst v. Ketteler.

106.

Breslau, 20. Juni 1850.

Gleichzeitig mit Ihren lieben herzlichen Zeilen, für die ich Ihnen innig danke, erhielt ich die Entscheidung Ihres Herrn Bruders und ein sie bestätigendes Schreiben des Herrn Bischofs von Münster. Ihr Bruder ist mit Zustimmung seines Gewissensrathes fest entschlossen Kapuziner zu werden und hat mir das amtliche Berufungsschreiben nach Berlin zurückgeschickt. Er war persönlich beim Herrn Bischof und dieser schreibt: „Nach allem, was er mir darüber vortrug, mußte ich es für bedenklich halten, seinem Entschlusse entgegen zu treten; ich halte vielmehr dafür, daß, was der katholischen Gemeinde in Berlin und meiner Diöcese entgeht, in reichlichem Maße der Kirche Gottes anderweitig ersetzt werden wird.“ So möge er denn ziehen in Frieden; der Herr wird ihn aber schon wieder zu finden wissen, wenn Er ihn irgendwo brauchen will. Wir haben kein Recht, ihn zu tadeln, denn er handelt nach altkirchlicher Regel, die überall gestattet, vom milderen zum strengeren Gehorsam überzugehen. Aber leid thut mir's doch und versetzt mich in große Verlegenheit. Denn da ich, um die Sache diesmal schnell vorwärts zu bringen,

---

welche mir sehr gut gefallen haben, sind wieder nach Werne gereist, um die Sache näher zu ordnen. Ebenso werden von Baiern oder Tirol Kapuziner zur Begründung eines Noviziats requirirt werden müssen. — Hat der liebe Gott Sie dazu berufen, dann könnten Sie dort vielleicht bald eintreten und einer der ersten Steine des neuen Gebäudes werden. Ob nun dieser göttliche Ruf wirklich an Sie ergeht, das kann ich freilich nicht mit Sicherheit entscheiden; Sie selbst müssen es mit dem lieben Gott ausmachen und zu dem Ende, wenn irgend es möglich und nöthig ist, Exercitien halten beim guten P. Stoppar, oder wo Sie sonst wollen. Beten wir denn gemeinschaftlich, daß die voluntas Domini integre in Te fiat!

die controverse Besetzungsrechtsfrage in suspenso und den modus procedendi beim Alten gelassen habe, so kann ich auch jetzt davon nicht abgehen, kann also auch nicht willkürlich nach meiner einseitigen Bestimmung jemand zur einstweiligen Uebernahme des Amtes aus weiter Ferne herbeirufen auf die Gefahr hin, später einen andern präsentirt zu sehen.

Das ist wirklich eine recht große Verlegenheit, zumal Sie, wie ich wohl einsehe, Ihre Abreise nicht länger verzögern können. Aber auch meine Abreise steht auf den 25. d. fest, und es erwarten mich in Oberschlesien mehr als 20,000 vorbereitete Firmlinge, so daß ich nicht ausbleiben darf. In der Breslauer Diöcese würde es, wie ich allgemein vernehme, einen üblen Eindruck machen, wenn nun, nachdem Ihr Herr Bruder nicht kommt, wieder ein Fremder und dazu ein hier Unbekannter Propst würde. Ich darf auch diese Stimmung nicht ganz unberücksichtiget lassen. Ich will mich indeß hier noch weiter besinnen und auch mit Förster nochmals berathen, ob wir nicht jemand Verlässigen und Annehmbaren finden. Früher dachte ich an Erzpriester Pellbram in Warmbrunn, der viele passende Eigenschaften hat. Wenn nur die Sache nicht so gar eilig wäre!

Auch diese Zeilen zeigen von gleicher Eile. Ich bin wirklich überladen. Jetzt soll noch der Plan für die Erziehung der 4000 oberschlesischen Typhus-Waisen festgesetzt werden; übermorgen habe ich Priesterweihe, Montag ist Patrocinium und Dienstag reise ich ab. Für Bielitz habe ich auch noch keinen tüchtigen Generalvikar und so bin ich am rechten und linken Flügel (Bielitz und Berlin) gelähmt und in der Mitte schachmatt. Ora pro me, Carissime!

An den Cultusminister v. Ladenberg[1]).

107.

Berlin, 20. Juni 1850.

Ew. 2c. haben durch den Hochwürdigsten Fürstbischof von Breslau schon die Mittheilung erhalten, daß ich Sr. Heiligkeit dem Papste zu der bischöflichen Stelle in Mainz in Vorschlag gebracht bin. Meine Hoffnung, daß irgend ein Zwischenfall diese schwere Bürde von mir nehmen werde, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Seit einigen Tagen ist die betreffende päpstliche Bulle in meinen Händen, und da ich meinem geistlichen Obern Gehorsam schuldig zu sein glaube, so sehe ich mich ge-

1) Aus dem Concept.

nöthiget Ew. ꝛc. nunmehr die Anzeige zu machen, daß ich sofort nach dem Eintreffen meines Nachfolgers und spätestens bis Ende dieses Monats mein Amt hier niederlegen werde.

Ew. ꝛc. sage ich den verbindlichsten Dank für die wiederholten Zeichen des Wohlwollens, die Hochdieselben mir in der kurzen Zeit meines Hierseins erwiesen haben. Zugleich bitte ich dasselbe Wohlwollen meinem Nachfolger zuzuwenden und es ihm dadurch möglich zu machen, die hiesige Kirchenangelegenheit, die in Bezug auf Verfassung wie Seelsorge so manche Umgestaltungen erfordert, zu ordnen. Nur dann wird es ihm gelingen das schwere Amt mit der erforderlichen Wirksamkeit zu verwalten und den Geist der Gottesfurcht und Ordnung zum Heile der Einzelnen und zum Besten der Stadt und des Staates in der katholischen Gemeinde zu befestigen und wo er geschwunden ist, wieder herzustellen.

An den Großherzog Ludwig III. von Hessen[1]).

108.

Berlin, 20. Juni 1850.

Se. Heiligkeit der Papst haben nach einer Mittheilung des Domcapitels von Mainz nach erfolgter Zustimmung Ew. Königlichen Hoheit mich zum Bischofe der Diöcese Mainz bestellt.

Diesem Rufe meines geistlichen Oberhirten folge ich aus Gehorsam und opfere dieser Pflichterfüllung alle persönlichen Rücksichten, die mir die Uebernahme eines solchen Amtes zu dem schwersten Opfer machen, das ich darbringen könnte.

Ew. K. H. wollen hochgeneigtest in dieser Handlungsweise die Gesinnung anerkennen, die mich antreiben wird auch gegen meine weltliche Obrigkeit den Gehorsam zu üben, den ich ihr schuldig bin. Der Gehorsam gegen die geistliche und weltliche Autorität wurzelt in meinem Glauben an Gottes Vorsehung und Anordnung und ist unerschütterlich, wie dieser Glaube selbst. Die Erfüllung des Gebotes Gottes, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, wird daher fortan wie bisher mein ernstes Bestreben sein.

Ew. K. H. bitte ich unterthänigst diesen Ausdruck meiner Gesinnung huldreichst entgegen nehmen zu wollen, und indem ich mir die Bemerkung erlaube, daß ich den 25. Juli zu meiner Consekration festgestellt habe und deßhalb den 14. in Mainz eintreffen werde, sehe ich dem Allerhöchsten Befehle, wann ich mich zur Ablegung des Eides persönlich einzufinden habe, ganz gehorsamst entgegen.

1) Aus dem Concept.

An den Cultusminister v. Ladenberg[1]).

109.

Berlin, 20. Juni 1850.

Ew. ꝛc. haben in dem hochgeneigten Schreiben vom 14. c. mir die gütige Mittheilung gemacht, daß Se. Majestät der König geruht haben mir als Zeichen der Allerhöchsten Gnade den Rothen Adlerorden der zweiten Klasse zu verleihen. Ich kann in dieser Gnade, für deren Vermittelung ich Ew. ꝛc. meinen verbindlichsten Dank ausspreche, leider nur die Anerkennung meines guten Willens sehen: denn Niemand kann mehr als ich selbst es fühlen, wie wenig ich auf dem unermeßlichen Gebiete der Seelsorge, das mir übertragen war, zu leisten vermocht habe.

Der Cultusminister v. Ladenberg an den Propst v. Ketteler.

110.

Berlin, 26. Juni 1850.

Aus Ew. Bischöflichen Hochwürden Mittheilung vom 20. d. M. habe ich ersehen, daß Dieselben sich in der Nothwendigkeit befinden Ihr hiesiges Amtsverhältniß schon bald aufgeben und zu dem neuen und wichtigen Berufe, welcher Ihnen übertragen worden ist, übergehen zu müssen. Ew. Bischöfliche Hochwürden wollen sich überzeugt halten, daß ich es aufrichtig bedaure, Dieselben nach einer erst kurzen Wirksamkeit schon jetzt der hiesigen katholischen Gemeinde, deren Achtung und Anhänglichkeit Sie sich in nicht gewöhnlichem Maße erworben haben, entrissen zu sehen. Möge der ausgedehntere Wirkungskreis, in welchen Dieselben nunmehr eintreten werden, Ihnen jederzeit die Befriedigung gewähren, welche dem ernsten Streben nach Beförderung wahrer Gottesfurcht und Menschenwohls niemals versagt wird.

---

1) Aus dem Concept.

VII.

Als Bischof von Mainz.

1850—1877.

Dorothea Herzogin von Sagan an den Bischof v. Ketteler.

111.

Sagan, 27. August 1850.

Die Güte, die Ew. Bischöfliche Gnaden dem Künstler Würde bewiesen, als er auf mein Verlangen einen schmerzlich heiligen Moment des Jahres 1848 auffaßte[1]), berechtigt mich dieses gelungene Werk Ihnen, mein Gnädiger Herr, zu senden mit dem Wunsch, daß es Ihren Beifall erlangen möge. Jedenfalls läßt es Ihr edles Herz nicht ohne Rührung; uns Freunde des Verklärten erinnert es an die schönen Worte, die Sie ihm nachriefen[2]). Ich habe dieses Bild nur zu einer sehr geringen Zahl Exemplare abdrucken lassen, da es einen zu heiligen Gegenstand vorstellt, um dem gleichgiltigen Publikum geliefert zu werden. Wohl erweckt dieses Bild tiefe Wehmuth, doch verfehlt es nicht zugleich einen beschwichtigenden Eindruck hervorzurufen. Der kirchliche Segen, wenn auch nur in der Abbildung, beruhigt, mildert, tröstet. Ihnen, Hochwürdigster Herr, bleibt

---

1) Propst v. Ketteler war auf die erste Kunde von dem Mordanfall auf den Fürsten Lichnowsky in früher Morgenstunde in das Heilig-Geist-Hospital zu Frankfurt geeilt, um dem Sterbenden wo möglich die Gnadenmittel der Kirche zu spenden. An Ort und Stelle stand er aber einem Leichnam gegenüber und konnte nur Gottes Barmherzigkeit auf das Opfer der Frankfurter Emeute herabflehen. Dieser Moment ist in dem fraglichen Bilde dargestellt.

2) Vgl. Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. September 1848 zu Frankfurt a. M. gewaltsam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischeh Gefallenen. v. Ketteler's Predigten 2, 107—114.

es gewiß stets ein befriedigendes Gefühl, auf das edle Opfer unserer Schreckenszeit diesen Segen herabgerufen zu haben.

Wie schmerzlich ist Ihr Scheiden aus Berlin, Hochwürdigster Herr, dort empfunden worden! Ob Ew. Bischöfliche Gnaden uns auch ungern verlassen haben, möchte ich fast bezweifeln, da Berlin in kirchlicher Beziehung wenig Befriedigung gewährt. Doch gibt es auch dort treue Herzen und tüchtige Katholiken, die mit dankbaren Blicken Ihnen folgen.

Papst Pius IX. an den Bischof v. Ketteler[1]).

112.

Rom, 17. Dezember 1850.

Durch Dein Schreiben vom 30. August abhin, in welchem Du unter vielem Danke für Unsere Entschließung, Dir die Leitung der Mainzer Kirche zu übertragen, Uns anzeigest, daß Du die bischöfliche Weihe empfangen, und Uns das Dokument über den geleisteten Eid einsendest, kraft dessen Du durch ein engeres Band Dich Uns und dem Apostolischen Stuhle gegenüber verpflichtet hast, ist die von Uns gefaßte Meinung von Deinen hervorragenden Eigenschaften und Deinem Eifer in Sachen der Religion bestärkt und vermehrt worden. Denn aus jenem Schreiben leuchtet allenthalben Deine kindliche und ausnehmende Treue, Liebe und Verehrung gegen Uns und den Stuhl Petri und die christliche Demuth Deines Herzens hervor, indem Du mit der größten Geringschätzung Deiner selbst und voll Mißtrauen auf Deine eigenen Kräfte alle Deine Hoffnung auf Gott setzest und zugleich erklärst, daß Dir nichts mehr angelegen sei, als Unsere und des Heiligen Stuhles Anweisungen entgegen zu nehmen, um das schwere bischöfliche Amt in der rechten Weise verwalten zu können. Bewahre fortan, Ehrwürdiger Bruder, diese erhabenen Gesinnungen Deines frommen Herzens, die vor allem eines katholischen Bischofs würdig sind, und bestrebe Dich, gestützt auf die göttliche Hilfe Dessen, der den Demüthigen seine Gnade spendet und diejenigen, so auf Ihn hoffen, nicht zu Schanden werden läßt, alle Obliegenheiten eines guten Hirten zu erfüllen.

Da Dir der heftige Kampf, mit welchem feindselige Menschen in diesen schweren Zeiten die Kirche zu bedrängen suchen, wohl bekannt ist, so wende alle Deine bischöfliche Kraft und Wachsamkeit an, um die Sache der Kirche, deren Rechte und Freiheit muthig zu wahren und zu verthei-

1) Uebersetzung. Das lateinische Original im Anhang Nr. II.

theidigen. Und da es Dir gewiß nicht entgeht, mit welchen verwerflichen Kunstgriffen und verderblichen Lehren die Lügenschmiede und die Verbreiter verkehrter Glaubenssätze insbesondere die Herzen und Geister der unvorsichtigen Jugend und der unerfahrenen Volksmenge anzulocken, irrezuführen und der katholischen Religion abwendig zu machen bestrebt sind, so unterlasse es doch nicht, bald durch Wort, bald durch geeignete heilsame Schriften den Lug und Trug der dem christlichen Volk nachstellenden Menschen zu enthüllen und aufzudecken und es fort und fort zu ermahnen und anzuhalten, im Glauben und in der Einheit der katholischen Kirche standhaft zu bleiben und in der Beobachtung der Gebote unserer heiligen Religion unentwegt zu verharren. Da es ferner nichts gibt, was andere mehr zur Frömmigkeit und Gottesverehrung ununterbrochen anleitet als das Leben derjenigen, welche sich dem Dienste Gottes gewidmet haben, so lenke Deine Hirtensorgfalt immer wieder darauf hin, daß die Geistlichen, ihres Berufes und ihrer Würde stets eingedenk, ihr Leben sorgsam nach den Vorschriften der heiligen Canones und der kirchlichen Disciplin einrichten, durch den Schmuck aller Tugenden leuchten, sich von allem fern halten, was den Clerikern untersagt ist und für sie sich durchaus nicht ziemt, daß sie durch Wort, Lehre, Lebenswandel, Christenliebe, Glauben und Reinheit den Gläubigen als Beispiel dienen, daß sie dem Gebete obliegen und die Pflichten ihres eigenen Amtes fromm und gewissenhaft erfüllen und dergestalt zur Förderung des ewigen Seelenheiles der Menschen in jeglicher Weise und mit ganzer Kraft beitragen. Nach dem Maße Deiner Weisheit erkennst Du aber wohl, daß tüchtige Diener der Kirche nur aus gut herangebildeten Clerikern erwachsen können, und nicht minder, wie groß überhaupt der Einfluß der rechten Erziehung des Menschen für den spätern Lebenslauf derselben ist. Lasse daher, Ehrwürdiger Bruder, niemals ab, Dein Hauptstreben darauf zu richten, daß die jungen Cleriker schon von zarten Jahren an nach den ebenso weisen als umsichtigen Vorschriften des tridentinischen Concils zu Frömmigkeit und jeglicher Tugend und zu kirchlicher Gesinnung frühzeitig angeleitet, in den schönen Wissenschaften und in den ernsteren, namentlich den heiligen Studien, fern von jeglicher Gefahr des Irrthums, gründlich unterrichtet werden, damit sie, mit den Tugenden eines Dieners der Kirche geziert und in der gesunden durchaus katholischen Lehre vollkommen durchgebildet, im Stande sind, seiner Zeit dem Herrn ein treues Haus zu bauen und die Widersager zu überführen. Da Du, Ehrwürdiger Bruder, überdies wohl weißt, daß Du das Amt eines Gesandten an Christi Statt verwaltest, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren war, so scheue keinen Weg und keine Mühe, um die unselig Verirrten

auf die Pfade der Wahrheit und Gerechtigkeit zurückzuführen und die Gefesselten aus der Grube und dem Schatten des Todes wieder in die Hoffnung auf die ewige Erbschaft zu versetzen.

Diesem Briefe angeschlossen findest Du unser Apostolisches, mit dem Fischerring versiegeltes Schreiben, aus dem Du entnehmen wirst, wie wir Deinen Wünschen und denen der in Christo geliebten Tochter, der Durchlauchtigen Fürstin Dalberg[1]) entsprochen haben, und ferner erhältst Du in der Anlage die Antwort Unserer Congregation für die Verbreitung des christlichen Glaubens, woraus Du ersehen kannst, in welcher Weise Wir Deinem Verlangen bezüglich der bei Uns nachgesuchten Vollmachten entgegen gekommen sind. Uebrigens sei versichert, daß Wir sehr gern alles gewähren werden, wovon Wir erkannt haben, daß es zu Deinem und Deiner Heerde größeren Nutzen gereichen könne. Indeß unterlassen Wir nicht den gütigsten Vater der Barmherzigkeit mit demüthigem Herzen zu bitten, daß er mit der Fülle seiner göttlichen Gnade Dir immer gnädig beistehen wolle, Deine bischöfliche Wirksamkeit segne, damit der durch Deine Arbeiten zu bebauende und durch Deinen Schweiß zu bewässernde Weinberg von Tag zu Tag reichliche und erfreuliche Früchte der Gerechtigkeit bringe. Als Zeichen dieser Hilfe von oben und als Unterpfand Unserer wohlwollenden Gesinnung gegen Dich empfange den Apostolischen Segen, welchen Wir von ganzem Herzen Dir, Ehrwürdiger Bruder, und allen Geistlichen und Gläubigen jener Diöcese liebevoll ertheilen.

Windischmann an den Bischof v. Ketteler.

113.

München, 5. August 1851.

Je näher mich eine auf Anrathen des Arztes überstandene Badecur in Kissingen dem Rheine gebracht hatte, desto lebhafter war mein Verlangen dorthin zu eilen und unter vielen mir so Theuern vor allem nach so langer Trennung Ew. Bischöfliche Gnaden wiederzusehen. Die bringenden Arbeiten indessen, die mich hier nach fünfwöchentlicher Abwesenheit erwarteten, erlaubten mir nicht dem Zuge meines Herzens zu folgen und ich befinde mich deßhalb seit dem 25. v. M. wieder hier, wo ich leider auch den guten Richard nicht mehr antraf.

Mit der innigsten Theilnahme bin ich all jenen wunderbaren Wegen

---

1) Fürstin Dalberg hatte ihren Wohnsitz auf dem zum Bisthum Mainz gehörigen Schlosse zu Herrnsheim aufgeschlagen.

gefolgt, welche die göttliche Vorsehung Sie geführt hat, und es war mir ein großer Trost, wenn auch nur von Ferne und höchst unvollständig Ihr bischöfliches Wirken zu beobachten. Da ist mir denn vorgekommen, als ob der wichtigste, nothwendigste und folgenreichste Schritt jener der Errichtung einer bischöflichen Lehranstalt in Mainz gewesen[1]). Was helfen uns alle Declamationen über kirchliche Freiheit, wenn wir unsern Clerus nicht im Geist der Kirche erziehen können; hat letzterer unsere Priester im wahren Sinne des Wortes frei von der Welt gemacht, so folgt die kirchliche Freiheit von selbst. Die Erhaltung der alten katholischen Lehre muß von den Bischöfen in die Hand genommen werden. Ich habe mit tiefem Schmerz seit meinem Professorenthum von Tag zu Tag lebendiger erkannt, daß unsere theologische Doctrin an dem tiefsten Krebsschaden leidet, der durch einzelne theologische Celebritäten und treffliche Individualitäten wie Klee, Möhler rc. zwar zugedeckt, aber nicht geheilt werden kann. Unsere theologische Doctrin steht factisch außer der Kirche und es bemächtigt sich dadurch allmälig auch der tüchtigsten Männer — ich nehme selbst Döllinger nicht aus — ein Geist, der uns zu den übelsten Dingen führen kann.

Ew. Bischöfliche Gnaden haben eine sehr vortheilhafte Stellung gehabt gegenüber der Gießener Facultät. Auch dem blödesten Auge mußte einleuchten, daß Ort und Composition dieser Anstalt einem katholischen Bischofe nicht genügen können. Bei aller Opposition der Schlechten war Ihnen also die Zustimmung der Guten gewiß. Wir sind leider wie in andern Punkten so auch in diesem in ungünstigerer Lage; wir leiden an einer leider vielfach unbegründeten katholischen Reputation, und so sehr der Hochwürdigste Herr Erzbischof einsieht und beklagt, daß unsere Münchener Universitätsbildung weder den Ansprüchen der ascetischen noch der theologischen Erziehung des Clerus entspricht, so würde er ja das Anathema der ganzen katholischen Welt sich zuziehen, wenn er seine Theologen von München weg nach Freising übersiedeln und dort eine tüchtige Anstalt gründen wollte. Uebrigens wird mit der Zeit doch eine gründliche Aenderung nothwendig werden.

Die Denkschrift der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz[2]) ist in Rom mit vieler Freude aufgenommen worden und es sind darüber

---

1) Eröffnet am 1. Mai 1851.

2) Denkschrift der vereinigten Erzbischof und Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz an die allerhöchsten und höchsten Regierungen der zur Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz vereinigten Staaten. Freiburg i. B. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung. 1851.

der hiesigen Nuntiatur sehr belobende Worte zugekommen. Die erwartete Provincialsynode würde man in Rom gern gesehen haben; man verkennt jedoch nicht die Schwierigkeit, welche eine förmliche Synode dargeboten haben würde, wünscht aber dringend, daß wenigstens eine Conferenz der Bischöfe behufs der Feststellung gleichmäßiger Normen bezüglich der Disciplin, des Unterrichts (Katechismus), der Liturgie 2c. stattfinde.

Friedrich v. Galen hat mir viele Freude gemacht und ich hoffe, daß er ein guter Diener Gottes werden wird. Möchte es nur mehr so entschiedene Berufe geben!

Unser Herr Erzbischof ist unermüdlich thätig auf Missionen. Seine unverdiente Liebe und sein großes Vertrauen machen mir meine schwere Stellung allein erträglich.

An das Großherzogliche Ministerium des Innern zu Darmstadt.

114.

Mainz, 31. Dezember 1851.

Der Pfarrer von Bensheim hat mir die Anzeige gemacht, daß die Großherzogliche Regierungskommission in Heppenheim den Antrag der Centralarmenkommission von Bensheim, die Pflege im dortigen Hospital der Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern übergeben zu dürfen, bei höchster Stelle vorzulegen abgelehnt hat, weil das Ministerium des Innern und der Justiz bereits zweimal und zwar am 30. Mai und am 27. November 1844 auf gleichlautende Anträge abweisende Verfügungen erlassen habe.

Die Beweggründe dieser früheren Entscheidung sind mir natürlich unbekannt. Da aber die Leistungen der Barmherzigen Schwestern in der Armen- und Krankenpflege gegenwärtig eine Anerkennung gefunden haben, wie sie wohl noch selten einem Institute zu Theil geworden ist, und da ferner die Absicht des hohen Ministeriums, überall im Lande das wahrhaft Gute zu fördern, über allem Zweifel steht, so würde ich diese Antwort der Regierungskommission in Heppenheim als auf einer irrigen Voraussetzung beruhend betrachten, wenn nicht zwei andere Vorfälle mir einiges Bedenken einflößten.

Nach einem mir von Außen her zugekommenen Gerüchte soll nämlich auch die hiesige Hospizienverwaltung schon Monate lang beim Großh. Ministerium den Antrag auf Einführung der Barmherzigen Schwestern in das Rochusspital gestellt haben, ohne bisher eine Genehmigung erhalten zu können.

Ferner habe ich als Präsident des Verwaltungsrathes des hier errichteten Krankenhauses unter Leitung der Barmherzigen Schwestern auf Verleihung der Corporationsrechte an diese Anstalt angetragen und bin jetzt schon ein ganzes Jahr ohne ein Wort der Erwiederung gelassen.

Unter diesen Umständen ist es für mich nun höchst wichtig zu erfahren, ob das Großh. Ministerium beabsichtiget die Barmherzigen Schwestern von der Pflege in den Armen- und Krankenhäusern des Großherzogthums auszuschließen. Der wachsenden Noth und Armuth, der zunehmenden Entsittlichung insbesondere der Jugend gegenüber, erachte ich es als eine Pflicht meines Berufes überall, wo ich es vermag, auf Verbesserung der Pflege in den bestehenden Armen- und Krankenhäusern und auf Errichtung neuer Anstalten mit besonderer Rücksicht auf arme verwahrloste Kinder hinzuwirken. Es genügt wahrlich nicht, blos von den Vermächtnissen unserer Vorfahren und den alten Stiftungsfonds zu zehren, den überall von Jahr zu Jahr zunehmenden Ausfall der Armenkasse aber durch Steuern, die ohnehin genug wachsen werden, aufzubringen, — es ist vielmehr ein ganz dringendes Bedürfniß, in dem Volke selbst wieder ein höheres Interesse für die bestehenden und für Gründung neuer Anstalten der christlichen Nächstenliebe zu wecken. In welchem Maße das aber durch Einführung der Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern geschieht, beweist das Bisthum Münster. In den acht Jahren von 1842 bis 1850 sind dort zwanzig Häuser für Arme, Kranke und Erziehung armer Kinder durchaus aus freiwilligen Beiträgen entstanden und zwar im Jahre 1842 ein Haus [1]), in 1843 drei, 1844 zwei, 1845 eines, 1846 drei, 1847 eines, 1848 eines, 1849 drei, 1850 fünf, 1851 aber waren zehn Häuser in Errichtung begriffen, woraus die ungeheure Zunahme der Anstalten und des Wohlthätigkeitssinnes der Bevölkerung erhellt. Alle diese Anstalten sind in Gemeinden ins Leben gerufen, die nicht über 3—4000 Einwohner zählen. Ich selbst habe dort an Gründung einer Anstalt mitgewirkt, zu der wir jeden Balken am Dach und jeden Stein in der Wand erbetteln mußten, und jetzt werden dort in zwei stattlichen Häusern, in einem 40 Kranke verpflegt, in dem anderen sämmtliche arme Kinder der Umgegend erzogen, so daß ein bettelndes Kind etwas Unerhörtes ist [2]). Ebenso habe ich in Berlin vor zwei Jahren den Plan gefaßt, die dort

---

1) Das Krankenhaus zu Lembeck. Vgl. S. 108, 113. Die Namen der Orte, in welchen in den folgenden Jahren ähnliche Anstalten in der Diöcese Münster gegründet wurden, findet man in der Schrift von Dr. Wulf: Das segensreiche Wirken der Barmherzigen Schwestern. 2 Auflage S. 39 f.

2) Vgl. Nr. 66, 67 und Wulf S. 118—120.

von meinem Vorgänger einige Jahre früher absolut nur im Vertrauen auf Gottes Hilfe für 50 Kranke errichtete Anstalt bis auf 300 Betten zu vergrößern. Die von mir unternommene Sammlung beträgt heute 50,000 Thaler und die Mauern des neuen Krankenhauses sind schon aus der Erde[1]). Vor einigen Jahren, um noch ein Wort vom Münsterlande zu sagen, machte der ebenso geniale wie edle Geheime Medicinalrath Schmitt in Berlin auf die armselige Illusion so vieler Menschen aufmerksam, die nur das Leben nach den Akten und der Schreibstube messen und sich überzeugt halten, daß mit dem Artikel in der Gesetzgebung des Landes: Jede Gemeinde ist verpflichtet für ihre Armen zu sorgen, hinreichend für Abhilfe aller Noth und Armuth gesorgt sei. Namentlich zeigte er, daß keine Noth entsetzlicher ist, als wo Armuth und Krankheit zusammentreffen, und daß in solchen Fällen dem Armen von der Gemeinde zwar wohl der Arzt und die Medicin, nie aber die Pflege, die Reinlichkeit, die Krankenkost gereicht werden kann, was alles bei den Armen weit wichtiger ist wie selbst der Arzt und die Medicin, da eben in dem Mangel der Pflege u. s. w. oft die einzige Ursache der Krankheit der Armen liegt. Er behauptete deßhalb, es werde nie eine den Anforderungen der natürlichsten Nächstenliebe entsprechende Fürsorge für die armen Kranken erwirkt werden, wenn man nicht überall Krankenhäuser auch in Landgemeinden errichte, und dazu forderte er gleichmäßig den Staat und das Volk auf. Was dieser edle Menschenfreund, der seines freumüthigen Wortes wegen nach Berlin gerufen und dort auf den Lehrstuhl der Universität gesetzt wurde, als erhabene Idee ausgesprochen hat, wird im Münsterlande in einigen Jahren verwirklicht und jede arme Landgemeinde in der Lage sein, ihre Kranken den liebevollen Händen der Barmherzigen Schwestern in einer nahe gelegenen Anstalt zu übergeben. Einen solchen Wetteifer in der Bevölkerung, ja eine solche Begeisterung wirkt aber außer Gottes Gnade insbesondere das Beispiel dieser würdigen Schwestern, die in einer selbstsüchtigen Zeit ein Leben so vollendeter Tugend und erhabener Nächstenliebe führen.

Solche Resultate waren aber nur dadurch möglich, daß die königlich preußische Regierung der Errichtung jener Anstalten und der Wirksamkeit der Barmherzigen Schwestern nicht nur kein Hinderniß in den Weg legt, sondern sie vielmehr aus allen Kräften unterstützt. Namentlich findet die Verleihung der Corporationsrechte auch nicht die allermindeste Schwierigkeit. Die Barmherzigen Schwestern finden aber in Preußen gleiche Anerkennung bei Protestanten wie bei Katholiken und sie können in dem ka-

1) Vgl. Nr. 91.

tholischen Münster gewiß nicht mehr geehrt werden wie von der Gesammtbevölkerung von Berlin, wo sie selbst bis zum Throne hinauf die liebevollste Aufnahme finden.

Ich kann nun der Hoffnung nicht entsagen, daß auch das Großherzogliche Ministerium eine Armen- und Krankenpflege, die auf Nächstenliebe beruht, jener vorziehen werde, die auf Gelderwerb beruht. Das Großherzogthum ist doch wahrlich noch sehr arm an Häusern für Arme und Kranke und insbesondere für Erziehung verwahrloster Kinder. Man weiß diese in der That gar nicht unterzubringen und nimmt sie oft schlechten Eltern weg, um sie noch schlechteren Pflegeeltern zu übergeben. Es wird ja geradezu ein Gelderwerb mit den armen Kindern getrieben und die Pflegeltern wollen an dem geringen Kostgeld noch einen Profit machen. Welch eine Pflege muß das sein! Es fehlen uns noch sehr viele Anstalten zur Uebung der christlichen Nächstenliebe. Um sie ins Leben zu rufen, dazu bedürfen wir aber höherer Kräfte als jene, die sich durch Steueraufschlag fassen lassen, und diese eben werden geweckt durch die Barmherzigen Schwestern, in deren Hände jeder seine Almosen sich vervielfältigen sieht.

Ich bitte daher das Großherzogliche Ministerium des Innern auf Veranlassung der im Eingange erwähnten Vorfälle ganz ergebenst mich zu benachrichtigen, ob Großherzogliche Regierungskommission in Heppenheim bei Ablehnung des Antrages auf Einführung der Barmherzigen Schwestern in das Hospital zu Bensheim nach dem Willen des Großherzoglichen Ministeriums verfahren hat.

An Professor Dr. Phillips in Wien.

115.

Bensheim, 14. Februar 1852.

Bei meiner Rückkunft von Freiburg fand ich gestern hier den Brief der Fräulein von Langenau mit der Nachricht von dem gänzlichen Erblinden Ihrer lieben Frau. Ich kann es nicht unterlassen in einem so schweren Augenblicke von meinem alten Rechte eines Hausfreundes Gebrauch zu machen und Ihnen einige Worte der allerinnigsten Theilnahme zu sagen. So hat also der liebe Gott von Ihnen und Ihrer guten Frau das schwerste Opfer verlangt, das er außer dem Leben von Ihnen fordern konnte! O gewiß, lieber Herr Professor, Sie und Ihre Frau haben auch da nicht aufgehört demüthig und ergeben den geheimnißvollen Willen Gottes anzubeten. Diese feste Ueberzeugung ist mein größter Trost

in dem Schmerze, den mir die Nachricht verursacht hat. Mit Freuden will ich Ihnen versprechen mein tägliches Gebet für Sie nun mit neuem Eifer fortzusetzen, um die größte Gnade, die Gott uns erzeigen kann: für den Heiland geduldig zu leiden. Wenn mein Gebet auch sonst so unwerth ist, so — hoffe ich — erlangt es durch das heilige Meßopfer einige Kraft. Wie tröstlich ist mir der Gedanke, auf diesem Wege auch bei der gänzlichen äußeren Getrenntheit von Ihnen doch zu Ihrem Troste etwas beitragen zu können.

Die Nachricht hat mich übrigens nicht überrascht; ich hatte sie vielmehr lange erwartet [1]). Wer mit solcher Entschiedenheit den Weg der Nachfolge Christi betreten hat wie Ihre Frau, muß endlich auf dem Calvarienberg anlangen. Das kann nie ausbleiben, und worüber wir jetzt, da wir den Samen für die Ewigkeit ausstreuen, weinen, darüber werden wir einst und Gott Dank ja ganz bald frohlocken. Der liebe Heiland wird Sie beide ganz unfehlbar und zwar mit göttlicher Kraft stärken, wenn auch augenblicklich der natürliche Mensch seufzt und wehe-klagt. Gott will Sie nun einmal auf dem königlichen Wege des Kreuzes führen und alle diese Leiden halten ja keinen Vergleich aus gegen die Freuden, die Sie dafür erwarten. Ihre liebe Frau soll einige Tage darauf verzichten die Werke des Schöpfers zu sehen, um dann den Schöpfer selbst um so herrlicher ewig zu schauen.

Ich will mit diesen wenigen Worten weder Sie noch Ihre Frau trösten, — das vermag ich nicht, — der liebe Heiland wird das selbst thun; ich wollte nur meinem Herzen folgen und sage Ihnen nun wieder ein herzliches Lebewohl, um im Gebete um so inniger mit Ihnen verbunden zu bleiben. Ich bitte auch Sie und Ihre Frau um öfteres Gebet für mich. In so schweren Stellungen habe ich es unendlich nöthig. Augenblicklich bin ich auf einer Mission in Bensheim und muß deßhalb auch so flüchtig schreiben.

An seinen Neffen Maximilian Graf v. Galen [2]).

116.

Mainz, 2. Oktober 1852.

Mit der innigsten Theilnahme habe ich aus Deinem Briefe, den ich vorgestern bei meiner Rückkehr von einer Firmungsreise hier vorfand, ersehen, daß Du durch Gottes Gnade einen bestimmten Entschluß über

1) Vergl. S. 107.

2) Dermalen Pfarrer zu St. Christoph in Mainz.

Deinen Beruf gefaßt hast. Da ich nun die feste Ueberzeugung habe, daß nicht Du den Stand Dir erwählt, sondern daß Gott Dich zu dem Priesterstande berufen hat, so ist meine Freude über Deine Wahl eine ganz ungetheilte und ich habe die Gewißheit, daß Gott an Dir vollenden wird, was Er in so großer Güte in Dir begonnen hat. Ebenso erfreut es mich, mein lieber Max, daß ich Dir bei Deiner Ausbildung behilflich sein kann, und daß Du Dich entschlossen hast zu mir zu kommen. Du findest wenigstens an mir einen armen Bischof, der das sehnliche Verlangen hat, besser zu werden, und in meiner Umgebung einige sehr tüchtige Männer, die Dir bei Deiner Ausbildung von großem Nutzen sein können. Ich würde Dir rathen in den letzten Tagen dieses Monats hierher zu kommen und werde bis dahin Dir Deine Wohnung in den Stand setzen lassen. Grüße die lieben Eltern und Geschwister recht herzlich von mir.

An den Erzbischof Hermann v. Vicari in Freiburg[1]).

117.

Mainz, 26. November 1852.

Ew. Erzbischöflichen Gnaden sage ich meinen herzlichen Dank für die mit geehrtem Schreiben vom 24. l. M. mir zugesandten Drucksachen und erlaube mir zugleich das erwähnte Schreiben sofort zu beantworten.

Ich weiß nicht, worauf Ew. E. G. die Ansicht stützen, daß die Verzögerung jeglicher Antwort auf unsere Denkschrift[2]) lediglich an Württemberg und Baden liege, und daß dagegen die beiden Hessen und Nassau bereiter seien eine und zwar eine genügende Antwort zu geben. Leider muß ich befürchten, daß diese Auffassung nicht richtig ist. Vor etwa acht Wochen bin ich in dieser Angelegenheit in Darmstadt gewesen. Unsere Forderungen sind so billig, so gerecht, so nothwendig, daß ich durch eine Audienz bei Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog einen günstigen Erfolg zu erzielen hoffte. Se. K. H. gewährten mir die Audienz und ich habe bei derselben alles angewendet, um zu beweisen, wie dringend nothwendig und unabweisbar eine baldige und günstige Antwort sei. Dasselbe habe ich damals in allen Kreisen wiederholt, wo ich hinzukommen Gelegenheit fand. Alles das ist umsonst gewesen und ich konnte weder über den Inhalt der in Karlsruhe[3]) vereinbarten Punkte, noch über den Zeitpunkt der zu gebenden Antwort etwas erfahren.

---

1) Aus dem Concept. — 2) Erste Denkschrift vom März 1851. Vgl. S. 225. — 3) Im Februar 1852. Vgl. Die oberrheinische Kirchenprovinz von Dr. H. Brück S. 305.

Nach diesem Vorfall werden Ew. E. G. ermessen, daß ein abermaliger Versuch ebenso nutzlos bleiben würde. Ich sehe es immer mehr als gewiß an, daß ein Conflict unausbleiblich ist, und ich sehne mich nach dem Zeitpunkte, wo endlich die Entscheidung fallen muß. Die Last, einen so unseligen Zustand im Widerspruch mit allen kirchlichen Gesetzen fortbestehen zu lassen, wird täglich schwerer und drückt immer mehr auf das Gewissen.

Wenn Ew. E. G. mir den Ausdruck meiner Ansicht gestatten wollen, so geht sie dahin, daß wir, sobald die Weihnachtszeit vorüber ist und der Winter, wenn er bis dahin eingetreten ist, sich bricht, zusammentreten müssen, um definitive und entscheidende gemeinsame Schritte zu berathen.

Indem ich zugleich die Gelegenheit benutze, mich Ihrem Gebete zu empfehlen, zeichne ich mit tiefster Verehrung und Liebe 2c.

Oeffentliche Erklärung des Bischofs von Mainz in Betreff eines angeblich katholischen Glaubensbekenntnisses [1].

118.

Vor Kurzem ist ein bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. gedrucktes Flugblatt in unserer Gegend, namentlich in gemischten Orten, in zahlreichen Exemplaren verbreitet worden, welches also lautet:

„Ist es den Jesuiten um das Seelenheil der Menschen zu thun oder um die Macht des Papstes?

Was die Evangelischen glauben und bekennen müssen, wenn sie sich zum Uebertritte in die römisch-katholische Kirche verführen lassen und vom Glauben ihrer Väter abfallen.

Je schlauer es die Jesuiten anfangen, um hie und da unsere Glaubensgenossen von der Wahrheit des Evangeliums wieder irre zu führen, je mehr sie ihre eigentliche Absicht verdecken und deßhalb denjenigen ihrer Lehren, die am augenscheinlichsten dem Worte Gottes widerstreiten, ein Mäntlein umhängen: um so mehr sind diejenigen, welche der Herr zu Wächtern in seiner Kirche bestellt hat, verpflichtet, die Christenheit zu warnen und ihr den Abgrund des Irrthums und Verderbens zu zeigen, zu dem jene führen wollen. Dazu, meinen wir, wird auch die einfache Mittheilung eines Bekenntnisses dienen, wie es die armen bethörten Evan-

1) Mainz 1852. Bischöfliche Buchdruckerei von Joh. Wirth.

gelischen in Ungarn, welche sich von den Jesuiten zum Uebertritte zur römisch-katholischen Kirche verführen ließen, bei der Aufnahme in jene Kirche ablegen mußten. Es liegt in lateinischer Sprache gedruckt vor uns und wir geben es in wortgetreuer Uebersetzung:

„Römisch-katholisches Glaubensbekenntniß, wie es in Ungarn den Evangelischen öffentlich vorgeschrieben und vorgelegt worden.

1) Wir gestehen und bekennen hiermit, daß wir durch die besondere Sorgfalt unserer höchsten geistlichen und weltlichen Obrigkeit und durch Fleiß und Mühewaltung der Herren Väter von der Gesellschaft Jesu vom ketzerischen Wege und Glauben zum wahren, heilbringenden römisch-katholischen Glauben geführt worden sind und wollen denselben mit Mund und Zunge aller Welt offen kund thun.

2) Wir bekennen, daß der römische Papst das Haupt der Kirche sei und daß derselbe nicht irren könne*).

3) Wir bekennen und sind dessen gewiß, daß der römische Papst der Stellvertreter Christi sei und die unumschränkte Vollmacht habe, allen Menschen nach seiner Willkür Sünden zu erlassen oder zu behalten, sie in die Hölle zu verstoßen und aus der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen.

4) Wir bekennen: was irgend der Papst Neues verordnet, mag es mit der heiligen Schrift übereinstimmen oder nicht, was er irgend befiehlt, das ist wahr, göttlich, heilbringend und muß deßhalb von Laien (Nichtgeistlichen) höher gehalten werden als die Befehle des lebendigen Gottes.

5) Wir bekennen, daß der allerheiligste Papst von Allen göttlicher Ehre werth geachtet werden müsse, ja daß Alle tiefer vor ihm sich beugen müssen als vor Christo selbst.

6) Wir bekennen und versichern, daß dem Papste von Allen und in allen Dingen ohne alle Ausnahme als dem allerheiligsten Vater gehorcht werden müsse; daß aber die, so seinen Befehlen ungehorsam sind, ohne alle Barmherzigkeit als Ketzer nicht allein mit Feuer zu verbrennen, sondern mit Leib und Seele der Hölle zu übergeben sind.

7) Wir bekennen, daß das Lesen der heiligen Schrift der Grund aller Ketzereien und Secten und der Quell aller Gotteslästerung sei.

8) Wir bekennen, daß es gut, fromm, heilig, nützlich und heilsam ist, wenn man die verstorbenen Heiligen anrufet, ihre Bilder ehrt, vor ihnen die Kniee beugt, zu ihnen wallfahret, sie kleidet und ihnen Lichter anzündet.

9) Wir bekennen, daß jedweder Priester viel größer sei als die Gottesgebärerin, die heilige Jungfrau Maria, da diese Christum nur einmal gebar, während der römische Priester**), nicht blos wann er will, sondern auch so oft er will, Christum darbringt und schafft, ja den geschaffenen auch verzehrt.

---

*) Papst Clemens XIV. verdammt die Jesuiten im Jahre 1773 als schädliche und gefährliche Leute und hebt ihren Orden auf; Papst Pius VII. erweckt den Jesuitenorden wieder im Jahre 1814; wir sollten meinen, einer von beiden müßte sich doch entschieden geirrt haben; ich glaube die Jesuiten meinen das auch.

**) Nach der römischen Irrlehre, daß der Priester im heiligen Abendmahle Brod und Wein durch die Weihe in Christi Leib und Blut verwandelt.

10) Wir bekennen, daß es nützlich und heilsam ist, für die Todten Messen zu feiern, Almosen auszutheilen und zu beten.

11) Wir bekennen, daß der römische Papst Macht habe, die heil. Schrift zu verändern, nach seiner Willkür ab- und hinzuzuthun.

12) Wir bekennen, daß die Seelen im Fegfeuer gereiniget werden und daß die Seelenmessen der Priester ihnen daraus Hilfe und Befreiung bringen.

13) Wir bekennen, daß es gut und heilsam ist, das heilige Abendmahl nur unter einer Gestalt zu empfangen, ketzerisch aber und verdammungswürdig, wenn man's unter beiderlei Gestalt genießt.

14) Wir bekennen und versichern, daß die, so das heilige Abendmahl unter einer Gestalt gebrauchen*), den ganzen Christus mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit empfangen; daß aber diejenigen, welche es unter beiderlei Gestalt nehmen, nichts weiter als bloßes Brod genießen.

15) Wir bekennen, daß es sieben wahre und wirkliche Sakramente gibt.

16) Wir bekennen, daß Gott in Bildern zu ehren sei und durch solche von den Menschen erkannt werden könne.

17) Wir bekennen, daß die heilige Jungfrau Maria bei Engeln und Menschen größerer Ehre würdig sei als Christus, der Sohn Gottes selbst.

18) Wir bekennen, daß die heilige Jungfrau Maria die Königin des Himmels sei und zugleich mit dem Sohne regiere, der alles nach ihrem Willen thun müsse.

19) Wir bekennen, daß die Gebeine der Heiligen eine große Kraft haben; deßhalb sind sie von den Menschen zu verehren und müssen ihnen Tempel gebaut werden.

20) Wir bekennen, daß die römische Lehre die allgemeine, reine, göttliche, heilbringende, alte und wahre ist; die evangelische dagegen falsch, irrthümlich, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, verdammungswürdig, aufrührerisch, erdacht und erdichtet. Da nun also die römische Lehre: daß gemeine Christen das heilige Abendmahl nur unter einerlei Gestalt zu empfangen haben, im Ganzen und vollkommen in allen ihren Erklärungen gut und heilsam ist, so fluchen wir allen denen, die uns zu der gottlosen, jener Lehre entgegengesetzten Ketzerei vom Genusse des Abendmahles unter beiderlei Gestalt unterwiesen haben. Verflucht erklären wir unsere Eltern, welche uns in jenem ketzerischen Glauben erzogen haben; wir fluchen auch denen, welche uns Zweifel gegen die römisch-katholische Lehre beibrachten, so wie denen, welche uns jenen verfluchten Kelch reichten; ja uns selbst fluchen wir und erklären uns für verflucht, weil wir jenes verfluchten, ketzerischen Kelches theilhaftig worden sind, aus welchem zu trinken uns nicht ziemte.

21) Wir bekennen, daß die heilige Schrift unvollkommen und ein todter Buchstabe ist, so lange der höchste Bischof sie nicht ausgelegt und sie zu lesen den Laien gestattet hat.

22) Wir bekennen, daß eine einzige Messe eines römischen Priesters nützlicher ist als hundert und mehr Predigten der Evangelischen. Deßhalb fluchen wir

---

*) In der römisch-katholischen Kirche wird bekanntlich den Nichtgeistlichen beim heiligen Abendmahle nur das Brod gereicht, wider Gottes Wort aber ihnen der Kelch vorenthalten, aus dem nur der Priester trinkt.

jenen Büchern, die wir gelesen haben und die jene ketzerische und gotteslästerliche Lehre enthalten. Dies thun wir aus aufrichtigem Herzen, indem wir versichern, daß die römische Kirche in diesen und andern Glaubensartikeln durchaus wahr sei, und indem wir feierlich vor euch, ihr geehrten Männer und Frauen, ihr gegenwärtigen Jünglinge und Jungfrauen, jene ketzerische Lehre widerrufen. Dazu schwören wir, daß wir uns niemals wieder jener Irrlehre vom Abendmahle unter beiderlei Gestalten zuwenden wollen, wenn sie auch erlaubt wäre oder erlaubt werden sollte. Wir schwören auch, daß wir, so lange ein Tropfen Blutes in unseren Adern ist, jene verfluchte evangelische Lehre auf alle Weise, heimlich und öffentlich, mit Gewalt oder List, mit Wort und That, selbst mit dem Schwerte verfolgen wollen. Endlich schwören wir — welche Veränderungen auch in den weltlichen oder geistlichen Zuständen eintreten mögen — vor Gott, den Engeln und in euerer Gegenwart, daß wir weder aus Furcht noch aus Gunst jemals von dieser heilbringenden und göttlichen römisch-katholischen Kirche weichen und wieder zur verfluchten evangelischen Ketzerei uns wenden und bekehren wollen."

Wir haben diesem Bekenntnisse nichts hinzuzufügen, es zeigt uns nackt und klar das Ziel, zu welchem alle jene Bestrebungen der Jesuiten führen sollen, es zeigt uns offen den Abgrund des Irrthums und Verderbens, dem diejenigen zueilen, welche durch ihre glatten Worte und schönen Reden sich bethören lassen. Wir wollen nicht mit dem Schwerte von Eisen, aber mit dem Schwerte des Geistes gegen sie kämpfen, „welches ist das Wort Gottes," das bleibet und behält den Sieg in Ewigkeit!"

Dieses Machwerk ist aus Nro. 9 der Dorfkirchenzeitung von 1852, welche vom Pastor Bötticher in Blumberg herausgegeben und von Justus Albert Wohlgemuth in Berlin verlegt ist, abgedruckt.

Dieses angebliche Glaubensbekenntniß wird jetzt bereits zum viertenmal verbreitet, obwohl es jedesmal sofort nach seinem Erscheinen als ein unterschobenes Lügenwerk von den Katholiken nachgewiesen worden ist. — Zum erstenmal geschah dies im Jahre 1725 in Ulm bei Gelegenheit des Uebertrittes einer angesehenen Person dieser Stadt zum katholischen Glauben. Damals haben die Katholiken dieser Stadt nicht blos den Betrug entlarvt, sondern auch eine gerichtliche Verfolgung des Pasquillanten bewirkt.

Nichts desto weniger ließ einige Jahre später ein Hofprediger von Weimar, Bartholomäi, dasselbe in den 13. Band der Acta historico-ecclesiastica unter dem Titel: Confessio Romano-catholica in Hungaria Evangelicis publice praescripta et proposita als ein authentisches Actenstück abdrucken. Dies hatte nicht blos katholischer Seits wiederum die entschiedensten Protestationen zur Folge, sondern ein katholischer Pfarrer, J. N. Weißlinger, sah sich veranlaßt, in einem ei-

genen Werke die Unächtheit jenes Glaubensbekenntnisses unwiderleglich zu beweisen.

Man wagte daher lange nicht mehr, mit demselben hervorzutreten. Als sich aber 1817 in Begleitung der Reformationsfeste eine Aufregung unter den Protestanten gegen die Katholiken zeigte, und gleichzeitig auch einige Uebertritte ausgezeichneter Männer zur katholischen Kirche stattfanden, da holte man jenes alte, längst entlarvte Lügenwerk wieder hervor und verbreitete es von den verschiedensten Theilen Deutschlands aus derart, daß nicht blos eine Menge Zeitungen es abdruckten, sondern selbst wissenschaftliche protestantische Zeitschriften, wie des Professors Wachler theologische Annalen, und ein Osterprogramm der Universität Königsberg 1821 es aufnahmen und so durch ihr Ansehen dem abscheulichen Betrug Glauben verschafften. Auch damals wurde von katholischer Seite die Geschichte dieser immer wiederkehrenden Verleumdung aufgedeckt. So von den Ordinariaten von Würzburg, Augsburg, Hildesheim u. s. w., wie in dem 1821 in Bamberg erschienenen Werke von P. Brunnquell[1]) ausführlich zu lesen ist. In Ungarn aber, bei der im Jahre 1822 abgehaltenen Synode, protestirten sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe gegen diese Verleumdung öffentlich, wie aus den gedruckten Akten zu ersehen[2]). Auch fanden sich in allen katholischen Zeitschriften jener Zeit, z. B. in dem Katholiken von 1821, der Literaturzeitung von Mastiaux vom Jahre 1821—1823 u. s. w., ausführliche Nachweise hierüber.

Und heute, wo eine ähnliche, nicht genug zu beklagende Agitation gegen die katholische Kirche ohne alle begründete Veranlassung hervortritt, wo man sich nicht scheut, auf öffentlichen Versammlungen protestantischer Notabilitäten, zu Bremen, Wiesbaden, die katholische Kirche ein Werk der Hölle und ihren Cultus Götzendienst zu nennen, wo Pro-

1) Apologie des ächten Glaubensbekenntnisses bei dem Uebertritte anderer christlichen Konfessionen zur römisch-katholischen Kirche. — Zugleich Widerlegung der ohne allen Grund den Katholiken aufgebürdeten Glaubensbekenntnisse, welche das Osterprogramm der Universität zu Königsberg in Schutz nimmt. — Von P. Pius Brunnquell, der Gottesgelehrtheit Magister. Mit gnädigster Genehmigung des hochwürdigsten Generalvikariats des Erzbisthums Bamberg. — Bamberg 1821. S. 96.

2) Elicita mox ab omnibus PP. Synodalibus per Concilium Tridentinum praescripta Professio Fidei. Post haec idem RR. D. Lang ex eadem cathedra quaesivit ex Patribus Synodalibus, an placeat declarare, hanc unicam esse Fidei formulam, ab illis, qui ad sinum Ecclesiae catholicae redeunt, eliciendam, ac proin falsam, et calumniosam esse, quae in Germania circumfertur, et in Programmate Academiae Regiomontanae (in Borussia) anno 1821 typis vulgabatur; ad quod cum responsum fuisset per Placet etc.

fessoren und Vorsteher protestantischer Bildungsanstalten, wie Dr. Daniel Schenkel, Schriften erscheinen lassen, welche die katholische Kirche wahrhaft als das Reich des Antichrist darstellen, wie z. B. in dessen Gesprächen über Protestantismus und Katholicismus geschieht, worin auch — wie ich hiermit auszusprechen keinen Anstand nehme — kein Wort von der Lehre der katholischen Kirche und ihren Institutionen gesagt wird, das nicht eine Unverschämtheit oder eine Verdrehung enthielte, und worin der katholischen Kirche Lehren und Consequenzen aufgebürdet werden, die im Wesen mit den Sätzen des obigen Glaubensbekenntnisses ganz identisch sind — heute, sage ich, kommt auch jenes so oft widerlegte Pamphlet wieder zum Vorschein und wird nicht etwa in einem jener Winkelblätter, die den moralischen Unflath unserer Zeit zum gänzlichen Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung auszubreiten pflegen, sondern in einer in Berlin erscheinenden protestantischen Zeitschrift, welche sich vorzugsweise für ein Organ der Gläubigkeit und Religiosität ausgibt — als etwas ganz Neues und ein unzweifelhaft ächtes Aktenstück den Lesern mitgetheilt.

Da nun dieses Aktenstück auch in meiner Diöcese verbreitet wird und nicht blos die größten Lügen gegen die katholische Kirche enthält, sondern auch durch verleumderische Vorgaben, die katholische Kirche verpflichte die Ihrigen zum Hasse und zur Verfolgung der Protestanten, so ganz darauf berechnet ist, Mißtrauen und Feindschaft zwischen Protestanten und Katholiken hervorzurufen und zu nähren, so halte ich mich verpflichtet, abermals zu erklären, daß obiges angebliches Glaubensbekenntniß nicht blos ein niedriger Betrug ist, sondern daß auch, wenn man einige, wohl zum Scheine beibehaltene Sätze, wie: daß es 7 Sakramente gibt, daß der Papst das Oberhaupt der Kirche ist, daß es recht und heilsam ist, die Heiligen zu ehren und für die Verstorbenen zu beten, ausnimmt, alles Andere nie und nirgends von der katholischen Kirche gelehrt, noch daß eine solche Lehre von ihr geduldet wurde, daß sie vielmehr alles dieses theils als Gotteslästerung, theils als Unsinn und Abscheulichkeit verwirft und verabscheut, ganz insbesondere aber die wahnwitzigen Blasphemien, daß der Papst göttlich zu verehren sei, daß er willkürlich von Sünden lossprechen oder verdammen, die heil. Schrift ändern, nach seiner Willkür deuten, neue Glaubenslehren einführen könne, und daß als Ketzer zu verbrennen seien, die sich diesen Neuerungen nicht unterwerfen; ferner: daß Maria göttlich, wie oder gar mehr als Christus zu verehren sei, daß Christus ihr gehorchen müsse; endlich: daß die Protestanten, die katholisch werden, ihre Eltern, ihre Glaubensge-

nossen, den Abendmahlskelch [1]) u. s. w. verfluchen und die evangelische Lehre mit List und Gewalt verfolgen müßten.

Weil aber die Möglichkeit der Verbreitung so grober Lügen beweist, welche Vorurtheile über die Lehren der katholischen Kirche bei Nichtkatholiken sich finden, so benutze ich diese Gelegenheit, denselben entgegen zu erklären:

1) Die Katholiken glauben nicht, daß der Papst Herr sei über die Religion und in Sachen des Glaubens irgend etwas nach seiner Willkür thun könne oder dürfe; vielmehr ist nach ihrer Lehre und ihrem Glauben der Papst als erster Diener Jesu Christi den Lehren und Gesetzen der göttlichen Offenbarung gerade so unbedingt und vollkommen unterworfen wie jeder katholische Christ. Er hat nicht die Gewalt, an der katholischen Lehre das Mindeste zu ändern, vielmehr besteht sein Amt darin, gemeinschaftlich mit den Bischöfen darüber zu wachen, daß dieser Glaube stets unverändert und unversehrt bewahrt bleibe; — und wenn je neue und falsche Lehren entstehen, so hat er nicht etwa als einzelner Mensch, sondern in Einheit mit der Kirche, als deren Oberhaupt, nicht etwa neue Dogmen aufzustellen oder Auslegungen und Entscheidungen nach Menschenwitz und Willkür zu geben, sondern lediglich zu bezeugen und auszusprechen, was der alte und allgemeine Glaube sei, wie er zu allen Zeiten und an allen Orten von der ganzen Kirche als göttliche Wahrheit geglaubt und festgehalten wird, und in welchen Stücken jene Neuerungen Einzelner von diesem Glauben, dem alten und allgemeinen, abweichen. Kurz, der Heilige Vater hat so wenig über den Glauben, über die göttliche Offenbarung und namentlich über die heil. Schrift Gewalt, als ein Richter Gewalt hat über das Gesetzbuch. Aber das glauben wir und halten wir fest und scheint uns auch — die Thatsache der göttlichen Offenbarung, der Stiftung der Kirche durch Christus vorausgesetzt — überaus vernünftig, daß wenn der Papst in Einheit mit dem Episkopate und dadurch mit der ganzen Kirche Zeugniß ablegt vom alten Glauben und einen Glaubensstreit entscheidet, dieses Zeugniß und diese Entscheidung nach der Verheißung Christi, daß die Kirche nie dem Irrthum anheimfallen werde, unfehlbar ist, und daß jeder Einzelne seine dem Irrthum unterworfene Meinung der Entscheidung der Kirche unterwerfen muß.

---

1) Beiläufig bemerkt ist es lediglich eine in uralter Gewohnheit begründete und durch das Dogma, daß der lebendige Christus ungetheilt unter jeder Gestalt gegenwärtig ist, gerechtfertigte Disciplinarvorschrift, daß bei den Katholiken das Abendmahl außer der hl. Messe sowohl von Priestern als von Laien nur unter einer Gestalt empfangen wird.

2) Was Maria betrifft, so hat niemals irgend ein Katholik auf der ganzen Welt ihr göttliche Ehre oder Anbetung erwiesen; wir würden vielmehr das als Götzendienst betrachten: denn Maria ist ein Geschöpf und was sie ist und hat, ist und hat sie allein von der Gnade Gottes. Wir glauben aber, daß Maria durch diese Gnade die Heiligste ist unter allen Geschöpfen, und daß wir sie um Jesu Christi willen als die wahre Mutter des wahren Sohnes Gottes vor allen andern Geschöpfen, die Gott geehrt haben will, ehren müssen, wie auch hinwiederum ihre Fürbitte bei Gott die wohlgefälligste und kräftigste ist; aber nur durch ihre Fürbitte vermag sie von Gott uns Gnaden zu erlangen.

3) Was endlich jene Angabe betrifft, daß Protestanten, die katholisch werden, ihre bisherigen Glaubensgenossen und selbst ihre Eltern verfluchen müssen, so ist das eine wahrhaft teuflische Lüge. Wer katholisch wird und ist, der wird und ist durch seine Religion verpflichtet, alle Menschen werkthätig zu lieben, vor allem aber seine Eltern und Angehörigen, — und wenn etwas, so muß er schwören, die Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe gegen alle Menschen in Herz und That zu üben. Ueberhaupt haben die Protestanten kein anderes als das allgemeine von dem Kirchenrath von Trient vorgeschriebene Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche, wie es in jeder Agende zu finden ist und bei hundert Gelegenheiten in der katholischen Kirche öffentlich ausgesprochen wird, abzulegen.

Noch muß ich endlich eine weit verbreitete Perfidie, die auch in obigem Machwerke zu Tage tritt, kennzeichnen. Es wird nämlich jenes Glaubensbekenntniß als ein von den Jesuiten herrührendes und gebrauchtes bezeichnet, und hält man sich damit die falsche Ausrede offen, daß man nur die Jesuiten, nicht aber die katholische Kirche angreife. Aber es gibt überhaupt kein jesuitisches Glaubensbekenntniß, so wenig als eine jesuitische Religion. Die Jesuiten, die wirklichen, sind einfache Priester und Diener der katholischen Kirche und dürfen und können nichts anders predigen als die Lehre der Kirche, und predigen nichts anders, und so je ein Jesuit auch nur im mindesten Punkte von der katholischen Lehre abwiche, würde er deßhalb sofort von der Kirche zurecht gewiesen, und so er auf seinem Irrthume beharrte, aus seinem Orden und aus der Kirche ausgestoßen werden.

Wenn ich aber so oft widerlegte Angriffe noch einmal zurückweise, so oft gesagte Wahrheiten noch einmal öffentlich ausspreche, so habe ich dafür keinen andern Grund als mein Verlangen, Irrthümer zu beseitigen, die ganz geeignet sind, in dieser Diöcese, wo Katholiken und Nichtkatholiken nahe zusammen wohnen, tiefen Haß und Zwietracht zu veran-

lassen. Wenn mein Wort auch nur in einem einzigen Falle hierzu beiträgt, so bin ich schon für mein Verfahren hinreichend belohnt. Es besteht zwischen uns und unsern nichtkatholischen Brüdern ein Gegensatz, der schon groß genug und den wir nur beklagen, aber nicht beseitigen können, der Gegensatz in unserm Glauben. Eben weil wir von der Wahrheit der Glaubenssätze der katholischen Kirche überzeugt sind, deßhalb können wir keinen Satz von denselben aufgeben. Dagegen scheint es mir ein durchaus schändliches Verbrechen zu sein, die Trennung, wie es jetzt geschieht, durch Lug und Trug zu vergrößern und an Stelle einer vernünftigen, redlichen Erörterung den Kampf blinder Leidenschaft hervorzurufen. Ich gebe daher diese Erklärung in der wohlmeinenden Absicht, um das, was uns trennt, wieder auf Wahrheit und Wirklichkeit zurückzuführen, und in diesem Bestreben sollten sich Katholiken und Nichtkatholiken, deren Ziel nicht der Haß, sondern die Wahrheit ist, die Hand bieten. In jedem Bisthume der katholischen Kirche besteht ein eigener Diöcesankatechismus, d. h. ein vom Bischofe genehmigtes Lehrbuch des katholischen Glaubens, nach welchem die gesammte Jugend der Diöcese unterrichtet wird. Außerdem liegen die Beschlüsse des Kirchenrathes von Trient vor aller Welt offen da als Zeugniß des katholischen Glaubens, und unzählige, von Katholiken verfaßte Lehrbücher[1]) bieten so leichte Gelegenheit, das kennen zu lernen, was die Kirche wahrhaft lehrt. Möchten doch aus diesen Allen zugänglichen Quellen Alle ihr Urtheil über die katholische Kirche schöpfen, denen es um Wahrheit und nicht um Lüge zu thun ist.

An seine Schwägerin Paula.

119.

Mainz, 1. Februar 1853.

Ueber die letzten lieben Nachrichten von Euch habe ich mich noch gemeinschaftlich mit P. Bonaventura[2]) erfreut, der damals hier weilte. Seine Anwesenheit war mir zum größten Troste und ich hätte ihn gar gern zu meiner Unterstützung in der Seelsorge noch hier behalten.

---

1) Vgl. Bossuet, Exposition de la doctrine de l'église catholique, etc. Deutsch: Luzern bei Anich 1821. — Wiesemann, Die vornehmsten Gebräuche der kath. Kirche zc. Regensburg, Manz 1847. — Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften. Mainz bei Kupferberg 1843.

2) Dessen Bruder Richard als Kapuziner.

Meinem Theologen Max[1]) geht es Gott Dank recht wohl. Unter den Professoren meines Seminars habe ich in diesem Winter leider viel mit Krankheiten zu schaffen.

Den Tod des verehrten Melchior[2]) haben wir natürlich alle mit demselben Schmerz erfahren. Jarcke[3]), dann gar Diepenbrock — das sind schwere unersetzliche Verluste. Der sehnlichste Wunsch des letztern, wie er ihn mir so lebhaft ausgesprochen, ist dadurch erfüllt. Hoffentlich wird er bald mit Alfred[4]) am Throne Gottes für uns beten. Möge uns ein ewiger Friede dort alle wieder vereinen.

Graf Ferdinand v. Galen[5]) an den Bischof v. Ketteler.

120.

Berlin, 16. Februar 1853.

Ich bin gestern hier angekommen und heute sagte mir Fürst Boguslaw Radziwill, den ich in der Messe traf, Folgendes:

Er sei gestern vom König empfangen worden. Dieser habe die Rede auf Dich gelenkt und geäußert, wie sehr schon früher sowohl als besonders während Deiner hiesigen Amtsführung Du seine Achtung, sein Vertrauen und seine Zuneigung in hohem Grade erworben hättest. Es seien ihm aber seitdem Meldungen über Dich von verschiedenen und dem Anscheine nach zuverlässigen Seiten zugegangen, die seinem Herzen wehe gethan hätten. Nach diesen solltest Du nämlich in der Zeit der Dis-

1) Vgl. Nr. 116.

2) Cardinal Melchior v. Diepenbrock † 20. Januar 1853. Vergl. dessen Lebensbild „von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle." Breslau 1859.

3) Karl Ernst Jarcke † 27. December 1852. Dessen Biographie von Phillips in den Hist. pol. Bl. 31, 277—290.

4) Graf Alfred zu Stolberg, geboren am 13. August 1800, des Grafen Friedrich Leopold hochbegabter Sohn. In der Jugend hatte er sich über die von Gott gesetzten Schranken menschlichen Erkennens hinweggesetzt, fand aber später in demüthiger Unterwerfung unter die Lehren der Kirche den verlorenen Frieden wieder und wurde Diepenbrock's Geisteskind und Freund. Da er sich nicht für würdig hielt Priester zu werden, wonach es ihn drängte, so entschloß er sich durch Theilnahme an dem Carlistenkrieg sein Leben einer gerechten Sache zu widmen und starb, von einer Krankheit ereilt, zu Sare, einem Dorfe in den Pyrenäen, am 9. November 1834. Vgl. Zum Andenken an Alfred Stolberg. Von Melchior Diepenbrock. Regensburg 1835.

5) Der ehemalige preußische Gesandte. Vgl. S. 37.

cussionen über die Zollfrage[1]) nicht allein für die österreichische Ansicht agitirt haben, sondern sogar als ihr Bannerträger in dortiger Gegend aufgetreten sein, gegen die preußische Ansicht feindselig gewirkt und die Geistlichkeit in der preußischen Rheinprovinz in diesem Sinne bearbeitet haben. Er wisse nicht, was er hievon denken solle, aber ein einfaches Dementi von Dir werde ihn vollständig beruhigen. Er sage dies nicht an ihn (Radziwill), damit er es für sich behalte, sondern daß er auf Grund davon dasjenige thun möge, was ihm gut scheine.

Ich habe nun Radziwill, der meinen Rath in Anspruch nahm, gesagt, er möge Dir selbst schreiben. Er wollte aber lieber, daß dies durch mich oder Mathis geschehen möge. So gewiß ich nun bin, daß hier Verleumdungen vorliegen, so bestimmt erscheint mir die Pflicht, meine Theilnahme nicht zu verweigern, damit sie zu Deiner Kenntniß kommen. Dir allein stelle ich das Weitere anheim, möchte aber hinzufügen, daß Radziwill's ausdrücklicher Versicherung zufolge der Wunsch des Königs in keinerlei Beziehung zu der Wiederbesetzung des erledigten Stuhles in Breslau steht[2]). Nach meiner Ansicht ist es in dieser Zeit zuweilen unerläßlich, der Verleumdung, wo sie sich nackt zeigt, wie hier der Fall ist, entschieden entgegen zu treten. Willst Du meine weitere Vermittelung in dieser Sache, so stehe ich zu Deinen Diensten. Ein paar Wochen bleibe ich wenigstens hier. Mathis und Wilderich grüßen herzlichst.

An Graf Ferdinand von Galen.

121.

Mainz, 22. Februar 1853.

Gleich nach Vollendung der seelsorglichen Arbeiten der vorigen Tage soll es mein erstes Geschäft sein, auf Deinen Brief vom 16. l. M. zu antworten. Wie Du in Deinem Briefe vollkommen richtig annimmst, ist an dem Gerüchte von irgend einer Betheiligung meiner Person an jenen Zollangelegenheiten kein wahres Wort. Mein Privatwunsch war und ist

---

1) Die süddeutschen Staaten knüpften im Jahre 1852 den Wiedereintritt in den Zollverein an die von Preußen energisch bekämpfte Bedingung, daß zuerst Oesterreich in den Zollverein aufgenommen werde, und ließen dieselbe erst fallen, nachdem Oesterreich, durch politische Verhältnisse gezwungen, zwei Jahre später mit Preußen einen Handelsvertrag auf 20 Jahre abgeschlossen. Vgl. Menzel's Gesch. der letzten 40 Jahre 2, 371—374.

2) Bischof v. Ketteler stand auf der Candidatenliste für den bischöflichen Stuhl von Breslau.

freilich immer eine Zolleinigung für ganz Deutschland. Ich habe aber über diese Sache nur äußerst wenig und im vertrautesten Kreis einiger wenigen Bekannten, wie überhaupt über alle weltlichen Angelegenheiten, gesprochen und es ist mir nie eingefallen, weder für noch gegen, sei es schriftlich oder mündlich, an diesen Dingen mich irgendwie zu betheiligen. Die ganze Sache ist also total aus der Luft gegriffen. Das Gerücht ist um so unbegreiflicher, da mein ganzer Verkehr sich auf äußerst wenige Menschen beschränkt und ich vom Morgen bis Abend mit meinen eigenen Angelegenheiten über und über beschäftiget bin.

Ich gebe Dir, lieber Ferdinand, diese Erklärung mit Freude, wenn es sich nur darum handelt, eine irrige Ansicht des Königs über mein Wirken zu berichtigen, da es mir ein großes Anliegen ist, von ihm, soweit er noch die Gnade hat an mich zu denken, nicht mißverstanden zu werden. Du sagst mir ja auch in Deinem Briefe, daß es sich dabei durchaus nicht um meine Berufung (oder wie ich es nennen soll) nach Breslau handelt. Wenn aber inzwischen irgendwie die Möglichkeit eingetreten sein sollte, an meine Person in dieser Beziehung zu denken, so bitte ich dafür sorgen zu wollen, daß meine obige Erklärung dem Könige nicht anders als mit dem bestimmten Zusatz hinterbracht werde, daß ich den Stuhl in Breslau durchaus nicht übernehmen kann und daß ich alles daran setzen werde, nicht abermals von den Seelen losgerissen zu werden, die Gott mir anvertraut hat.

Grüße Mathis, Wilderich und August recht herzlich. Ich freue mich, daß Ihr jetzt zusammen seid. Max geht es vortrefflich. Er läßt herzlich grüßen.

An seine Schwägerin Paula.

122.

Mainz, 17. April 1853.

Die Gefahr wegen Breslau ist jetzt glücklich an mir vorüber, da auch Viale Prela erklärt hat, daß mich der Heilige Vater nicht von hier wegnehmen werde. Dagegen gehen wir hier großen Kämpfen entgegen. Durch Gottes Gnade werden wir thun, wozu wir verpflichtet sind, und Ihm den Erfolg überlassen, den Er allein in der Hand hat.

Geh. Hofrath Dr. Bell an den Bischof v. Ketteler.

123.

Heidelberg, 27. Juli 1854.

Zu meinem Bedauern kam ich nicht mehr dazu, Ew. Hochwürden Gnaden die Druckschrift: „Die katholischen Zustände in Baden von Nebenius[1])“ persönlich zu überreichen, nachdem Sie den Wunsch, dieselbe zu erhalten, ausgedrückt hatten. Ich thue dieses nun nachträglich auf diesem Wege. Der Verfasser ist bei uns als ein wohlwollender, wohlgesinnter, talentvoller und kenntnißreicher Staatsmann bekannt, und ich selbst hatte mich bei verschiedenen Veranlassungen vieler Freundlichkeit von seiner Seite zu erfreuen. Auch hatte ich mehrmals Gelegenheit wahrzunehmen, daß er für viele Seiten einzelner katholischer Institutionen Sinn hat und ihnen aufrichtige Anerkennung zollt; um so mehr ist es zu bedauern, daß er hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sich von den so lange und allgemein in den Regierungskreisen herrschenden Ansichten nicht frei machen konnte. Er lebt jetzt im Pensionsstande und fast erblindet zu Karlsruhe.

Die Eindrücke, welche die letzte Spendung der heiligen Firmung unter den Katholiken unserer Gegend zurückgelassen hat, zeigen sich in allen Kreisen der Gesellschaft als sehr stark und lebhaft. Möge der Himmel die bischöflichen Bemühungen und unsere guten Vorsätze segnen, damit die Wirkungen des Gnadenmittels nachhaltig und fruchtbringend seien!

An seine Schwägerin Paula.

124.

Rom, 3. December 1854.

Ich bin jetzt schon drei Wochen in dieser wunderbaren Stadt, wo sich ein großer Theil der Weltgeschichte zusammendrängt. Alles zu sagen ist mir unmöglich. Mein treuer Begleiter Lennig[2]), mein General-

---

1) Gerichtet gegen die Schrift: Die katholischen Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. Regensburg 1841, welcher 1843 unter gleichem Titel eine „zweite Abtheilung“ nachfolgte.

2) Vgl. dessen Lebensbild von Dr. Brück S. 203.

vikar, führt mich täglich nach dem einen oder andern Heiligthum und dort suchen wir dann uns Gnaden zu sammeln und damit den Genuß und die Freuden zu verbinden. Der Augenblick meines Hierseins ist durch die Anwesenheit so vieler Bischöfe noch von ganz besonderem Interesse. Am nächsten Freitag wird nach einer heute erfolgten Bekanntmachung die Erklärung der unbefleckten Empfängniß in der St. Peterskirche während eines feierlichen Pontifikalamtes stattfinden. Alle Pracht und Herrlichkeit wird sich an diesem Tage entfalten und alles wird geschehen, um die heilige Jungfrau nach besten Kräften zu ehren. Möge die heilige Gottesmutter es mit Wohlgefallen aufnehmen, daß die Kirche sie mitten unter dem Wüthen des Unglaubens als die Mutter Gottes bekennt und ehrt. In den Herzen aller Kinder der heiligen Jungfrau wird diese Erklärung gewiß die größte Freude erwecken.

Zwei Tage später, also am nächsten Sonntag, erwartet uns ein anderes großes Fest, die Einweihung der neuen Paulskirche, die an die Stelle der abgebrannten gebaut ist. Es ist ein ganz prachtvolles Gebäude geworden.

Alle diese schönen und ergreifenden Feste verzögern dagegen meine Privatgeschäfte bezüglich der oberrheinischen Kirchenprovinz und verlängern zugleich meinen Aufenthalt. Doch hoffe ich im Februar wieder zu Haus einzutreffen und habe vielleicht dann die große Freude Dich auf der Rückreise[1]) noch zu sehen.

Vom geliebten Pater[2]) lauten alle Nachrichten recht schlecht. Gott scheint das schwere Opfer von uns fordern zu wollen. — Hoffentlich sind die Jesuiten in Innsbruck Dir zum Trost. Grüße P. Thuiner[3]) besonders von mir. Auch natürlich die lieben Kinder. Der liebe Gott beschütze und bewahre Dich und gebe Dir auch die Gesundheit, wenn es so gut ist.

---

1) In Innsbruck.

2) P. Bonaventura, Guardian des Mainzer Kapuzinerklosters, welcher ebenso streng in Beobachtung der Regeln seines Ordens als eifrig, selbst bis zur Erschöpfung, im Dienste des Herrn gewesen, namentlich im Predigtamte, wofür er hervorragende Talente besaß, hatte sich zur Erholung zu seinem Schwager Graf Galen nach Assen begeben, wo er nach mehrmonatlichen Leiden am 3. Januar 1855 an der Auszehrung gestorben ist. Vgl. Katholik, Neue Folge 11, 38—41.

3) Vgl. S. 135.

An seine Schwägerin Cäcilie[1]).

125.

Rom, 2. Januar 1855.

Dein lieber Brief von Harkotten ist mir hierher nachgeeilt und hat mich also in recht weiter Ferne durch den Ausdruck Deiner Liebe erfreut. Ich bin nämlich inzwischen zu den Gräbern der Apostelfürsten gereist. Der entschiedene Wunsch des Heiligen Vaters hat dazu gehört, um mich von meinen täglichen Geschäften in meiner Diöcese loszureißen. Nachdem ich aber erst dies überwunden hatte, ist mir natürlich die Reise und der hiesige Aufenthalt, besonders unter so außerordentlichen Umständen, wie die große Versammlung der Bischöfe ist, vom höchsten Interesse. Mein Begleiter, Generalvikar Lennig, ist zudem ein unterrichteter Mann und kennt Rom von seinen früheren Aufenthalten her, wodurch mein Hiersein an Annehmlichkeit sehr gewinnt. Ich habe hier auch eine Bekannte von Dir, eine Marchesa Spinola geb. Garnieri angetroffen, welche mich Deinetwegen aufgesucht hat und voll Freundlichkeit gegen mich ist.

Der Eindruck, welchen Rom macht, ist, was die Stadt und Umgegend betrifft, mit keiner andern zu vergleichen. Beide passen ganz zusammen. Um aber alles ungestört zu genießen, muß ein Norddeutscher sich zuerst fest vornehmen an hunderttausend Kleinigkeiten sich nicht zu stoßen, denn Rom ist zu selbständig und eigenthümlich, um allen Zeitanforderungen sofort zu entsprechen. Ohne irgend den Eindruck von Verlassenheit zu machen, ruht auf Rom und seiner Umgebung eine gewisse ernste Ruhe. Die unzähligen Denkmale, christliche und heidnische, welche mit den größten Ereignissen der Weltgeschichte zusammenhängen, mit Thatsachen, von denen man von Jugend auf gehört hat, fordern Ruhe und Denken. Darin ist man aber hier gar nicht gestört und das finde ich ganz eigenthümlich und unbeschreiblich angenehm. Die Ruinen des Heidenthums sind hier wie von Gott erhalten, um den Sieg des Christenthums und die Gotteskraft, die diesen Sieg errungen, zu veranschaulichen. Auf dem Palatin, auf dem alten Palast der römischen Kaiser, auf jenen ungeheueren Ruinen, die den ganzen Berg umfassen, auf diesen Mauern, die menschlicher Stolz, menschliche Macht, menschliche Genußsucht aufgeführt, steht jetzt ein ganz armes Franziskaner-Kloster, in dem jene Ar-

---

1) Wittwe des Freiherrn August v. Ketteler, preußischer Major im 1. Garde-Ulanenregiment, † 27. Juli 1853.

muth, Demuth und Keuschheit geübt wird, welche den Reichthum, den Stolz, die Schwelgerei des Heidenthums überwunden hat. Der Palatin und dieses Klösterchen ist ein Abriß der Weltgeschichte und zugleich, geliebte Cäcilie, — ein Abriß des Lebens eines jeden Menschen. So wird alles Ruine werden, was wir in jenem Geiste in unserm Leben aufbauen, der die Kaiserpaläste erbaut hat, und so wird alles über die Vergänglichkeit triumphiren, was wir in jenem Geiste thun, der das Heidenthum überwunden hat.

Mit ganz besonderer Freude habe ich vor einigen Tagen das Grab Deiner lieben Namenspatronin besucht. Sie ruht jetzt in einer ihr an der Stelle erbauten Kirche, wo einst ihr Wohnhaus stand. Früher ruhten ihre Gebeine in den Katakomben des Callistus, wohin Papst Urban sie gleich nach ihrem Tode bringen ließ. Papst Paschalis ließ sie gegen 821 in die Kirche transferiren, wo sie jetzt ruht. Siebenhundert Jahre später (1599) öffnete man den Sarg und legte sie in einen neuen prachtvollen Sarkophag, in dem jetzt ihr heiliger Leib eingeschlossen ist. Ganz so wie man sie damals im Sarge fand, ist sie in einer Marmorstatue dargestellt, welche über ihrer Ruhestätte angebracht ist[1]). Hiernach lag sie noch ganz erhalten in der Stellung in dem Sarg, wie sie mit drei Hieben im Hals niedergestürzt war und so liegend nach einigen Tagen starb. Mit dem vordern Körpertheil ist sie etwas zur Erde geneigt, der Kopf hängt herab und berührt mit der Stirn die Erde, die Hände etwas vorgestreckt, als wollte sie den Körper etwas aufrecht halten. Die Statue in dieser Lage ist ganz ergreifend und ich hätte unbeschreiblich gern mit meinen Augen den Sarg durchdringen mögen, um den Leib der Heiligen selbst in dieser Lage zu schauen. Uebrigens ist es erfreulich zu sehen, wie sehr ihr Andenken hier geehrt wird. Eine große Menge Lichter brennt ununterbrochen an der Vertiefung vor ihrem heiligen Leibe.

Die Mehrzahl der Bischöfe ist schon wieder heimgekehrt; mich hält dagegen noch die Verhandlung wegen unserer kirchlichen Angelegenheit in der oberrheinischen Kirchenprovinz und besonders in meiner Diöcese zurück. Bisher war es natürlich unmöglich zu Verhandlungen zu kommen. Jetzt haben sie aber, Gott Dank, begonnen und ich hoffe, daß ich in drei Wochen sie beendigt haben werde. Wie unangenehm alle diese Verhand-

1) Stefano Maderno, der Schöpfer dieses Werkes, hatte den Leichnam oft betrachtet, wie die Inschrift der Statue besagt: „In diesem Marmor stelle ich hier das Bild der heiligen Jungfrau Cäcilia dar, ganz in derselben Lage, wie ich sie selbst unversehrt in ihrem Grabe liegend gesehen habe." Vgl. Kraus, die römischen. Katakomben 150—155; Sainte Cécile par Dom Guéranger. Paris 1874, pag. 495—521. In beiden Werken ist die Statue abgebildet.

lungen sind, kannst Du denken. Es ist wunderbar, mit welchen Vorurtheilen wir zu kämpfen haben, um der Kirche die Stellung zu erwirken, die wir rechtlich fordern können und die sie nothwendig hat, um ihre Aufgabe zu lösen. . . . .

Ich wünsche Dir nun, geliebte Schwester, und Deinen lieben Kinderchen von ganzem Herzen Gottes Segen zu dem neuen Jahre, welches wir begonnen haben. Ich will mich in dieser Absicht hier recht oft mit Dir im Gebete vereinigen, besonders an den Gräbern so vieler Heiligen. An Leiden wird es uns gewiß auch in diesem Jahre nicht fehlen, aber auch nicht an Kraft und Trost, wenn wir unser Kreuz recht in der Nachfolge Christi tragen. Grüße die lieben Kinder recht herzlich.

Gräfin Sophie v. Merveldt an ihren Bruder Wilhelm.

126.

Assen, 3. Januar 1855.

Der liebe Gott möge mir doch die Worte geben, Dir eine Trauernachricht mitzutheilen, die, wenn auch nicht unerwartet, doch so unendlich schmerzlich für Dich sein wird und doppelt schwer und schmerzlich, weil Du so entfernt bist und nicht den Trost mit uns getheilt hast, den geliebten lieben Vater noch sehen und an seinem gottseligen Sterbebett stehen zu können. Gottes Willen und Wege sind ja unerforschlich und seine Barmherzigkeit war in den letzten schweren Stunden so groß, daß wir nur anbeten und danken können, wenn auch das Auge sich dabei mit Thränen füllt und mit Schmerz den geliebten Geschwisterkreis sich immer mehr lichten sieht; dafür gewinnen wir aber mit Gott Fürbitter im Himmel, die uns auch noch holen werden, wenn die Zeit in diesem Jammerthal erfüllt ist. . . . .

Durch Helenens Brief [1]) hörtest Du schon, wie sichtlich der Zustand des geliebten Vaters sich dem Ende nahte. Seit acht Tagen konnten wir es fast täglich wahrnehmen, wie die Kräfte sanken. Doch schien der liebe Vater selbst seinen Zustand durchaus nicht für bedenklich zu halten und ein Vorschlag von Herrn Fecke [2]), ihm die Generalabsolution zu

1) Gräfin Helene von Galen, seit 1858 vermählt mit dem Erbdrosten Clemens Graf Droste zu Vischering.

2) Damals Hausgeistlicher und Informator auf dem Schlosse Assen, jetzt Pfarrer zu St. Martin in Münster.

geben, machte ihn fast ungeduldig. Um so erwünschter war es uns, als P. Behrens[1]) am Freitag ankam und sogleich erklärte, er werde seinem früheren Versprechen gemäß den lieben Pater nicht mehr verlassen. Er suchte ihn auch sogleich geneigt zu machen, die Generalabsolution zu empfangen und seine Zweifel darüber, daß es noch zu früh sei, zu beschwichtigen. Am Sonntag Abend ertheilte er ihm dieselbe im Beisein von Max. Der geliebte Pater war davon aber so angestrengt, daß er dem P. Behrens sagte: „Ich glaubte Ihnen unter den Händen zu sterben." Montag empfing er die heilige Communion als Viaticum — Gott Lob ohne besondere Hustenstörungen. Dagegen war er gestern den ganzen Tag mit Husten geplagt, der den geliebten Kranken sehr quälte und gegen Abend auch einige Zeit recht beängstigte. Doch schien er die Nähe des Todes so wenig zu ahnen, daß er Anna noch beauftragte, an Sauwerky[2]) über diesen besonderen Zustand zu berichten. Gegen 10 Uhr verließen wir ihn wie gewöhnlich, weil er uns in der Regel nicht gern länger bei sich hatte und der Barmherzige Bruder und P. Behrens auch für die Nacht keine Gefahr befürchteten und uns für diesen Fall zu holen versprachen. Die ganze Nacht war der liebe Pater aber recht unruhig und beklommen und ließ gegen 5 Uhr mich rufen, um ihm wo möglich Erleichterung für den immer fester werdenden Schleim zu verschaffen. Aber ach Gott! dazu war keine Möglichkeit. Den geringsten Tropfen zu schlucken fiel ihm beschwerlich und ward ihm bald unmöglich. Wir kamen dann bald alle an sein Sterbelager, küßten seine liebe Hand und empfingen seinen Segen, den er auch Dir, geliebter Wilhelm, und Wilderich im Geiste ertheilte. Er war bis zum letzten Athemzug beim vollsten Bewußtsein, nickte P. Behrens zu oder drückte ihm die Hand, wenn er ihn durch kleine Gebete und Seufzer ermunterte und stärkte, und verlangte recht nach dem Augenblick der Erlösung — aber immer die vollkommenste Ruhe und Ergebung, keine krankhafte Zuckung und außer dem Schweiß auf der Stirne keine Spur von Angst. Seine rechte Hand ruhte fortwährend unter seinem Kopfe, mit der linken hielt er die Hand von P. Behrens. Gegen 8 Uhr ungefähr sagte er ganz deutlich: „Jetzt wird es ernst." Der Athem wurde dann immer leiser, so ruhig, so still, daß nur P. Behrens den eigentlichen Uebergang seiner lieben geliebten Seele wahrnehmen konnte. Gegen $^1/_2$9 Uhr lag er da wie ein sanft Schlummernder, den friedlichst wohlthuendsten Ausdruck in seinen

---

1) Rector auf der Friedrichsburg bei Münster, dem in Folge des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 aufgehobenen Noviciat der Jesuiten.

2) Der den Kranken behandelnde Arzt, ein geschätzter Homöopath aus Soest.

lieben Zügen, die rechte Hand unter dem Kopfe, in der linken das Kreuz und den Rosenkranz. Sanft und selig war er hinüber gegangen und hat gewiß als ein guter und getreuer Knecht seinen Lohn empfangen. Mit welcher Freude werden ihn die geliebten Eltern und so viele geliebte Vorangegangene empfangen haben und wie wird er mit der Gnade Gottes jetzt ausruhen von allen Beschwerden dieses mühevollen Lebens und seiner schweren leidenvollen Krankheit! Möge Gottes Gnade uns einst allen einen so seligen Tod bereiten.

Clemens läßt es sich nicht nehmen, die geliebte Leiche nach Harkotten zu bringen, und ich hoffe Du wirst damit auch einverstanden sein. In aller Stille, so einfach und anspruchslos als möglich, soll am Freitag Abend die liebe Leiche dorthin gebracht werden und wegen der Feiertage bis Dienstag dort ausgestellt bleiben und alsdann die Beisetzung in der Gruft zu den geliebten Eltern stattfinden. Anna und ich werden dem geliebten Pater hoffentlich bis zur letzten Ruhestätte das Geleit geben und ich kehre dann in meine liebe Lembeck'sche Einsamkeit zurück, um dort, wenn es so Gottes heiliger Wille ist, den Winter recht still zuzubringen. Der Trost des geliebten Paters wird mir dort recht abgehen. Ich habe immer und besonders in dieser letzten Krankheit so unverdient viele Liebe von ihm empfangen. Gott lohne es ihm im Himmel und schenke mir nun um so kräftiger seine Fürbitte, je mehr diese Liebe, jetzt aller brüderlichen Blindheit entkleidet, meine Schwachheit und Bedürftigkeit erkennen wird. Das verwaiste Leben drückt oft recht schwer und doch sollte man ja Gott nur danken und ihn preisen für alles, was er an uns gethan hat. Wie oft, wie oft trat mir in diesen Tagen so lebhaft vor die Seele, welchen Trost wir schon allein als Kinder der heiligen Kirche haben und wie wir nie genug dafür danken können.

Verzeihe diesen vielleicht etwas confusen Brief. In einigen Tagen schreibe ich Dir wieder; für heute mußt Du es mir zu gute halten. Mein Herz sagte Dir gern viel, viel mehr, als meine armseligen Worte und mein recht müder Kopf es auszudrücken vermögen. Der liebe Gott sei mit seinem reichlichsten besten Troste bei Dir, lieber Wilhelm. Ich küsse Deine lieben Hände. Der liebe Gott hat es recht gnädig gefügt, daß so viele von uns hier sein konnten; hättest nur Du und Wilderich nicht gefehlt!

An Graf Ferdinand v. Galen[1]) in Madrid.

127.

Rom, 8. Januar 1855.

Gestern habe ich von dem Erzbischof von Compostella gehört, daß er in diesen Tagen wieder nach Spanien zurückkehrt. Ich benutze daher diese Gelegenheit, Dir und Aennchen[2]) den herzlichsten Dank für die Grüße zu sagen, die mir Dein Brief vom 6. November überbracht hat. Du hast mir durch denselben große Freude gemacht, da es mir immer eine sehr empfindliche Entbehrung ist, daß wir durch unsere Verhältnisse so wenig äußere Verbindung haben können. Meine Gedanken sind recht, recht oft bei Euch und Dein Gebet will ich treu erwiedern.

Die Mehrzahl der hier versammelten Bischöfe ist schon wieder heimgekehrt. Diese vollendete Einigung so vieler aus allen Theilen der Welt hatte etwas außerordentlich Ergreifendes. Mit großem Recht hat der innerste Gegensatz dieser Versammlung zu jener in Frankfurt Dich an letztere erinnert. O wenn doch die Menschen sich untereinander mit dem Bande verbinden lassen wollten, mit dem Gott sie verbinden will! Dann wäre sofort die Einigkeit so wahr und innig. Aber das wollen die Menschen nicht. Sie wollen andere Mittel der Einigung und finden sie nicht.

Ich glaube übrigens, geliebter Ferdinand, daß wir die Absichten Gottes sowohl über die Entscheidung der unbefleckten Empfängniß Mariens als über die Versammlung der Bischöfe noch nicht übersehen können. Solche Fügungen haben bei Gott ihren Grund mehr in der Zukunft, die uns gar nicht, als in der Vergangenheit, die uns nur wenig bekannt ist. Jedenfalls bestätigen sie, was ja alle empfinden, daß wir in einer sehr wichtigen Zeit leben und vor einer Zukunft stehen, die große Ereignisse bringen wird. Daß die Kirche, während die Welt durch zahllose Fragen bis in ihre Fundamente aufgeregt ist, sich versammelt, alle diese Fragen außer Acht läßt und sich nur mit einer beschäftiget, welche die Ehre der heiligen Jungfrau und dessen, den sie geboren hat, angeht, ist schon so seltsam, daß man daran den Geist erkennt, welcher der Welt eine Thorheit, in Wahrheit aber Gottes Weisheit und Kraft ist. Gott

---

1) Damals außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Madrid.

2) Dessen Gemahlin geb. Gräfin v. Bocholtz-Asseburg. Vgl. S. 66.

allein kann wissen, wie diese Entscheidung in die Seelen und Herzen der Menschen und in die falschen Ansichten und Empfindungen, die dort angehäuft sind, eingreifen soll und eingreifen wird. Wie leicht aber können Verhältnisse eintreten, wo es dem Heiligen Vater von unendlichem Werthe sein muß, die Erfahrung gemacht zu haben, daß eigentlich alle Hausstreitigkeiten in der Kirche verschwunden sind, und daß es nur seines Wortes bedarf, um von allen Theilen der Welt die Bischöfe um sich zu versammeln. Mein deutsches Gefühl ist dagegen in dieser Zeit recht gekreuziget worden. Es ist namenlos schmerzlich für uns zu sehen, wie Deutschland jetzt auf den Versammlungen der katholischen Kirche zusammen geschmolzen ist. Es waren wohl noch einige Bischöfe aus Oesterreich, Preußen, Baiern u. s. w. da, aber die deutsche Nation als solche ist verschwunden.

Mich hält hier noch die Verhandlung wegen meiner vorläufigen Convention mit der Regierung [1]) zurück. Ich habe alle Hoffnung, daß ich zum Ziele gelange. Alle diese Verhandlungen werden mir aber recht schwer, da mich mein Herz immer mit der größten Gewalt zum eigentlichen priesterlichen und seelsorglichen Wirken hinzieht. Diesen muß ich jetzt auf lange Zeit entsagen. Doch kann ich über Gottes Willen dabei nicht zweifelhaft sein und so muß ich natürlich mein rebellisches Gefühl unterdrücken.

Daß Friedrich [2]) mich nicht begleiten konnte, hat mir sehr leid gethan. Ich hatte ganz sicher darauf gerechnet und war ganz überrascht, als seiner Gesundheit wegen die abschlägige Antwort kam. Max wollte ich nicht gern in seinen Studien stören. Er macht mir fortwährend die größte Freude und ich erwarte, daß er ein sehr tüchtiger Arbeiter für den lieben Heiland werden wird. Von dem lieben Pater in Assen bekomme ich immer dieselbe Nachricht von dem langsamen Fortschreiten der Krankheit. Ich habe lange Deine Ansicht getheilt, daß nämlich Gott ihn durch die schwere Krankheit nur läutern wolle, um ihn dann noch hier als Arbeiter zu gebrauchen. Es scheint aber, daß Gott es anders bestimmt hat. Ich habe ihm das Opfer dieses geliebten Bruders schon gebracht. Seine Krankheit mit ihrem wahrscheinlichen Ende ist für mich wieder eine große Erfahrung von den geheimnißvollen Wegen der Vorsehung. Auf seine Hilfe hatte ich so sicher gerechnet und jetzt nimmt ihn Gott hinweg, wo er eben beginnen könnte mit großem Erfolg mich bei

---

1) Abgedruckt in Dr. Brück's Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz 547—550.

2) Graf v. Galen. Vgl. S. 192 f.

der Aufgabe zu unterstützen, die Gott auf meine schwachen Schultern gelegt hat.

Grüße Aennchen so innig und herzlich wie möglich. Ich will Euch, so gut ich es vermag, dem Schutze der heiligen Apostelfürsten empfehlen. Viel Glück und Gottessegen zum neuen Jahre!

An Regens Moufang in Mainz.

128.

Rom, 12. Januar 1855.

Ich trage schon lange den Gedanken herum, Ihnen, den Professoren und den lieben Seminaristen einen freundlichen Gruß von hier aus zuzusenden. Die große Unregelmäßigkeit in unserer Lebensweise hat mich aber bisher von der Ausführung abgehalten. So habe ich Ihnen noch nicht einmal meine Freude über Ihre Wahl zum Domcapitular[1]) ausgesprochen. Es bedarf jedoch dessen kaum, Sie meiner Freude und Theilnahme zu versichern. Meine Freude bezieht sich aber mehr auf die Diöcese als auf Ihre Person. Die volle Ueberzeugung, daß Sie für Ihre Person weit entfernt sind, derartiges zu suchen; daß Sie solche Stellen nicht als einen Lohn, sondern als eine Pflicht, als ein Amt betrachten; daß Sie deßhalb zu jeder Zeit den ganzen Einfluß dieser Stellung nur benutzen werden, um das Wohl der Diöcese zu fördern — diese Ueberzeugung erfüllt mich mit der innigsten und lebhaftesten Freude bei Ihrer Wahl.

Vor allem bitte ich schon jetzt in diesem Sinne Ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, wenn einst sich die Gelegenheit bieten wird, der Diöcese einen bessern und würdigern Bischof zu geben, und sich durch gar keine Rücksicht abhalten zu lassen, für den würdigsten Priester aufzutreten. Der Gedanke, Sie auch als Rathgeber von nun an im Ordinariat zu haben, ist mir von großem Troste, da wir Bischöfe, wie wir bei der Weihe so schön ausdrücken, der Hilfe um so mehr bedürfen, je schwächer wir uns selbst fühlen. Also Deo gratias!

Der liebe Gott hat uns Reisende bisher vor allem besondern Unfall gnädig bewahrt. Ihr Onkel[2]) fühlt sich Gott Dank besonders wohl, wie er mir vor einiger Zeit zu meiner Freude gestanden hat. Ich

---

1) Am 6. November 1854.

2) Generalvikar Lennig.

bedaure ihn oft, daß er bei seinen Kenntnissen aller Art auf einen Reisegefährten angewiesen ist, mit dem er so vieles nur mangelhaft theilen kann. Einen großen Theil der Jugend auf der Jagd zugebracht zu haben wird hier doch recht fühlbar. Zudem ist der Gedanke an meinen todkranken Bruder, den ich nach den letzten Nachrichten wohl kaum noch zu den Lebenden rechnen darf, auch so ernst, daß ich mich nicht immer seines Einflusses nach Außen hin erwehren kann. Doch hat Rom in hohem Grade das Eigenthümliche, daß es auch mit den ernsten inneren Stimmungen nicht in Widerspruch tritt. Alles was man hier sieht, erweckt ja Gedanken, die, über den kurzen Zeitraum der Dauer des irdischen Lebens so weit hinausgehend, uns an die Nichtigkeit des Vergänglichen und den Werth des Unvergänglichen erinnern. Hier ist wahrhaft die Welt im Kleinen und zwar nicht in Büchern, sondern in Steinen und Monumenten. Durch sie und die Eindrücke, welche sie an sich tragen, tritt man in tägliche unmittelbare Berührung mit den größten Begebenheiten im Heidenthum und Christenthum und mit den größten Männern, die sie hervorgebracht. Und diese Riesenkolosse des Heidenthums, die eine ewige Dauer ertrotzen zu wollen scheinen, — dennoch Ruinen und im Verfall und auf ihnen das Christenthum wie der Gegensatz von Leben und Tod!

Mehr als alle anderen Monumente erregen aber die Katakomben mein Interesse. Man möchte sie auf den Knieen durchwandern statt auf den Füßen, und singend und betend statt redend. Wenn für die Katakomben das geschehen wäre, was für die Aufbewahrung aller ganzen und halben heidnischen Statuen, so wären sie ohne Zweifel die heiligsten und lehrreichsten Gänge in der Welt. Das ist aber leider nicht der Fall. Wo immer ein neuer Gang eröffnet wird, nimmt man an heiligen Gebeinen und Steinen alles fort, was sich findet. In den Katakomben liegen in den Theilen, welche geöffnet sind, nur noch jene Heilige theilweise an der Stelle, wo sie nach ihrem Martyrertod beigesetzt wurden, über die schon Constantin Basiliken aufführen ließ. Hier, wo durch eine besondere Fügung Gottes und durch das milde Clima alle alten Monumente sich so merkwürdig erhalten haben, sieht man auch zugleich, wie heilig in der Kirche nicht nur jener Theil der Tradition ist, der das Wesen der christlichen Lehre betrifft, sondern auch jener, der sich auf die vielen andern Schätze des christlichen Lebens bezieht. Unter der Erde in den Katakomben liegt z. B. die heilige Agnes an der Stelle, die alle Christen in Rom kannten, wo sie beteten und das heilige Opfer feierten. Hundert Jahre später läßt Constantin die Erde an dieser berühmten Stelle bis zu der Tiefe des Grabes der Heiligen

abtragen und baut nun über demselben, ohne die Stelle zu verändern, die Basilika, die, wenn auch hie und da verschönert, noch heute steht. Solchen handgreiflichen Dokumenten, welche die Tradition der Katakomben sofort verkörpert haben und uns wie mit einem Sprunge über so viele Jahrhunderte hinweg in die erste Zeit des Christenthums versetzen, begegnet man hier so vielfach. Sie haben etwas ganz Ergreifendes. Den Raum in den Katakomben der heiligen Agnes, wo die Katechumenen unterrichtet wurden, mitten unter den Gräbern heiliger Martyrer, um für denselben Glauben vielleicht auch bald den Tod zu erleiden, werde ich nie vergessen. Fast mein erster Gedanke, als ich diesen Ort betrat, war: O wenn doch alle meine lieben Alumnen aus Mainz hier sein könnten, um an dieser heiligen Stelle, wo einst vielleicht viele Martyrer den Entschluß gefaßt haben, ihr Blut aus Liebe zum Heiland zu vergießen, demselben göttlichen Erlöser zu versprechen, daß auch sie alle Opfer bringen wollen, die nöthig sind, um gute Priester zu werden! Doch nicht nur hier, sondern überall begleitet mich der Gedanke an jene Anstalt, von der aller Segen für die Diöcese ausgehen soll, und meine Gebete und Wünsche für Alumnen, Professoren und Regens sind zahllos.

Ihr Onkel wird Ihnen geschrieben haben, daß meine Conferenzen mit Brunelli beendet sind. Ich bin mit dem Gang zufrieden und hoffe zu Gott, daß ich anfangs Februar mit einer befriedigenden Antwort der Heimath entgegen reisen kann. Wie sehr ich mich darnach sehne, versteht sich von selbst. Die herzlichsten Grüße bitte ich den Herrn Domcapitularen, Professoren, Pfarrern, Alumnen u. s. w. auszurichten; auch Ihre Mutter und Geschwister nicht zu vergessen. Den Bewohnern des Seminars ertheile ich meinen bischöflichen Segen.

An seine Nichte Helene Gräfin von Galen.

129.

Rom, 29. Januar 1855.

Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von der guten Mutter[1]) empfangen, für den ich ihr recht vielen Dank verschulde, indem er mir so viele und liebe Nachrichten von dem lieben Vater und seinen letzten Stunden überbrachte. Die liebe Mutter hat mir durch diesen Brief eine ganz außerordentliche Freude gemacht und noch manches vervollständiget,

1) Seine Schwester Anna Gräfin v. Galen.

was die liebe Sophie übergangen hatte. Sage ihr daher vorläufig meinen allerherzlichsten Dank. Da mir die Geschwister in Innsbruck auch theilweise die Nachrichten mitgetheilt haben, die sie von den lieben Schwestern empfangen hatten, so bin ich jetzt recht vollständig von allem unterrichtet, was an dem Sterbebette des lieben seligen Bruders vorgefallen ist. Ohne recht tiefe Wunden geht natürlich ein solcher Verlust nicht vorüber. Alle Trennung ist ja nur eine Folge der Sünde und vor allem der Tod — diese größte Trennung außer der ewigen. Doch die Barmherzigkeit Gottes und die Liebe unseres Heilandes hat ja aus dieser schmerzensvollen Strafe der Sünde ein Heilmittel gemacht, und wie wir von dem Tode des Heilandes sagen, daß in ihm der Tod den Tod überwunden und den Stachel des Todes vernichtet hat, so können wir auch von jedem einzelnen Christen, der in der Gnade Gottes stirbt, sagen: er stirbt nicht mehr jenen fürchterlichen Tod ohne Hoffnung, jenen Tod ohne Ende, sondern er stirbt, um zu leben; sein Tod ist das Ende des Todes und der Beginn des wahren Lebens. Unser irdisches Leben ist ja eigentlich kein Leben im vollen Sinne, sondern ein fortwährendes Sterben, ein Kampf mit dem Tode, und je mehr wir uns absterben im Leben, desto weniger Stoff zum Sterben findet der Tod in der Stunde des Todes.

Der geliebte selige Bruder hat gewiß noch viele kleine Schwächen gehabt, die uns verpflichten für ihn zu beten. Er hat aber mit seltenem Ernst durch Gottes Gnade den Weg der Abtödtung und des Absterbens schon im Leben betreten und so dürfen wir hoffen, daß Gott die Schrecken des Todes deßhalb so fern von ihm gehalten hat. Ich freue mich unbeschreiblich, daß alle Briefe der geliebten Tante und der geliebten Mutter so klar aussprechen, daß sie und ihr, geliebte Kinder, mit diesem höheren Trost bei dem Tode des lieben seligen Vaters anwesend gewesen, und auch ich empfinde diesen Trost aus ganzer Seele mit.

Deine Empfehlung an die Mutter Gottes in S. Trinità de Monti habe ich ausgerichtet, ohne das bezeichnete Bild jedoch gesehen zu haben. Es war an dem Tage zu voll in der Kirche. Dieselbe hat eine der schönsten Lagen von Rom. Die Damen von Sacré-Cœur haben, wie Du wissen wirst, hier noch zwei andere Häuser. Bei ihnen war ich noch nicht.

Eine Tour, die ich zu den merkwürdigsten meines Lebens rechnen muß und die mir jetzt, nach der Todesnachricht, noch von ganz besonderem Werthe war, habe ich gestern vollendet. Ich war nämlich in Subiaco, wo der heilige Benedikt so viele Jahre verweilte und seine ersten Stiftungen machte. Er hatte sich dazu einen wunderbar geeigneten Platz ausgesucht. Von Tivoli an, wo man die römische Campagna verläßt

und das Sabiner Gebirg erreicht, fährt man etwa acht Stunden aufwärts in einem Thale, welches großentheils von Bergen gebildet ist, die theils aus mächtigen Felsmassen, theils aus Steingeröll bestehen. Diese Beschaffenheit der Berge und die besondere Art des Steines trägt auch, glaube ich, viel zu der ganz eigenthümlichen Beleuchtung bei, die man hier bei jedem Sonnenstrahl an den Bergen wahrnimmt, daß sie nämlich in einem ganz röthlichen Glanze erscheinen, was wunderschön ist. Eine fernere Eigenthümlichkeit dieser Steinmassen besteht aber in den schönen natürlichen Höhlen und Grotten, die sich überall vorfinden. Schon in Tivoli trifft man solche vom Wasser gebildete Grotten, die weltberühmt sind. Der liebe Vater wird sich ihrer noch erinnern. Aber auch aufwärts im Thale begegnet man überall diesen Grotten, wo immer sich eine Felswand erhebt. Diese Höhlen waren nun die ersten Zellen für den Patriarchen des Mönchslebens im Abendlande, den hl. Benedikt. Am Ende des Thales, wo seine letzten Ausläufer sich schon zu dem Gebirgsrücken erheben, der das Thal beschließt, hinter einem See, der aber jetzt abgelaufen ist, in der größten Einsamkeit, erwählte er sich an dem südlichen Abhang die Grotte, in der er zuerst mehrere Jahre ganz allein zubrachte. Die Gegend ist ganz besonders ernst und feierlich — sie hat wenigstens auf mich diesen Eindruck wie keine andere gemacht. Sie ist aber durchaus nicht rauh und kalt wie die Felsthäler in den Alpen. Nach und nach sammelten sich um ihn seine Schüler, die anfangs, wie er selbst, in diesen Höhlen lebten, bis später auch einzelne Bauten aufgeführt wurden. Fünf oder sechs dieser Grotten sind Wohnungen von Heiligen gewesen, z. B. eines hl. Laurenz, der in seiner Höhle, ohne sie je zu verlassen, über vierzig Jahre zubrachte, eines hl. Petrus u. s. w. Diese Grotten sind jetzt so eingerichtet, daß man die heilige Messe in ihnen lesen kann. Ich habe in der Grotte gelesen, welche der hl. Benedikt selbst bewohnte. Wie aber die Schülerzahl sich vermehrte, so scheint der hl. Benedikt den Gedanken gefaßt zu haben, die Idee des Klosterlebens in den Wüsten des Orients nachzubilden, wo ja ganze Gegenden sich mit heiligen Männern erfüllten, die ihr Leben damit zubrachten Gott zu loben. Er baute daher in diesem ganz einsamen Thale, in geringer Entfernung — eine Viertelstunde bis 20 Minuten — von einander, zwölf Klöster, die in dieser Stille von da an ohne Unterbrechung das Lob Gottes erschallen lassen sollten. Sie standen durch Glocken mit einander in Verbindung. War die Zeit zum Gebete gekommen, so erschallte ein Glöckchen nach dem andern und bald waren die Mönche von allen zwölf Klöstern im Gebete begriffen und füllten das ganze Thal mit Stimmen aus, die Gott verherrlichten. Sie recitiren im Chor das Brevier so außerordent-

lich langsam, daß ihr Gebet zu einer Art Betrachtung wird und so viel Zeit in Anspruch nimmt, daß ein großer Theil des Tags und der Nacht darauf hingeht. Wie wohlgefällig mußte Gott ein solches fortgesetztes Opfer des Gebetes, eine solche Heiligung einer ganzen Gegend durch Gebet sein! Jetzt stehen von diesen Klöstern noch zwei für Männer an der alten Stelle und eines für Frauen in dem Städtchen Subiaco. Wie oft habe ich da an den lieben seligen Pater gedacht! Wie würde ihn das alles interessirt haben! Aber auch an Euch alle habe ich dort oft gedacht und an alle geliebten Geschwister, und auch Dich, mein liebes Rellerchen, habe ich, so gut ich konnte, den großen Heiligen empfohlen, die dort lebten. Du kannst die lieben Eltern und Deine lieben Geschwister nicht herzlich genug grüßen; auch die liebe Tante Sophie und die liebe Mieke[1]). Der liebe Heiland möge immer mehr Dein Herz mit seiner Liebe erfüllen. Ich bleibe mit der innigsten Liebe Dein treuer Onkel Wilh. Emmanuel.

Ich erwarte jetzt täglich eine Antwort und hoffe in 8—14 Tagen abzureisen. Ob ich über Innsbruck gehe, ist noch nicht bestimmt.

An seinen Bruder Wilderich.

130.

Rom, 7. Februar 1855.

Meine Hoffnung, Dich und die liebe Paula und die Kinder ganz bald zu sehen, ist nun wieder in weite Ferne hinausgerückt und sogar höchst wahrscheinlich ganz vereitelt worden. Mit großer Bestimmtheit war mir nämlich eine Antwort für diese Tage zugesagt. Als ich nun gestern zu Brunelli ging, um mich zu erkundigen, hörte ich zu meinem größten Schrecken, daß ich vor Ende dieses Monates kaum hoffen kann, eine Antwort zu besitzen. Gott gebe mir Geduld. Die Fasten stehen bevor; vier Wochen vor Ostern kommt P. Roh und P. Zeil zu einer Mission in Mainz; ich muß Priester weihen 2c.; alles wartet auf mich und nun muß ich abermals fast einen Monat hinzusetzen. Ohne ganz bestimmte Antwort kann ich aber, wie Du mir auch ganz richtig geschrieben hast, nicht weggehen, und so gibt es kein anderes Mittel als warten. Wie gesagt, fürchte ich damit endlich auch die große Freude einzubüßen, Euch, geliebte Geschwister, zu besuchen. Denn je länger ich hier bleiben muß, desto mehr werde ich schließlich eilen müssen, nach Hause zu kommen. Abgesehen von der Langsamkeit bin ich übrigens mit dem Gang der Ver-

1) Maria Gräfin v. Spee geb. Gräfin v. Galen.

handlung noch immer gleich gut zufrieden. Ganz beurtheilen kann ich ihn aber erst, wenn ich die Antwort selbst habe.

Gestern war ich in einer merkwürdigen Gesellschaft. Unser Banquier, ein Herr v. Kolb, ist als Württembergischer Consul zugleich ein Stück von Diplomat. Er hatte mit Lennig, der Geld holte, Bekanntschaft gemacht, kam dann zu mir, um seine Aufwartung zu machen und die Folge war dann Einladung und Diner, gestern in Gesellschaft vom preußischen Gesandten Thile, dem badischen Gesandten Brunner und dem nassauischen v. Hendel. Kolb selbst ist Protestant und führt die kirchlichen Verhandlungen für Württemberg. So war ich denn mit allen meinen Gegenfüßlern zusammen. Zu einem Gespräch über den Gegenstand, der uns gemeinschaftlich interessirt, konnte es natürlich nicht kommen, und so beschränkten wir uns gegenseitig auf sehr allgemeine Rekognoscirungen.

Der Grund der längern Verschiebung der Antwort an mich scheint mir darin zu liegen, daß es Brunelli bei der Arbeit selbst klarer geworden ist, daß er in dem Hauptbericht an die Congregation die einzelnen Diöcesen von der ganzen Provinz gar nicht trennen kann. Er arbeitet daher an einer umfassenden Darstellung, woran sich dann die Grundsätze knüpfen werden, nach welchen die Einzelantworten an die Regierungen erfolgen sollen, so daß man zwar mit allen einzeln verhandelt, aber mit allen genau nach denselben Grundsätzen über das, was festgehalten werden muß unter allen Umständen, und was etwa noch gestattet werden kann. Hierbei scheinen mir, nach Brunelli's Aeußerung, unsere Besprechungen maßgebend sein zu sollen. Ueberhaupt kann ich Gott nicht genug danken, daß ich mit Brunelli zu verhandeln habe. Er gilt, wie ich höre, für den besten Kanonisten im Cardinals-Colleg, was mir recht tröstlich ist. Ich habe also Hoffnung, eine klare und gute Antwort zu erhalten und ferner, daß nach meiner Abreise den andern Regierungen hintereinander ganz ähnliche und entschiedene Antwort zugehen werde. Ich kann dann den übrigen Bischöfen zu Haus, namentlich dem Erzbischof, ganz genaue Nachricht bringen, was hier bis zum Aeußersten festgehalten, was etwa zugestanden wird, so daß auch diese ganz klar sehen werden. Ich kann mich also über die Verzögerung nicht beklagen, so unbeschreiblich unangenehm es mir ist, so lange von meiner Diöcese abwesend sein und hier ein solches Faulenzerleben führen zu müssen. Vielleicht gehe ich aus Desperation noch auf einige Tage nach Neapel. Ein solcher Ausflug würde mich sehr interessiren; ich finde ihn nur etwas verschwenderisch.

Wir haben hier in Rom außer dem Collegium Germanikum noch

drei deutsche Anstalten, welche ursprünglich ganz für Deutsche gestiftet, später fast ganz in italienische Verwaltung und Benutzung übergegangen sind. Die eine ist Campo santo, gleich bei St. Peter. Hiermit ist ein Begräbnißplatz für die Deutschen verbunden. Früher hatten alle Nationen solche Stationen um St. Peter. Die Deutschen haben sie Gott Dank allein noch behalten. Diese Kirche hat jetzt wieder einen deutschen Priester (Rolfs aus Münsterland), nimmt wieder Pilger auf, hat eine vortrefflich geleitete deutsche Bruderschaft und Verwaltung und ist so wieder im besten Stande.

Eine andere Anstalt — eine Bruderschaft für deutsche Bäckergesellen, deren es früher sehr viele in Rom gab — mit Kirche und Fonds ist noch ganz in italienischen Händen.

Endlich die Anima, die wichtigste und reichste Stiftung, welche ganz österreichisch geworden war. Der Kaiser selbst aber hat auf Bildung einer geistlichen Commission zur Prüfung ihrer ursprünglichen Bestimmung angetragen, und sie wird hoffentlich recht bald wieder wesentliche Bedürfnisse für die ganze Kirche in Deutschland befriedigen. Angestellt an derselben ist gegenwärtig Flier, ein Geistlicher aus Innsbruck, ein vortrefflicher Mensch. Alle Bischöfe, die hier waren, nehmen gewiß im höchsten Grade die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Gründung bestimmter Organe für den Verkehr zwischen Rom und Deutschland mit nach Haus. Wenn diese fehlen, müssen sich natürlich Schleichwege bilden, die für Rom und Deutschland nachtheilig sind und Irrthümer auf beiden Seiten verbreiten. Ich hoffe, daß zur rechten Zeit die Anima hierfür die Unterlage bieten wird. Alle Nationen werden ohne Zweifel in Folge der Versammlung in einen weit lebendigern Verkehr mit Rom treten und dafür auch neue Anstalten schaffen.

Wie drohend sieht es wieder in der Welt aus! Was wird daraus werden? Alle diese Erschütterungen scheinen aber für Gottes Absichten nothwendig zu sein.

An Caplan Wesener in Recklinghausen.

131.

Mainz, 24. Mai 1855.

Du weißt, ich bin ganz und gar ein „Bauern-Pastor“ und habe außerdem wenig Zeit für Einzelseelsorge. Ich glaube daher nicht, daß ich der rechte Mann bin für diese arme Person. Ich behandle alle Frauenzimmer sehr einfach, kurz und verlange großen Gehorsam. Wenn dies verbunden wäre mit der unctio Spiritus, so wäre es gut — das ist

aber leider nicht der Fall und so ist mein Verfahren gewiß oft verkehrt. Das sind meine Bedenken. Wenn Frau M. sich dennoch an mich wenden will, so bin ich bereit ihre Führung einige Zeit zu übernehmen.

Alle Anhänglichkeit und Liebe, die Du mir aussprichst, erwiedere ich von ganzem Herzen. Bete recht für mich, denn Gott hat mir ein zu schweres Amt auferlegt. Kömmst Du nicht zum Bonifaciusfest? Jedenfalls mußt Du mich wieder einmal besuchen. Der liebe Gott gebe uns seinen Segen.

An Frau Professor Phillips in Wien.

132.

Mainz, 1. Juni 1855.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank sowohl für Ihr freundliches Schreiben vom 9. Mai, als auch für das liebe Geschenk. Ohne Lisi's Urtheil zu nahe treten zu wollen, kann ich doch mit ihr über die vielen Fehler ganz und gar nicht einverstanden sein, und ich begreife vielmehr gar nicht, wie Sie noch eine solche Arbeit zu Stande bringen können. Ich glaube Ihrem Willen am Besten zu entsprechen, wenn ich die Spitze nach ihrer ursprünglichen Bestimmung zu einem Altartuch für unser armes Kapuziner-Klösterchen verwende. Der liebe selige Pater wird hoffentlich im Himmel seinen Dank für das seinem Klösterchen gemachte Geschenk am Throne Gottes abstatten können.

Auch danke ich herzlich für die Grüße von Ihrem lieben verehrten Mann und die Erwähnung Ihrer guten treuen Mädchen. Lisi ist ja ein wahrer Schreibkünstler geworden. Es ist mir eine ganz besondere Freude, daß ich mich durch diese bekannten Leute noch so ganz in Ihren Hausstand hinein versetzen kann. Nur die gute Hausfrau selbst kann ich mir freilich in ihrem jetzigen Zustand nicht denken.

Gar zu gern hätte ich Sie und den Herrn Professor auf meiner Rückreise von Rom besucht. Der Plan dazu war auch schon fertig, die Ausführung ist aber durch die endlose Verschleppung meiner Geschäfte in Rom unmöglich gemacht worden. Ich mußte endlich auf dem kürzesten und schnellsten Wege nach Haus eilen. Abgesehen von der großen Freude des Wiedersehens hätte ich auch gar zu gern einmal recht gründlich mit dem Herrn Professor über alle unsere Zustände in Deutschland gesprochen. Wie sehr entbehren wir jetzt ein Urtheil von der Bedeutung und dem Gewicht, wie es früher die „Hist.-pol. Blätter“ abgegeben haben. Gott weiß, ob ich aber noch je zu einer solchen Besprechung Gelegenheit finden werde.

Wir rüsten uns jetzt hier auf die Feier des Bonifacius-Festes. Meinen Hirtenbrief in dieser Beziehung habe ich Ihnen neulich zugeschickt. Möge der hl. Bonifacius für das Land beten, dem er einst sich im Leben und Tode gewidmet hat. Im Herzen und im Gebete werden Sie gewiß in jener Zeit recht mit uns verbunden sein.

Beten Sie auch recht für mich, verehrte Frau! Ihr Leben ist ja gewiß fast ganz ein Leben des Gebetes geworden, seitdem Gott äußerlich Ihnen das Augenlicht entzogen hat, um einst Ihrer Seele in seiner Anschauung um so viel mehr Licht zu geben. Ich habe den Kampf, den mir der Beruf zur bischöflichen Würde verursacht hat, noch immer nicht überwunden und eine verkehrte Sehnsucht, die meinem innern Leben Schaden thut, zieht mich oft mit großer Macht nach dem seelsorglichen Wirken auf dem Lande, nach meinen Bauern und Bauernkindern zurück. Ich bitte daher recht um Ihr Gebet.

Die herzlichsten Grüße an den Herrn Professor und Ihre Hausgenossen. Auch bitte ich Marie Esterházy recht freundlich von mir zu grüßen. Ich danke ihr recht, daß sie auf Zusendung Ihrer Arbeit bestanden hat. Der liebe Gott wolle uns einst um seinen Thron und in seiner Liebe ewig alle vereinen.

An seine Schwägerin Cäcilie.

133.

Mainz, 9. Juli 1856.

Deinen lieben Brief erhielt ich am Tage meiner Abreise nach dem Hegau im Badenschen, wo ich fast vier Wochen lang für den alten Erzbischof die heilige Firmung gespendet habe.

Ich kann mir lebhaft denken, wie die Sorge für die Kinder Dir jedes Unwohlsein doppelt schwer macht. Gott segne Deine Badekur. Die Kinderchen müssen recht beten und diese Gnade vom lieben Gott erflehen. Das Gebet frommer Kinder hat eine wunderbare Kraft. Gott gebe Dir auch die Gnade, Deine geliebten Kinder immer gottesfürchtiger zu erziehen. Diesen Reichthum, gegen den der andere Koth ist, können, Gott Dank, alle Eltern ihren Kindern hinterlassen. Er fließt besonders aus dem Herzen der Mutter. Mutter und Kind hängen so innig zusammen, daß jede wahre und jede falsche Empfindung der Mutter, jedes wahre und falsche Urtheil, jede wahre und falsche Richtung sich in das weiche Wachs des Kinderherzens abdrückt. Die wahren Gedanken, Empfindungen und Urtheile lernen wir aber beim lieben Heiland. Deßhalb müssen wir trachten, ihn recht kennen zu lernen.

Wir haben in allen Verhältnissen des Lebens vieles zu tragen, aber auch immer für vieles Gott zu danken. Auf das Eine sollen wir nicht sehen und das Andere nicht übersehen. Auch muß die beste Mutter nicht Vorsehung sein wollen, sondern die Vorsehung Gott überlassen. Das führt zum Frieden. — Den Kinderchen die herzlichsten Grüße! Meine Herbstprojekte[1]) sind noch nicht festgestellt, wohl aber meine Wünsche.

An seine Nichte Helene Gräfin von Galen.

134.

Mainz, 21. November 1856.

Ich lebe jetzt wieder nach allen den vielen Sommerreisen in meiner Winterruhe, die mir nicht wenig behaglich ist. Bis zur heiligen Adventzeit sind einige alte Reste versäumter Amtsarbeiten, an denen es mir leider nie fehlt, aufgeräumt und dann beginnt die schöne heilige Zeit mit allen ihren geliebten seelsorglichen Arbeiten, die bis nach Ostern fast ununterbrochen dauert. Gott gebe, daß da alles und recht vieles zu seiner Ehre und dem Heile so vieler bedürftigen Seelen, die mitten im Lichte noch blind und mitten in der Liebe noch kalt sind, geschehe. Dies Verhungern so vieler Seelen bei all' dem Ueberfluß an Gnade und Wahrheit, den wir vom Heiland empfangen haben, ist kaum zu ertragen. Ich freue mich in jedem Jahre auf diese Arbeiten mit immer innigerer Freude, wobei es nur meine Qual ist, daß ich sie so elend vollbringe! Den Ton zu finden, der in die Herzen dringt und sie bekehrt — das ist die Sache! Das sind aber die vom heiligen Geiste geweihten Töne und diese fehlen mir. Schließe mich deßhalb auch in Dein Gebet ein, geliebtes Helenchen, denn was wir für einander erbitten, bekommen wir immer eher, als was wir für uns selbst erbitten.

An Karl Fürst v. Löwenstein zu Kleinheubach.

135.

Mainz, 20. Januar 1857.

Da durch die Vollendung des Baues des St. Marien-Waisenhauses bei Neustadt i. O. und durch die Ablegung der Baurechnung diese Angelegenheit zu einem vorläufigen Abschluß gekommen ist, so halte ich mich

---

1) Bezüglich eines Besuches der Verwandten in Westphalen.

verpflichtet, Ew. Durchlaucht über den jetzigen Stand derselben Mittheilung zu machen.

Ew. Durchlaucht hohe Familie hat mir von dem Vermächtniß Ihrer Großmutter[1]) 34,514 fl. 25 kr. zur Disposition gestellt. Dieses Kapital ist bisher in folgender Weise zur Verwendung gekommen:

	fl.	kr.
1. Ankauf eines großen mit einer Mauer umgebenen Grundstückes, genannt der Thiergarten, bei Neustadt	2,500	—
2. Baukosten des Hauses	14,532	27³/₄
3. Innere Einrichtung des Hauses, Möbel, Betten rc.	643	40
4. Auf Hypotheken ausgeliehen	16,250	—
5. Baar in meiner Kasse	934	30
Summa .	34,860	37³/₄

Das Mehr der Ausgabe gegen die Einnahme erklärt sich aus den Zinsen des in der Zwischenzeit angelegten Kapitals. Die Anstalt ist bereits in vollem Gange. Es befinden sich in derselben schon 12 Kinder unter Leitung von 4 Schwestern, und da die Theilnahme nach den erhaltenen Berichten in der ganzen Umgegend eine allgemeine ist, so hoffe ich, daß sie ihr wohlthätiges Wirken immer mehr wird ausdehnen können.

Nach dem, was ich mir über den Stand des Vermögens der Anstalt zu bemerken erlaubt habe, ist also von dem uns überwiesenen Kapitale ein großes Grundstück angekauft, ein geräumiges, solides Haus, das fast 200 Kinder aufnehmen kann, erbaut und vorläufig entsprechend eingerichtet worden. Außerdem besitze ich für die Anstalt ein hypothekarisch angelegtes Kapital von 16,250 fl., mit dessen Zinsen die jährlichen Unkosten der Anstalt theilweise bestritten werden sollen. Die noch vorhandenen 934 fl. dagegen werden für nachträgliche Rechnungen von Baukosten und Vervollständigung des Inventars zur Verwendung kommen.

Es bleibt jetzt noch übrig, zur Sicherung der Zukunft der Anstalt das Eigenthum derselben festzustellen, da ich bisher vor dem Gesetze als deren Eigenthümer figurire. Bisher konnte das nicht geschehen, da der Betrag der Baukosten noch nicht mit voller Gewißheit zu bestimmen war. Jetzt aber wird eben die Ordnung dieser Sache meine nächste Sorge sein und ich werde nicht verfehlen Ew. Durchlaucht hierüber später Mittheilung zu machen. Ich will aber nicht unterlassen schon jetzt zu bemerken, daß ich unter den Bedingungen, unter denen ich zur Uebertragung des Eigenthums die Staatsgenehmigung einzuholen gedenke, auch die aufführen werde, daß, im Falle die Anstalt durch äußere Verhältnisse ihrem Zwecke

---

1) Fürstin Sophie geb. Fürstin Windischgrätz.

gewaltsam entfremdet und der Bischof verhindert werden sollte, das Vermögen zu ähnlichen oder zu kirchlichen Zwecken zu verwenden, das ganze Vermögen wieder der Fürstlich Löwenstein'schen Familie zurückfallen solle.

Eine Abschrift der bei der schönen Einweihungsfeier der Anstalt am 24. August 1856 in die Fundamente gelegten Urkunde verfehle ich nicht hierbei anzulegen [1]).

---

1) Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Nachdem der Vater der Erbarmungen und der Gott alles Trostes, der Schützer und Ernährer der Armen und Verlassenen, schon früher das edle Herz der über alles Lob erhabenen frommen und wohlthätigen Durchlauchtigsten Frau Fürstin Sophie von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg gebornen Fürstin von Windischgrätz zu dem christlich hochherzigen Entschlusse gebracht hatte, letztwillig ein bedeutendes Stiftungskapital anzuweisen und zu verfügen, daß eine Wohlthätigkeitsanstalt auf Fürstlich Löwenstein'schem Gebiete gegründet werden solle — und nachdem ferner nach dem Hinscheiden dieser edlen Fürstin der Hochwürdigste Herr Bischof von Mainz, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, in seiner Sorgfalt für das geistliche und zeitliche Wohl seiner von Gott ihm anvertrauten Heerde die Aufmerksamkeit der Fürstlichen Familie auf den schrecklichen Nothstand und die geistliche und leibliche Armuth des bedürftigsten Theiles des Bisthums Mainz, auf den hessischen Odenwald, und auf die große Anzahl hilfsbedürftiger und verwahrloster Kinder hingelenkt hatte — so entschied man sich von Seiten der Fürstlichen Familie, die von der edlen Fürstin Sophie beabsichtigte Wohlthätigkeitsanstalt im hessischen Odenwalde und zwar zu Neustadt als ehemalig Fürstlich Löwenstein'sches Gebiet zu errichten.

Die göttliche Vorsehung leitete diese christliche Angelegenheit so, daß, was die edle Fürstin Sophie begonnen, die würdigen Nachkommen dadurch schneller zum Ende zu führen verhalfen, daß die Fürstliche Herrschaft den ehemaligen sogenannten Thiergarten bei Neustadt dem Hochwürdigsten Herrn Bischof zu diesem Zwecke veräußerte und so der Grundstein zu dieser Wohlthätigkeitsanstalt unter Mitwirkung der edlen Nachkommen in einen bisher Fürstlich Löwenstein'schen Boden gelegt werden konnte. Dies geschah in dem für das Bisthum Mainz so bedeutungsvollen Jahre, in welchem das elfte Säkularfest des hl. Bonifacius im ganzen Bisthum Mainz aufs Feierlichste begangen wurde, im Jahre 1855 — und heute am Tage des hl. Apostels Bartholomäus, im Jahre des Heils 1856, ward die neue Anstalt, welche nach der Anordnung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs den Namen „St. Marien-Waisenhaus" führen soll, von dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Wilhelm Emmanuel selbst in Beisein der Durchlauchtigsten Familie Löwenstein zur Freude der katholischen Bevölkerung von nahe und fern feierlich eingeweiht und den „Schul- und Krankenschwestern von der göttlichen Vorsehung" aus dem Mutterhause von Finthen bei Mainz überwiesen, um fortan das Andenken an die edle Fürstin Sophie und deren ganzes Haus zu erhalten und arme und verwahrloste Kinder in dieser Anstalt zu pflegen und zu guten katholischen Christen zu erziehen, wozu insbesondere der hl. Apostel Bartholomäus und der hl. Bonifacius den Segen des allmächtigen Gottes erbitten mögen.

Deß zu mehrerer Beglaubigung ward diese hier hinterlegte Urkunde aufgenommen und eigenhändig unterzeichnet. Am Tage des hl. Bartholomäus 1856.

Ich danke dem lieben Gott von ganzem Herzen, daß die unaussprechlich wohlthätige Absicht der sel. Fürstin Sophie sich in dieser Weise zum Heile meiner armen Kinder zu verwirklichen begonnen hat. Möge der liebe Gott die sel. Fürstin und Ew. Durchlaucht mit der ganzen Familie dafür tausendfach segnen.

An seine Schwägerin Cäcilie.

136.

Mainz, 9. December 1857.

Ferdinand Galen hat die Güte gehabt mir die Trauernachricht von dem so unerwarteten Tod Deiner Mutter [1]) mitzutheilen. Ich empfing sie unmittelbar vor dem gestrigen Festtag, wo ich durch Predigt rc. verhindert war, Dir sofort meine innige Theilnahme auszusprechen. Möge die Gnade Gottes Dir recht mit ihrer Kraft beistehen und Dich stärken, eine so schwere Prüfung ergeben zu ertragen. Es ist ja doch so unaussprechlich schwer für dieses irdische Leben auf den Verkehr mit der Mutter und allen Trost zu verzichten, den uns die mütterliche Liebe in allen Verhältnissen unseres Lebens gewährt hat! Da gibt es nur einen wahren und zureichenden Trost: ganz festes und inniges Anschließen an den lieben Heiland, an seinen heiligen Willen und sein heiligstes Herz, seine Liebe. Die Ereignisse unseres Lebens eilen so schnell vorüber. Wenn wir uns ganz und unbedingt an den lieben Heiland festhalten, so kommt bald auch wieder die Zeit in unserem Leben, wo wir selbst unter den Dornen der schwersten Prüfungen wie verborgen die liebevolle Hand und Führung Gottes durchblicken sehen. Die lieben Kinder segne ich und grüße sie in der herzlichsten Liebe.

An seine Schwägerin Cäcilie.

137.

Mainz, 16. Januar 1859.

Gestern Abend, als ich aus dem Beichtstuhl nach Hause kam, erhielt ich Deinen Brief mit der Trauernachricht vom Tode Deines geliebten Vaters [2]). So hat denn also der liebe Gott in seinen unerforschlichen

1) Cäcilie, Gemahlin des preußischen Generals von Luck, geb. de St. Luce, † 2. December 1857.

2) Hans v. Luck, preußischer General der Infanterie, † 8. Januar 1859.

Rathschlüssen so schnell und plötzlich das glückliche Zusammensein für immer gestört, von dem Du mir in Deinem letzten, lieben Briefe so freudevoll und dankbar gegen Ihn geschrieben hast. So sind die Wege Gottes, geliebte Cäcilie: Er führt uns den bittern Kreuzweg. Diese letzte Prüfung ist unbeschreiblich schwer. Du fühlst sie gewiß noch viel tiefer als ich, aber ich fühle sie doch auch recht aufrichtig und innig mit Dir. Der liebe Gott stärke Dich und kräftige Dich, um alle schweren Schickungen so zu tragen, wie Er es will, indem Er sie Dir auflegt. Trage sie vor allem in dem lebendigen Glauben, in der lebendigen Erkenntniß, daß sie von einem Vater kommen, der noch unendlich gütiger ist, als Dein Vater auf Erden war; daß Er bei allen Leiden die väterlichsten und besten Absichten hat, daß Er um so fester Dein Leben und das Leben Deiner Kinder leitet, je fester Du auf ihn vertraust. Vertraue daher recht auf Gott für Gegenwart und Zukunft, denke tausendmal an Ihn und hoffe tausendmal auf Ihn, ehe Du einmal an Menschen denkst und auf sie hoffst. Er wird immer zur rechten Zeit und durch die Menschen helfen, deren Er sich bedienen will. Ich segne Dich und die geliebten Kinder.

An seine Schwägerin Paula.

138.

Mainz, 16. April 1859.

Ich bin immer beschämt und betrübt, wenn ich daran denke, mit welchem Vertrauen Du so manche Anliegen Deines Herzens meinem Gebete empfiehlst und wie ich das und so unendlich vieles Andere nur so jammervoll und elend erfülle. Da gibt es keinen Trost als in der Wahrheit, daß der göttliche Heiland als Haupt in seiner Kirche, im heiligen Sakramente, in unserer Seele mit uns betet, durch seinen unendlichen Reichthum ersetzend, was unserer unermeßlichen Armuth abgeht. So kann uns freilich nie zu viel empfohlen werden, und so kann unser Gebet nie so armselig werden, daß es unnütz wäre. In diesem glückseligen Glauben will ich also mit Dir vereint beten für Deine Anliegen und namentlich für die Deines letzten Briefes. — Ich bitte auch meine zahllosen im Allgemeinen einzuschließen.

Daß Preußen sich zu Oesterreich im entscheidenden Augenblick halten wird[1], glaube ich; ich hoffe aus bessern Motiven, aber schon das gemeinste Interesse scheint es dazu zu nöthigen. Es liegen merkwürdige

1) In dem Kriege mit Piemont.

Keime in unserer Zeit zu einer außerordentlichen Entwickelung zum Guten wie zum Bösen; ich vertraue noch immer, daß wir uns auf dem Wege zur Besserung befinden.

An seinen Bruder Wilderich.

139.

Mainz, 14. März 1860.

Erfreulich zunächst wegen des guten Willens, der sich dabei kundgibt, dann aber auch, weil es immer eine Erleichterung für den Heiligen Vater werden kann, ist das Zunehmen der Collekten für den Peterspfennig, die in der That sehr allgemein zu werden scheinen. Gott wolle sie recht vermehren!

Wie steht doch die Welt jetzt auf dem Kopf! Ganz ungewöhnlich schmerzlich war mir das Ereigniß in Wien mit dem armen F. M. L. Eynatten. Der Kaiser jammert einen bei den schweren Ereignissen, die von allen Seiten über ihn kommen. Hast Du neulich dessen Aeußerung gelesen: seine Länder könne er verlieren, aber nicht seine Grundsätze? Mir hat sie große Freude gemacht. Gott gebe, daß sie wirklich von ihm herkomme.

Der impertinente * * hat doch neulich eine schändliche Rede gehalten. Ich habe den Menschen im Jahre 1848 in Frankfurt im Kampfe mit derselben Revolution gesehen, die er jetzt für Italien vertheidigt. Er steht jetzt total auf dem Boden des Herrn Carl Vogt. Man möchte fast eine Fügung Gottes darin erkennen, daß alle Menschen, die nicht ihre Ansicht wie mit schweren Ankern in dem Boden des Glaubens befestigen, wie auf einer glatten Bahn pfeilschnell herabrutschen und zuletzt den tollsten Narrheiten des Zeitgeistes anheimfallen. Es bleibt ja keiner von allen diesen Leuten mehr feststehen. Welche Gnade ist doch Intelligenz und Redegabe, mit Glaube vereint! Welche Gnade wäre es, damit ausgerüstet der Lüge in den Kammern und überall entgegen treten zu können! Welcher Jammer, daß der Glaube so vielfach mit gräßlicher Geistesfaulheit verbunden ist, und daß deßhalb die leeren Schwätzer überall das große Wort führen!

An Cardinal Reisach in Rom.

140.

Mainz, 15. April 1860.

— — Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit mich in Ew. Eminenz Andenken zurückrufen zu können, und bitte mir Ihre alte Freundschaft zu erhalten und mich zuweilen bei den Gräbern der Apostel deren Fürbitte anempfehlen zu wollen. Es sieht bunt in der Welt aus und Sie werden dadurch in Ihrer hohen Stellung vielfach mitberührt und mit Sorgen aller Art erfüllt werden. Die Fundamente aller Wahrheit und Gerechtigkeit sind in dem öffentlichen Leben furchtbar erschüttert und es ist nur ein Trost, daß neben diesem öffentlichen Leben noch ein anderes auf Erden besteht, das zuletzt für die Ewigkeit den Ausschlag gibt: das persönliche der einzelnen Menschen, und daß in diesem, Gott Dank, sich noch viel Tugend und Gottesfurcht überall findet. Wenn auch unsere Zustände in Deutschland sich mit denen in Italien nicht vergleichen lassen, so sind wir doch nicht ganz unberührt von den Stürmen, die dort von der Hölle angefacht sind, und es zeigen sich dieselben bei uns zunächst in der allgemeinen Anfeindung der mit dem Heiligen Vater abgeschlossenen Concordate, wobei eine Verkommenheit der Gesinnung zu Tage tritt, die den Revolutionsmännern in Italien Ehre machen würde. Ich bin mit dem Gang der Concordats-Verhandlungen ebenso wenig befriedigt gewesen wie mit deren schließlichem Resultate; je mehr aber die Kirche an Concessionen den deutschen Staaten zugestanden hat, um so schändlicher ist das jetzige Treiben gegen dieselben.

Erlauben mir Ew. Eminenz in Rücksicht der alten mir bewiesenen Freundschaft noch eine Aeußerung über eine Angelegenheit, wo ich zwar, wie es uns Menschen so oft geschieht, etwa wie ein Blinder über die Farben urtheile, da ich die ganze Sachlage nicht übersehen kann, wo ich aber immer meine, daß aus Rücksicht auf Formen, persönliche Interessen und Armseligkeiten anderer Art vieles unterbleibt, was zur Ehre Gottes geschehen könnte. Als wir im Jahre 1854 in Rom versammelt waren, ist unter uns deutschen Bischöfen auch von dell' Anima gesprochen worden, und welchen Segen eine andere Einrichtung derselben über Deutschland und zur Beförderung der innigen Verbindung zwischen Deutschland und Rom bringen könnte. Es schwebte uns damals der Gedanke vor, daß in dieser Anstalt leicht eine wahre Bildungsanstalt für den deutschen Clerus geschaffen werden könnte. Wie herrlich und wie segensreich wäre es,

wenn die großen Mittel der Anima, die eigentlich jetzt für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen fast gar keinen Werth haben, dazu verwendet würden — natürlich, soweit es wegen alter Fundationsbestimmungen nothwendig wäre, mit päpstlicher Genehmigung — um unter Leitung eines recht ausgezeichneten Direktors und nach Feststellung einer recht dem Priesterleben entsprechenden Hausordnung einer Anzahl Priester aus allen Diöcesen Deutschlands eine tüchtige Ausbildung in Hinsicht des priesterlichen Lebens und katholischer Wissenschaft zu geben. Das könnte ja eine Schule werden von ganz unermeßlicher Bedeutung und der Verwirklichung dieses Gedankens steht in der That gar kein namhaftes Hinderniß entgegen. Möchten doch Ew. Eminenz in Ihrer Liebe zu unserm deutschen Vaterlande und in Benutzung der Stelle, die Gott Ihnen anvertraut hat, für diesen Plan thätig sein. Sie würden sich dadurch ein ganz außerordentliches Verdienst erwerben. Nach meiner armen Ansicht dürfen wir wohl annehmen, daß Gott so manche Strafe über uns ergehen läßt, weil soviel Gutes unterbleibt, was so leicht zum größten Segen geschehen könnte, und weil oft die armseligsten Hindernisse, die dem Guten entgegenstehen, nicht im Geiste Christi überwunden werden. Ich bitte für alles, was in diesem Schreiben nicht wahr und recht ist, um Verzeihung.

An seine Schwägerin Paula.

141.

Mainz, 15. April 1860.

In dieser Woche habe ich hier, wie in der Regel alljährlich, Conferenzen mit Priestern aus der ganzen Diöcese und dann fangen wieder meine Firmungsreisen an, die mir, bei mancher Ermüdung, immer wieder Trost und Freude bereiten. Ich sehe bei diesen Besuchen das christliche Leben der Gemeinden von seiner schönsten und besten Seite, was ja natürlich die Freude meines Lebens ist, während der Winter mit den Akten mir erst die Schattenseiten bringt und damit viel Leidwesen bereitet.

In neuerer Zeit wächst wieder die Gefahr einer Berufung nach Freiburg[1]). Gott sei mir dann gnädig, wenn das eintreten sollte: denn die Verhältnisse sind dort namenlos verwickelt, so daß ich im Hinblick auf meine Armseligkeit nur mit Schrecken an eine solche Aufgabe denken kann. Heilige hat die Zeit nöthig und wenn Gott mich durch Wunder heiligen

1) Als Coadjutor des greisen Erzbischofs.

wollte, dann wäre ich gern bereit, Erzbischof in Freiburg und alles Andere zu werden. O was könnte alles geschehen mit dem, was Gott uns in der Kirche gegeben hat, wenn wir es recht verwendeten! Der Teufel und sein Reich ist nur scheinbar so stark, weil wir so untreue Knechte und durch unsere Schuld schwach sind.

An Cardinal v. Reisach in Rom.

142.

Mainz, 3. Juli 1861.

Indem ich Ew. Eminenz für das gütige Schreiben vom 22. Mai meinen verbindlichsten Dank ausspreche, habe ich die Ehre die Antwort von Clemens Droste auf die in dem erwähnten Schreiben bezeichneten Punkte hierbei zu übersenden. Ew. Eminenz erhalten dadurch vollkommenen Aufschluß über die Briefe, welche Clemens Droste aus dem Nachlasse des sel. Erzbischofs von Hochihnen in Händen hat. Sie werden sich zugleich davon überzeugen, daß derselbe von der Pflicht tief durchdrungen ist, die Mittheilungen, welche er von Ihrer Güte erwartet, mit voller Discretion zu benutzen. Ich bitte daher Ew. Eminenz die Besorgung der Abschriften gütigst fortsetzen zu lassen und mit einigen erläuternden Bemerkungen zu begleiten. Clemens August ist so sehr ein Werkzeug Gottes für die katholische Kirche in Deutschland geworden, daß die Erhaltung seines Andenkens gewiß ein hohes kirchliches Interesse hat. Ich hoffe noch immer, daß die Kirche in Deutschland endlich ihre nöthige Freiheit erringen wird, und in diesem Falle wird man einst den Beginn dieser Bewegung von dem Wirken jenes großen Mannes an datiren.

Inzwischen setzen die kleinen deutschen Regierungen diesem Streben nach kirchlicher Freiheit einen Widerstand entgegen, wie ihn die Kirche in den großen deutschen Staaten — Preußen und Oesterreich — nicht gefunden hat, und alle Feinde der Kirche mit dem Princeps mundi an der Spitze scheinen von hier aus die bereits errungenen Vortheile der Kirche wieder streitig machen zu wollen.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste geb. v. Galen.

143.

Mainz, 9. Oktober 1861.

Soeben eröffne ich in der freudigen Hoffnung, gute Nachricht von der lieben Heimath zu erhalten, den Brief des lieben Max und finde da

so unerwartet die Mittheilung über das große schwere Opfer, welches Gott von Euch gefordert hat[1]). Ich kann es nicht unterlassen, Euch auszusprechen, wie überaus innigen Antheil ich an Eurem Schmerz nehme und daß ich im Gebete mich in dieser Zeit um so eifriger mit Euch vereinigen will. Das geliebte Kindchen ist jetzt schon im Himmel, in jener glückseligen Heimath, ewig bei Gott, ewig in seinem Besitze glückselig! Es wird auch für Euch beten, daß Ihr den Schmerz geduldig traget und nicht nachlasset in der vollen, demüthigen Unterwerfung unter Gottes heiligen und väterlichen Willen. Der liebe Gott hätte Euch das Kindchen gewiß nicht genommen, wenn nicht seine ewige Liebe und Weisheit es für nothwendig erkannt hätte. Wie tief betrübt mögt Ihr wohl sein und mit Euch die lieben Eltern und alle lieben Bewohner von Assen! Gott Dank, daß Ihr alle in dem göttlichen Lichte unseres heiligen Glaubens Beweggründe habet, die im Stande sind jeden Schmerz, wenn auch nicht ungefühlt zu machen, so doch in aller Wahrheit zu überwinden. Der liebe Heiland hat ja den Tod und seinen Stachel überwunden. Für alle, die mit ihm, der das ewige Leben ist, verbunden sind, ist der Tod nur mehr eine schnell vorübereilende, kurze Trennung. Dein liebes Kind ist ein Glied Christi und die Glieder Christi sterben nicht — so wenig als Christus sterben kann. Der liebe Heiland stärke Euch und tröste Euch und die lieben Eltern und Geschwister!

An seine Schwägerin Paula.

144.

Mainz, 13. November 1861.

Ueber die Verlobung von N. habe ich mich recht innig gefreut. Jede Heirath, die zugleich eine Garantie für Glaube und Gottesfurcht bietet, ist ja nicht nur ein Glück für die Brautleute und eine Freude für alle, die sie lieben, sondern auch ein Glück für den Stand, dem sie angehören, für die Gemeinde, wo sie wohnen, für die Kinder, die Gott ihnen gibt. Diese Garantie haben wir aber hier vollständig.

Ich bin von allen meinen Reisen wohlbehalten zurückgekommen und arbeite jetzt wieder hinter meinem Schreibtisch, während ich tausendmal lieber mit meinen Kapuzinern auf Missionen herumzöge.

---

1) Graf Max v. Galen hatte den Tod des ältesten Söhnchens seiner Schwester Helene gemeldet.

An Gräfin Ida Hahn-Hahn in Rom.

145.

Mainz, 20. Februar 1862.

Da ich für die nächsten Wochen allerlei Störungen voraussehe, so will ich lieber jetzt ein freies Ständchen benützen, um Ihnen für die letzten Briefe zu danken und Ihre Fragen zu beantworten. Mit Ihren Projekten für die Rückreise bin ich einverstanden. Nur müssen Sie dieselben nicht als ein unabänderliches Gesetz betrachten und sich bezüglich der Zeit und des Weges einige Freiheit gestatten, wenn es zu Ihrem geistigen Nutzen oder zur frommen Freude dienen kann.

Mein Buch[1]) wird jetzt in Ihren Händen sein. Der Druck hat gar lang gedauert. Möge es eine Anregung zum Guten sein und in allem richtig befunden werden. Ich habe einige schwierige Fragen behandelt, wo man leicht irren kann; es scheint mir aber, daß sie besprochen und klar werden müssen. Die weitaus zum größten Theile dem Bösen dienende Presse ist jetzt in Deutschland die Hauptmacht, die das Reich Gottes bekämpft. Möchte Gott uns helfen, ihr eine Presse, die der Wahrheit dient, in derselben Ausdehnung entgegen zu stellen! Wir leben in einer vielfach neuen Welt, wo das Böse sich neue Bahnen bricht und wo auch das Gute sich deßhalb neue Wege suchen muß, um das Böse zu bekämpfen. Gott helf! — und er wird endlich helfen, wenn wir nur nicht zu miserabel sind.

Ich freue mich, daß es Ihnen gut geht, und daß Gott Sie mit so vortrefflichen Menschen zusammen gebracht hat. Daß Sie nicht zum Schreiben disponirt sind, kümmert mich wenig; dazu paßt die Zelle in der „Goldenen Luft[2])“ besser, wenn Gott es so will. Da concentrirt sich Ihr Geist mehr. Ich fliehe die Fastnachtstage von hier und zwar bis zur lieben heimlichen Pfarrkirche von Friedrich Galen[3]), wo diese drei Tage das allerheiligste Altarsakrament wunderherrlich verehrt wird, um da mit ihm unter den lieben westphälischen Bauern zu beten, zu predigen 2c.

---

1) Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart. Mainz 1862.

2) Diesen Namen führt der Mainzer Stadttheil, in welchem die Wohnung der Gräfin Hahn, das von ihr gestiftete Frauenkloster „zum guten Hirten,“ gelegen ist.

3) In Lembeck. Vgl. S. 192 f.

An Ludwig III. Großherzog von Hessen.

146.

Rom, 26. Mai 1862.

Der Telegraph hat mir aus der fernen Heimath die so überaus schmerzliche Trauerbotschaft zugetragen, daß es Gott in seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen hat, Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin gestern aus diesem irdischen Leben abzuberufen. Die Größe des Verlustes, welchen durch diesen plötzlichen, ganz unerwarteten Todesfall Ew. Königliche Hoheit und das ganze Großherzogthum erlitten haben, bewegt und erschüttert mich auf das Tiefste. Ew. Königliche Hoheit, unser gnädigster und geliebtester Landesherr, stehen also in diesem Augenblick tiefgebeugt an der Bahre einer Gattin, die seit Jahren mit treuester Liebe und Hingabe bemüht war, die Sorgen zu mildern, die mit der erhabenen Regentenpflicht verbunden sind; Allerhöchstdero treue Unterthanen aber stehen trauernd vor der sterblichen Hülle der hohen Frau, in der sie die erhabensten Tugenden der Landesfürstin, die treueste, liebevollste Lebensgefährtin ihres geliebten Landesherrn innig zu ehren und zu lieben gewohnt waren.

Es kömmt mir nicht zu, den Schmerz Ew. Königlichen Hoheit durch einen umfassenden Ausdruck meiner Empfindungen zu stören. Da aber alle treuen Unterthanen in diesen Tagen die Wege suchen werden ihre Trauer kund zu geben, so kann ich es nicht unterlassen, mich von weiter Ferne schriftlich Allerhöchst-Ihnen zu nahen und Ew. Königliche Hoheit unterthänigst zu bitten, mir zu gestatten, wenigstens mit diesen wenigen Worten auszusprechen, wie innig, wie aufrichtig und wie tief ich an der Trauer des ganzen Landes Antheil nehme. Ich erlaube mir gleichfalls den Ausdruck der Ueberzeugung beizufügen, daß alle Priester meiner Diöcese und alle wahren Katholiken des ganzen Großherzogthums diese Gesinnung mit mir auf das Tiefste und Lebhafteste theilen. Wir werden nicht aufhören, Gott anzuflehen, daß er Allerhöchstdieselben stärke, dieses schwere Opfer im Hinblick auf das Walten der göttlichen Vorsehung mit demüthiger Ergebenheit in Gottes Willen darzubringen; wir werden nicht aufhören, das Andenken an die hohe Verblichene im Verein mit Ew. Königlichen Hoheit in treuestem dankbarem Andenken zu bewahren.

Der Heilige Vater, dem ich noch vor wenigen Tagen auf seine ganz besonders theilnehmenden Erkundigungen nach meinem gnädigsten

Fürstenhause die besten Nachrichten zu seiner größten Befriedigung überbringen konnte, wird diese Trauerbotschaft, die ich ihm melden werde, mit dem tiefsten Leidwesen erfahren. Ebenso wird dieselbe unter meinen übrigen Amtsbrüdern, namentlich den deutschen Bischöfen, die schmerzlichste Theilnahme erregen. Sie alle wissen ja, ein wie gerechter, gütiger Fürst Ew. Königliche Hoheit auch für die katholischen Unterthanen sind und sind deßhalb gegen Allerhöchstdieselben von besonderen Gefühlen der Ehrfurcht und Hochachtung erfüllt. Der Erzbischof von München, der bei mir wohnt, ist durch die Nachricht tief erschüttert und bittet mich den Ausdruck seines Schmerzes Ew. Königlichen Hoheit zu Füßen zu legen.

In tiefster Ehrerbietung ersterbe ich 2c.

Ludwig III. Großherzog von Hessen an Bischof v. Ketteler.

147.

Schönbrunn, 14. Juni 1862.

Ich bin sehr gerührt von Ihrer gefühlvollen Theilnahme an dem unersetzlichen Verluste, den ich durch das überaus beklagenswerthe Hinscheiden meiner innigst geliebten Gemahlin, der Großherzogin Königlichen Hoheit, erlitten habe. Von Herzen danke ich Ihnen für die, sowohl in Ihrem Namen als in demjenigen Ihrer ehrwürdigen Amtsbrüder und aller frommen Katholiken Ihrer Diöcese mir dargebrachten Beileidsbezeugungen. Ja, Herr Bischof, mein Schmerz ist unaussprechlich! Meine treue, liebevolle Lebensgefährtin, ein Vorbild aller christlichen Tugenden und edelsten Eigenschaften, die Zierde meines Hauses, die Landesmutter im vollen Sinne des Wortes, ist im kräftigen Lebensalter nach einer kurzen, mit himmlischer Geduld und christlicher Ergebung in den Willen Gottes überstandenen schmerzhaften Krankheit ganz unerwartet von meiner Seite gerissen worden. Meinem Schmerze würde ich unterliegen, wenn der allmächtige Gott, der mir diese Prüfung auferlegt, mir nicht auch zugleich die Kraft verleiht, sie mit Ergebung in seinen unerforschlichen Rathschluß zu ertragen und mich der treuen Erfüllung meiner schweren Regentenpflichten zu widmen. Vereinigen Sie, lieber Herr Bischof, dazu Ihre Gebete mit den meinigen und empfangen Sie bei diesem überaus traurigen Anlasse die Versicherung der besondern Hochachtung und des aufrichtigen Wohlwollens, womit ich stets verbleibe Ew. Bischöflichen Hochwürden

herzlich wohlgeneigter
Ludwig.

Dr. Bisping an den Bischof v. Ketteler.

148.

Münster, 24. Juli 1862.

Ew. Bischöflichen Gnaden beehre ich mich im Namen und im Auftrage der gesammten theologischen Facultät anbei das Diplom zu überreichen, wodurch wir Hochdieselben zum Doctor ss. Theologiae creirt und ernannt haben[1]). Was uns zu diesem einmüthigen Beschluß bewogen hat, haben wir im Diplome selbst wenigstens in etwa auszudrücken gesucht. Sie werden dasselbe gütigst von uns annehmen als ein Zeichen unserer besondern Hochachtung und als einen Beweis, welch einen regen Antheil wir an Ihren Arbeiten und Kämpfen für unsere gemeinsame Mutter, die heilige Kirche, nehmen. Vielleicht wird auch der Umstand den Werth dieser Gabe in Ihren Augen noch erhöhen, daß sie von der theologischen Facultät Ihrer Heimathdiöcese und Ihrer Vaterstadt dargebracht wird. Mir persönlich macht es um so größere Freude, Ihnen dieses Diplom übersenden zu können, da ich so eine Gelegenheit finde unsere alte Bekanntschaft zu erneuern und mich Ihrem frommen Andenken fernerhin bestens zu empfehlen.

---

1) Quod felix faustumque sit, quod rei publicae litterariae, praesertim almae huic Academiae salutare esse iubeat Deus ter optimus maximus.

Auspiciis laetissimis et felicissimis Augustissimi ac Potentissimi Principis et Domini Guilelmi Borussorum Regis rel. rel. Regis ac Domini nostri longe clementissimi, Academiae Rectore Magnifico Augustino Bisping sacrae Theologiae Doctore ejusdemque Professore publico ordinario, Examinatore Synodali, ego Promotor legitime constitutus Antonius Berlage sacrae Theologiae Doctor ejusdemque Professor publicus ordinarius, Sanctitatis Suae Pii PP. IX. Praelatus Domesticus, Examinator Synodalis, ordinis theologorum h. t. Decanus, in virum summe Reverendum et Illustrissimum Guilelmum Emmanuelem L. B. de Ketteler Dioecesis Moguntinae Episcopum, Sanctitatis Suae Pii PP. IX. Praelatum Domesticum et Pontificio Solio Assistentem, virum praeter generis nobilitatem pietate, pastorali cura et prudentia animique fortitudine diversis in muneribus sacris probatum et clarum, tuendis usquequaque ecclesiae iuribus ac fide christiana ore et scriptis optime meritum et merentem, lucidum inter Germaniae Episcopos decus, vigore privilegiorum et ex unanimi decreto ordinis mei SS. Theologiae Doctoris gradum cum privilegiis et immunitatibus huic gradui adnexis d. XVI. mensis Iulii a. MDCCCLXII rite contuli collataque hisce litteris theologorum ordinis obsignatione confirmatis declaravi.

An seinen Neffen Clemens Graf Droste zu Vischering.

149.

Mainz, 22. Oktober 1862.

Ueber die Versammlung in Frankfurt[1]) kann ich Dir keine nähere Auskunft geben. Wir wissen hier nur, was in den Zeitungen steht. Namentlich weiß ich nicht, wer eigentlich dahinter steckt, wer dirigirt, wer z. B. diejenigen ausgewählt hat, die den Aufruf unterschrieben haben. Eine feste Ansicht über Deine Frage wegen des Hingehens kann ich daher nicht aussprechen. Es werden vielleicht sehr extreme Elemente hinkommen. Ob die Versammlung ein positives Resultat haben wird, scheint mir sehr zweifelhaft. Als Protest gegen Kleindeutschland ist sie jedenfalls gut. Sie wird auch manches Licht über die Lage verbreiten. Möglicher Weise kann sich für die Zukunft Größeres daraus entwickeln. Ich glaube daher, daß Hingehen nicht schaden, vielleicht nützen kann.

Gott Dank, daß es Dir, der lieben Helene und dem lieben Augustchen wohl geht. Grüße Helenchen herzlich; ich segne Euch mit dem Kindchen von ganzem Herzen. Möge die heilige Gottesliebe in Euch wachsen; alles Andere vergeht! — Ich bin recht verdrießlich, daß die Aerzte Euch nicht in die hiesigen Bäder schicken. Wenn wir — den Erzbischof von Freiburg eingeschlossen — im nächsten Herbst noch leben, dann könnten wir uns wohl zusammen — nach den Firmungsreisen — auf acht Tage in einem der wunderlieblichen Thäler des Badenschen Oberlandes etabliren. Da ist es gar so unaussprechlich schön! Ich komme eben wieder davon her. Ein gutes Volk, eine wunderherrliche Natur!

An Hofrath Dr. Phillips in Wien[2]).

150.

Mainz, 6. Januar 1863.

In Ihrem geehrten Schreiben vom 26. November v. J. theilen Sie mir das Programm mit, in welchem das von der katholischen Ver-

1) Damit ist die großdeutsche Versammlung gemeint, welche am 28. und 29. Oktober in Frankfurt a. M. tagte. Vgl. Augsburger Allg. Ztg. 1862 Nr. 304 f.; Hist.-pol. Bl. 50, 842—852, ferner die Briefe „des alten Soldaten" im gleichen Bande S. 912—937 u. 1000—1018.

2) Aus der „Sammlung von Aktenstücken bezüglich der Gründung einer freien katholischen Universität in Deutschland." Mainz 1865. S. 43 f.

sammlung zu Aachen gebildete Comité die Gründung einer freien katholischen Universität für Deutschland in Anregung bringt. Als Bischof unserer heiligen Kirche habe ich nicht nothwendig, Ew. Hochwohlgeboren die ausdrückliche Versicherung zu geben, daß das Unternehmen, dem Sie mit so edler Aufopferung Ihre Kraft widmen, von mir mit der innigsten Freude begrüßt wird. Die Schaffung einer katholischen Hochschule ist die Krone all' unserer Kämpfe für die Freiheit der Kirche. Die Kirche wird niemals frei sein, wenn ihr die Freiheit des Unterrichtes fehlt; damit aber das apostolische Wort wahrhaft frei sei, muß es in den Hochschulen der Gelehrten in gleich ungetrübter Reinheit vernommen werden wie in den Schulen der Armen. Das Monopol des Unterrichtes, welches der moderne Staat für sich in Anspruch nimmt, ist in allen Gebieten ein schreiendes Unrecht; aber das Unrecht ist um so schwerer, je höher die Lehrstühle stehen, von denen die göttliche Wahrheit fern gehalten und in denen die trügerischen Lehren dieser Welt privilegirt werden.

Indem Sie, hochverehrte Herren, gegen das Monopol der Staats-Hochschulen Ihre Stimme erheben, greifen Sie den Schlußstein des Gewölbes an, mit dem man die Kirche Gottes zu erdrücken strebt. Ihr Unternehmen ist mir ein Unterpfand, daß der Geist der Knechtschaft unwiederbringlich aus der deutschen Kirche gewichen ist, und daß die Alleinherrschaft des Unglaubens sich ihrem Ende zuneigt. Eben darum kann es auch nicht überraschen, daß Ihr Unternehmen die heftigsten Gegner findet. Zahllose Interessen sind gegen dasselbe verschworen und nach menschlicher Berechnung kann es vielleicht als ein unmögliches erscheinen. Allein diese Unmöglichkeit, welche es in den Augen der Welt hat, kann uns als ein Kennzeichen göttlichen Wohlgefallens gelten. Alles Große, was das Christenthum erzielt, hat diesen Charakter der Unmöglichkeit. Es schien auch unmöglich, daß das Kind in der Krippe dereinst die ersten Lehrkanzeln in der Welt erobern werde, und dennoch waren kaum zwei Jahrhunderte seit dem Tage verflossen, an dem die Weisen des Morgenlandes ihr Gold geopfert, da stund der heilige Clemens an der Spitze der freien Hochschule zu Alexandrien und zahllose christliche Schulen prägten das Gold der Wahrheit, das Jahrtausende hindurch von den Gelehrten gefälscht worden war.

In diesen ersten christlichen Hochschulen werden Sie, hochverehrte Herren, eine Ermuthigung in Ihrem Bestreben, aber auch die Grundzüge der Schule finden, die Sie schaffen wollen. Jene haben klein und ohne Glanz begonnen und dem Schimmer der heidnischen Staatsschulen eine schmucklose Armuth entgegengestellt. Auch unsere Hochschule wird klein anfangen; sie wird aber in dem deutschen Volke wohl unzerstörbare Wur-

zeln schlagen. Wann Gott Ihre Bemühungen mit einem vollständigen Erfolge segnen wird, vermögen wir nicht zu ermessen. Es mag sein, daß Er unsere Geduld auf die Probe stellt, und daß manche Fragen zuvor ihre Lösung finden müssen, ehe diese Forderung befriedigt ist. Aber Sie werden sich trösten. Schon die Forderung der freien Wissenschaft ist ein verdienstvolles Bekenntniß des Glaubens und schon der Gedanke an eine kirchliche Hochschule, indem er die Katholiken für sich begeistert, ist eine Macht, welche den Glauben Deutschlands hebt, den Unglauben aber beschämt.

Empfangen Sie daher, hochgeehrtester Herr, meine aufrichtigsten Glückwünsche zu dem herrlichen Unternehmen und die Versicherung, daß ich dasselbe mit allen mir zustehenden Mitteln unterstützen werde.

An die Bewohner der Stadt und Diöcese Mainz[1]).

151.

Mainz, 15. Januar 1863.

Dieser Tage ist in Frankfurt a. M. in Commission von Reinhold Baist eine 126 Seiten starke Schrift erschienen, welche den Titel trägt: „Schwester Adolphe oder die Geheimnisse der inneren Verwaltung des bürgerlichen Invalidenhauses in Mainz unter Leitung der Barmherzigen Schwestern.“ Dieselbe soll von einem früher im Invalidenhause verpflegten und auf dem Bureau beschäftigten, seitdem aber entlassenen Schreiber, der sich selbst als einen ehemaligen, zum Rongeanismus übergetretenen Katholiken bekennt, verfaßt sein und überbietet alles, was uns noch je an Schmähung, Verleumdung und Lüge vorgekommen ist. Es könnte scheinen, daß es nicht nothwendig und passend sei, daß ich öffentlich gegen eine solche Schmähschrift auftrete, welche für jeden vernünftigen und gesitteten Menschen das Brandmal der niedrigsten Rohheit und plumpsten Lügenhaftigkeit an der Stirne trägt; aber nichts desto weniger scheint mir solches nothwendig, zur Beruhigung der Katholiken nicht blos unserer Diöcese, sondern in ganz Deutschland, die ohne Zweifel von diesen Verleumdungen hören werden und nicht im Stande sind zu beurtheilen, ob denn an diesen Anklagen nicht dennoch etwas Wahres sei. Hat ja auch bereits ein Frankfurter Blatt in die Welt geschrieben: wenn auch gedachte Schrift nur zum vierten Theile Wahrheit enthalte, so seien die Zustände des Mainzer Invaliden-

---

1) Flugblatt. Druck von J. J. Racé in Mainz.

hauses die scandalösesten; andere Blätter haben sogar das Erscheinen dieser Schmähschrift im Voraus angezeigt. So wird die Verleumdung, wie unrein und schmählich auch ihre Quelle sei, weiter und weiter verbreitet und stets bleibt, namentlich bei solchen, welche der Sache ferne stehen oder ohnehin mit Vorurtheilen erfüllt sind, auch von den grundlosesten Lügen etwas an dem Verleumdeten haften.

Die in der Schmähschrift enthaltenen Anklagen zerfallen in zwei Klassen. Zum Theile betreffen sie die innere Verwaltung des Hauses; zum Theile das sittliche Betragen der Barmherzigen Schwestern und anderer religiösen Genossenschaften und Personen in unserer Stadt.

In ersterer Beziehung wird den Barmherzigen Schwestern und ihrer Oberin ein hartes, liebloses und ungerechtes Benehmen gegen die alten Leute, grobe Fehler in ihrem Dienste, deßgleichen Verschwendung und Verschleuderung vorgeworfen. Sodann werden fast alle Mitglieder der Hospitien-Commission, der Hospitalarzt, sowie fast alle Angestellten der großen Anstalt der gewissenlosesten und strafwürdigsten Pflichtvergessenheit bezüchtigt oder in ihrem Charakter und in ihrer Sittlichkeit verdächtigt oder lächerlich und verächtlich gemacht.

In Beziehung nun auf diese Klasse von Beschuldigungen, die ohne Zweifel von anderer Seite ihre geeignete Zurechtweisung [1]) finden werden, will ich mich auf eine allgemeine Bemerkung beschränken.

Ich besuche seit Jahren das bürgerliche Invalidenhaus in jedem Jahre einige Male. Ich pflege dann durch alle bewohnten Räume des Hauses zu gehen, fast mit allen Bewohnern desselben zu reden und mir von der ganzen Anstalt und dem Wirken der Schwestern eine möglichst genaue Anschauung zu verschaffen. Denn obwohl ich an der Verwaltung der Hospitien keinen Antheil habe, so liegt es dennoch in meiner bischöflichen Pflicht jede religiöse Genossenschaft meiner Diöcese zu beaufsichtigen, den Armen und Kranken unter meinen Diöcesanen und den für sie gestifteten Wohlthätigkeitsanstalten meine ganz besondere Sorge zuzuwenden. Es ist bei solchen Gelegenheiten nicht meine Art, absichtlich einen Fehler zu übersehen, und ich glaube auch, daß mir nicht alle Einsicht zur richtigen Beurtheilung ähnlicher Anstalten abgeht. Ich habe nun bisher in aller Wahrheit geglaubt, daß das unter der Leitung der Barmherzigen

---

1) Der Verfasser der Schmähschrift wurde in eine Correctionshausstrafe von 24 Monaten, sowie zu einer Geldbuße von 845 fl. verurtheilt. Vgl. Schwester Adolphe oder Darstellung der Verhandlungen vor Großherz. Bezirks- und Obergericht zu Mainz im Processe gegen Ch. Warburg wegen Verleumdung der Schwester Adolphe, der Barmherzigen Schwestern, der Verwaltungs-Commission des Mainzer Invalidenhauses und der Bediensteten dieser Anstalt. Mainz 1864.

Schwestern stehende Mainzer Invalidenhaus eine wahre Musteranstalt sei, wie sie nur wenige andere Städte besitzen. Ich habe dort zu jeder Zeit eine vollendete Ordnung und eine Reinlichkeit angetroffen, welche bis an das Kleinste nichts zu wünschen übrig läßt. Die Räume der Anstalt sind so überaus schön, daß die armen alten Leute in Mainz besser wohnen, als nicht blos fast in allen anderen ähnlichen Anstalten, sondern als selbst bei nicht wenigen gutstehenden Bürgern der Fall ist. Der große Hofraum ist ein schöner Garten geworden, der jeden Eintretenden auf's Freundlichste überrascht. Ich habe auch wiederholt die Speisen geprüft und ich hege die Ueberzeugung, daß auch in dieser Beziehung unser Hospital den besten Anstalten nicht nachsteht und daß nicht wenige schwer arbeitende Bürger keine kräftigere Kost genießen, wie auch das im Vergleich zu ihrem Alter und ihrer Gebrechlichkeit gesunde Aussehen der Invaliden beweist. Ueberaus wohlthuend war mir bei jedem Besuche die Arbeitsamkeit im Hause: denn alle alten Leute finden dort nach ihren manchfaltigen früheren Berufsthätigkeiten eine heilsame und sie erheiternde Beschäftigung.

Daß ein solches von Hunderten der verschiedenartigsten Leute bewohntes Haus, von denen zwar die meisten durch Alter oder Unglücksfälle, manche aber auch durch ihre eigene Schuld, durch Trunksucht und Trägheit in die Lage kamen, in die Anstalt aufgenommen werden zu müssen, nicht ohne eine genau geordnete und mit Ernst und Consequenz durchgeführte Disciplin bestehen kann, versteht sich ganz von selbst. Wer jedes strenge Wort, jede disciplinäre Bestrafung eines Trunkenboldes oder eines leidenschaftlichen und widersetzlichen Menschen als Verbrechen gegen die Humanität darzustellen sucht, beweist entweder eine große Unwissenheit oder eine arge Bosheit. Noch nie aber ist mir bei meinen Besuchen von irgend einer Seite über die Behandlung der Hospitaliten durch die Barmherzigen Schwestern eine Klage vorgebracht worden. So lange ich Bischof bin, habe ich überhaupt nie eine an mich gebrachte Klage ununtersucht gelassen. Wenn mir irgend eine Andeutung einer harten, lieblosen Strenge einer Schwester gegen einen Pfründner gemacht worden wäre, ich würde wahrlich nicht vermieden haben, der Sache auf den Grund zu kommen. Ich habe die Schwestern stets liebevoll und freundlich mit den Pfründnern verkehren sehen und habe zahlreiche Zeichen der Achtung und Dankbarkeit der Pfründner gegen die Schwestern wahrgenommen. Ich habe daher bei jedem Besuche die Anstalt mit dem Eindrucke verlassen, daß auch in dieser Hinsicht kein Grund zur Klage bestehe.

Ich will damit nicht sagen, daß nicht auch in dieser Anstalt einzelne Fehler und Uebereilungen vorgefallen sind; diese werden nie aus-

bleiben in einem Hause von solcher Ausdehnung, — aber die Ueberzeugung kann ich aussprechen, daß sämmtliche Anklagen, welche auf gröbere Pflichtverletzungen gerichtet sind, in all' ihren Theilen reine Lügen und Verleumdungen oder aber lügenhafte Entstellungen unbedeutender Vorfälle und unbefangener Worte sind.

Ich wende mich nun zu der anderen Klasse der Anklagen, welche die Moralität der Barmherzigen Schwestern, sowie anderer geistlichen Genossenschaften und Personen in der schwersten Weise angreifen und verdächtigen, und gerade diese Anklagen sind es am meisten, die mich zu dieser öffentlichen Erklärung veranlassen. Ich will hier die Hauptpunkte ausdrücklich hervorheben, um an ihnen zu zeigen, mit welch' schamloser, mir wenigstens noch nie und nirgends in dem Grade vorgekommener Frechheit und Lügenhaftigkeit hier die Verleumdung aufgetreten ist.

Die Schmähschrift erzählt, daß zwischen den Barmherzigen Schwestern und den Ordensleuten hiesiger Stadt, namentlich den Kapuzinern und Jesuiten, ein häufiger Verkehr bestehe, daß dieselben nicht blos oft im Invalidenhause durch die Oberin bewirthet werden, sondern ihnen auch aus demselben Weine, Lebensmittel und Mobilien in Ueberfluß zugetragen worden seien.

Ich habe diesen Punkt genau untersucht und erkläre hiermit, daß alles dieses vollständig und in allen seinen Theilen erlogen ist. Was insbesondere die Besuche der Kapuziner betrifft, so war der Pater Guardian, Bonifacius Söngen aus Mainz, seit dem Bestehen des dermaligen Invalidenhauses im Ganzen etwa sechsmal in dem Invalidenhause und zwar in nothwendigen Verrichtungen seines geistlichen Amtes, namentlich um einigen Kranken und Sterbenden, welche ihn hatten rufen lassen, beizustehen. Von den übrigen Kapuzinern hat keiner jemals das Haus besucht; nur zuweilen haben sie in der öffentlichen Kapelle den Gottesdienst gehalten. Darauf beschränkt sich der ganze Verkehr zwischen ihnen und dem Invalidenhause, und doch ist in der Schmähschrift von täglichen Besuchen die Rede.

Ganz ähnlich ist es mit den Patres Jesuiten. Sie stehen mit dem Hause und den Barmherzigen Schwestern in keiner Verbindung; sind weder deren Beichtväter, noch Gewissensräthe. Auch sie haben nur zur Aushilfe für den Hospitalpfarrer oder bei kirchlichen Festen in der öffentlichen Kapelle der Anstalt einzelne geistliche Verrichtungen vorgenommen und einige Kranken und alte Leute auf deren Wunsch besucht und ihnen die heiligen Sakramente gespendet. Ein einziges Mal, als der Generalsuperior der Barmherzigen Schwestern in Mainz war, hat ein Pater, der

dessen Landsmann, Anverwandter und alter Freund ist, mit demselben im Hospitale zu Mainz gespeist. Außer diesem Falle hat niemals irgend ein Ordensmann im Invalidenhause je auch nur einen Tropfen Wein getrunken oder ein Stücklein Brod gegessen.

Was aber den andern Vorwurf betrifft, daß nämlich aus dem Invalidenhause Lebensmittel, Weine und andere Sachen von Werth in die Häuser der Kapuziner und Jesuiten verschleppt worden seien, so habe ich mir Mühe gegeben, zu erfahren, ob denn nicht irgend eine Thatsache zu einem solchen Vorwurf Anlaß gegeben habe. Nach genauestem Besinnen konnte man nichts finden, als folgende zwei Vorfälle, in welchen nur die inhumanste Bosheit etwas Anstößiges finden kann. Im Jahre 1859 kam ein kranker Priester des Ordens der Gesellschaft Jesu bei den hiesigen Patres an; seine Krankheit nahm einen so raschen Verlauf, daß derselbe bald dem Tode nahe war. Die wenigen hiesigen Patres, die kaum den nothwendigsten Hausrath besaßen, hatten nicht einmal einen Sessel, um dem Kranken eine Erleichterung zu verschaffen, und keine Matratze um ihn weicher als auf einen Strohsack zu betten. In dieser Noth lieh ihnen die Oberin mit Bewilligung der Commission aus dem benachbarten Invalidenhause einen Sessel und eine Matratze, welche schon nach wenigen Tagen, nachdem der Kranke gestorben war, in's Haus zurückgebracht wurden. Was aber die Kapuziner betrifft, so hielt vor Jahren einer derselben in der Josephskapelle die Festpredigt und wurde dann vom Pfarrer eingeladen, ein Stück Kuchen und ein Glas Wein zu genießen; da er sich aber dessen weigerte und sofort aus der Kirche in sein Kloster zurückkehrte, schickte der Pfarrer den bereits zerschnittenen Kuchen in's Kloster. Dies geschah vor mehreren Jahren noch unter dem vorigen Hospital-Pfarrer. Außer diesen Fällen sind niemals Lebensmittel oder Wein oder gar irgend Mobilien oder Gegenstände von irgend einem Werthe aus dem Invalidenhause in das Kloster oder die Wohnung der Kapuziner oder Jesuiten gebracht worden.

Alle jene Ekel erregenden Schilderungen von Bewirthungen und Zuträgereien, welche die Schmähschrift enthält, sind also gleichfalls durch und durch verleumderisch.

Ebenso verhält es sich mit allen anderen derartigen Verdächtigungen gegen andere Geistliche, besonders aber damit, daß der General-Superior der Barmherzigen Schwestern oft und wochenlang im Invalidenhause ein Wohlleben geführt habe. Der hochwürdige Kanonikus Spitz, zugleich Pfarrer am Münster in Straßburg,

gehört, man darf es mit vollem Rechte sagen, zu den ehrwürdigsten Priestern der Gegenwart und sein Name ist in Frankreich und Deutschland hochgeachtet. Er besucht jedes Jahr einmal sämmtliche Spitäler, wo ihm untergegebene Schwestern wirken; bei diesen seinen Visitationen aber verfährt er, von Geschäften überladen, mit einer solchen Eile, daß er auch nicht einen halben Tag länger verweilt, als seine Pflicht unbedingt fordert, und sein Aufenthalt stets nur ein äußerst kurzer war, meistens nur $1^1/_2$, nie über fünf Tage.

Noch empörender als diese schmachvolle Verdächtigung der sich von selbst verstehenden und geringen Gastfreundschaft, welche der ehrwürdige Superior im Gastzimmer des Hospitales oder welche daselbst in seltenen Fällen eine durchreisende Barmherzige Schwester gefunden, ist die Verdächtigung des Mutterhauses der Barmherzigen Schwestern in Straßburg, als ob nämlich dasselbe im Bunde mit den hiesigen Schwestern einen förmlichen und fortgesetzten Diebstahl an dem Hospitalgut betreibe. In Frankreich gibt es viel Unglaube, Frivolität, selbst Haß gegen die Religion, aber wir erachten es dort und insbesondere in Straßburg für moralisch unmöglich, eine Anschuldigung auf gemeinen Diebstahl gegen die Barmherzigen Schwestern und gar eine Genossenschaft, wie das Mutterhaus in Straßburg ist, zu erheben, an deren Spitze die tugendhaftesten Personen stehen und das unter seinen Mitgliedern Töchter aus den angesehensten Familien auch unseres deutschen Vaterlandes zählt.

Doch das ist immer noch nicht das Schlimmste; die Schmähschrift wagt es sogar die sittliche Reinheit einiger Barmherzigen Schwestern zu verdächtigen. Solche Anklagen sind um so verbrecherischer, weil ihre Unwahrheit sich in den wenigsten Fällen mit jener Evidenz, wie bei anderen Anklagen, öffentlich darlegen läßt und es nur zu leicht ist, bei leichtfertigen, scandalsüchtigen, mit Abneigung und Vorurtheilen gegen alles Kirchliche erfüllten Menschen durch frivole Verdächtigungen den guten Ruf und die Ehre Gott geweihter Jungfrauen anzuschwärzen.

Allein der sittliche Wandel der hiesigen Barmherzigen Schwestern ohne alle Ausnahme ist und war allezeit so gänzlich fleckenlos, daß es nicht gelingen wird, irgend etwas aufzufinden, was einen Mann von Ehre und Gewissen berechtigen könnte, auch nur den leisesten Schatten eines Vergehens oder auch nur einer Unzartheit in sittlicher Beziehung ihnen vorzuwerfen. Wer ihren Geist, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und ihre Eingezogenheit kennt, muß jeden derartigen Vorwurf für absolut unmöglich halten.

Allein was ist einem verderbten Sinn und Herzen nicht alles möglich? — Schließt ja die Schmähschrift mit der auch in dem „Nürnberger

Anzeiger" erhobenen Verdächtigung, daß wohl die Barmherzigen Schwestern selbst, um ihre Diebstähle zu verdecken, das Invalidenhaus angezündet hätten!

Es wäre tröstlich, in dieser Schmähschrift nichts Anderes erblicken zu dürfen als die Ausgeburt eines fast bis zur Verrücktheit leidenschaftlichen und tief verkommenen Menschen. Allein leider steht diese Erscheinung keineswegs vereinsamt da; sie bildet vielmehr ein Glied in der Kette all' jener Schmähungen, Lügen und Verleumdungen, womit die katholische Kirche mit all' ihren Instituten gegenwärtig hier verfolgt und durch welche eine heillose Einschüchterung gegen die glaubenstreuen Katholiken geübt wird.

Möchten diese Zustände bald vorübergehen! Sie werden es in dem Maße, als die Katholiken, im Vertrauen auf Gott und ihre gute Sache, all' diesen Angriffen eine unerschütterliche Festigkeit und einen erleuchteten Eifer für die Vertheidigung der Wahrheit und des Rechtes entgegensetzen. Diejenigen aber, welche Gegenstand solch' gewissenloser Verleumdungen und Lästerungen sind, mögen sich erinnern, daß unser göttlicher Heiland und seine treuesten Nachfolger, die heiligen Martyrer, noch Aergeres erduldet haben; — daß nicht die, welche Unrecht leiden, sondern welche Unrecht thun, zu beklagen sind; — daß endlich Gott, der Gerechte, nimmer die Lüge über die Wahrheit auf die Dauer triumphiren läßt.

An seine Nichte Anna Freiin v. Ketteler[1]).

152.

Mainz, 24. Januar 1863.

Es thut mir innig leid, mein gutes, liebes Kind, daß ich Dir gar kein Zeichen der Theilnahme an Deiner ersten heiligen Communion gegeben habe. Ich habe seitdem die Absicht mit mir herumgetragen, dies wenigstens noch mit einem verspäteten Wörtchen nachzuholen. Hieran haben mich bisher zahllose Geschäfte, von denen Du Dir keinen Begriff machen kannst, behindert, und so komme ich jetzt erst dazu Dir zu sagen, daß ich an Deinem großen Glück, den lieben göttlichen Heiland in Deinem Herzen zu empfangen, den innigsten und herzlichsten Antheil genommen habe, und daß ich Dir dazu aus ganzer, voller Seele Glück wünsche. Es freut mich herzlich, Dich wenigstens zur Zeit der Vorbe-

---

1) Tochter seines verstorbenen Bruders August.

reitung gesehen und damals wie später stets gehört zu haben, daß Du, geliebtes Aennchen, Dich auf diese hohe Handlung mit möglichstem Ernst vorbereitetest. Seitdem ist nun der göttliche Heiland zum ersten Male zu Dir gekommen, um mit Deinem jungen Herzen einen ewigen, unlösbaren Bund heiliger Liebe zu schließen. Je mehr Du an Frömmigkeit, Gnade und Glaube zunimmst, destomehr wirst Du erkennen, was der liebe Gott dadurch an Dir gethan hat. Ganz wirst Du es erst im Himmel erkennen, wo Du einsehen wirst, in voller Wahrheit, wie arm, wie nichtig, wie eitel die ganze Welt mit allem, was in ihr die Menschen und auch die Kinder schon anlockt, gegen Jesus ist, der in der Communion zu uns kommt. Mögest Du ihn nie aus Deinem Herzen durch Sünde vertreiben, möge der Heiland immer gern in Dir wohnen und in Dir herrschen über alles, was Du bist und hast: über Dein Herz, über Deine Gedanken und Wünsche, über Deine Worte und Werke — dann wirst Du glücklich sein! Ein kleines Andenken lege ich bei und zugleich Medaillen aus Rom für Mutter und Geschwister. Ich segne Euch alle mit inniger Liebe.

Die Priesterconferenz zu Gau-Algesheim an den Bischof v. Ketteler[1]).

153.

Gau-Algesheim, 28. Mai 1863.

Die am 28. Mai d. J. zu Gau-Algesheim zu einer freien Conferenz versammelten Geistlichen glaubten die Aufgabe ihres Zusammenseins nur dann vollständig gelöst zu haben, wenn sie, wozu sie Herz und Gewissen drängten, Ew. Bischöflichen Gnaden die Versicherung aufrichtigster Ergebenheit und treuester Nachfolge auf den Wegen, welche Hochdieselben in den gegenwärtigen beklagenswerthen Kämpfen gegen die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche ihnen vorangehen werden, einmüthig und feierlich ausdrückten.

Damit aller Welt, Freunden und Feinden der Kirche, es klar werde, daß der Klerus der altehrwürdigen Mainzer Kirche fest und treu zu seiner Kirche stehe und wie ein Mann um seinen Bischof sich schaare, wenn er mit seiner apostolischen Stimme die Rechte der Kirche proclamirt, so haben wir aus freien Stücken, von Niemanden dazu aufge-

---

1) Dieses Schreiben und die darauf erfolgte Antwort aus der Flugschrift: „Adressen und Proteste gegen das von der zweiten Kammer der Stände zu Darmstadt beschlossene Kirchengesetz." Mainz 1863. S. 100—106.

forbert, uns versammelt und die hier unterthänigst angeschlossenen Resolutionen [1]) entworfen, in denen wir die Principien kirchlicher Rechte und

---

1) I. Die katholische Kirche, welche ihre wohlerworbenen, durch die heiligsten Verträge, namentlich durch das letzte Reichsgesetz, den Hauptreceß von 1803, garantirten Rechte besitzt, kann und darf niemals in ihrem Rechtsstande durch ein Staatsgesetz beeinträchtigt werden. Modificationen und Beschränkungen in Ausübung der der Kirche zustehenden Rechte und Freiheiten können nicht einseitig durch die Staatsgewalt verfügt, sondern nur durch gegenseitiges Uebereinkommen zwischen Staat und Kirche festgestellt werden.

II. Will man aber die Rechte und Freiheiten der Kirche in der Form eines Gesetzes aufstellen und verkünden, so müssen wir im Namen unserer Kirche und der Gewissensfreiheit verlangen, daß dieses Gesetz vollkommen und unumwunden den Grundsatz der kirchlichen Freiheit und Selbstständigkeit anerkenne und keinerlei Eingriffe in das innere Leben der katholischen Kirche enthalte.

III. Dem Bischofe steht das Recht zu, für diejenigen, welche, nachdem sie die Maturitätsprüfung bestanden haben, sich dem geistlichen Stande widmen wollen, die Bestimmungen über ihre philosophischen und theologischen Studien, über die Dauer derselben und über die Anstalten, die sie besuchen, zu treffen, und nur von der Prüfung und dem Gutachten des Bischofes hängt es ab, ob ein Candidat zum Priesterthume und ein Priester zu einem Kirchenamte zugelassen werde.

IV. Die katholische Kirche billigt nicht nur die geistlichen Orden, sondern sie erblickt in ihnen einen Stand christlicher Vollkommenheit. In dem Verbote des Ordenslebens sehen wir einen Eingriff in unser Dogma von der christlichen Vollkommenheit, einen Eingriff in die persönliche und Gewissensfreiheit. Wir fordern für den Bischof das volle Recht, jeden ihm nützlich scheinenden Orden in der Diöcese einzuführen und ihm diejenige Wirksamkeit zuzuweisen, welche das dem Interesse des Staates niemals widerstreitende Interesse der Religion zu fördern geeignet ist.

V. Die Bekenner der katholischen Kirche unterwerfen sich willig und gehorsam allen Staatsgesetzen, welche nicht mit den wohlerworbenen und unveräußerlichen Rechten ihrer Kirche im Widerspruche stehen.

VI. Die Ehe ist uns ein heiliges Sacrament, und betrachten wir Verbindungen von Katholiken, denen der Segen der Kirche fehlt, und die mit den Gesetzen der Kirche in Widerspruch stehen, als unerlaubte und sündhafte Verbindungen.

VII. Dem Bischofe steht, als Träger der Kirchengewalt, die Disciplin über die Kleriker zu unter dem Vorbehalte des kanonischen Recurses an den Erzbischof und an den Papst, mit Ausschluß des recursus ad principem. Ebenso steht ihm die Gewalt zu, gegen Laien, welche sich gegen die Kirchengesetze verfehlen, durch Warnungen, Verweise und Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft einzuschreiten.

VIII. Die Verwaltung des Kirchengutes steht nicht gleichmäßig dem Staate und der Kirche zu; diese gebührt vielmehr der Kirche. Dem Staate kann aber wegen des Interesses, das er an der Erhaltung und richtigen Verwendung des Kirchengutes hat, eine geeignete Controle dieser Verwaltung zugestanden werden.

IX. Dem Staate steht nicht ein ausschließliches Recht auf die Schule zu; auch die Kirche hat ein unveräußerliches Recht auf dieselbe. Weil die Kirche die durch die heilige Taufe ihr einverleibten Kinder christlich zu erziehen hat, so steht die Schule in der innigsten Verbindung mit der Kirche, und darf die Einwir-

Freiheiten in den durch die bedauerlichen Beschlüsse der zweiten Kammer der Landstände bedrohten wichtigen Fragen aufgestellt und dadurch nicht nur unsere Ueberzeugungen über Wahrheit und Recht in Sachen der Kirche ausgedrückt, sondern zugleich die Normen bezeichnet haben, nach denen wir als Kinder und Priester der Kirche, durch die Macht unseres Gewissens gedrängt, unser Verhalten einrichten müssen und werden.

Indem wir uns erlauben, diese von uns gefaßten Resolutionen Ew. Bischöflichen Gnaden in aller Unterthänigkeit vorzulegen, fügen wir die ehrerbietigste Erklärung bei, daß wir, eingedenk des Hochdemselben schuldigen kanonischen Gehorsames, dieselben völlig Hochihrem oberhirtlichen Urtheile unterwerfen, und daß wir bereit sind, jedes Wort in denselben zu verbessern, wenn wir in irgend einem Punkte den Sinn und Geist der Kirche nicht genau genug ausgedrückt haben sollten.

Möchten Ew. Bischöfliche Gnaden mit uns die ersehnte glückliche Zeit erleben, wo die traurigen Kämpfe gegen die Kirche aufhören, wo der Kirche ihre Rechte und Freiheiten gewährt werden, wo sie ihre Kräfte zur Regierung und Heiligung der Gläubigen segenreich und ungehindert entfalten kann, und wir mit Dank gegen Gott den Triumph der Kirche feiern können!

An das Comité der zu Gau-Algesheim abgehaltenen Priesterconferenz.

154.

Mainz, am Feste des heiligen Herzens Jesu 1863.

Das Schreiben, welches Sie im Namen der in Gau-Algesheim zu einer freien Conferenz versammelten Priester an mich gerichtet haben, habe ich nebst den Resolutionen, welche dort gefaßt wurden, erhalten und mit großer Befriedigung von dem Inhalte dieser Schriftstücke Kenntniß genommen.

Schon dem Entschluß zu einer solchen Conferenz zusammenzutreten habe ich, als ich von demselben durch die öffentlichen Mittheilungen un-

---

tung der Kirche auf die Schule nicht auf die Religionsstunden beschränkt werden, die zu einer christlichen Erziehung nicht hinreichend sind.

X. Als Priester vorzugsweise verpflichtet, den Grundsätzen unseres Glaubens und den Gesetzen unserer Kirche uns zu unterwerfen, fühlen wir uns durch die vorstehenden mit ihnen übereinstimmenden Resolutionen im Gewissen gebunden.

terrichtet wurde, meine volle Zustimmung gegeben. Er war mir ein neues Zeichen der lebhaften Theilnahme, welche der Klerus den öffentlichen Verhandlungen über Kirche und Schule widmet, und des Bedürfnisses einer gemeinschaftlichen Besprechung und Verständigung über diese großen und gewichtigen Angelegenheiten unseres Landes. Zudem hatte ich das volle und unbedingte Vertrauen, daß alle Priester meiner Diöcese bei den Verhandlungen und Beschlüssen sich vom Geiste Christi leiten lassen würden, der der ganzen Kirche ihre wunderbare übernatürliche Einheit gibt und aus vielen ein Herz und eine Seele macht. Wenn aber Priester in diesem Geiste zusammentreten, dann erfüllt sich zu jeder Zeit die Verheißung: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen" und diese Versammlungen können dann nur von großem Segen begleitet sein.

Meine Erwartungen sind in jeder Hinsicht in Erfüllung gegangen. Schon die Petition, welche der gesammte Pfarrklerus meiner Diöcese — so viel ich weiß, ohne alle Ausnahme, — vor zwei Monaten an den Stufen des Thrones unseres gerechten und geliebten Landesherrn niedergelegt hat [1]), ist ein herrliches Denkmal der Einheit und der Einsicht, die den Klerus der Diöcese erfüllt. Die gegenwärtige Versammlung in Gau-Algesheim war von demselben Geiste wieder belebt. Die Verhandlungen selbst, wie die Beschlüsse, zeugen von einer solchen brüderlichen Eintracht, von einer so richtigen Würdigung unserer Verhältnisse, von einer so treuen Gesinnung gegen die Kirche, von einer solchen Entschiedenheit, für die höchsten Güter alle Opfer zu bringen, daß ich sie in allen Theilen nur genehmigen und meine volle Zustimmung zu denselben aussprechen kann.

Das Bild der Diöcese ist für mich in diesem Augenblicke trotz der schweren Kämpfe, die wir zu bestehen haben, ein Gegenstand des allerreichsten Trostes. Wie könnte ich hier, wo ich von den einmüthigen Kundgebungen des Klerus spreche, die Einmüthigkeit unerwähnt lassen, die auch das ganze katholische Volk mit ganz wenigen Ausnahmen bei dieser Gelegenheit über dieselben großen Fragen an den Tag legt? Ich kann im Hinblick auf diese Thatsache nur mit Dank meine Hände zum Himmel erheben, von dem allein jener Geist herkommt, der eine so wunderbare Einigkeit uns verleiht. Mit gar großer Rührung habe ich von allen diesen vielen Adressen aus den verschiedenen Gemeinden der ganzen Diöcese Kenntniß genommen, worin sie ihre Stimme erheben gegen die Kränkungen der Rechte der Kirche und gegen die Be-

1) Adressen und Proteste 2c. 1—10.

schimpfungen, die an einer Stelle, wo man es wahrlich nicht erwarten sollte, in so reichem Maße der katholischen Kirche, ihren Institutionen und ihren Dienern zugefügt worden sind.

So geeint wollen wir mit Vertrauen der Zukunft entgegengehen, mit dem Bewußtsein, daß wir Güter vertreten, die Gott uns zum Heile der Menschen anvertraut hat. Ich hoffe zu Gott, daß die Gerechtigkeit unserer Sache über alle Vorurtheile, über alle Gehässigkeiten, über eine tief eingewurzelte Mißgunst dennoch den Sieg erringen wird. Wir fordern ja nur für die katholische Kirche und für unsern Glauben, was uns von Rechtswegen gebührt. Wir haben ein Recht zu fordern, daß man unsere Kirche und ihre Institute nicht verhöhnt. Wir haben ein Recht zu fordern, daß die klösterlichen Anstalten bestehen, weil sie zur katholischen Kirche gehören, mögen sie andern gefallen oder nicht. Das fordert die Toleranz. Wohin soll es kommen, wenn andere uns unsere christlichen Gebräuche verbieten können, weil sie ihnen mißfallen? Wir dulden sie ja auch mit so vielem, was uns an ihnen mißfällt. Wir haben ein Recht zu fordern, daß unsere Priester nach katholischen Grundsätzen gebildet und unterrichtet werden. Wir haben ein Recht zu fordern, daß eine politische Versammlung die Verfassung der katholischen Kirche und die Grundsätze der katholischen Kirche respectire. Wir glauben der Zustimmung von allen Billigdenkenden in ganz Europa versichert zu sein, wenn wir behaupten, daß insbesondere die Mitglieder einer fast ganz protestantischen Kammer nicht das Recht haben, ihre Privatansicht über katholische Grundsätze, Institute und Priestererziehung durch Gesetz zur Geltung zu bringen. Wir fordern auch für das katholische Gewissen Gewissensfreiheit. Wir fordern, was fast in allen Theilen der Welt der katholischen Kirche zusteht. Es scheint uns unaussprechlich thöricht zu sein, wenn jetzt in einigen kleinen deutschen Staaten für das Verhältniß zwischen Kirche und Staat Grundsätze festgestellt werden wollen, die in der übrigen Welt als gänzlich unzulässig verworfen sind. Unser Recht ist so einfach, so klar, so unbestreitbar, daß es obsiegen muß. Wenn aber Gott zulassen sollte, daß uns unerwartete Kämpfe bevorständen, so werde ich mit Gottes Hilfe hinter der Gesinnung und Entschiedenheit meiner geliebten Diöcesanen und der treuen Priester dieser Diöcese als Oberhirt nicht zurückbleiben und ich bin auch dann mit unendlicher Freude zu jedem Kampfe und zu jedem Opfer bereit, um dem katholischen Volke der alten Mainzer Diöcese jenen Glauben zu bewahren, der seit so vielen Jahrhunderten seine Segnungen über die Welt und dieses Land verbreitet hat.

Im Uebrigen, geliebte Priester und Mitbrüder, wollen wir fortfahren uns zu bemühen, gute Hirten des uns anvertrauten christlichen

Volkes zu sein. „Die Priester, die unter euch sind, bitte ich darum als ihr Mitpriester und Zeuge der Leiden Christi, der auch Mitgenosse der Herrlichkeit ist, die einst offenbar werden soll, — weidet die euch anvertraute Heerde Gottes und besorget sie nicht aus Zwang, sondern freiwillig, nach Gottes Willen; nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern aus Liebe; nicht als solche, die über das Erbe Gottes herrschen, sondern das Vorbild der Heerde geworden sind von Herzen. Und wenn der Oberhirt erscheinen wird, werdet ihr die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen.“ (1 Petr. 5, 1—4.)

Sie wollen von diesem Ausschreiben den übrigen Theilnehmern an der Conferenz Mittheilung machen.

Pfarrverwalter Biron an den Bischof v. Ketteler [1]).

155.

Bechtheim, 1. November 1863.

Unter ungewöhnlich drückenden Verhältnissen erlaubt sich der gehorsamst Unterzeichnete im unbedingtesten Vertrauen auf Ew. Bischöflichen Gnaden väterliche Nachsicht Folgendes vorzutragen:

In Folge der Ew. Bischöflichen Gnaden wohlbekannten Ereignisse der neuesten Zeit, durch die ich mich, sei es mit Recht oder Unrecht, von meinen Vorgesetzten auf das Empfindlichste in meinem Rechts- und Billigkeitsgefühl gekränkt fühlte [2]), und verführt durch mehrfache, damals erschienene Preßerzeugnisse, war ich vor meiner Versetzung von Mainz nach Bechtheim in einer so aufgeregten Stimmung, daß ich mehrfachem und wiederholt an mich durch einen gewissen, bei Gottsleben bediensteten Reusche [3]) gestelltem Ansinnen nachgebend, demselben einen, „Enthüllungen aus der geistlichen Welt“ [4]) betitelten Aufsatz schrieb, auch demselben er-

---

1) Dieser und die drei folgenden Briefe sind von dem ehemaligen Hospitalgeistlichen Biron selbst in der Flugschrift: Offener Brief an den kathol. Clerus und alle Katholiken Deutschlands. Frankfurt a. M. 1863 veröffentlicht worden.

2) Derselbe hatte sich fortgesetzt geweigert, die Erstcommunion der Mainzer Waisenkinder in der von seiner Behörde ihm vorgeschriebenen Kirche zu feiern, und einige Monate später, zum Pfarrverwalter in Bilbel ernannt, das betreffende Decret dem Generalvicar zurückgesandt.

3) Damals Redacteur des „Mainzer Anzeigers.“

4) Dieses Pamphlets, worin Biron nach gerichtlichem Erkenntniß den Bischof „durch Schmähung, herabwürdigenden Spott und durch Behauptung erdichteter oder entstellter Thatsachen angegriffen und dem Hasse ausgesetzt“ (Rongeanische

laubte, diese Aufsätze mit Anmerkungen, die er (Reusche) hinzufügen wolle, auf seine alleinige Verantwortlichkeit in Frankfurt in einem Heftchen besonders abdrucken lassen zu dürfen. Nachdem ich genanntem Reusche, der zur Einziehung von Localnotizen zur Zeit fast täglich in's Spital kam, die erwähnten Aufsätze geschrieben hatte, und ein Theil davon im „Mainzer Anzeiger" erschienen war, suchte ich alsbald die Fortsetzung sistiren zu lassen, was mir aber nicht gelang. Auch erschienen diese Aufsätze mit Veränderungen, daß ich um so weniger für dieselben eintreten konnte, was mich aber um so mehr bestimmte, den besonderen Abdruck zu verhindern, was mir denn schließlich gelungen ist. Der ganze Vorfall machte aber auf mich einen überaus peinlichen Eindruck, daß ich meinen in dieser Beziehung gethanen ersten Schritt seit dieser Zeit unaufhörlich bitter bereute, ohne ihn wieder ungeschehen machen zu können.

Dazu kam noch, daß ich gestern in dieser Angelegenheit gerichtlich vernommen wurde. Ich habe in dieser Vernehmung ausweichende Antworten gegeben, um inzwischen Zeit zu gewinnen, Ew. Bischöflichen Gnaden meine Lage zu offenbaren.

Da die ganze Sache, wie es scheint, vor Gericht gezogen wird, und ich höchstwahrscheinlich entweder als Zeuge oder gar als Mitangeklagter (soviel ich weiß, ist Gottsleben unbekannt, daß ich der ursprüngliche Verfasser dieser Artikel bin) dabei erscheinen müßte, so richte ich an Ew. Bischöfliche Gnaden die vertrauensvolle und inständige Bitte, bei der Staatsbehörde dahin wirken zu wollen, daß dieser Prozeß niedergeschlagen werde. Ich gebe Ew. Bischöflichen Gnaden dabei das Versprechen, nicht nur allein nie mehr etwas Derartiges mir zu Schulden kommen zu lassen, sondern auch nach allen Kräften dahin zu streben, meinen Fehler möglichst wieder gut zu machen. Zugleich erkläre ich mich bereit, entweder baldmöglichst nach Amerika auszuwandern oder sofort in ein Kloster einzutreten.

Nur wage ich an Hochdieselben die gehorsamste Bitte zu stellen, mich nicht vorher prostituiren zu wollen, da ich befürchte, daß, wenn dieser Fall einträte, ich, wenn auch ungern und mit Schmerzen, doch lieber mit Aufgebung meiner geistlichen Stellung eine mir in Mainz angebotene Stelle übernehmen würde. Indeß glaube ich, daß ich durch Ew. Bischöflichen Gnaden väterliche Nachsicht und Liebe, die ich aus innigstem Herzen

---

Waffen und Leute. Mainz 1866 S. 32), hat sich neuerdings Professor Nippold bedient für sein Lebensbild oder vielmehr für seine Carikatur von „dem letzten Bischof in Mainz" in den „Deutsch-evangel. Blättern," herausgegeben von Beyschlag und Wolters, Berlin 1878.

um Verzeihung anflehe, von letzterem so verhängnißvollen Schritte abgehalten werde.

Sollten Ew. Bischöfliche Gnaden geneigt sein, meiner Bitte zu willfahren, so wage ich Hochdieselben um sofortige Beschleunigung dieser Angelegenheit zu bitten, da mir sonst eine zweite gerichtliche Vernehmung bevorsteht, in der ich mich offen als den „ursprünglichen" Verfasser jener Aufsätze bekennen und nothgedrungen die Vertheidigung des sachlichen Inhalts derselben auf mich nehmen würde.

Indem ich Ew. Bischöfliche Gnaden um Verzeihung anflehe und Hochderselben Entschließung vertrauensvoll entgegensehe, habe ich die ausgezeichnete Ehre zu sein rc.

Pfarrverwalter Biron an den Bischof v. Ketteler.

156.

Bechtheim, 4. November 1863.

Einem mir heute zugekommenen Briefe entnehme ich, daß irgend eine Person in Mainz den Verdacht geäußert habe, als stünde ich mit dem Uhrmacher Schöppler in einer „entfernten" Beziehung. Damit Ew. Bischöfliche Gnaden für den Fall, daß ein derartiges Gerede entstünde, hierüber nicht im Unklaren seien, erlaube ich mir Hochderselben gehorsamst zu berichten, daß ich noch zu keiner Zeit, sei es direct oder indirect, mit dem Genannten in irgend welcher Verbindung gestanden habe. Reusche hat mir zwar einmal geschrieben, der Vorstand des Arbeiter-Bildungsvereins sei trotz meiner entgegengesetzten Willensäußerung entschlossen, mir, wenn ich einige Wochen aus Mainz entfernt sei, eine Ovation zu bereiten, weßhalb ich mich zur Vermeidung dessen an Schöppler, der in jenem Vorstande eine Hauptrolle spiele, wenden möge; allein ich habe mich nicht einmal in dieser Angelegenheit, weder mündlich noch schriftlich, mit Schöppler benommen, so daß ich diesem Manne ganz fern stehe. In ähnlicher Weise hat Reusche mir einmal geschrieben, daß die Mitglieder der Oppenheimer Loge, von denen ich keines, weder der Person noch dem Namen nach, kenne, mir, um mich zu gewinnen, eine Ovation zugedacht hätten, mit der Warnung, falls mir es unlieb wäre, mich nur nicht in Oppenheim sehen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Ew. Bischöfliche Gnaden weiter davon in Kenntniß zu setzen, daß derselbe Reusche mir im Auftrage eines Mitgliedes der zweiten Kammer eine Anzahl von allerlei Actenstücken kirchlichen Inhalts, die dem betreffenden Abgeordneten anonym zu dem Zwecke zugestellt worden seien, daß er davon in der Kammer

Gebrauch machen möge, zuschickte, um dieselben zu prüfen und zu begutachten. Ebenso schickte mir Reusche von Zeit zu Zeit, der Redaction angeblich anonym zugesandte Schriftstücke über Diöcesanverhältnisse, zur Begutachtung. Auch erlaube ich mir noch, Ew. Bischöflichen Gnaden mitzutheilen, daß mir Seitens der Besitzer einiger Journale die Stelle eines Redacteurs angeboten wurde, ohne daß dieselben mich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten. Ich kann in allem Dem jetzt nur ein Werk des Herrn Reusche erblicken, der mich offenbar öffentlich compromittiren und dadurch gleichsam mit Gewalt auf eine andere Bahn bringen wollte.

Schließlich sehe ich, daß ich in meinem Schreiben vom 1. d. M. Ew. Bischöflichen Gnaden berichtet habe, Gottsleben wisse nicht, daß ich an diesen Artikeln betheiligt sei. Es ist mir das aus Uebereilung so in die Feder gekommen; es hätte statt „weiß" — „wußte" heißen müssen. Reusche versicherte mir nämlich, Gottsleben wisse durchaus nichts davon. Auch wird Gottsleben vorkommenden Falls, wie er bereits gerichtlich erklärt hat, unter allen Umständen die Autorschaft des Aufsatzes vertreten und mich nur als Zeugen aufrufen.

Indem ich Ew. Bischöflichen Gnaden durch Darlegung des Vorstehenden ein Bild meiner Lage verschaffen wollte, wiederhole ich auch bei dieser Gelegenheit meine Bitte vom 1. d. M. und verharre in vertrauensvollster Zuversicht &c.

An Pfarrverwalter M. Biron.

157.

Mainz, 6. November 1863.

Nachdem ich gestern von einem Gerüchte gehört hatte, daß Sie jenen Artikeln nicht ganz fremd seien, bringt mir heute Ihr Schreiben die Bestätigung desselben. Ich will über den schmerzlichen Eindruck desselben nicht reden. Wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo ich Sie zum Priester geweiht habe, an die Hoffnungen, die ich auf Sie setzte, an das Vertrauen, das ich Ihnen so oft bewiesen habe, so scheint es mir fast unmöglich, daß Sie so gegen mich handeln konnten. Doch, ich will Ihnen auch keinen Vorwurf machen. Gott verzeihe Ihnen so vollkommen, wie ich Ihnen verzeihe. Möge er Ihnen insbesondere die Demuth, den Muth und die Kraft geben, offen Ihr Unrecht anzuerkennen. Möge er Sie in seiner Erbarmung vor einer stolzen Gesinnung bewahren; die könnte Sie tief in den Abgrund herabziehen.

Ihren Wunsch, auf Niederschlagung der Untersuchung anzutragen,

kann ich dagegen unmöglich erfüllen. Sie müssen das selbst einsehen, wenn Sie bedenken, daß ich dadurch den Schein eines Zugeständnisses der vielen Beschuldigungen gegen mich auf mich laden würde. Das kann ich nicht, weil sie ungerecht sind, und weil es sich bei denselben um meine öffentliche Wirksamkeit handelt. Der Versuch, sie zu vertheidigen, würde Ihr Unrecht nur vergrößern. Gott leite Sie bei dieser, vielleicht für die Ewigkeit entscheidenden Wendung Ihres Lebens.

An Pfarrverwalter M. Biron.

158.

Mainz, 6. November 1863.

Sie werden mein Schreiben erhalten haben. Inzwischen ist Ihr zweites Schreiben vom 4. c. mir zugekommen. Ich freue mich über die Offenheit, mit der Sie sich in demselben aussprechen. Ich hoffe um so mehr, daß Sie diese schrecklichen Bande zerreißen werden, mit denen man Sie umgarnen will. In diesen Tagen ist mir die Mittheilung geworden, daß der unglückliche Bertsch, der auch von Feinden der Kirche verführt ist, in weiter Ferne, verlassen und mit allen verfallen, gestorben ist. Möge der liebe Gott Sie vor ähnlichem Verderben bewahren. Wenn Sie offen und rückhaltlos Ihren Fehltritt bekennen und so viel als möglich wieder gut machen, so werde ich diesen Act der Selbstdemüthigung als Sühne aufnehmen und so mild als möglich gegen Sie verfahren. Gott gebe es[1])!

An seinen Neffen Friedrich Graf v. Galen[2]).

159.

Mainz, 15. Januar 1864.

Ich muß doch mit einem Worte Dir es auch selbst aussprechen, wie leid es mir ist, Deiner freundlichen Einladung nicht folgen zu können.

---

1) Als dieses Schreiben in Bechtheim eintraf, hatte der unglückliche Priester, den krankhafte Selbstüberhebung zum Falle gebracht, seine Stelle bereits verlassen und in Frankfurt bei Ronge's Anhängern Unterkunft gefunden. Vgl. Mainzer Abendblatt 1863 Nr. 262, 275—279.

2) Pastor in Lembeck. Derselbe hatte seinen Onkel zur Theilnahme an der feierlichen Verehrung des heiligsten Altarsakramentes, welche in dessen Pfarrkirche während der Carnevalstage alljährlich stattfand, eingeladen.

Wie hätte ich so gern einmal wieder einige Tage bei Dir, in Deinem lieben Pfarrhaus, bei Deinen lieben Pfarrkindern zugebracht und fromme schöne Tage dort verlebt. Es geht aber nicht. Ich stehe in dieser ohnehin so bewegten Zeit an einem Punkte, wo der Teufel Tag für Tag Sturm läuft. Wie kann ich da gehen? Schließe mich deßhalb im Gebete auch abwesend ein und bitte Deine guten Leute ausdrücklich um dieses Gebet für mich.

Meine innigsten herzlichsten Wünsche schließe ich für Dich an, mein lieber Pastor! Unsere Wege scheinen auf dieser Welt nicht weit auseinander, aber weit entfernt nebeneinander herlaufen zu sollen. Um so inniger laß uns in der Nachfolge des göttlichen Heilandes und in priesterlicher Gesinnung verbunden sein. — Du hast auch den Beruf, alle die Deinigen recht zu heiligen, Eltern und Geschwister, so oft Du bei ihnen bist.

H. N. C. an den Bischof v. Ketteler.

160.

Barmen, 24. Mai 1864.

Ew. Bischöflichen Gnaden fühle ich mich gedrungen kurz mitzutheilen, was Ihre Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum [1])" in den letzten Tagen erlebt hat.

Am vorigen Donnerstag Morgen hatten zwei Oekonomen aus Württemberg durch die Zeitungen das Publicum zu einer Besprechung „über die Vereinigung der Confessionen und Secten, sowie über die Beseligung des Menschengeschlechts" eingeladen. Gegen 5—600 Personen hatten sich Abends in dem angekündigten Locale eingefunden. Nachdem der erste Redner seinen höchst abstrusen Vortrag beendet, begann der zweite Redner Herr Hardegg damit, daß die Welt jetzt von vielen wichtigen Fragen aufgeregt werde. Da sei die polnische, die italienische 2c. Frage auf politischem Gebiete; auf socialem Felde sei ein lebhafter Kampf zwischen Schulze und Lassalle entbrannt, woran sich in den letzten Tagen auch der „römisch-katholische Bischof von Mainz" betheiligt habe und „man könne nicht leugnen, daß durch dessen Ansichten die Lösung der Arbeiterfrage bedeutend gefördert worden." Weiter wurde indeß hierüber nicht gesprochen und will ich auch nicht über diese Versammlung berichten, weil nicht hierher gehörig.

---

1) Mainz 1864.

Ganz anders erging es aber dem Büchlein gestern Nachmittag in dem circa eine Stunde von hier entfernten Fabrikstädtchen Ronsdorf, wohin ich zufällig auf einer Promenade kam. Maibäume an den Wegen, deutsche Fahnen aus vielen Häusern, Massen von Menschen auf den Straßen ließen auf etwas Außergewöhnliches schließen. Und so war es auch. Lassalle war angekommen, um das erste Stiftungsfest zu feiern. Derselbe hielt sich in einem großen Saale auf, worin gewiß an 8—900 Menschen waren. Hier sah ich ihn nun leibhaftig; ich drängte mich unmittelbar an ihn heran, um ihn nur ganz sehen und wo möglich auch durchsehen zu können.

Gleich nach meinem Eintritte in den Saal begann Lassalle zu sprechen. Er theilte eine kurze Statistik über den Umfang des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins mit. Hierbei hob er insbesondere hervor, daß der deutsche Arbeiterverein sich auch in Oesterreich Eingang verschafft habe, während Schulze's Vereine sammt Nationalverein dort keinen Anhang gefunden. Nach Aufzählung mancher Details über die Versuche der Liberalen und Fortschrittler, seinen Vereinen entgegenzutreten, kam er auch zur Schrift Ew. Bischöflichen Gnaden über die Arbeiterfrage; er verweilte dabei wohl eine halbe Stunde. — „Ein rheinischer Kirchenfürst," begann er hier, „habe nicht umhin gekommt, endlich auch der Wahrheit Zeugniß zu geben; in einem Buche, betitelt: „Die Arbeiterfrage" (den Rest des Titels gab Lassalle nicht an, was mir gleich auffiel) theile derselbe vollständig seine (Lassalle's) Ansichten.

Ad commendationem sprach er dann noch Einiges über die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn Ew. Bischöflichen Gnaden, was ich hier nur nothgedrungen und wegen der Sache sage und nicht weiter ausführen werde. Demnächst las Lassalle verschiedene Stellen aus Ihrer Schrift vor, insbesondere den Absatz auf Seite 17 (2. Auflage), dann den zweiten Absatz auf Seite 62. Lassalle war hierbei ganz in Ekstase, das Publikum zollte anhaltenden Beifall; eine Stimme rief sogar, der Bischof von Mainz lebe hoch! Aber auch nicht eine Stimme ließ sich hierauf vernehmen. — Lassalle's Anhänger sind damit gekennzeichnet. — Zwar hätten Sie, fuhr der Redner fort, zwei Bedenken gegen seine Ansichten erhoben: einmal nämlich, daß die Arbeiter durch überstürzte Ausführung die Sache verderben würden; dann hielten Sie auch die Staatshilfe wegen des göttlichen Charakters des Privateigenthums für unerlaubt. Das erstere Bedenken sei aber, bemerkte Lassalle hiergegen, nicht begründet; er kenne zu gut den verständigen Sinn der Arbeiter, die selbst einsähen, daß dieses Alles in ruhiger Entwickelung ins Leben treten müsse. Das andere Bedenken existire für ihn und die Versammlung nicht, weil

sie nicht an die Göttlichkeit des Privateigenthums glaubten; zudem wolle er auch gar nicht das gegenwärtige Vermögen irgendwie antasten. Seine Reflexionen über diesen Punkt leitete Lassalle mit dem Ausspruche ein: „Ich bin kein Pfaff.“ — Ew. Bischöfliche Gnaden werden mich hier entschuldigen; zum erstenmal in meinem Leben schreibe ich dieses Wort und wohl auch zum letztenmal, und Sie sehen unter welchen Umständen und zu welchem Zwecke. — Von dem in Ihrer Schrift angegebenen Cardinalmittel zur Heilung der Arbeiter wie aller Menschen Noth — dem Christenthume — sprach Lassalle keine Silbe, wie denn in seiner ganzen Rede von Religion oder Moralität auch nicht einmal eine Andeutung vorkam. Im zweiten Theile seines Vortrages hob er hervor, welche Unterstützung seine Ansichten bei den Vertretern der Wissenschaft gefunden. In kaum einem Jahre hätten sich um ihn geschaart: Wuttke in Leipzig, Schweitzer und Becker aus Frankfurt, Rodbertus, Bucher &c. — Diesen Männern brachte sodann Lassalle ein Hoch aus, worin begeistert eingestimmt wurde. Ew. Gnaden hatte er unter diesem Consortium nicht aufgezählt, was mich sehr freute. Am Schlusse seiner Rede und offenbar in der Absicht, derselben die Krone aufzusetzen, schilderte er den Empfang der Deputation der schlesischen Weber durch unseren König in Berlin. In der Antwort des Königs auf den Vortrag der Weber findet Lassalle den Beweis, daß sogar der König seine Ansichten theile. Der König hat gesetzliche Abhilfe versprochen, rief Lassalle aus; die Erreichung unsers Zieles durch Staatshilfe ist sicher. Aber der König als constitutioneller Fürst kann uns ohne die Kammern nicht helfen; diese, aus Fortschrittlern und Liberalen zusammen gesetzt, werden jedoch keinen Heller für uns bewilligen; die indirecten Wahlen und das Dreiklassen-System werden indeß stets solche Leute ans Ruder bringen; also suffrage universel et directe. Damit schloß Lassalle seine Rede und muß ich wohl diese Zeilen schließen; bemerken will ich aber noch, daß, soweit ich Lassalle erkannt habe, der Mann zwar ein gewaltiger Volksredner ist, aber ganz und gar kein Herz für das Volk zu haben scheint. Ekel und Ueberdruß am Leben ist auf seinem Gesichte ausgeprägt, während doch Frohsinn und frischer Muth den wahren Volksmann kennzeichnen muß. Nach seinem krausen Haar und seiner Nase zu urtheilen, ist er ein Jude, der die armen Christenmenschen gegeneinander hetzen will. Ew. Bischöfliche Gnaden bitte ich, ein Eifler und ein armer Sohn einer trefflichen Mutter, die jetzt im Himmel ist, mit Thränen in den Augen um den apostolischen Segen.

Dr. Mischler[1]) an Bischof v. Ketteler.

161.

Wiesbaden, 28. Mai 1864.

Jene Richtung der Nationalökonomie, welche im strengen Gegensatze zur materialistischen Auffassung, wie solche bis 1845/50 vorherrschte, mit siegender Kraft die ethischen Beziehungen des Menschen berücksichtigt, hat durch Ew. Bischöflichen Gnaden warm und klar geschriebenes Buch über die Arbeiterfrage eine hochwichtige Unterstützung bekommen: Hochwichtig ist dieses Buch für uns — das kleine Häuflein von Männern, welche vom Lehrstuhl herab oder in der Presse gegen die materialistische Richtung der Wohlstandswissenschaft ankämpfen. Hochwichtig ist dieses Werk sodann, weil ein so bedeutender Zeuge strengkirchlicher Auffassung die Beleuchtung der materiellen Interessen vom Standpunkte der heiligen Kirche für einen Gegenstand der Forschung und der gemeinverständlichen Darstellung erkennt und ein nachahmungswürdiges Beispiel gibt für Priester und katholische Laien.

In dem geräuschvollen Für und Gegen der durch Lassalle und Schulze vertretenen einseitigen Principien; in der geflissentlichen Weise, mit welcher die s. g. Fortschrittspartei Fragen der materiellen Interessen für ihre Zwecke auszubeuten sucht, gilt ein so ernstes und gewiegtes Wort, wie es obenbelobte Schrift mit sachkundigster Schärfe ausspricht, sicherlich bei Freund und Gegner, es wiegt schwer.

In der Ueberzeugung, daß in Kurzem eine zweite Auflage erforderlich sein wird, erlaube ich mir ergebenst als Fachmann anzudeuten, daß es zur Förderung des Segens, den das Werk stiften wird, vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung sein würde, wenn Sie in einigen das rein Nationalökonomische berührenden Fragen von dem seit 1850 mehr hervortretenden Standpunkte der Wissenschaft hochgeneigtest Kenntniß nehmen wollten.

Die Abgrenzung des Gebietes der Arbeiterfrage dürfte nach fachmännischer Ueberzeugung zu enge sein. Die Darstellung der Einrichtungen und Anstalten, welche, dem kirchlichen Boden entsprossen, theilweise noch bestehen (seit Jahrhunderten), theilweise jüngst entstanden und zur Blüthe kamen, sollte ausführlicher sein. Oesterreich böte zahlreiche Beispiele.

---

1) Der verstorbene Professor der Nationalökonomie zu Prag, geboren den 17. Februar 1823 zu Heppenheim an der Bergstraße.

An dem glänzenden Beispiele der Gesellenvereine dürfte vielleicht das Wesen unserer streng kirchlichen Auffassung nationalökonomischer Fragen am schlagendsten erwiesen werden. Daher sollte diese Schöpfung ausführlich behandelt werden.

Seit 10 Monaten suche ich hier — ferne von Familie und Lehramt — Heilung. Mit Gottes Gnade und Hilfe kehre ich vielleicht bald zurück. Sollten es meine Gesundheitsverhältnisse möglich machen, so würde ich mir die Gnade ausbitten mit Ew. Bischöflichen Gnaden mündlich über das Werk zu sprechen und meine Wünsche vorzutragen, meine Erfahrung zur Verfügung stellen. Meine Freude über dieses Werk mahnte mich, selbst auf die Gefahr hin zudringlich zu werden, Ew. Bischöflichen Gnaden meinen Wunsch persönlicher Rücksprache vorzutragen.

Der Deutsche Handwerkerbund an den Bischof v. Ketteler[1].

162.

Hamburg, 25. Juni 1864.

Der unterzeichnete Bundesvorort des Deutschen Handwerkerbundes hatte seit längerer Zeit Gelegenheit, die wachsende förderlichste Theilnahme wahrzunehmen, welche die geistlichen Häupter nicht minder als andere erleuchtete Glieder der römisch-katholischen Kirche der Handwerker- und Arbeiterfrage widmen.

Als wir im Herbste des vergangenen Jahres in Frankfurt a. M. die Arbeiten des zweiten Deutschen Handwerkertages begannen, betrachteten wir es als eine unserem Werke günstige Vorbedeutung, daß, wie wir von den Bundesbrüdern aus den rheinischen Diöcesen vernahmen, die in derselben Stadt damals versammelten katholischen Vereine Deutschlands gleichzeitig über die Arbeiterfrage verhandelt hätten, welche, wie wir mit Ihnen, hochwürdigster Herr Bischof, annehmen, gleichmäßig die höchsten christlichen und menschlichen Interessen umfaßt.

Die dort gehaltenen anregenden Vorträge, namentlich des ehrwürdigen Pater Theodosius, sowie der Herren Bosen und Schüren[2]), in denen sich die wärmste Sorge für das Wohl des Handwerkerstandes, gepaart mit sachkundiger Einsicht in die vorliegenden Mißstände, offen-

1) Vgl. den stenographischen Bericht über den dritten Deutschen Handwerkertag zu Cöln 1864 S. 48—53, Schüren's Sociale Revue 1, 431—435.

2) Verhandlungen der 15. Generalversammlung der kath. Vereine Deutschlands zu Frankfurt a. M. am 21—24. Sept. 1863 S. 229—269.

bart, sind in unseren Vereinsversammlungen nach Anleitung des amtlichen Berichtes über die Verhandlungen der katholischen Vereine Deutschlands, wiederholt Gegenstand der Besprechung gewesen. Nicht minder erfreute uns der dort in der Sitzung vom 24. September 1863 (Protokolle S. 272) gefaßte Beschluß der katholischen Vereine, worin den Katholiken dringend empfohlen wurde, sich mit dem Studium der großen socialen Arbeiterfrage zu beschäftigen, welche sicherlich nur im Lichte und durch den Geist des Christenthums einer dem sittlichen und materiellen Wohle, wie dem Einzelnen so der Gesammtheit entsprechenden Lösung entgegengeführt werden könne; denn wir sagten uns, daß eine von so einflußreicher Seite ausgehende Mahnung einen wohlthätigen Anstoß geben werde zu dem ernsten Studium der Handwerker- und Arbeiterfrage, dessen es bedarf, um diese Frage in ihrem ganzen Umfange zu würdigen.

Sie, hochwürdigster Herr Bischof, haben solchen in Frankfurt abseiten der Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands gefaßten Beschluß bereits zur That werden lassen, wie Ihre uns vorliegende gedankenreiche Ausarbeitung „Die Arbeiterfrage und das Christenthum" beweist.

Um den Eindruck, welchen diese Ihre Schrift auf uns machte, bemessen zu können, bitten wir Sie sich in unsere Lage versetzen zu wollen.

In dem Kampfe, den wir zu führen haben, waren die Kräfte bisher sehr ungleich vertheilt. Während die Staatsmänner und Gesetzgeber unserer Zeit, von den doctrinären Irrthümern, um deren Bekämpfung es sich handelt, eingenommen und irregeleitet, uns fast durchgängig in entschiedener Gegnerschaft gegenüber stehen, thun Egoismus und Indifferentismus in den weiteren Kreisen das Uebrige, um uns den Kampf zu erschweren, der doch nach göttlichem Gebote uns verordnet ist.

In solcher Lage, in einem derartigen, alle Kräfte anspannenden und aufreibenden Kampfe gegen die so große Uebermacht nicht überzeugt sein wollender Widersacher war es Ihre Schrift, die uns eine nachhaltige Stärkung gewährte.

Die Wahrnehmung, daß Männer, welche vom Geiste des Christenthums geleitet werden und deren Weltanschauung deßhalb eine in Wahrheit höhere, weil sie eine auf göttliche Autorität gegründete ist; die Wahrnehmung, daß solche Männer, vom Geiste christlicher Liebe getrieben, mit siegesgewisser Klarheit und Schärfe zu den Grundsätzen sich bekennen, deren Vertheidigung seit lange unser Bestreben ausmacht; diese Wahrnehmung muß unseren Muth auf's Neue kräftig beleben.

Wenn Sie, Hochwürdigster Herr Bischof, es aussprechen: „daß die Ursachen der dermaligen Lage der socialen Arbeiterfrage, so wie die Bös-

artigkeit der aus diesen Ursachen hervorgegangenen Wirkungen und Folgen ihren wesentlichen und tiefsten Grund in dem Abfalle vom Geiste des Christenthums haben, der in dem letzten Jahrhundert stattgefunden;" — wenn Sie darlegen, „daß die Geister, weil sie nicht mehr von den ewigen und höchsten Wahrheiten erleuchtet sind, darum auch auf den niederen menschlichen Gebieten der politischen und socialen Fragen falschen Principien, abstracten Einseitigkeiten und jenem liberalen Fanatismus anheimgefallen seien, der ohne Verständniß für den lebendigen Organismus der Gesellschaft wohl eine große Macht besitze aufzulösen und zu zerstören, aber nichts erbauen könne;" — oder wenn Sie darauf hinweisen, „daß nur das Christenthum die Mittel bietet, um die Verhältnisse des Arbeiterstandes mit Erfolg zu bessern, und daß ohne diese Hilfe die Zustände des Arbeiterstandes trotz aller vielfachen Bemühungen unaufhaltsam bergabgehen und sich wieder den Zuständen annähern, in denen der Arbeiterstand sich im Heidenthume befunden," — so haben Sie, hochwürdigster Herr Bischof, damit Grundsätze ausgesprochen, zu denen auch jeder ernste Protestant bestimmt von ganzem Herzen sich bekennen muß.

In nicht minder erfreulicher Uebereinstimmung befinden wir uns mit Ihnen, wenn Sie bezüglich des von der liberalen Partei zur Lösung der Arbeiterfrage vorgeschlagenen Palliativmittels der Genossenschaftsprincipien nachweisen, „daß dieser Versuch, das Menschengeschlecht nach dem plattrationalistischen Standpunkt der vier Species zu behandeln, wo zuletzt alle Politik, alle Weisheit und alle Menschenfreundlichkeit und Humanität im Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren der in Atome aufgelösten Menschheit beständen, eine Versündigung gegen die menschliche Natur und göttliche Weltordnung wäre, welche nur scheitern und das Verderben vermehren könne."

Ganz in Uebereinstimmung mit den von Ihnen, hochwürdigster Herr Bischof, entwickelten Grundsätzen haben wir in der, sämmtlichen hohen Regierungen des Deutschen Bundes überreichten Protestation und Bitte, welche wir Ihrer Kenntnißnahme zu unterbreiten uns erlauben, nachgewiesen, daß das System sogenannter Gewerbefreiheit, welches von dem grundfalschen Vordersatze ausgeht, als ob die menschliche Arbeitskraft, also häufig der einzige materielle Schatz des nach Gottes Ebenbilde geschaffenen lebendigen Menschen, ein an sich vorhandener sachlicher Gegenstand von gleichmäßigem Tauschwerthe wie Kapital und Waare wäre, — weil es von dieser grundfalschen Voraussetzung ausgehe, auch nur zu falschen Resultaten führen könne. Wir haben deßhalb unsern Protest erhoben gegen die Introducirung des Systemes sogenannter Gewerbefreiheit, als eines von Grund aus und nach allen Seiten falschen Systemes

der Lüge und des Betruges, eines Systemes der Versündigung an der Gesammtheit der besitzlosen Arbeiter des Handwerkers, eines Verbrechens an der Civilisation und der Menschheit.

Sie, hochwürdigster Herr Bischof, der Sie vor Empfang der bischöflichen Weihe und Vollmacht gelobten, „den Armen und Fremdlingen und allen Dürftigen im Namen des Herrn liebevoll und barmherzig zu sein,“ haben, indem Sie die Schäden dieses sich an dem dürftigen Arbeiter versündigenden Systemes aufdeckten, nur einer Gewissenspflicht genügen wollen und am wenigsten auf Dank gerechnet.

Wenn der unterzeichnete Vorstand des Deutschen Handwerkerbundes aber dennoch sich in seinem Herzen gedrungen fühlt, für die erleuchtete weihevolle Weise, wie Sie sich des bedrängten Handwerker- und Arbeiterstandes angenommen, Ihnen im Namen des letzteren dessen tiefgefühltesten Dank auszusprechen, so wissen wir im Uebrigen im Voraus, daß Sie, hochwürdigster Herr Bischof, solchen Dank aus dem protestantischen Norden des gemeinsamen Vaterlandes, dargebracht in einer die höchsten christlichen Interessen von Katholiken und Protestanten gemeinsam betreffenden Angelegenheit, nicht zurückweisen werden.

Wie unser Deutscher Handwerkerbund in seinem Wirken, vom christlichen Standpunkte aus für die Rechte des Handwerkerstandes zu kämpfen, durch confessionelle Spaltungen nicht behindert wird, so wissen wir desgleichen auch von Ihnen, hochwürdigster Herr Bischof, daß die christliche Liebe keine Grenzen hat.

Indem wir in diesem Geiste unsere gemeinsame christliche Handwerker- und Arbeiterfrage Ihrer Fürbitte und ferneren Fürsorge empfehlen, unterzeichnen wir Ew. Bischöflichen Gnaden ehrerbietigst ergebene C. P. C. Schweedt, Präsident des Deutschen Handwerkerbundes. — Hugo Hübbe, Schriftführer.

An C. P. C. Schweedt in Hamburg.

163.

Mainz, Juni 1864.

Auf das sehr geehrte Schreiben vom 25. c. spreche ich Ew. Wohlgeboren und dem Vororte des Deutschen Handwerkerbundes meinen herzlichen Dank für die so wohlwollende Beurtheilung meiner Schrift über die Arbeiterfrage aus.

Ich kann mich mit den volkswirthschaftlichen Fragen, deren Bedeutung mir in so vielen Erscheinungen des Lebens tagtäglich vor die Augen

tritt, nicht mit der eingehenden Gründlichkeit befassen, wie es zu einer erschöpfenden Behandlung der Sache nothwendig wäre. Meine vielen anderseitigen Pflichten gestatten das nicht. Dagegen nehme ich an denselben, soweit sie das Wohl unseres deutschen Arbeiterstandes betreffen, mit meiner ganzen Seele den innigsten Antheil, und das, was sich seit Jahren durch eine anhaltende Beobachtung dieser Verhältnisse in mir als tiefste Ueberzeugung festgestellt hatte, habe ich in einigen freien Stunden des verflossenen Winters in der gedachten Schrift zusammen gestellt. Wenn es einen kleinen Beitrag liefern kann, um die unaussprechlich verderblichen Grundsätze der modernen materialistischen Volkswirthschaftslehre wirksam zu bekämpfen und deren Consequenzen von unserm deutschen Arbeiterstande abzuhalten, so bin ich Gott dafür unendlich dankbar. Die Bestrebungen des Deutschen Handwerkerbundes haben mich immer auf das lebhafteste interessirt und ich erkenne darin die Keime zu einer Entwickelung, die, wenn sie sich ausgestalten würde, für den deutschen Handwerkerstand von unermeßlich segensreichen Folgen sein müßte. Es freut mich lebhaft durch das geehrte Schreiben vom 25. ein Unterpfand dafür zu besitzen, daß ich mit meinen Ansichten über das, was dem Handwerkerstande so Noth thut, dem Vororte des deutschen Handwerkerbundes so nahe stehe. Ich werde mit so innigerer Theilnahme der Thätigkeit des deutschen Handwerkerbundes folgen und Gott bitten, daß er die edeln Männer segnen, erleuchten und stärken möge, die sich in demselben mit solcher Hingabe dem Wohle des Handwerkerstandes widmen.

Indem ich zugleich bitte, auch den übrigen Mitgliedern des Vororts diesen meinen Dank zu vermitteln, verharre ich in ausgezeichneter Hochachtung 2c.

J. G. Findel an den Bischof v. Ketteler.

164.

Leipzig, im December 1864.

Einer Bestellung des Herrn Fr. Kirchheim entnehme ich, daß Sie das vierte Quartal der „Bauhütte“[1]) zu haben wünschen. Da Sie dem Maurerbunde nicht angehören und das Blatt nur an Mitglieder desselben geliefert wird, bedaure ich diese Bestellung nicht ausführen zu können. Indessen erlaube ich mir, Ihnen, Hochwürdigster Herr Bischof, dessen hohe geistige Befähigung und dessen männliches und thatkräftiges

---

1) Organ des Vereins deutscher Freimaurer. Herausgegeben von Br. J. G. Findel.

Wirken für seine Ueberzeugung ich anerkenne, mitfolgend einige Nummern meiner Zeitschrift vertraulich mitzutheilen, Nummern, von denen ich annehmen kann, daß sie Ihnen einiges Interesse gewähren, während andere mehr nur innere Angelegenheiten untergeordneter Natur behandeln oder rein erbauliche Vorträge enthalten. Es würde mich freuen, wenn Sie daraus die Ueberzeugung schöpfen könnten, daß der Maurerbund als solcher die strengste Neutralität in politischen und religiösen Dingen bewahrt, ohne seine Mitglieder indifferent gegen die staatsbürgerlichen oder kirchlichen Pflichten zu machen. Wenn nichts desto weniger manche Freimaurer einer wenig kirchlichen Richtung huldigen, so liegt das einzig in der Zeit, ohne vom Maurerbunde gefordert oder verschuldet zu sein, und mag es dahingestellt bleiben, wiefern die Kirchen diese Zeiterscheinungen dadurch mit verursachen, daß sie sich allenthalben mit der reaktionären politischen Partei identifiziren. In der Duellfrage steht der Maurerbund vollständig auf Seiten der Religion und der Kirche. Nicht daß Sie den Kampf gegen den Freimaurerbund aufgeben, wenn Sie solchen für nothwendig halten, wünsche ich, sondern nur, daß Sie keine unbegründeten Vorwürfe wider ihn erheben möchten. Es hat zu allen Zeiten gute Katholiken im Bunde gegeben. Nur in den höheren Graden einer maurerischen Sekte, der großen Landesloge v. D. in Berlin, wird angeblich ein christliches Mysterium fortgepflanzt, welches von den Aposteln abstammen will und somit der katholischen Kirche die reine christliche Lehre streitig macht. Diese höheren Grade gelten indessen nirgends als Freimaurerei.

An J. G. Findel in Leipzig[1]).

165.

Mainz, den 12. December 1864.

Auf Ihr geehrtes Schreiben ohne Datum spreche ich Ihnen für die Uebersendung einiger Blätter „der Bauhütte" meinen verbindlichen Dank aus, zugleich aber auch mein aufrichtiges Bedauern darüber, daß nur den Mitgliedern des Maurerbundes das Blatt vollständig verabfolgt wird. Ich wünsche mir von dem Wesen des Maurerbundes, wie er jetzt besteht, eine richtige Anschauung zu verschaffen, und ich kann es daher nur beklagen, wenn der Maurerbund durch Vorenthaltung der besten Quellen ein solches Bestreben selbst erschwert.

Namentlich liegt mir viel daran, über die Richtigkeit Ihrer Be-

1) Aus dem Concept.

hauptung: „daß der Maurerbund als solcher die strengste Neutralität in politischen und religiösen Dingen bewahrt, ohne seine Mitglieder indifferent gegen die staatlichen oder kirchlichen Pflichten zu machen,“ vollkommen klar zu werden. Ich zweifle nicht daran, daß dies die Ansicht vieler einzelnen Maurer ist, kann sie aber bisher nicht für begründet halten. Daß das Maurerthum, wenigstens in seiner jetzigen Gestaltung, nicht einen bestimmten Lehrsatz aufstellt, der mit einem einzelnen Lehrsatz einer christlichen Confession im Widerspruch steht, mag richtig sein; dagegen scheint mir der Geist, der das ganze moderne Maurerthum durchdringt und der recht eigentlich sein allgemeines Wesen ausmacht, mit logischer Consequenz zur Leugnung jeder übernatürlichen Offenbarung zu führen und daher diametral allen christlichen Confessionen entgegengesetzt zu sein, die im Christenthum eine übernatürliche Offenbarung erkennen.

Wie wichtig es auch für die Maurer wäre, wenn das Organ des Bundes unter der Controle der Oeffentlichkeit stände, ersehe ich in einem handgreiflichen Falle an Nr. 41 der mir mitgetheilten Blätter „der Bauhütte.“ Dort wird weitläufig über eine Predigt Bericht erstattet, die ich über den Freimaurerbund beim Rochusfeste in Bingen gehalten haben soll; und alles dort Mitgetheilte vom ersten bis zum letzten Wort ist vollkommen unwahr. Ich habe noch nie von dem Freimaurerbund als dem „verdammten und verfluchten Freimaurer-Orden,“ als einer „Teufelsgesellschaft“ gesprochen; solche Ausdrucksweisen sind mir überhaupt so fremd, daß sie nie über meinen Mund kommen. In Bingen beim Rochusfeste konnte dies aber um so weniger geschehen, als ich in meiner ganzen Predigt den Freimaurerbund auch nicht mit einer einzigen Silbe erwähnt habe. Das Thema der Predigt hatte hiermit nichts zu thun, und ich weiß vollkommen gewiß, daß ich auch nicht einmal das Wort Freimaurer ausgesprochen und daß ich mit keinem Gedanken auf denselben hingedeutet habe. Ebenso unwahr ist daher auch nothwendig die ganze Einkleidung dieser Mittheilung und das piquante Zwiegespräch zwischen dem Reisenden und dem Arbeitsmann, weil es sich auf eine Predigt bezieht, die eben nicht gehalten worden ist [1]). Solche gehässige Mittheilungen, die zugleich eine ganze kunstvolle Combination von Unwahrheiten enthalten, sind natürlich vor jeder Berichtigung ganz sicher, so lange das Blatt nur in den eigentlichen Freimaurerkreisen selbst gelesen wird.

Eine Verwechselung mit einer andern Predigt, die ich in der Nähe von Bingen gehalten habe und wo ich allerdings einige wenige Worte

1) Vgl. v. Ketteler: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?“ 93—95.

über den Freimaurerbund gesagt habe, ohne mich jedoch jener Ausdrücke zu bedienen, kann hier auch nicht vorliegen, weil diese beiden kirchlichen Handlungen über drei Monate auseinander liegen. Ihr Correspondent hat also diese ganze Mittheilung zugleich mit jener Erzählung eines Zwiegespräches, welches angeblich wörtlich wiedergegeben ist, rein erfunden, und ich weiß in der That nicht, ob hier eine andere Deutung, als die einer durchaus bösen Absicht möglich ist. Ich erwarte, daß Sie diese Berichtigung Ihren Lesern mittheilen werden, und darf wohl um Uebersendung des betreffenden Blattes bitten.

J. G. Findel an den Bischof v. Ketteler.

166.

Leipzig, 21. December 1864.

Mit Ihnen bedaure ich aufrichtig, daß „die Bauhütte" nur Mitgliedern des Bundes zugänglich ist, sowie überhaupt, daß unser Bund mehr als nöthig und heilsam sich gegen die Außenwelt abschließt. Ob freilich eine maurerische Zeitschrift die beste Quelle sei, um Ihnen als Nicht-Maurer eine richtige Anschauung vom Wesen des FrMrbundes in seinem gegenwärtigen Bestande zu gewähren, ist eine andere Frage, die ich kaum zu bejahen vermöchte. Ich glaube vielmehr, daß diesem Zwecke mein Geschichtswerk (Lpz., 2 Bde.), Seydel's Reden an denkende Nicht-Mr, 2. Aufl. und das bei Brockhaus erscheinende Handbuch der FrMrei, welche alle im öffentlichen Buchhandel erschienen und zu haben sind, mehr entsprechen, als eine maurerische Zeitschrift, welche nur die unmaßgeblichen Ansichten einzelner Maurer, nicht aber den Geist einzelner Logen, noch weniger des Bundes zum Ausdruck bringt. Die 30—40 Mitarbeiter der „Bauhütte" z. B. vertheilen sich auf etwa 20 deutsche Logen, die in ihrer Gesammtheit keineswegs ihrem Beamten in allem beizupflichten brauchen. Außer den Gesetzen des Bundes gibt es bei uns nur Symbole, über deren Deutung keine Norm, keine Autorität vorhanden, deren Auslegung vollkommen freigegeben ist. Dogmen hat der Mrbund gar nicht. Das Gemeinsame des Mrbundes besteht fast nur in dem Wollen des Guten schlechthin, in der Aufgabe der Selbstveredlung, in der Pflege des Reinmenschlichen und in einzelnen Hauptsymbolen, wie Bibel, Zirkel, Winkelmaß ꝛc.; im Uebrigen herrscht solche Mannichfaltigkeit und ist der Geist und die Richtung der einzelnen Logen so verschieden, daß nur wenige Maurer selbst darüber ein annäherndes Urtheil haben können; der Nicht-Mr dürfte stets in Gefahr sein, den Theil mit Unrecht

für das Ganze zu nehmen. Mit meiner Behauptung bezüglich der Neutralität des Bundes in religiösen und politischen Dingen hat es seine vollkommene Richtigkeit. Der Mrbund hebt keine der schon übernommenen Pflichten auf, also auch die kirchlichen nicht; er erneuert sie vielmehr und will sie heiligen. Wenn, wie Sie, Hochw. Herr Bischof, fürchten, der Geist des Maurerthums mit logischer Consequenz zur Leugnung jeder übernatürlichen Offenbarung führte, würden unzählige Maurer selbst dem Bunde entsagen, namentlich auch viele evangelische, hin und wieder auch katholische Geistliche Anstoß daran nehmen. Namentlich in England würde der Bund dann keine 30, geschweige denn 300 Logen zählen. In England, wie ich mich vor einigen Monaten selbst überzeugt, unterscheidet man, wie auch in einzelnen deutschen Logen, nicht genau genug das allgemein Religiöse, was der Bund pflegen soll, vom spezifisch-christlichen und kirchlichen, so daß nicht blos christlicher Geist, der in der Loge zulässig und gefordert ist, sondern positives Kirchenthum in den Logen vorhanden ist. Dies ist auch theilweise der Fall in den Niederlanden; in Frankreich herrscht die freiere Richtung (bis zum Unglauben hin) in den Logen vor. Die Mrei in Belgien ist nicht anerkannt und aller Verkehr untersagt und abgebrochen. Das Gebiet des Glaubens berührt der Maurerbund als solcher nicht; das sieht er als das Heiligthum des Einzelnen an.

Der Bericht über Ew. Hochw. Predigt ist mir von einem mir sonst als biederer und achtbarer Maurer bekannten katholischen Beamten einer norddeutschen Bischofsstadt zugegangen, der sich nur zeitweise in einem dortigen Bade aufgehalten, so daß ich in Anbetracht der Quelle keinen Anstand nahm, das Zwiegespräch aufzunehmen, wenn schon die citirten Ausdrücke mir Bedenken erregten, die ich einem Manne von Ihrer Bildung und Lebensstellung nicht gut zutrauen konnte, um so weniger, als ich mich der urbanen und würdevollen Darstellung in Ihrem Werke: „Freiheit, Autorität und Kirche“ [1]) erinnerte. Von ganzem Herzen bedaure ich, Unrichtigkeiten durch mein Blatt verbreitet zu haben, und werde ich selbstredend in Nr. 2 „der Bauhütte“ nicht verfehlen, Sie zu rechtfertigen. Die betreffende Nr. werde ich Ihnen mit Vergnügen zustellen. An eine böse Absicht meines Berichterstatters kann ich nicht glauben; jedenfalls ist er selbst nur übel berichtet.

Möge Ihnen die Ausführlichkeit meines Briefes ein Beweis sein, wie sehr ich wünsche, den FrMrbund in Ihren Augen von der Seite ins rechte Licht zu stellen, von welcher er mit Grund nicht angegriffen

1) Ueber die Freimaurerei S. 218—231.

werden kann, obwohl sich sonst von Ihrem Standpunkte aus wohl manches gegen denselben einwenden lassen mag.

An Cardinal v. Reisach in Rom[1]).

167.

Mainz, 2. März 1865.

Auf Ew. Eminenz sehr geehrtes Schreiben vom 25. v. M., welches ich in diesem Augenblicke erhalten habe, beehre ich mich zu erwidern, daß ich die erwähnte Stelle unmöglich annehmen kann. Ew. Eminenz deuten die Gründe, welche dagegen sprechen, so vollständig an, daß ich nicht weiter darauf einzugehen brauche und mich auf die einfache Erklärung beschränken kann, daß ich mit denselben ganz und gar einverstanden bin. Je tieferes Mitleiden ich mit dem armen Volke habe, desto unerträglicher wäre mir eine solche Stellung, in welcher ich ihm gar nicht helfen, ohne Zweifel sogar als ein Gegner erscheinen würde. Gott bewahre mich vor einer solchen Lage.

Indem ich mir umgehend erlaube diese Antwort zu geben, verzichte ich gleichfalls darauf die vielen wichtigen Anliegen zu berühren, die ich mit Hochihnen gerne besprechen möchte. Meine Antwort würde dadurch auch wohl verzögert werden, da ich bei dem Vielen kein Ende mehr finden könnte. Vor allem beschäftigt uns natürlich immer die Lage des Heiligen Vaters. Es wird überall unaussprechlich viel für ihn gebetet. Wenn ich zuweilen an die Möglichkeit denke, daß Gott eine zeitweise Entfernung des Heiligen Vaters von Rom zulassen könnte, und dann nach meinen Phantasien Pläne mache, so versetze ich den Heiligen Vater nach Irland, getragen von begeisterter Liebe des irischen Volkes, vor gemeinen Plackereien des modernen Polizeistaates durch die englische Verfassung geschützt und dort, durch die englischen Verkehrsmittel allen Bischöfen erreichbar, ein allgemeines Concil abhaltend. Daran kann ich mir die schönsten Bilder von der so bewirkten allmäligen Bekehrung Englands, des Nordens Europas und endlich der Rückkehr der Päpste nach Italien, wenn die Italiener in Blut, Sack und Asche Buße gethan haben, knüpfen.

---

1) Das Original ist mit der Randbemerkung versehen:
Aus dem Nachlaß des Cardinals Reisach mir zurückgegeben. Es ist die Antwort auf die im Auftrage des Papstes an mich gerichtete Anfrage, ob ich bereit sei, nach dem Vorschlage der preußischen Regierung das Erzbisthum Posen zu übernehmen. Rom, 15. Juli 1870. † W. E.

Leopoldine Fürstin zu Löwenstein[1]) an Bischof v. Ketteler.

168.

Gars in Oberbaiern, 4. März 1865.

Die wohlwollende Erinnerung Ew. Bischöflichen Gnaden an mich, deren Beweise mir durch meine Schwestern öfters zugekommen, erfreuten mich stets und erfüllten mich mit Dank und gaben mir nun auch den Muth, Sie mit einer Bitte zu belästigen, deren Gewährung mir sehr am Herzen liegt.

Es ist Ihnen, Hochwürdigster Herr Bischof, gewiß nicht unbekannt, daß in Wien die erzbischöfliche Untersuchung des durch viele Wunder verherrlichten Lebens des ehrwürdigen Pater Clemens Hofbauer geschlossen ist und die weiteren Schritte nun gethan werden sollen.

Pater Clemens Hofbauer, der erste Deutsche, welcher in den Orden des hl. Alfons getreten, war das von Gott gewählte Werkzeug, um den Segen dieses Missionsordens auch außerhalb Italiens zu verbreiten; denn er ist es, der denselben in Deutschland gründete, von wo aus er sich nach Frankreich, England und Amerika verpflanzte. Es sind in so vielen Gegenden Deutschlands von den Söhnen dieses Ordens diesseits der Alpen segensreiche Missionen gehalten worden, daß es wohl billig ist, wenn auch aus den verschiedenen Theilen Deutschlands sich im Gefühle des Dankes Stimmen erheben, um von dem päpstlichen Stuhle die Erlaubniß zur öffentlichen Verehrung des ehrwürdigen Dieners Gottes zu erbitten. Nach den Verordnungen des Papstes Benedikt XIV. sind aber hierzu wiederholte Bittgesuche nothwendig, und dies ist der Gegenstand meines Briefes und meiner Bitte:

„Daß Ew. Bischöfliche Gnaden sich auch herbeilassen möchten Bitt-
„gesuche zu diesem Zwecke an Se. Heiligkeit zu richten und Ihr Dom-
„kapitel sowohl als auch andere geistliche Genossenschaften und Klöster zu
„solchen zu veranlassen.“

Meine Schwestern schrieben mir öfters, daß Sie, Hochwürdigster Herr Bischof, einmal durch Altötting zu kommen gedächten. Ich freute mich sehr auf eine solche Möglichkeit, die leider bis jetzt nicht in Erfüllung ging. Ich bin zwar seit zwei Jahren von Altötting weggezogen, brauche aber nur 5 Stunden, um von hier hinzufahren. Sollten Sie also endlich denn doch einmal Ihr Vorhaben das Gnadenbild zu besuchen aus-

---

1) Vgl. S. 15, 28.

führen, so bitte ich Sie recht dringend, mich ja bei Zeiten davon in Kenntniß zu setzen, damit ich gleich hinkomme, um die Freude zu haben, Sie nach langen Jahren wieder zu sehen und den bischöflichen Segen von Ihnen zu erhalten, von welchem ich, als Sie noch in der Welt lebten, schon die Ueberzeugung hegte, ohne auf Prophetengabe Anspruch zu machen, daß Gottes Gnade Sie zu dem geistlichen Stande führen werde.

Nun muß ich wohl meiner Belästigung wegen um Vergebung bitten, aber ehe ich schließe, bitte ich um die Fortdauer Ihres Wohlwollens, sowie um Ihren Bischöflichen Segen und um Ihre Gebetshilfe sowohl für mich als für meinen verstorbenen Gemahl.

An den Bischof von S.

169.

Mainz, 4. December 1865.

Die bei der Cölner Erzbischofswahl entstandene Differenz zwischen dem Capitel und zwischen der Regierung ist nach meiner Ansicht die wichtigste Frage, die seit dem Cölner Streit über die Lage der Kirche in Deutschland verhandelt worden ist und von deren Lösung ganz wesentlich die Zukunft der Kirche in unserem Vaterland abhängen wird. Gott hat seit dem Jahre 1837 uns große Gnaden gespendet. Das, was damals begonnen hat, ist später in den Kämpfen des Jahres 1848 um die Freiheit der Kirche fortgesetzt worden, und wenn wir auch mit diesen Kämpfen noch nicht zu Ende sind, so wächst doch die Kraft der Kirche zusehends und es ist unmöglich, einen steten Fortschritt in den äußeren und inneren Verhältnissen der Kirche zu verkennen. Ob diese glückliche Gestaltung der Dinge sich fortentwickeln wird, wie es gewiß in der Absicht der Vorsehung liegt, hängt nach meiner Ansicht vor allem ab von der Art und Weise, wie das große Princip, das in der Cölner Erzbischofswahl streitig geworden ist, entschieden wird. Alle Freiheit der Kirche, die wir für die Entfaltung ihres göttlichen Lebens errungen haben und mehr und mehr zu erringen hoffen können, wird uns nichts nützen, wenn die Kirche in der Spitze unfrei ist, wenn sie bezüglich der Besetzung ihrer bischöflichen Stellen eine Sklavin des Staates wird. Ich glaube, daß keine blutige Verfolgung der Kirche je so geschadet hat, als servile Hofschranzen in bischöflichen Stellungen. Das Bemühen seitens der Regierung, die Bischofswahl in die Hände zu bekommen, scheint mir in der That eine Art Revanche des Weltgeistes für das Jahr 1837 und für die seit dem Jahre 1848 errungene Freiheit zu sein. Merkwürdig ist, daß sogar

Männer aus dem Jahre 1837 bei derselben wieder eine Rolle spielen. Daß die Gegner der Kirche den ganzen kirchlichen Aufschwung, die neue freiheitliche Stellung, welche die Kirche gewonnen hat, und das Wachsen ihres sittlichen Einflusses, die Ausbreitung ihrer kirchlichen Genossenschaften in einem nie geahnten Umfang mit unendlichem Mißtrauen und Mißbehagen betrachten, ist unzweifelhaft. Wir haben unsere Gegner oben und unten, in der Regierung und in dem Liberalismus, verbunden und getragen durch die geheimen Gesellschaften. Wie sehr man geneigt ist, selbst die errungene Freiheit rückgängig zu machen und der Kirche wieder staatliche Fesseln anzulegen, sehen wir in den kleinen deutschen Staaten überall. Nirgends kann man aber dieses offen weniger wagen als in Preußen, weil vielleicht nirgends die Kirche ein treueres Volk zur Seite hat als dort. Davon ist auch die Regierung in Preußen überzeugt. Einen offenen Kampf mit der Kirche wird man dort, wie ich fest glaube, nicht wagen, und wenn man ihn wagt, sicher unterliegen. In dieser Hinsicht ist die Kirche in Preußen in einer besseren Lage als in Mitteldeutschland, in einer viel besseren als in Baiern und in einer noch viel besseren Lage als in Oesterreich. Was man daher im offenen Kampfe zu erreichen nicht hoffen kann, nämlich die großen Erfolge der Kirche seit dem Jahre 1837 rückgängig zu machen, das erstrebt man jetzt auf anderem Wege, indem man den maßgebenden Einfluß bei den Bischofswahlen zu erlangen sucht.

Das wäre aber durchaus der Fall, wenn das zugestanden würde, was jetzt die preußische Regierung in Anspruch nimmt. Sie fordert, wie es noch vor einigen Tagen die officielle „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit klaren Worten gesagt hat, nicht weniger als das unbeschränkte Recht, jeden Candidaten für einen preußischen Bischofsitz, den die Capitel aufstellen, als persona minus grata zu verwerfen[1]).

Ich zweifle nicht, daß sämmtliche protestantische Regierungen im übrigen Deutschland auf den Ausgang dieses Falles mit äußerster Spannung hinblicken, um ganz dieselben Anforderungen zu stellen. Der nächste Fall wird wahrscheinlich Freiburg sein und die Entscheidung für Cöln ist auch die Entscheidung für dort. Alle Hoffnungen in Baden seitens der Feinde der Kirche concentriren sich in der einen Hoffnung auf den Tod des Erzbischofs. Wenn der Erzbischof einen würdigen Nachfolger bekömmt, so wird nach meiner Ueberzeugung, die auf einer sehr

---

1) Vgl. v. Ketteler, Das Recht der Domcapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz. Mainz 1868.

eingehenden Kenntniß der dortigen Verhältnisse beruht, die Erzdiöcese in einigen Jahren eine der blühendsten Diöcesen Deutschlands werden; widrigenfalls ist aber alles dort gefährdet. Das sehen die Feinde der Kirche in Baden vollkommen ein und sind darüber durchaus mit sich im Klaren und orientirt. Sie warten daher mit Gier auf den Tod des alten Erzbischofes. Wenn Preußen es jetzt durchsetzt, jeden irgendwie unliebsamen Mann als persona minus grata auszuschließen, so wird die badische Regierung ganz dieselben Forderungen stellen. Was aber aus der deutschen Kirche werden wird, wenn wir servile Bischöfe haben, das liegt ja zu Tage.

Wie wir aus den Zeitungen erfahren, hat der Heilige Vater bereits die Sache dadurch entschieden, daß er den Capiteln verboten hat, auf Grund einer Wahlliste, auf welcher nur zwei Candidaten übrig gelassen sind, eine Wahl vorzunehmen. Gott gebe, daß sich diese Nachricht bestätigt und daß man bei diesem Grundsatz unerschütterlich beharrt! Die Lage in Cöln ist überdies so günstig wie möglich, um ohne allen Nachtheil für die Kirche zuzuwarten und den Kampf zu Ende zu führen. Ich glaube auch nicht, daß die Regierung, die doch schon Schwierigkeiten von allen Seiten hat, sich der Wirkung, welche das Kundwerden von einem Conflikte zwischen dem Papst und ihr auf das rheinische Volk üben würde, aussetzen wird. Nichts würde einen so tiefen Widerstand hervorrufen als gerade der Versuch, ihm königliche Bischöfe zu geben. Bisher ist die ganze Sache noch außerhalb der Discussion in der Oeffentlichkeit geblieben, wenigstens was die katholische Presse angeht, weil alles auf die Entscheidung und Kundgebung von Rom wartet.

An die Redaction der Hessischen Landeszeitung[1]).

170.

Mainz, 29. Januar 1866.

In diesem Augenblicke wird mir die Nummer 23 Ihres Blattes vom 28. Januar mitgetheilt, worin ein Correspondent aus Mainz über eine Unterredung berichtet, welche zwischen einer Dame und einem Jesuiten stattgefunden haben soll[2]). Der Correspondent erklärt zugleich,

---

1) Aus der Flugschrift: Zur Charakteristik der Jesuiten und ihrer Gegner. Eine offene Erklärung des Hochwürdigsten Herrn Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz 1866.

2) A. a. O. 24—26. Vgl. die offene Erklärung Nr. 172.

daß er mit seinem Worte für die volle Wahrheit seiner Mittheilungen einstehe und nöthigenfalls bereit sei, die Namen der Betreffenden zu nennen. Sie, Herr Redacteur, bemerken dazu, daß diese Mittheilung Ihnen von einer so achtbaren und glaubwürdigen Seite herkomme, daß Sie keinen Anstand nehmen könnten, den Artikel unter der Annahme seiner vollen Richtigkeit wörtlich wiederzugeben.

Ich setze voraus, Herr Redacteur, daß Sie bereit sind mitzuwirken, um die Wahrheit oder Unwahrheit dieser von Ihnen gebrachten Correspondenz festzustellen. Sie werden auch anerkennen, daß ich in meiner Stellung nicht blos ein Interesse, sondern ein Recht und eine Amtspflicht habe, diese Aufklärung zu fordern. Der Gesellenverein ist von mir gegründet, die Verloosung für denselben von mir angeregt; der Schein des Gebrauches unerlaubter Mittel, um Unterstützung zu erhalten, trifft daher auch mich. Ueberdies können Jesuiten nach der Einrichtung unserer Kirche hier nicht wirken ohne meine Zustimmung. Wenn es unter ihnen Subjecte gäbe von so gemeiner und unsittlicher Denkweise, wie es in jenem Artikel geschildert wird, und ich dieses duldete, so würde ich mitschuldig sein. Ich habe nun die Ueberzeugung, daß an der ganzen Mittheilung kein wahres Wort ist, und daß sie von Anfang bis zu Ende in jedem Satze ungegründet ist. Ich werde aber nichts desto weniger die Sache streng untersuchen, wenn Sie mir dazu die Möglichkeit bieten. Ich fordere Sie daher auf, mir den Namen Ihres Correspondenten, wie den Namen des Jesuiten und der Dame zu nennen. Wenn die Mittheilung sich dann als wahr herausstellt, so bin ich bereit, allen hier anwesenden Jesuiten jede geistliche Thätigkeit sofort zu entziehen; wenn es sich aber ergibt, daß hier eine Verleumdung der allerschwersten Art vorliegt, so erwarte ich, daß Sie durch eine offene Erklärung in Ihrem Blatte die Ehrenkränkung wieder gut machen, die von einem Ihrer Correspondenten ausgegangen ist.

Um den Gegenstand mit möglichster Offenheit zu behandeln, werde ich dieses Schreiben alsbald veröffentlichen, was im Interesse der Wahrheit nur gut sein kann, und auf die Wahrheit muß es ja Ihnen und mir allein ankommen. Ich bitte um recht baldige Antwort.

Die Redaction der Hessischen Landeszeitung an den Bischof v. Ketteler.

171.

Darmstadt, 10. Februar 1866.

In ergebenster Erwiderung Ihres geehrten Schreibens vom 29. v. Mts. erlaube ich mir die nachstehende Mittheilung, die um deßwillen erst heute geschehen kann, weil eine zweimalige Abwesenheit unseres Correspondenten von Mainz die nöthigen Vereinbarungen erschwerte und verzögerte. — Ich hatte nach vorhergegangenem brieflichen Meinungsaustausch eine längere Unterredung mit unserem Correspondenten, und das Resultat geht dahin, daß unser Correspondent Ihrem Wunsche, Ihnen die Namen der bei der bekannten Unterredung betheiligten Personen zu nennen, nachzukommen sich nicht veranlaßt sieht, weil der Lage der Sache nach für ihn eine Nothwendigkeit hierfür in keiner Weise vorliegt und zwar aus folgenden Gründen: Erstens würde es voraussichtlich, sogar als sicher anzunehmen sein, daß der betreffende Jesuit — der nach meines Correspondenten Erklärung nicht unter Ihrer Jurisdiction steht — die Sache einfach ableugnete. Und, das erlaube ich mir Sie zu fragen, was hätten Sie, was hätte die „Heff. Landesztg." in solchem Falle gewonnen? Sie — nichts; die „Heff. Landesztg." unter Umständen einen Preßproceß, in welchem dieselbe schon um deßwillen eine heikle Stellung hätte, weil unserem Correspondenten kein Zeuge außer der betreffenden Dame zu Gebote stünde, und diese — als Complice — jedenfalls auch alles ableugnen würde. Unser Correspondent hat bereits Gelegenheit genommen, sich hierüber die nöthige Ueberzeugung zu verschaffen. — Dies ist der erste, meines Erachtens nach sehr gewichtige Grund; der zweite ist: daß Sie in dieser Angelegenheit sich wohl kaum so frei von einer gewissen Parteistellung zu machen vermöchten, wie es unser Correspondent von einem Richter in seiner Sache fordern zu müssen glaubt. Haben Sie doch schon Ihr Urtheil abgegeben und das lautet: „Ich habe die Ueberzeugung, daß an der ganzen Mittheilung kein wahres Wort ist und daß sie von Anfang bis zu Ende in jedem Satze ungegründet ist." — Was ist da für uns zu erwarten? Ein dritter Grund, der unseren Correspondenten nöthigt, die Frage in der angedeuteten Weise zu behandeln, ist seine in vieler Hinsicht delicate Stellung, die er bei persönlichem Hervortreten wohl bedroht sehen würde; dann leiten ihn in zweiter Linie noch ganz besondere Rücksichten, deren sich zu entschlagen Ihre Aufforderung ihn nicht zu veranlassen vermag.

Da ich und unser Correspondent der ganz bestimmten Ansicht sind, daß es aus den eben angeführten Gründen der „Hess. Landesztg." wohl nicht glücken dürfte, die Jesuiten bei Ihnen im Lichte der Wahrheit zu zeigen, so bin ich zu meinem Bedauern außer Stande, die Nothwendigkeit zu erkennen, Ihrem Wunsche der Namensveröffentlichung, die eine ganz erfolglose, deßhalb zwecklose Handlung wäre, zu entsprechen.

Sie, Hochwürdigster Herr, sagen in Ihrem Schreiben, daß Sie den Jesuiten jede geistliche Thätigkeit in Hessen verbieten würden, falls sich so gemeine Subjecte, wie das geschilderte, unter ihnen befänden; wohlan, da dürfte Ihnen der Passus der „Wochenzeitung für Luxemburg": „Wenn in Luxemburg diese Zusage zur Ausführung gekommen wäre, dann würde dieser Stadt sehr viel Leid und ein Proceß erspart worden sein, der es offenkundig machte, daß hier ein solches Verbrechen nicht neu ist" den nöthigen Anhaltspunkt hierzu bieten. — Wie Sie aus dieser Notiz auch gütigst entnehmen wollen, so haben wir mit unserer Erzählung nicht einmal etwas besonderes Neueres gebracht, sondern nur bereits Vorgekommenes auf's Neue bestätigt.

Sie, Hochwürdigster Herr, sagen in Ihrem Schreiben ferner, daß es Ihnen und mir auf Ergründung der Wahrheit doch nur allein ankäme. Das ist richtig. Ich meinestheils habe die Wahrheit ergründet, und wenn Sie auf das Ehrenwort eines in jeder Hinsicht achtbaren und glaubwürdigen Mannes, wie es unser Correspondent ist, für welches Ehrenwort ich vollen Grund habe, mich mit meinem Ehrenwort verbürgen zu können, Werth legen, so versichere ich Sie hiermit auf dieses Ehrenwort, daß der in Nr. 23 der Landesztg. veröffentlichte Artikel „◯ Mainz" Wort für Wort wahr ist und daß ich deßhalb keine Silbe davon zurücknehme.

In der Erwartung, daß Sie, Hochwürdigster Herr, sich der Ueberzeugung nicht verschließen werden, daß meine Handlungsweise eine vollständig correkte ist, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Carl Winterstein,
verantwortlicher Redacteur der „Hess. Landesztg."

Offene Erklärung des Bischofs v. Ketteler.

172.

Mainz, 14. Februar 1866.

Ein Corresponbet der Hessischen Landeszeitung hat bekanntlich in Nr. 23 vom 28. Januar ein Gespräch berichtet, welches zwischen einer Dame aus Mainz, der Frau „eines hiesigen angesehenen Bür-

gers," und einem Jesuiten stattgefunden haben soll und von dem er durch „absonderlichen Zufall unbemerkter Zeuge" gewesen sei. In diesem Gespräche soll der Jesuit die Dame — deren Mann der freisinnigen Richtung" angehöre, während die Frau „sich in den Händen der Ultramontanen und Jesuiten befinde" — aufgefordert haben, in der Nacht den Schlüssel zu dem Secretär, in welchem der Mann sein Geld bewahre, heimlich aus dem Nachttisch zu nehmen, den Mann zu bestehlen und das Geld für die Verloosung zu Gunsten des hiesigen katholischen Gesellenvereins zu verwenden. Der Correspondent beschuldigt aber nicht nur den angeblichen Jesuiten, diesen Rath zu einem gemeinen Diebstahl ertheilt zu haben, sondern jedes Wort des mitgetheilten langen Gespräches zwischen ihm und der Dame ist eine Beschuldigung und Anklage; jedes Wort ist der Ausdruck einer niedrigen und heuchlerischen Gesinnung. Wenn wir uns einen Menschen redend vorstellen wollten, mit allen unwürdigen, eigennützigen, heuchlerischen Eigenschaften, welche die Feinde der Kirche den Jesuiten und den Ultramontanen vorwerfen, so würden wir ihm etwa ein solches Gespräch in den Mund legen.

Es sind hier nur zwei Fälle möglich: entweder ein katholischer Priester hat eine überaus schändliche Handlung begangen und sein heiliges Amt in unwürdigster Weise mißbraucht, oder aber ein Correspondent der Landeszeitung, den die Redaction als einen sehr „achtbaren und glaubwürdigen Mann" bezeichnet, so daß sie keinen Anstand nehme, seinen Bericht „unter Annahme seiner vollen Richtigkeit wörtlich wieder zu geben," — hat sich einer schändlichen und absichtlichen Verleumdung und Lüge gegen einen katholischen Priester schuldig gemacht, die dann um so unsittlicher ist, weil er zu ihrer Unterstützung ein langes Zwiegespräch erdacht und ausgesponnen, also mit System und Plan gelogen hat. In diesem Falle ist der „achtbare und glaubwürdige Mann" der Hessischen Landeszeitung aber nicht nur ein gemeiner, boshafter Verleumder, sondern auch ehrlos, weil er „mit seinem Worte für die volle Wahrheit seiner Mittheilung einsteht."

Alle, denen diese Anklage zu Gesicht gekommen ist, haben nun ein Recht auf die vollste Aufklärung über dieselbe. Wenn es ein ehrenvoller Beruf der Presse ist, für die öffentliche Sittlichkeit einzustehen und der Unsittlichkeit entgegen zu treten, so muß sie um so mehr bereit sein, die Wahrheit der Thatsachen nachzuweisen, auf die sie sich beruft, oder die Quellen anzugeben, aus denen sie schöpft. Dazu ist aber die Presse um so mehr bezüglich jener Thatsachen verpflichtet, die sich gewissermaßen unter ihren eigenen Augen begeben. Wenn sie sich dessen weigert, so ist die Presse nicht mehr eine Dienerin der Sittlichkeit und Wahrheit, son-

dern sie wird bald ein Werkzeug der Unsittlichkeit und der frechsten Verleumdung werden. Insbesondere aber haben die Katholiken ein Recht, hier volle Aufklärung zu fordern, da es ihnen nicht gleichgiltig sein kann, ob wirklich ein Priester ihrer Kirche einen solchen Mißbrauch seines Amtes begangen hat.

Endlich erscheint im vorliegenden Falle die vollste Aufklärung über die gebrachte Mittheilung noch als eine besondere Ehrenpflicht, sowohl des Correspondenten, als auch der Redaction der Landeszeitung. Der Correspondent begleitet die Mittheilung über jenen Vorfall mit der Versicherung, „daß er mit seinem Worte für die volle Wahrheit seiner Mittheilung einstehe und nöthigenfalls bereit sei, die Namen der Betreffenden zu nennen." Ohne ehrlos zu sein, kann er sich dieser öffentlich gegebenen Zusage nicht mehr entziehen. Aehnliches hat auch die Redaction der Landeszeitung versprochen. Nr. 25 vom 31. Januar schreibt sie: „Wir erhielten heute von Herrn Bischof Ketteler in Mainz nachstehendes Schreiben, auf das hin wir sofort die geeigneten Schritte gethan, um die Wahrheit unserer Mittheilung festzustellen. Wir werden, das wollen wir schon jetzt dem Herrn Bischof versichern, alles hierzu Erforderliche aufbieten." Diese Worte sind unzweideutig. Sie enthalten die öffentliche und ausdrückliche Zusicherung, von ihrer Seite alles aufzubieten, um die Wahrheit ihrer Mittheilung festzustellen. Sie muß also ihren Correspondenten hierzu auffordern und, wenn er diesen Nachweis verweigert, wenigstens seinen Namen nennen. Aehnliches verspricht die Landeszeitung drei Tage später (Nr. 28 vom 3. Februar): „Bezüglich der in Mainz vorgefallenen Jesuitengeschichte sind von uns die nöthigen Schritte zur Klarstellung des Sachverhaltes bereits geschehen und werden wir in den nächsten Tagen sowohl das Resultat derselben als auch unsere darauf bezügliche Antwort an den Herrn Bischof von Mainz in unserem Blatte veröffentlichen." Auch diese Worte enthalten die Zusicherung und das Versprechen, diejenigen Thatsachen festzustellen, welche zur Beurtheilung des wahren Sachverhaltes bezüglich der erhobenen schweren Anklage dienen konnten; sie enthalten das Versprechen, das Resultat dieser Klarstellung in den nächsten Tagen bekannt zu machen. Ich wiederhole deßhalb: der Beweis der von der Landeszeitung einem katholischen Priester vorgeworfenen Schandthat ist eine Pflicht der Redaction gegen alle, die von ihrer Mittheilung Kenntniß erlangt haben; eine Pflicht insbesondere gegen alle Katholiken des Landes; endlich eine wahre Ehrenpflicht für den Correspondenten selbst und für die Redaction.

Von dieser Ueberzeugung erfüllt, habe ich daher in demselben Augenblicke, wo ich von der Mittheilung der Landeszeitung Kenntniß erhielt,

das Schreiben vom 29. Januar an die Redaction der Landeszeitung gerichtet und dieselbe aufgefordert, entweder die Thatsachen anzugeben, aus denen sich die Wahrheit ihrer Mittheilung ergäbe, oder aber durch eine offene Erklärung in ihrem Blatte die Ehrenkränkung wieder gut zu machen, die von ihrem Correspondenten ausgegangen sei. Ich habe zugleich dieses Schreiben durch die Tagespresse bekannt gemacht, um durch dieses offene Verfahren das lesende Publikum selbst in den Stand zu setzen, in dieser Sache ein Urtheil zu fällen und zu entscheiden, ob hier auf Seite eines katholischen Priesters oder auf Seite der Landeszeitung und ihres Correspondenten Sittlichkeit und Wahrheit verletzt ist. Ich habe keinen Grund, weder in diesem noch in einem andern Falle die größte Oeffentlichkeit zu scheuen. Wenn ich mich in meiner Diöcese der Hilfe einiger weniger Jesuiten bediene, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß sie ebenso durch ihre hohe Bildung, wie durch uneigennützige und reine Gesinnung sich auszeichnen. Wenn irgend Jemand im Stande wäre, durch Thatsachen mich vom Gegentheil zu überzeugen, so wäre ich mehr wie irgend Jemand veranlaßt, ihrem Wirken Einhalt zu thun. Da eine solche Thatsache hier öffentlich behauptet wurde, so konnte es mir nur lieb sein, die Entscheidung über die Wahrheit derselben der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Mit der Erklärung, daß es mir und der Redaction in dieser Angelegenheit nur auf Wahrheit ankommen dürfe, eine Erklärung, die ich hier aus tiefster Seele wiederhole, habe ich deßhalb die Redaction in jenem Schreiben aufgefordert, den Namen des Correspondenten, des Jesuiten und der Dame zu nennen, und mich zugleich erboten, dem ferneren Wirken der Jesuiten in meiner Diöcese zu entsagen, wenn es gelingen sollte, auch nur einem von ihnen eine solche Handlung zu beweisen.

Wie ich bereits bemerkte, hat die Redaction schon bei der Veröffentlichung dieses Schreibens versprochen, alles zur Aufklärung der Wahrheit aufzubieten, und drei Tage später die Zusicherung gegeben, daß „in den nächsten Tagen“ das Resultat ihrer „Schritte zur Klarstellung des Sachverhaltes“ veröffentlicht werde. Statt dessen ließ mich die Redaction acht weitere Tage, also im ganzen vierzehn Tage auf Antwort warten und das endliche Resultat derselben ist zu meinem gerechten Erstaunen, daß die Redaction im Widerspruch mit allen ihren Verheißungen die Nennung der Namen und überhaupt jeden thatsächlichen Beweis für die Wahrheit ihrer Anklage unbedingt verweigert, zugleich aber die Stirne hat, ihre schändliche Anklage noch einmal zu wiederholen und statt durch Beweise, durch ihr Ehrenwort zu bekräftigen. Sie erlaubt sich sogar dieses Verfahren „eine vollständig correcte Handlungsweise“ zu nennen.

Dieses Antwortschreiben der Redaction vom 10. Februar ist bereits in der Landeszeitung selbst und in andern Blättern bekannt gemacht. Zu einer solchen Antwort hätte die Redaction wahrlich vierzehn Tage nicht nöthig gehabt. Wenn sie diese Verzögerung dadurch erklären will, „weil eine zweimalige Abwesenheit ihres Correspondenten von Mainz die nöthigen Vereinbarungen erschwert habe," so läßt sich das schwer mit der acht Tage vorher gegebenen Erklärung vereinigen, nach welcher bereits damals die nöthigen Schritte zur Klarstellung des Sachverhaltes geschehen und das Resultat derselben in den „nächsten Tagen" bekannt gemacht werden sollte. Es müssen also wohl noch andere Gründe vorliegen, die der Redaction dieses Antwortschreiben so erschwert haben, daß es ein so langes Nachdenken erforderte.

Noch mehr wie diese ablehnende Antwort haben mich aber die Gründe überrascht, welche das Schreiben für dieselbe angibt. Eine Prüfung derselben zeigt uns ihre vollendete Nichtigkeit.

„Erstens, schreibt die Redaction, würde es voraussichtlich, sogar als sicher anzunehmen sein, daß der betreffende Jesuit — der nach meines Correspondenten Erklärung nicht unter Ihrer Jurisdiction steht — die Sache einfach ableugnete. Und, das erlaube ich mir Sie zu fragen, was hätten Sie, was hätte die Hess. Landeszeitung in solchem Falle gewonnen? Sie — nichts; die Hess. Landeszeitung unter Umständen einen Preßproceß, in welchem dieselbe schon um deßwillen eine heikle Stellung hätte, weil unserem Correspondenten kein Zeuge außer der betreffenden Dame zu Gebot stünde, und diese — als Complice — jedenfalls auch alles ableugnen würde. Unser Correspondent hat bereits Gelegenheit genommen, sich hierüber die nöthige Ueberzeugung zu verschaffen."

Abgesehen von allen anderen in diesem Passus enthaltenen willkürlichen Voraussetzungen und irrelevanten Angaben, steht die Behauptung, daß die Dame „Complice" sei und deßhalb „jedenfalls alles ableugnen würde," mit der ganzen von der Landeszeitung gegebenen Erzählung selbst in Widerspruch. In dieser Erzählung nämlich fällt der Dame durchaus nichts zur Last und es ist mit keinem Worte angedeutet, daß sie dem schlechten Rathe Folge gegeben habe. Im Gegentheile gibt sie ihre tiefe Indignation über die Zumuthung, ihren Mann zu bestehlen, offen zu erkennen. Es ist also durch nichts gerechtfertigt, wenn die Redaction jetzt aus dieser Dame eine Complice macht, ihr etwaiges Zeugniß verdächtigt und deßhalb die Nennung ihres Namens verweigert. Daher liegt die Vermuthung viel näher, daß der Correspondent für seine Behauptung keine Dame als Zeugin nennen will, weil überhaupt keine Dame an seiner Unterredung Theil genommen hat.

Ueberdies hängt die Beweisführung für die Wahrheit seiner Mittheilung nicht einzig von der Aussage des Jesuiten und der Dame ab. Wenn ein solches Gespräch wahrhaft stattgefunden hätte, so würde er noch manche andere thatsächliche Nebenumstände anführen können, die wenigstens seine Behauptung einigermaßen wahrscheinlich machen könnten; er wird das Haus und die Stunde angeben können, wo diese Zusammenkunft stattgefunden hat; vielleicht haben andere den Jesuiten doch wenigstens auch hingehen sehen; er wird beweisen können, daß dieser Jesuit einen häufigeren Verkehr mit dieser Dame gehabt habe, um einen solchen Einfluß auf sie zu üben u. s. w.

Aber auch hiervon abgesehen, ein Mann, der eine so schwere Anklage gegen einen ganzen Stand öffentlich erhebt, muß selbst auf die Gefahr hin, daß ihm der Beweis manche Schwierigkeiten bringt, den Mannesmuth haben, für seine öffentliche Behauptung auch öffentlich einzustehen. Wenn er überdies, wie die Landeszeitung versichert, ein in Mainz sehr angesehener Mann ist, so wird er schon durch sein Ansehen wenigstens einiges Gewicht für die Wahrheit seiner Aussage in die Wagschale legen. Auf der andern Seite, wenn dieser ganze Vorfall eine freche Lüge ist, so ist freilich jedes Hervortreten für den Correspondenten, jedes Nennen eines Namens, jedes Bezeichnen eines Ortes, einer Stunde, der Verhältnisse, unter denen das Gespräch stattgefunden, für ihn äußerst gefährlich; das Alles kann dann gegen ihn ein Mittel werden, um seine Lüge öffentlich aufzudecken. Für diesen Fall ist also die Weigerung jeder thatsächlichen Begründung vollkommen erklärt.

Ebenso nichtig ist für dieselbe der zweite Grund. Die Redaction fährt nämlich fort: „Dies ist der erste, meines Erachtens nach sehr gewichtige Grund; der zweite ist: daß Sie in dieser Angelegenheit sich wohl kaum so frei von einer gewissen Parteistellung zu machen vermöchten, wie es unser Correspondent von einem Richter in seiner Sache fordern zu müssen glaubt. Haben Sie doch schon Ihr Urtheil abgegeben und das lautet: „Ich habe die Ueberzeugung, daß an der ganzen Mittheilung kein wahres Wort ist und daß sie von Anfang bis zu Ende in jedem Satze ungegründet ist.“ Was ist da für uns zu erwarten?“ — Das ist wieder nichtig und unrichtig. Ich habe ja mich nicht allein zum Richter über die geforderten Beweismittel aufgeworfen, um etwa in einem geheimen Cabinette ein Urtheil zu fällen, sondern ich habe die Sache zugleich dem öffentlichsten Urtheil anheimgegeben; ich habe die Redaction aufgefordert, vor den Augen aller, die ihre Anklage gelesen, auch den Beweis ihrer Wahrheit zu liefern. Wenn ich die von der Landeszeitung gebrachten Beweismittel ohne hinreichende Gründe für nicht zureichend erklärt hätte,

dann hätte der Redaction das ganze lesende Publikum zur Seite gestanden, um mein Verfahren als unzulässig zu kennzeichnen. Wie kann daher die Redaction, ohne der Wahrheit mit beiden Händen ins Gesicht zu schlagen, hier den Schein annehmen, als ob die etwaige Befangenheit meines Urtheils sie abhalte, die Beweismittel für ihre gebrachte Behauptung öffentlich anzugeben? Das ist ja ein leeres Gerede.

Noch schlimmer steht es mit dem dritten Grunde. „Ein dritter Grund, der unseren Correspondenten nöthigt, die Frage in der angedeuteten Weise zu behandeln, ist seine in vieler Hinsicht delicate Stellung, die er bei persönlichem Hervortreten wohl bedroht sehen würde; dann leiten ihn in zweiter Linie noch ganz besondere Rücksichten, deren sich zu entschlagen Ihre Aufforderung ihn nicht zu veranlassen vermag.“ — Es ist unnöthig, darauf aufmerksam zu machen, wie durchaus ungenügend und leer dieser Grund ist. Wenn der Correspondent, wie die Landeszeitung so oft versichert, ein angesehener Bürger hiesiger Stadt ist, und wenn das, was er hier berichtet, Wahrheit ist, wie kann dann „seine in vieler Hinsicht delicate Stellung“ durch sein persönliches Hervortreten bedroht werden? Die Achtung gegen ihn wird ja durch Aufdeckung solcher Schandthaten nur vermehrt werden. Was aber „die besonderen Rücksichten“ betrifft, die ihn abhalten sollen, meiner Aufforderung nachzukommen, so kann es, wie mir scheint, für ihn keine höheren geben, als die, sein Wort zu halten und als Ehrenmann zu handeln. Gegen diese Rücksichten müssen alle andern zurücktreten.

An diese nichtigen Gründe für die Ablehnung des Beweises ihrer Beschuldigung knüpft aber die Landeszeitung sofort eine Bemerkung, die wir nicht ungerügt vorübergehen lassen können. Sie zeigt uns in hellem Lichte den Charakter der Landeszeitnng und die Moralität ihrer Kampfweise gegen ihre Gegner. Sie fährt nämlich fort: „Sie, Hochwürdigster Herr, sagen in Ihrem Schreiben, daß Sie den Jesuiten jede geistliche Thätigkeit in Hessen verbieten würden, falls sich so gemeine Subjecte, wie das geschilderte, unter ihnen befänden; wohlan, da dürfte Ihnen der Passus der „Wochenzeitung für Luxemburg“: „Wenn in Luxemburg diese Zusage zur Ausführung gekommen wäre, dann würde dieser Stadt sehr viel Leid und ein Proceß erspart worden sein, der es offenkundig machte, daß hier ein solches Verbrechen nicht neu ist,“ den nöthigen Anhaltspunkt hierzu bieten. Wie Sie aus dieser Notiz auch gütigst entnehmen wollen, so haben wir mit unserer Erzählung nicht einmal etwas besonders Neues gebracht, sondern nur bereits Vorgekommenes auf's Neue bestätigt.“ — Das ist doch ein unwürdiges Verfahren, das kaum noch die Voraussetzung übrig läßt, daß es der Landeszeitung bei

ihrer Mittheilung auf Wahrheit ankomme. Wir fordern Beweise, und sie antwortet mit neuen Anklagen; wir fordern Thatsachen für eine von ihr gebrachte Zeitungsnachricht, und sie antwortet mit fremden Zeitungsnachrichten, indem sie uns zugleich die Thatsachen verweigert; wir fordern sie auf, ein Ereigniß hier in Mainz, in unserm Lande, wo die Leser ihres Blattes zugleich die Richtigkeit prüfen können, eine von ihr gebrachte Mittheilung als wahr nachzuweisen, und sie wendet die Augen ihrer Leser auf weit abgelegene angebliche Vorfälle, deren Richtigkeit und Unrichtigkeit von ihren Lesern gar nicht controlirt werden kann. Das heißt doch eine Verleumdung mit der andern, eine Lüge mit einer zweiten beweisen wollen. Eine Redaction, die so verfährt, dient nicht der Wahrheit, sondern andern Zwecken.

Wir wollen übrigens hier bemerken, daß wir uns inzwischen sofort nach Luxemburg um Aufklärung gewendet und erfahren haben, daß auch die Mittheilung der „Wochenzeitung für das Großherzogthum Luxemburg,“ worüber die Landeszeitung Nr. 34 vom 10. Februar berichtet, unwahr ist. Es hat dort ein Proceß gegen einen Jesuiten überhaupt nicht stattgefunden, sondern gegen einen andern Priester; in diesem Processe handelte es sich um eine Collecte ohne vorher eingeholte Genehmigung des Staates und hat sich eine Verdächtigung, die mit der vorliegenden Geschichte eine ganz entfernte Aehnlichkeit hatte, durch die gerichtliche Verhandlung als unwahr erwiesen; endlich ist der Priester in dieser Klage nicht verurtheilt, sondern freigesprochen worden [1]).

Einem solchem Verfahren gegenüber, wie wir es bisher kennen gelernt haben, bleibt mir nun kein anderer Weg, als der des offenen Protestes. Ich vertraue dabei der Macht der Wahrheit, und daß sich auch viele unserer Gegner derselben nicht verschließen werden.

Die Anklage der Landeszeitung ist nicht nur unerwiesen, sondern es sprechen auch die wichtigsten inneren Gründe dafür, daß die fragliche Erzählung ein absichtliches Werk der Verleumdung sei. Es wird mir nicht schwer halten, dies nachzuweisen.

Der erste Grund für diese Behauptung liegt im Charakter der Jesuiten selbst. Ich weiß, wie groß die Vorurtheile gegen sie sind; sie sind aber merkwürdiger Weise nur bei denen vorhanden, die sie nicht persönlich kennen und denen also auch ein begründetes Urtheil abgeht. Alle, welche durch ihre Lebensverhältnisse je einem Jesuiten näher gestanden haben, werden mit mir einstimmen, daß eine so gemeine Handlung, wie sie hier einem Jesuiten zur Last gelegt wird, nicht wohl denk-

---

1) A. a. O. 32—35.

bar ist. Ich habe von meiner Jugend an Gelegenheit gehabt, Mitglieder dieses Ordens genau zu beobachten und ihre Grundsätze kennen zu lernen. Ich bin in meiner Jugend von meinen Eltern einer von Jesuiten geleiteten Erziehungsanstalt übergeben worden und habe in derselben vier Jahre zugebracht. Ich brachte von dem elterlichen Hause eine so selbstständige Gesinnung und reine sittliche Anschauung mit, daß, wenn ich nur einen Schatten von dem, was man so in der Welt die Grundsätze der Jesuiten neunt, bemerkt hätte, ich mich mit Ekel und Widerwillen von ihnen abgewendet hätte. Auch meine Eltern, deren Lebensstellung eine vollkommen unabhängige war, und die selbst von der reinsten und innigsten Liebe zu ihren Kindern und ihrem wahren Wohle erfüllt waren, hätten mich wahrlich keinen Augenblick in dieser Anstalt gelassen, wenn sie etwas Aehnliches wahrgenommen hätten. Ich fand aber in dieser Anstalt nichts, was meinen, in den reinsten Grundsätzen des Christenthums genährten jugendlichen Geist je verletzt hätte; und ich schied von allen meinen Lehrern mit der tiefsten Achtung und der zweifellosesten Ueberzeugung, daß sie Männer seien, die täglich an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellten.

Von da an, also vom Jahre 1828, wo ich mit mehreren anderen westphälischen und rheinischen Jünglingen das Pensionat in der Schweiz verließ, bis zum Jahre 1848, wo durch die veränderten Verhältnisse die Jesuiten nach Deutschland kamen, habe ich mit keinem in Berührung gestanden. Seitdem habe ich aber in den verschiedensten Verhältnissen eine nicht unbedeutende Anzahl Priester aus dieser Gesellschaft näher kennen gelernt. Ich kenne eine Anzahl Priester, die früher am Rhein und in Westphalen mit hoher Auszeichnung in ihrer Heimath als Capläne und Pfarrer gewirkt haben und dann in den Jesuitenorden eingetreten sind; ich kenne eine Reihe von Jünglingen, gleichfalls aus Westphalen und am Rhein, die von den besten Familien abstammen, sich in ihrer ganzen Jugendzeit durch ihren Eifer in den Studien, durch ihr sittenreines Leben, durch ihre hohe ideale Richtung ausgezeichnet haben, welche die Freude ihrer Eltern und der Gegenstand der innigsten Hochachtung ihrer Mitschüler waren und dann in diese Gesellschaft eingetreten sind; seit ich Bischof bin, sind aus meiner Diöcese eine Anzahl theils studirender Jünglinge, theils Priester in diese Gesellschaft eingetreten, deren Namen ich nur zu nennen brauchte, um viele Zeugen dafür zu erhalten, daß sie in ungewöhnlicher Achtung bei allen standen, die sie früher kannten. Ich kenne ferner eine Anzahl Jünglinge aus den höchsten Ständen, geliebt und geehrt von den Ihrigen, mit allen Ansprüchen reich ausgestattet, die Talent und Reichthum gewähren, und die das alles verlassen haben, um

Jesuiten zu werden. Ich habe endlich eine Anzahl älterer Patres bei Missionen, bei den Exercitien kennen gelernt und von diesen allen habe ich die festeste Ueberzeugung, daß sie keinen Tag Jesuiten bleiben würden, wenn sie in jener Gesellschaft einen jener Grundsätze angetroffen hätten, die derselben so oft vorgeworfen werden. Ich glaube, daß Niemand diese s. g. Jesuiten-Grundsätze mehr verabscheuen kann als die Jesuiten selbst. Von dieser Ueberzeugung bin ich, sind mit mir alle Bischöfe der Kirche und mit uns alle Katholiken erfüllt, die diese Gesellschaft kennen. Wenn es wahr wäre, was ihre Gegner von ihr sagen, so würden wir sie statt dessen verabscheuen. Deßhalb glaube ich nicht, daß ein Jesuit fähig sei, eine solche niederträchtige Handlung zu begehen. Ich verkenne aber nicht, daß dieser Grund nur für jene Gewicht hat, die entweder auf mein persönliches Zeugniß etwas halten oder meine Ansicht über die Jesuiten theilen, und gehe daher zu andern über, die für alle beweisend sind.

Der zweite Grund für die Erdichtung des ganzen Vorfalles liegt in der Form des Gespräches, wie der Correspondent der Landeszeitung es berichtet. Es trägt durchaus an sich den Charakter einer Composition, eines mit Tendenz verfaßten und noch dazu höchst ungeschickten Machwerkes. So spricht kein Jesuit, so spricht kein Priester, so spricht überhaupt kein Katholik, wie dort angegeben. Ich fordere alle auf, die mit uns verkehrt haben, ob sie solche Redeweise an uns wahrgenommen. Diese Bezeichnung von allem als „Teufelszwecke," „Werkzeuge des Satans," wozu sogar der protestantische Gesellenverein gerechnet wird, ist weder unsere Sprache noch die Sprache der Jesuiten, sondern jene Sprache, die uns unsere Gegner in den Mund legen. Noch weniger ist uns dieser widerwärtige Pathos eigen, mit dem hier die Autorität der Kirche geltend gemacht wird. Jedes Wort in diesem Gespräche verletzt mein Gefühl, jedes Wort ist lügnerisch, heuchlerisch und unwahr, bei jedem Worte denke ich, so kann kein Jesuit, kein Priester, kein Katholik reden; so kann uns nur Einer redend aufführen, der uns nur aus Romanen kennt oder für seine Zwecke lügt.

Der dritte Grund für die Erdichtung des Gespräches liegt in dem Charakter des Zeugen, den der Correspondent in seiner eigenen Mittheilung kundgibt. Die Redaction nennt ihn zwar einen angesehenen Bürger, einen achtbaren, glaubwürdigen Mann, für dessen Wort sie sogar ihr Wort einsetzt; nach dem, wie er selbst sich uns hier darstellt, sind wir über Glaubwürdigkeit und Ehrenhaftigkeit anderer Ansicht wie die Redaction. Der angebliche „absonderliche Zufall," wodurch er „unbemerkter Zeuge" dieses Gespräches gewesen sein will, kann doch nur darin bestanden haben, daß er eben hinter der Thüre und versteckt ein vertrau-

liches Gespräch ausgelauscht hat. Wir halten aber die Situation eines solchen Thürlauschers für eine unaussprechlich niederträchtige und glauben, daß ein Mann keinen Glauben verdient, der auf diesem Wege gemeiner Spionage seine Nachrichten erlangt.

Der vierte Grund, der die Unwahrheit dieser ganzen Mittheilung bekundet, ist die Thatsache, daß die Jesuiten mit dem Gesellenverein und deßhalb mit der Verloosung für denselben gar nicht das Mindeste zu thun haben. Die Erklärung des P. Leßmann[1]) im Namen seiner Mitbrüder, daß sie von dieser ganzen Verloosung nicht einmal Kenntniß gehabt haben, ist deßhalb vollkommen glaubwürdig. Diese Verloosung ist von mir ausgegangen. Ich habe als ersten Preis derselben jenes erwähnte Gemälde im Werth von 250 Gulden geschenkt. Der Verein selbst, wie alle Bemühungen für denselben, sind aus der reinsten und uneigennützigsten Liebe zu dem Arbeiterstande hervorgegangen. Wenn der Correspondent sagt, „die ultramontane Partei wendet übrigens auch alle Mittel an, erlaubte und unerlaubte, um den Säckel dieses Vereines zu füllen," so kann ich die Bewohner von Mainz auffordern zu erklären, ob ihnen je ein solches unerlaubtes Mittel bekannt geworden ist. Auch diese einleitende Bemerkung ist daher schon eine freche Verleumdung. Aber hiervon abgesehen, haben die Jesuiten, wie die fünfhundert Gesellen, die dem Vereine angehören, und die große Zahl von Bürgern, die ihn kennen, wohl wissen, mit diesem Vereine nichts zu thun. Dies scheint der Correspondent bei seiner Erdichtung nicht gewußt zu haben, und so ist ihm das Mißgeschick geworden, durch die Verbindung der Jesuiten mit dieser Verloosung derselben offen den Stempel der Lüge aufzudrücken.

Wir haben aber noch einen fünften Grund für die lügenhafte Erdichtung dieser ganzen Erzählung, bei dem wir uns auf das Zeugniß der hiesigen Bewohner berufen können und der allein genügt, um eine absichtliche componirte Verleumdung evident nachzuweisen. Die Jesuiten haben nämlich die Gewohnheit, und hierfür nehmen wir eben das Zeugniß aller Bewohner von Mainz, deren Häuser die Jesuiten hier betreten haben, in Anspruch, nicht allein, sondern immer in Begleitung Besuche zu machen. Die Erzählung der Landeszeitung setzt aber offenbar das Alleinsein dieser Dame mit einem Jesuiten voraus. Ich glaube nun, daß, so lange Jesuiten hier in Mainz sind, noch keiner, auch nur ausnahmsweise, ohne Begleitung eine Dame besucht hat, und deßhalb kann ein Gespräch, wie es die Landeszeitung berichtet, gar nicht stattgefunden haben. Wir fordern die Landeszeitung auf, das Gegentheil zu beweisen.

---

1) A. a. O. 28–29.

Wenn sie es nicht vermag, so ist es offenbar, daß sie eine Lüge berichtet und für eine Lüge ihr Ehrenwort eingesetzt hat.

Ich nehme daher keinen Anstand, offen zu erklären, daß nicht nur für die schwere Anklage der Landeszeitung sich kein entfernter Beweis vorfindet, ja nicht einmal zu führen versucht wird, sondern daß vielmehr sowohl das Verfahren des Correspondenten und der Redaction der Landeszeitung, wie auch die eben angegebenen Gründe die moralische Gewißheit bieten, daß hier eine tendenziöse Verleumdung gegen einen katholischen Priester vorliegt, und ich überlasse es dann meinen Lesern, zu beurtheilen, was von einem Correspondenten und von einer Redaction zu halten ist, die öffentlich dem Publikum gegenüber eine Lüge mit ihrem Ehrenworte bekräftigt hat.

Man möge mir endlich verzeihen, wenn ich diesem Vorfalle eine eigene und so eingehende Erklärung widme. Man könnte der Ansicht sein, daß ich ihm zu viel Gewicht beigelegt habe, da ja so viele ähnliche Verdächtigungen in der Landeszeitung und in anderen mitteldeutschen Blättern zu lesen waren. Ich will aber gerne diesen Vorwurf auf mich nehmen. Nichts betrübt mich mehr als dieses System der Verleumdung gegen die Kirche und ihre Priester und Ordensleute, gegen alle treuen Söhne der Kirche, und ich möchte bei jeder solchen Verleumdung hinaus auf den offenen Markt des Lebens und möchte unseren Gegnern dort zurufen, daß sie uns Unrecht thun und daß sie nicht recht handeln, uns so zu mißkennen und zu verleumden. Sie mögen unsere wirklichen Grundsätze bekämpfen, wenn sie sie für unrichtig halten; wir werden bei ihnen dasselbe thun; ein redlicher geistiger Kampf ist unser Antheil auf Erden. Sie sollen uns aber nicht verleumden, uns nicht Grundsätze unterstellen, die wir nicht haben, uns nicht Verbrechen andichten, die wir gewiß nicht minder verabscheuen wie sie selbst. Mag der Unterschied zwischen uns und unseren Gegnern noch so groß sein; wenn sie nach Wahrheit, nach Sittlichkeit und Tugend streben, können wir ihnen wenigstens das aus dem Grunde unserer Seele versichern, daß wir in diesem Streben mit ihnen verbunden sind, und daß wir bereit sind, ihnen das bei jeder Gelegenheit zu beweisen. Wenn es Jesuiten und Ultramontane gäbe, so wie sie sie uns schildern, so würden wir wahrlich sie nicht minder verabscheuen und bekämpfen, als sie es thun; und wenn es ein System solcher jesuitischer Grundsätze gäbe, wie sie behaupten, so würden wir es nicht minder hassen wie sie. Wenn wir daher anders über Jesuiten urtheilen wie sie, so liegt es nicht darin, weil wir weniger das Schlechte verabscheuen, das unsere Gegner denselben vorwerfen, sondern weil wir be-

haupten, daß sie die Jesuiten nicht kennen, und daß sie ihnen Grundsätze und Handlungen andichten, die nicht von ihnen ausgehen.

Mögen uns unsere Gegner nicht mit Scandalgeschichten, nicht mit unerwiesenen Verleumdungen aus der ganzen Welt und aus der ganzen Vergangenheit bekämpfen, wo die Ermittelung der Wahrheit unmöglich ist und Haß und Verleumdung freien Spielraum haben, sondern mögen sie uns mit Thatsachen bekämpfen, mit nachweisbaren, handgreiflichen Thatsachen aus unserem eigenen Leben. Wenn unsere Gegner und ihre Preßorgane mir oder einem Priester oder einem Jesuiten oder einem Katholiken etwas Böses thatsächlich nachweisen können aus unseren eigenen Handlungen und aus unseren eigenen Worten, so mögen sie es thun. Wir werden, wenn dann das Böse sich als wahr herausstellt, ihnen zeigen, daß wir das Böse auch an uns nicht lieben, sondern vielmehr bereit sind, es nicht minder zu bekämpfen wie sie selbst. Man höre aber auf, uns zu verleumden, uns zu verdächtigen, aus der ganzen Welt unerwiesene Nachrichten zusammen zu tragen, jedem frechen Verleumder die Spalten zu öffnen; das ist eine Forderung der Gerechtigkeit, das ist eine Forderung der Wahrheit und auf diese, dessen sei Gott mein Zeuge, kömmt es mir hier und immer allein an.

An Ludwig III. Großherzog von Hessen[1]).

173.

Mainz, Februar 1866.

Bei dem hohen Interesse, welches Ew. Königliche Hoheit in liebevoller Sorgfalt für das Wohl Allerhöchstdero Unterthanen jederzeit den Werken christlicher Barmherzigkeit zu schenken pflegen, unter denen die Heranbildung hilfsbedürftiger Kinder unstreitig die erste Stelle einnehmen dürfte, erlaube ich mir Ew. Königlichen Hoheit eine kleine Schrift, welche ich über die erst gegründete Knabenanstalt in Kleinzimmern verfaßt habe[2]), ehrfurchtsvoll zu überreichen und damit die unterthänigste Bitte zu verbinden, Ew. Königliche Hoheit wolle dieser jungen Pflanze Allerhöchstdero Huld und Wohlgewogenheit auch fürder gnädigst angedeihen lassen.

---

1) Aus dem Concept.

2) Die St. Josephs-Knabenanstalt in Kleinzimmern für die Diöcese Mainz. Mainz 1866.

An seinen Freund St.[1])

174.

Mainz, 2. März 1866.

In meiner Diöcese fehlen gute Diöcesanstatuten. Zwar hat der ausgezeichnete Bischof Colmar 1811 Statuta dioecesis Moguntinae erlassen, welche viel Vortreffliches enthalten. Sie sind aber später außer Uebung gekommen. Im Jahre 1837 hat auch Bischof Kaiser ein Diöcesanstatut gegeben, welches aber mehr eine Geschäftsinstruction über allerlei Dienstverhältnisse ist und nicht der Idee eines Diöcesanstatuts entspricht. Täglich fühle ich mehr in der Verwaltung meiner Diöcese diese Lücke und ich glaube kaum eine größere Pflicht zu haben, als sie auszufüllen. Gute Diöcesanstatuten sind wohl das beste und ganz unerläßliche Mittel, um kirchliche Disciplin und Einheit im Priesterstande zu begründen.

Während ich mich nun damit beschäftigte, hierfür die nöthigen Einleitungen zu treffen, kam mir ein Gedanke, über den ich Ihre Ansicht gerne hören möchte.

Die oberrheinische Kirchenprovinz ist in ihrer jetzigen Verfassung eine neue Provinz mit fast lauter neuerrichteten Bisthümern. Allen diesen Bisthümern fehlen, soviel ich weiß, noch vollständige Diöcesanstatuten. Wie segensreich wäre es, wenn die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz sich über dieselben Diöcesanstatuten vereinigen könnten! Das wäre gewiß das festeste Band, um diese neue Provinz innerlich zu einigen, und zugleich die beste Grundlage, woran sich später, wie von selbst, Provincialsynoden zu ihrer weiteren Entwickelung, und Diöcesansynoden zu ihrer wirksamen Ausführung anschließen würden.

Der Weg nun, um zu diesem Resultate zu gelangen, könnte beispielsweise folgender sein:

Die Bischöfe könnten sich über ein vorhandenes Diöcesanstatut als Grundlage und Ausgangspunkt der Verhandlung verständigen. Dazu wäre vielleicht eine einleitende bischöfliche Conferenz anzusetzen, welche für diesen Zweck auszuschreiben wäre. Es käme darauf an, eines der besten vorhandenen Diöcesanstatute aufzufinden. Vielleicht könnte man hierüber in Rom, zur genauesten Information, Erkundigungen einziehen. Das beste, welches ich kenne, sind die statuta dioecesis Leodiensis, die im Jahre 1851 promulgirt wurden.

Nachdem man so eine gemeinschaftliche Grundlage gefunden hätte,

1) Aus dem Concept.

wäre ein Bischof auf derselben Versammlung zu ernennen, um den Entwurf der Diöcesanstatuten für die Diöcesen der oberrheinischen Kirchenprovinz hiernach auszuarbeiten.

Nach ihrer Rückkehr hätten die Bischöfe in ihren Diöcesen eine Commission zu bilden, um mit derselben das Statut im Einzelnen durchzunehmen und alle Abänderungen und Zusätze zu berathen, die nach den Verhältnissen der Diöcese und den bestehenden Verordnungen nothwendig sind. Zu diesen Berathungen wäre entweder das Domcapitel beizuziehen oder es müßte aufgefordert werden, dieselbe Arbeit vorzunehmen und das Resultat dem Bischof berichtlich mitzutheilen. Das aus diesen Berathungen sich ergebende Material hätte dann der betreffende Bischof jenem Bischofe mitzutheilen, der mit Ausarbeitung des vorläufigen Statutes betraut ist.

Dieser würde hiernach den vorläufigen Entwurf der Statuten ausarbeiten; soweit es nöthig wäre, mit den einzelnen Bischöfen correspondiren; und endlich sein Projekt mit einem kurzen Begleitschreiben über die noch übrig bleibenden Differenzen den Bischöfen vorlegen.

Es müßte nun eine Verständigung der Bischöfe über den Entwurf stattfinden. Ob dazu eine neue Conferenz nöthig wäre, läßt sich im Voraus nicht ermessen. Wenn der Entwurf im Allgemeinen die Zustimmung der Bischöfe hat und nur in einigen Nebenpunkten Abweichungen stattfinden, so wäre wohl eine schriftliche Zustimmung genügend.

Haben sich die Bischöfe geeiniget, so wäre dieser vorläufige Entwurf zu drucken und ein Exemplar jedem Seelsorgspriester in allen Diöcesen mitzutheilen. Zugleich wären alle Dekanate aufzufordern, sich zu versammeln und eine Commission zu wählen, welche die Aufgabe hätte nach Anhörung der Wünsche und Ansichten der Dekanatsgeistlichen sich in einem gründlichen Berichte über den Entwurf der Statuten zu äußern. Auch die Domcapitel wären zur selben Arbeit aufzufordern. Es müßte den Bischöfen unbenommen bleiben, auch von einzelnen Professoren und Canonisten besondere Gutachten einzuholen. Alle diese Arbeiten gingen an den Bischof, welcher sie zu prüfen und seine Ansicht darüber wieder dem Bischof mitzutheilen hätte, der den Entwurf verfaßt hat.

Dieser hätte nun seine Schlußarbeit anzufertigen und es wäre nun eine bischöfliche Conferenz abzuhalten, um hiernach die Diöcesanstatuten festzustellen und etwa noch übrigbleibende Differenzen durch Majorität zu entscheiden.

Wäre so das Diöcesanstatut vollendet, so müßte es nunmehr in Rom mitgetheilt werden, um vom Heiligen Vater die Genehmigung einzuholen. Erst wenn diese erfolgt ist oder die dort gewünschten Abänderungen gemacht sind, ließe sich der definitive Text feststellen.

Dann, scheint mir, wäre der rechte Augenblick gekommen, um mit der größten Solemnität das erste Provinzialconcil in der oberrheinischen Kirchenprovinz zu halten, welcher sich lediglich mit der Promulgation der Diöcesanstatuten und mit einigen Dekreten über die Ausführung derselben, namentlich über die behufs der weiteren Promulgirung abzuhaltenden Diöcesansynoden, zu befassen hätte.

Wenn dann einige Monate später in der ganzen oberrheinischen Kirchenprovinz feierliche Diöcesansynoden abgehalten würden, um auf denselben die Diöcesanstatuten zu promulgiren, so hätte die oberrheinische Kirchenprovinz ihren wahren, inneren Organismus gefunden. Der Clerus der ganzen Provinz würde sich als eine Einheit erkennen, die bischöfliche Autorität würde erstarken, ein neuer Geist der Disciplin und des Eifers sich überall regen und eine fortgesetzte Uebung der Synoden würde sich ganz leicht und ohne großen Apparat anschließen.

Ich bemerke noch, daß ich die Abfassung solcher Statuten für gar nicht schwer halte, wenn nur ihre Bestimmung festgehalten wird. Ein Diöcesanstatut darf kein theologisches Lehrbuch sein wollen. Es darf auch nicht eine Instruktion für alle denkbaren seelsorglichen Fälle, ein Summarium aller Verordnungen sein wollen. Ein Diöcesanstatut darf nicht gewissermaßen beanspruchen, die ganze gesetzgebende Thätigkeit der Kirche ein für allemal und für alle Zeiten abzuschließen. Ich halte es vielmehr für sehr heilsam, wenn diese gesetzgebende Thätigkeit auf Provinzial- und Diöcesansynoden sich fortsetzen kann und immer einige wenige Dekrete erlassen werden. Vieles, was in manche Statuten aufgenommen ist, gehört nach meiner Ansicht mehr in das Diöcesan-Amtsblatt, z. B. alles, was die ganze Vermögensverwaltung angeht. Das Diöcesanstatut soll vielmehr das Grundgesetzbuch für die Diöcese sein, ein kurzer Ausdruck der großen Grundsätze der Kirche und des Kirchenrechtes über das Leben des Priesters und über die Pflichten des seelsorglichen Amtes in den verschiedenen Stufen desselben; je kürzer, je präciser, je praktischer, desto besser.

Drei Mitglieder des Lassalle'schen Arbeitervereins an den Bischof v. Ketteler.

175.

Dünwald bei Mülheim am Rhein, 21. Mai 1866.

Wir ehrfurchtvollst Unterzeichnete nehmen uns die Freiheit, in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu Ew. Gnaden unsere Zuflucht zu nehmen. Wir sind Mitglieder des Lassalle'schen Arbeitervereins, und will unser Hochwürdiger Herr Pfarrer uns nicht absolviren, wenn wir nicht aus diesem

Vereine austreten. Da wir nun aus Ihrer Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum“ ersehen haben, daß Ew. Gnaden ein warmes theilnahmvolles Herz für uns arme gedrückte Arbeiter haben und auch den Lassalle'schen Verein genau kennen, so bitten wir Sie, Hochwürdigster Herr, ebenso dringlichst als ehrfurchtsvoll, uns doch gütigst mittheilen zu wollen, ob die Verweigerung des Austrittes aus dem genannten Verein uns wirklich der Absolution unwürdig macht. Wir sind gewiß, daß das liebevolle Herz Ew. Gnaden uns, die wir doch katholische Christen sind und bleiben wollen, mit einigen Worten Antwort beehren wird, und zeichnen in dieser Erwartung mit der größten Hochachtung und Ehrfurcht ꝛc.

P. S. Der gehorsamst unterzeichnete Pfarrer vereinigt sich mit obigen Bittstellern in dem Gesuche, daß es doch Ew. Gnaden gefallen möge, uns auf die gestellte Frage einer geneigtesten Antwort zu würdigen. Es liegt demselben alles daran, seine Pfarrkinder von etwaigen Irrwegen abzuhalten und sie im Glauben an die katholische Wahrheit und im Gehorsam gegen die Kirche zu erhalten, auf daß dieselben der Segnungen und Gnaden der Kirche fähig und würdig bleiben.

Genehmigen Sie, Hochwürdigster Herr, bei dieser Gelegenheit die Versicherung der höchsten Hochachtung und tiefsten Ehrfurcht, womit ich zeichne Ew. Gnaden ergebenster Diener

Joh. Jos. von der Burg,
Pfarrer zu Dünwald, Erzdiöcese Cöln.

An drei Mitglieder des Lassalle'schen Arbeitervereins in Dünwald.

176.

Mainz, 25. Mai 1866.

Auf die Frage in Ihrem Schreiben vom 21. Mai, ob Ihnen der Theilnahme an dem Lassalle'schen Arbeiterverein wegen der Empfang der Sakramente der Kirche verweigert werden könne, kann ich Ihnen keine directe Antwort geben. Dazu müßte ich alle örtlichen und persönlichen Verhältnisse ganz genau kennen und überdies gebührt diese Entscheidung nicht mir, sondern Ihrem eigenen Bischofe.

Um Ihnen aber meinen guten Willen zu zeigen und meinen Wunsch, Ihrem Vertrauen zu entsprechen, will ich, abgesehen von der speciellen Fassung der Frage, Ihnen mit aller Offenheit meine Ansicht darüber aussprechen, was ich überhaupt von der Theilnahme katholischer Arbeiter an dem Lassalle'schen Arbeiterverein denke. Sie fragen mich als treue

Söhne der katholischen Kirche und ich will Ihnen als Priester der Kirche in ihrem Geiste offen und schlicht antworten in der Liebe, die uns als Glieder einer Kirche innig miteinander verbindet. Ich bedaure, mich kurz fassen zu müssen, da ich in dieser Zeit durch die Besuche in den Pfarreien meiner Diöcese sehr in Anspruch genommen bin. Der Gegenstand ist so wichtig, daß er eine eingehende Behandlung verdiente.

Im Allgemeinen finde ich, soweit ich die ursprüngliche Bestimmung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins kenne und soweit diese offen und ausgesprochen vorliegt, die Theilnahme an demselben mit den Pflichten eines aufrichtigen katholischen Christen nicht unvereinbar. Das Bemühen, die trostlose Lage zu verbessern, in welche die Grundsätze der modernen Volkswirthschaft den Arbeiter dadurch gebracht haben, daß dieser zahlreiche Stand, dem ein so großer Theil der Familienväter und Ernährer unseres Volkes angehört, täglich mit seiner ganzen Existenz vom Marktpreise der Löhne abhängt, zu verbesseren, ist gewiß nicht im Widerspruch mit dem Geiste des Christenthums, sondern demselben vollkommen entsprechend. Ueberdies sind die Ansichten Lassalle's in ihrem Urtheile über jene Volkswirthschaftslehren, die nur den Geldmännern zum Nutzen sind, wohlbegründet und auch in ihrem positiven Theile enthalten sie ohne Zweifel viel Wahres, wenn auch, wie ich in meiner Broschüre: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum" nachgewiesen habe, manches Gefährliche, das zu Folgerungen führen kann, die mit der Wahrheit und dem Christenthum in Widerspruch stehen. Was insbesondere das persönliche Verhalten Lassalle's zu den Glaubenssätzen des Christenthums betrifft, so war er selbst zwar bekanntlich kein gläubiger Christ, aber auch, wenigstens in der letzten Zeit, wo er sich der Arbeiterfrage zuwandte, soweit ich es beurtheilen kann, kein blinder Parteimann, kein gehässiger Feind christlich katholischer Denkweise. Es hat mich gefreut, in seinen betreffenden Schriften eine gewisse Unabhängigkeit der Gesinnung anzutreffen, die ihn davor bewahrte, in den tollen Chor der Parteien gegen alle katholischen Grundsätze und Bestrebungen einzustimmen, und die es ihm möglich machte, manches richtige Verständniß von ihnen zu haben, eine gewisse achtungsvolle Ahnung ihres tiefen Inhaltes. Unter seiner Leitung würde, soviel ich glaube, der Allgemeine Arbeiterverein von seiner Bestimmung, für das Wohl der Arbeiter zu sorgen, nicht abgebracht, nie als Mittel zu antikatholischen Bestrebungen mißbraucht worden sein. Er stand dem Christenthum fern, aber nicht feindlich gegenüber. Seine Bildung hatte ihn sogar dahin gebracht, ab und zu mit eigenen Augen in lautere Quellen des Christenthums hineinzublicken. Dadurch konnte er sich eine selbstständige Meinung bilden und vermied es, wie die

große Masse unserer s. g. Gebildeten thuet, alle alten Vorurtheile und Lügen blind andern nachzuschwätzen.

Wenn ich dagegen den Allgemeinen Arbeiterverein betrachte, wie er sich in der Gegenwart entwickelt und jetzt vielfach geleitet wird, so kann ich nicht unbedingt sagen, daß ich die Theilnahme an demselben für vereinbar mit den Pflichten eines aufrichtigen katholischen Christen halte. Die Leitung des Vereines scheint mir mehr und mehr in die Hände jener Klasse von Menschen zu kommen, die es nun einmal verstehen, alles — der nächste Zweck mag sein, welcher er will — für einen Zweck zu verwenden, für die Interessen ihres Unglaubens und ihrer Abneigung, ja ihres Hasses gegen das Christenthum und die Kirche. Das ist leider die Art vieler, nicht nur in der großen liberalen Partei, sondern auch in der, die sich mit den Interessen des Arbeiterstandes beschäftigt. Sie mögen beginnen, was sie wollen, nach einigen Sprüngen sind sie plötzlich alle eins — Fanatiker der Gottlosigkeit und des Unglaubens. Sie gründen Turnvereine, aber nicht um zu turnen, sondern um den christlichen Glauben zu verhöhnen; sie gründen Gesangvereine, aber nicht um zu singen, sondern um unsere katholische Gesinnung zu beschimpfen; sie gründen Nationalvereine, nicht im Interesse der Nation, nicht für ein großes einiges Deutschland, nicht aus Liebe zum deutschen Vaterlande, sondern in dem Interesse ihrer Partei, deren oberstes Princip es ist, die katholische Kirche zu bekämpfen. Ich fürchte sehr, daß viele von denen, die sich Anhänger Lassalle's nennen, auch dieser unseligen Richtung angehören; daß sie nicht den wahren Interessen des Arbeiterstandes dienen, sondern unter diesem Scheine lediglich ihre Parteiinteressen fördern, den Arbeiterstand ausbeuten und ihn zugleich entchristlichen wollen. Die eingehende Untersuchung, ob diese Befürchtung Grund hat oder nicht, wäre von äußerster Wichtigkeit für alle katholischen Arbeiter. Ich will hier nur zwei naheliegende Thatsachen anführen, die hierüber Licht verbreiten können.

In diesem Augenblicke bringt „der Social-Democrat" unter der Ueberschrift: „Habsburg, Hohenzollern und die deutsche Democratie" fortlaufende Artikel. In ihnen findet sich Nr. 95 folgende Stelle:

„Seit jenen Tagen, wo Karl V. im Bunde mit den Männern der Bannflüche und der Scheiterhaufen sich der Freiheit des Geistes entgegenwarf, ist das Haus Habsburg verflucht, der unerbittliche Feind jeder Regung zum Bessern in Europa zu sein. Unwiderruflich ist es an alle Feinde des Denkens und ihre finstere Macht geknüpft; und wollte je ein Prinz dieses Hauses, wie Joseph II., einem lichteren Geiste folgen, er müßte unter der Wucht der Verhältnisse zusammen-

brechen, wie jener. Die Verfinsterung, die Verdummung der Völker ist Habsburgs Streben und muß es sein, so weit seine Macht reicht; die Kutte des Jesuiten ist das bleibende Emblem seines Staates."

Das ist nun rein religiöser Fanatismus, abgesehen davon, daß es überdies baarer Blödsinn ist. Ich weiß wohl, daß der Allgemeine deutsche Arbeiterverein nicht in allen Theilen mit den Ansichten „des Social-Democraten" und seiner Redaction geradezu zusammenfällt; jedenfalls bilden aber die Mitarbeiter „des Social-Democraten" seine hauptsächlichste geistige Macht und üben auf denselben einen sehr wesentlichen, vielfach leitenden Einfluß. Dadurch ist aber der Allgemeine deutsche Arbeiterverein in großer Gefahr, ein Verein zu werden, in dem nicht mehr die wahren Interessen des Arbeiterstandes im Kampfe gegen die Uebermacht des Kapitals gefördert werden, sondern wo unter diesem Vorwand der Fanatismus des Unglaubens und der Religionslosigkeit seine volksfeindlichen Bestrebungen verfolgt. Ein größeres Verbrechen an dem wahren Wohle des Volkes läßt sich aber kaum denken. In dieser Richtung sollte „der Social-Democrat" sich nicht mehr „Organ der socialdemocratischen Partei" nennen, sondern vielmehr das Organ einer fanatischen antireligiösen Secte. Wir Katholiken können uns unmöglich an irgend einem Vereine betheiligen, der nicht einmal unsere religiöse Ueberzeugung achtet und sie unangetastet läßt. Dieser antikatholische Fanatismus, der sich in obiger Stelle ausspricht, ist nichts Neues in der deutschen Geschichte; er ist ein alter Bekannter. Gerade so wie oben „der Social-Democrat," haben jetzt seit drei Jahrhunderten viele über unsern katholischen Glauben geschimpft. „Der Social-Democrat" tritt hier das Vermächtniß aller alten protestantischen gehässigen Vorurtheile an und nimmt dadurch eine offen antikatholische Parteistellung ein. So wird man endlich unter dem Vorwande, dem Arbeiterstande zu helfen oder socialdemocratische Ansichten zu realisiren, lediglich daran arbeiten, unser katholisches Volk unkatholisch zu machen.

Eine zweite Thatsache geht den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein und insbesondere Sie, meine lieben Männer, noch näher an. Es war mir ein sehr erwünschter Zufall, daß mir fast zugleich mit Ihrem Briefe Nr. 97 „des Social-Democraten," worin über eine Versammlung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins am 14. Mai in Dünwald Bericht erstattet wird, vor Augen kam. Ein Herr Schmelzer aus Elberfeld stellt dort unsern göttlichen Heiland Jesus Christus mit Luther und Lassalle zusammen und versichert seinen katholischen Zuhörern, daß Luther zu jenen Männern gehört habe, die für das Volk was übrig gehabt hätten, die zwar zu ihrer Lebzeit mangelhaft anerkannt seien, die

man aber jetzt als große Männer anerkenne. Der sich von selbst ergänzende Gedanke, ob beabsichtigt oder nicht, war hier offenbar: Zu den verblendeten Finsterlingen, die Luther in seinem Leben nicht in seiner Größe erkannten, gehörten eure Voreltern, ihr Katholiken in Dünwald, — zu den Erleuchteten gehörten unsere Voreltern in Elberfeld, die dem großen Manne gefolgt sind. Die nothwendige Schlußfolgerung ergibt sich von selbst. Das ist wieder äußerst charakteristisch als Beweis, wie Mitglieder des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins nicht nur die religiöse Ueberzeugung ihrer katholischen Mitglieder nicht schonen und achten, sondern Versammlungen derselben, sogar mitten in einer katholischen Bevölkerung benutzen, um protestantische Ansichten zu verbreiten. Ich bestreite Herrn Schmelzer nicht das Recht, so zu denken, ich bestreite ihm aber als Mitglied des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins das Recht, in den Versammlungen desselben sich so zu äußern, wenn der Verein in der That ein „allgemeiner," also auch für katholische Arbeiter sein soll. Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein erhält dadurch den Charakter eines protestantischen Arbeitervereins mit dem Zwecke, Propaganda zu machen für protestantische Anschauungen. Ich lese nicht, daß bei dieser Rede ein katholischer Arbeiter in Dünwald aufgestanden ist und dagegen protestirt hat, daß man Jesus unsern Gott und Herrn mit Luther und Lassalle auf eine Linie stellt, und daß man einem katholischen Volke zumuthet, Luther in seinem Kampfe gegen die katholische Kirche als einen großen Volksmann anzusehen. Das sind rein protestantisch confessionelle Ansichten, und so lange diese ungestraft in den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins geltend gemacht werden, kann ein gläubiger Katholik unmöglich an demselben Antheil nehmen. Wenn wir gläubige Katholiken sind, so glauben wir vor allem an die Gottheit Jesu Christi und an die Göttlichkeit der Stiftung unserer Kirche. Daraus folgt von selbst, daß wir, um diesem göttlichen Vereine anzugehören, keinem menschlichen Vereine angehören dürfen, der sich mit jenem im offenen Widerspruch befindet.

Ich habe Ihnen hiermit meine Ansicht ausgesprochen. Je mehr ich mit ganzer Seele an allen Bewegungen für den deutschen Arbeiterstand Antheil nehme, um so mehr betrübt es mich, daß eine an sich so gute Sache auf dem Wege ist, im Interesse des religiösen Fanatismus gegen die katholische Kirche ausgebeutet zu werden. Christus sagt von allen, die ohne ihn den Menschen helfen wollen, daß sie Räubern und Mördern gleichen. Das gilt durchaus und ein für allemal für alle Bestrebungen der Welt, sie mögen angeblich noch so gut und erhaben sein — sie werden alle zum Verderben der Menschheit ausschlagen, wenn sie sich

von Christus trennen und nicht durch seinen Geist geleitet sind. Der Egoismus des Kapitals oder mit andern Worten die Geldmacht in den Händen ungläubiger, selbstsüchtiger Menschen ist auf dem Wege, unsern Arbeiterstand zu erdrücken und ihn als Maschine zur Kapitalvermehrung zu verwenden. Dieser Egoismus steckt aber nicht nur in den Geldmännern, er steckt in allen Menschen, die ihn nicht durch Christus in sich überwinden; er steckt in demselben Maße auch in den Führern des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und der Socialdemocraten. Wenn die Menschen durch Schimpfen über alle andern gut werden könnten, so wären gewiß viele Gesinnungsgenossen der socialdemocratischen Partei sehr gut! Das geht aber nicht. Man wird nur gut durch Selbstüberwindung und Kampf gegen sich selbst. Je mehr sich daher die Arbeiterbewegung von dem Christenthum entfernt und gar in Widerspruch mit ihm tritt, desto mehr wird sie selbstsüchtigen Bestrebungen Einzelner anheimfallen. Gottlose Egoisten sind aber, sie mögen sich Socialdemocraten nennen oder als Führer in dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein auftreten, ebenso verderblich für den Arbeiterstand, als gottlose, egoistische Kapitalisten. Ohne Christus sind die einen, wie die andern, Diebe und Räuber, wie Christus sagt, d. h. Menschen, die nicht zum Wohle, sondern zum Verderben ihrer Mitmenschen arbeiten. Wie wahr dies ist, sehen Sie ja jetzt schon an den Schicksalen des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins. Mit welcher Großsprecherei hat man vor einigen Jahren begonnen und welche Armseligkeiten treten schon jetzt zu Tage! „Der Social-Democrat" beginnt einen Artikel in seiner neuesten Nummer 98 mit den Worten: „Ein ernstes Wort haben wir heute an unsere Vereinsgenossen vom Allgemeinen deutschen Arbeiterverein zu richten. Ein ernstes Wort, denn es handelt sich um den Fortbestand oder den Untergang, um die Ehre oder die Schmach des Vereins."

Soweit ist es mit den Herrn schon gekommen; so steht es um dieses große Unternehmen, dem Arbeiterstand zu helfen. Eine beispiellose Anhäufung von persönlichen Armseligkeiten füllt täglich das Blatt an. Ein neuer trauriger Beleg für die alte Wahrheit, wie nichts gedeiht ohne Religion, ohne Christus. In allen Verhältnissen, Ständen und Völkern tritt immer der alte sündige Mensch hervor, der nur geheilt wird und befähigt, wahrhaft Gutes für andere zu wirken, durch den Glauben und durch die Religion, der aber sonst durch die vielen bösen Leidenschaften seines Herzens alles zu Grunde richtet. So viel Armseligkeit, wie sich da zeigt, kann dem Arbeiterstand nicht helfen. Wie ganz anders wäre es, wenn alle diese Menschen, von denen viele einen gewissen guten Willen haben, wahre Christen wären und erst selbst an den lauteren

Quellen des Christenthums ihre eigene Seele heiligten; dann wären sie im Stande auch dem Arbeiterstand zu helfen und für ihn zu wirken. So lange das nicht geschieht, kann ich nur aus tiefster und bester Ueberzeugung alle katholischen Arbeiter vor jenen Freunden warnen, die da ohne Christus ihnen eine helfende Hand bieten wollen. Sie werden unfehlbar betrogen werden.

An seine Schwester Sophie.

177.

Mainz, 13. Juli 1866.

Du hast mir recht große und unerwartete Freude durch Deinen lieben Brief verursacht, welcher mir zugleich so gute Nachrichten von allen lieben Angehörigen und insbesondere von den lieben Bewohnern von Darfeld brachte. Wir können nicht genug danken, daß der liebe Gott bisher, wo schon so viel Jammer in zahllose Familien eingekehrt ist, unsern Familienkreis davor bewahrt hat. Die ersten Tage nach der Schlacht von Königgrätz war ich recht besorgt. Paul muß furchtbar im Feuer gewesen sein und es ist fast wunderbar, wie er dabei so unverletzt geblieben ist [1]).

Uns geht es hier noch gut und wenn auch seit gestern der Befehl ergangen ist uns zu proviantiren, so hoffe ich doch noch, daß wir an einer Belagerung vorüber kommen. Das sonst so unruhige Mainz ist kaum wieder zu erkennen, so still und ruhig ist alles geworden.

Ueber die Ereignisse viel zu schreiben wird wohl kaum rathsam sein, da die Briefe gewiß vielfach eröffnet werden. Ueberdies stimmen wir gewiß vollkommen überein. Mit einem Worte erscheint mir dieser entsetzliche Krieg als eine Vernichtung dessen, was uns die Befreiungskriege gebracht haben. Krieg unter Deutschen und Bündniß mit dem Ausland — das ist der Fluch, der jetzt wieder unaufhaltsam seine lang unterbrochene Laufbahn des Verderbens beginnt. Nur die unbedingteste Ueberzeugung, daß Gott mit allmächtiger Hand und mit ebenso großer Liebe alles leitet und aus dem größten Verderben Gutes entwickelt, kann da trösten und dieser Trost wird uns nicht täuschen. Solche Zeiten sind für uns Christen Tage der Prüfung unseres Vertrauens auf Gott, unseres festen Glaubens. Wir wollen uns deßhalb bemühen, sie gut zu

1) Graf Paul v. Galen, Oberlieutenant des österreichischen Kürassierregiments Prinz Alexander von Hessen, war an der blutigen Affaire betheiligt, als nach Verlust der Schlacht von Königgrätz die intakte österreichische Cavallerie in Action trat, um den Rückzug der geschlagenen Armee zu decken.

bestehen und dadurch dem göttlichen Herzen Jesu zeigen, daß wir an seine Liebe und seine Fürsorge glauben. Tausend innige herzliche Grüße Deiner gesammten lieben Umgebung. Ich segne alle und hoffe, daß meine Unwürdigkeit die Kraft meines Segens nicht mindert.

An seinen Bruder Wilderich.

178.

Mainz, 26. Juli 1866.

Dein lieber Brief vom 11. ist glücklich bis zu uns durchgedrungen; Nachrichten von Euch waren mir jetzt doppelt theuer. Da ich heute einige freie Zeit habe, d. h. insbesondere nicht zu predigen brauche — wir begehen nämlich hier eine feierliche Octav-Andacht, um Gottes Erbarmung zu erflehen, in der ich in der Regel eine kurze Predigt über unsere Christenpflichten in der jetzigen Zeit gehalten habe — so will ich wenigstens den Versuch machen Euch von uns ein Lebenszeichen zu geben.

Ueber die Zustände im Allgemeinen wird es besser sein nicht zu reden. Wir werden wohl ohnehin dasselbe darüber denken und empfinden. Diese außerordentlichen Ereignisse haben eine doppelte Seite, von der wir sie betrachten können: die Absichten und die Thaten der Menschen in denselben und die Absichten Gottes bei ihrer Zulassung. Das Erstere ist so schmerzlich, daß es besser ist gar nicht hinzusehen; das Letztere dagegen ist voll Trost und Frieden. Das Reich Gottes auf Erden ist nie nach natürlichen menschlichen Ansichten, sondern immer nach unerforschlichen göttlichen Rathschlüssen geleitet worden. Das erkennen, darnach handeln, ist unsere Pflicht. Mit diesem himmlischen Troste müssen wir die Herzenswunde heilen, die uns solche Ereignisse schlagen.

Gott Dank, daß unsere nächsten Angehörigen und Bekannten, so viel wir wissen, noch am Leben sind. — Gott hat mich vor einem großen Schrecken bewahrt. Vor etwa acht Tagen erhielt ich nämlich am Morgen einen Brief von Sophie mit der Nachricht von der Verwundung, aber auch der Rettung von Clemens Kerssenbrock[1]) — und am Abend ein ganz verspätetes Schreiben von ihm selbst an seine Eltern unter meiner Adresse vom 1. Juli, worauf dann, wahrscheinlich in Wien, geschrieben war: „Gefallen bei Königgrätz am 3." So wußte ich also die Unrichtigkeit dieser Nachricht. Mit Sehnsucht sehe ich neuen Nachrichten von Paul entgegen[2]). Er schickt seine Briefe nach Haus hierher. Obwohl er sonst oft schreibt, haben wir doch seit dem 6. nichts mehr erfahren.

---

1) Oberlieutenant (Windischgrätz-Dragoner) in der österreichischen Armee.

2) Vgl. S. 338.

Am Montag und Dienstag bin ich in Aschaffenburg gewesen. Wir hörten nämlich, daß dort eine große Menge hilfloser Verwundeter liege, und zogen deßhalb mit Verbandzeug und 28 Schwestern dorthin. Wir fanden etwa 1200 verwundete Soldaten und unsere mitgebrachten Schwestern übernahmen sofort die drei größten Spitäler, namentlich eine Kaserne mit über 700 Verwundeten. Es hat mich überrascht, daß erstens unter sämmtlichen Verwundungen sich nicht eine Hieb- oder Stichwunde befand, so viel ich erfahren habe, sondern lauter Schußwunden, und zweitens, wie viele von diesen nur leichte Wunden sind. Ich fand dort auch eine Menge Landsleute, da die 13er und 58er noch großentheils dort standen.

Da die Eisenbahn nach Aschaffenburg schon auf einer langen Strecke unterbrochen war, mußte ich die letzten sechs Stunden die Schwestern auf einem Leiterwagen transportiren lassen, während ich zu Fuß ging. Die preußischen Vorposten ließen mich überall durch. In Aschaffenburg ließ ich mich sogleich nach dem Schloß führen, wo ich die ganze preußische Generalität beim Diner antraf, an der Spitze Herrn v. Manteuffel. Dort fand ich einen jungen Grafen Stolberg, der die obere Leitung der Spitäler hatte und mich dann auch dahin begleitete und voll Dankbarkeit für die Hilfe der Schwestern war. Was mich aber am tiefsten ergriffen hat, waren die gefangenen Oesterreicher. Gerade das Regiment Italiener, welches seit sechs Jahren hier in Mainz gestanden, sah ich dort gefangen vor dem Schlosse stehen, gewiß 2000 Mann stark.

Seit gestern ist hier der Belagerungszustand verkündet und wir sind jenseits des Rheines ganz abgeschlossen. Ich glaube aber noch immer nicht, daß es zu einer eigentlichen Belagerung und Beschießung kommen wird. Ich kann es mir nicht denken, daß das im Plan liegen sollte. Lebe nun wohl, geliebter Wilderich, und grüße Paula und Deine Kinder tausendmal. Wir wollen uns alle blind ins Herz Jesu legen; je trostloser so vieles in der Welt, desto trostreicher ist es dort.

Die Mitglieder der St. Anna-Bruderschaft zu Hopsten an den Bischof v. Ketteler.

179.

Hopsten in der St. Annaoctav 1866.

Ew. Bischöfliche Gnaden wollen gnädigst gestatten, daß unterzeichnete Mitglieder der St. Anna-Bruderschaft zu Hopsten in ihrem Namen und im Namen der ganzen Gemeinde ihren tiefgefühlten Dank ausdrücken für die große Freude, die Sie, Hochwürdigster Herr, durch die huldvolle Schenkung des schönen Votivbildes an die hiesige St. Anna-Kapelle den-

selben bereitet haben[1]). Nicht blos ist dieses Bild uns ein beständiges Andenken an alles das, was die Gemeinde Hopsten Ihrem und Ihres sel. Bruders, des Hochwürdigen Paters Bonaventura, so höchst segensreichem Wirken in den Jahren 1846 bis 1851 zu verdanken hat, sondern auch ein uns so werthvolles Zeugniß, daß Ew. Gnaden trotz des bischöflichen Hirtenamtes und aller damit verbundenen zahlreichen Sorgen und Arbeiten Ihre alten Pfarrkinder nicht vergessen haben. Die von Ihnen, Hochwürdigster Herr Bischof, und Ihrem so früh dahingeschiedenen Bruder uns ertheilten Lehren, die, Gott Dank, noch in vieler Herzen leben, Ihr wahrhaft priesterlicher Wandel, mit dem Sie uns vorangegangen sind, die Beispiele des lebendigsten Glaubens und der innigsten Anhänglichkeit an die heilige Kirche, der flammenden Gottes- und Nächstenliebe, welche Sie als unsere Pastoren uns gegeben, sind uns Sporn und Antrieb, daß auch wir, namentlich in der jetzt so glaubensfeindlichen und liebeleeren Zeit festhalten an unserer heiligen Kirche und nicht müde werden in dem, was zur größern Verherrlichung Gottes, zum Troste unserer guten Mutter, der heißgeliebten Kirche, und des so hart bedrängten Heiligen Vaters, zur Beförderung unsers und unserer Mitbrüder Seelenheiles dienen kann. Jesus, Maria, Anna ist der kunstvoll dargestellte Gegenstand des Bildes; Jesus, Maria, Anna das von uns so hoch verehrte Gnadenbild; Jesus, Maria, Anna ist der Titel unserer Bruderschaft, welche, Gott sei Dank, von Jahr zu Jahr an Mitgliedern gewinnt; — Jesus, Maria, Anna sollen auch den ersten Platz in unserm Herzen haben: Jesus, unser Eins und Alles; Maria, unsere liebe Mutter; Anna, unsere hochverehrte Patronin.

Indem wir Ew. Gnaden als Kirchenfürsten demüthigst bitten, daß Hochdieselben sich huldreichst herablassen, erstes Ehrenmitglied unserer Bruderschaft zu werden, flehen wir aus dem tiefsten Grunde unsers Herzens für uns, für unsere Familien und für alle Mitglieder unserer Pfarre um Ihren bischöflichen Segen.

Franz Joseph I. Kaiser von Oesterreich an Bischof v. Ketteler.

180.

Schönbrunn, 14. August 1866.

Lieber Freiherr v. Ketteler! Durch eine Reihe von Beweisen der anhänglichsten Gesinnungen an Mein Haus, wie der Fürsorge für Meine

1) Die Mittelpartie dieses von Lasinsky gemalten Bildes ist eine Copie des in Hopsten verehrten St. Annabildes; rechts und links knieen die beiden Brüder Wilhelm Emmanuel und Richard, ersterer in bischöflichem Ornate, letzterer in seiner Ordenstracht als Kapuziner.

Truppen in Mainz, haben Sie längst schon den Anspruch auf **Meine** Anerkennung sich erworben, der Ich bei früheren Anlässen bereits **Aus**druck zu geben Gelegenheit fand.

Während den letzten Ereignissen haben Sie Ihre Ergebenheit erneuert an den Tag gelegt, sind persönlich nach dem Gefechte bei Aschaffenburg mit einer Anzahl Barmherziger Schwestern zur Pflege der Verwundeten dahin geeilt und haben in hervorragendster Weise als geistlicher Fürst gewirkt.

Ich sehe mich daher angenehm veranlaßt, für die bewährten Gesinnungen wie für alles, was Sie Meinen Truppen gethan, Meinen kaiserlichen Dank auszusprechen und verbleibe

Ihr wohlgewogener

Franz Joseph.

An Franz Joseph I. Kaiser von Oesterreich[1]).

181.

Mainz, 28. August 1866.

Ew. Kaiserlich Apostolische Majestät wollen allergnädigst geruhen, für die hohe Anerkennung meiner geringen Bemühungen, insbesondere nach den Gefechten in Aschaffenburg, meinen ehrerbietigsten Dank entgegen zu nehmen. Ich hatte früher Gelegenheit wahrzunehmen, wie überaus groß, namentlich bei Verwundeten, der Unterschied zwischen einer Pflege durch Ordensschwestern und einer solchen durch weltliche, namentlich männliche Personen ist. Als daher der unselige Bruderkrieg in den Gefechten bei Aschaffenburg die Grenzen meiner Diöcese erreichte, war es mir ein großes Anliegen, alle hier disponiblen Ordensschwestern zur Pflege der verwundeten Soldaten auf den Kampfplatz zu bringen. Die Erfahrungen, welche ich dort gemacht, haben meine Ueberzeugung auf's Neue bestätigt, daß nur durch die liebevolle Pflege guter Ordensschwestern die Leiden der verwundeten Soldaten, so weit es überhaupt möglich ist, gelindert werden können. Erst durch das Eintreffen dieser Ordensschwestern war eine geordnete Pflege der Verwundeten in den verschiedenen Lazarethen in Aschaffenburg möglich und ich danke Gott, daß ich dadurch habe beitragen können, auch den verwundeten Soldaten aus der Armee Ew. Kaiserlichen Majestät einige Linderung zu verschaffen. —

In tiefster Ehrfurcht ersterbend harre ich 2c.

---

1) Aus dem Concept.

An Ludwig III. Großherzog von Hessen[1]).

182.

Mainz, 20. September 1866.

Ew. Königlichen Hoheit erlaube ich mir alleruntertänigst Folgendes vorzutragen.

Schon seit Jahren ist es für mich ein großer Schmerz, zu sehen, daß die Convention, welche Se. Excellenz der Minister Freiherr v. Dalwigk auf Befehl Ew. Königlichen Hoheit am 23. August 1854 zur Regelung einiger kirchlichen Verhältnisse in ihrer Beziehung zum Staate mit mir abgeschlossen hat, von einer Partei als Mittel benutzt wird, um der Regierung Ew. Königlichen Hoheit mancherlei Verlegenheiten zu bereiten. Je mehr ich mit allen Katholiken des Landes, von denen ich nur ganz wenige, namentlich hier in Mainz, die der Kirche ihrer innern Ueberzeugung nach nicht mehr angehören, ausnehme, diese Convention als einen erhabenen Act der Gerechtigkeit und des Wohlwollens Ew. Königlichen Hoheit gegen Allerhöchstderen katholische Unterthanen betrachte, desto schmerzlicher mußte für mich diese Wahrnehmung sein. So gänzlich unwahr das Vorgeben ist, daß die Convention Hoheitsrechte verletze, während vielmehr die Behauptung, daß Ew. Königlichen Hoheit Regierung zu deren Abschluß ohne Einwilligung der Stände nicht berechtigt gewesen sei, ein offenbarer Eingriff in unzweifelhafte Hoheitsrechte ist, so ist es dennoch dieser Partei gelungen, die Convention zu einem Schreckbild zu machen. Jede vernünftige Discussion über ihren Inhalt wird vermieden und so ist sie zu einem jener sinnlosen Worte geworden, deren sich die schlechtesten Parteien zu jeder Zeit bedienen in dem einzigen Interesse, um blinde Leidenschaften wach zu rufen.

Diese Verhältnisse veranlassen mich nun, Ew. Königlichen Hoheit alleruntertänigst zu erklären, daß ich unter diesen Umständen von meiner Seite gegen die Aufhebung der Convention nichts zu erinnern finde, wenn Allerhöchstdieselben deren Beseitigung für die allgemeinen Landesinteressen für wünschenswerth halten sollten. Obwohl ich nicht verkennen kann, daß die Convention nicht ein Ziel jener Partei, sondern nur ein Mittel ist, um das Land zu beunruhigen und Unordnung jeder Art zu veranlassen, und daß deßhalb deren Beseitigung diese schlechte Partei gewiß nicht befriedigen, sondern sie nur veranlassen wird, ihren Kampf gegen alle ge-

---

1) Aus dem Concept. Abgedruckt in Dr. Brück's Gesch. der Oberrhein. Kirchenprovinz 503 f.

setzlichen Zustände in anderer Weise fortzusetzen, so kann doch vielleicht die Beseitigung der Convention unter den vielen Sorgen Ew. Königlichen Hoheit irgend eine Erleichterung bringen und ich würde mich unendlich glücklich schätzen, dazu in dieser Weise beigetragen zu haben.

Indem ich aber voll Vertrauen diese ganze Angelegenheit dem Allerhöchsten weisen und gerechten Ermessen Ew. Königlichen Hoheit überlasse, so weiß ich zugleich, daß Allerhöchstdieselben die Convention nur unter der Bedingung außer Wirksamkeit setzen werden, daß die Rechte der Kirche, welche durch die Convention anerkannt sind, in anderer Weise vollkommen gewahrt und unangetastet bleiben. Als ich bald nach dem Antritt meines bischöflichen Amtes Ew. Königliche Hoheit allerunterthänigst bat, der Kirche gewisse Rechte zurückzugeben, die durch frühere Verordnungen verletzt waren, so bezog sich dieser Antrag nur auf solche Rechte, die die Kirche nach ihrer wesentlichen Verfassung in Anspruch nehmen muß, die ihr durch das gemeine Recht gewährt waren und die zum Wesen einer kirchlichen Gemeinschaft auch schon an sich gehören. Auf diese Rechte kann ich daher nie verzichten, ohne meine heiligsten Pflichten als Bischof außer Acht zu lassen, wenn ich auch auf diese letzte Form Verzicht leiste, in der diese Rechte gewährt sind. Ew. Königlichen Hoheit hoher Gerechtigkeitssinn, von dem ich in meiner bischöflichen Verwaltung so viele Beweise erhalten habe, ist mir aber eine überreiche Garantie dafür, daß Allerhöchstdieselben von meinem allerunterthänigsten Anerbieten nur in einer Weise Gebrauch machen werden, daß jene Rechte der Kirche dadurch nicht in Frage gestellt werden können.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht 2c.

An seine Schwester Sophie.

183.

Kleinzimmern, 25. September 1866.

Da ich hier einige Tage etwas Ruhe habe, so will ich die Zeit benutzen, um Dir, geliebte Schwester, noch vor Ablauf des Herbstes ein Wörtchen zu sagen. Meine gewöhnlichen Herbstarbeiten haben sich in dieser verkehrten Zeit etwas verschoben. Einige Firmungsreisen in meiner Diöcese mußte ich der Cholera wegen aufgeben, die bald hier, bald dort auftritt, und wenn sie auch nicht sehr verbreitet ist, doch die Menschen ängstlich macht. Nächsten Dienstag beginne ich in Ueberlingen am Bodensee meine Badensche Firmungsreise, die bis Ende October dauern wird.

Einige freie Tage benutze ich, um noch bei meinen lieben Buben [1]) zu sein, wo ich seit vorigem Freitag verweile. Seit einigen Tagen ist endlich schönes Herbstwetter eingetreten, so daß ich hier einen überaus lieben, ruhigen, wohlthuenden Aufenthalt habe. Daß ich durch diese Anstalt es ermöglichen kann, unter so angenehmen Verhältnissen freie Zeiten auf dem Lande zuzubringen, ist für mich von Werth. Außerdem macht mir die Anstalt außerordentliche Freude und nur die Schuldenlast trübt sie etwas; doch da wird der heilige Joseph gewiß auch noch helfen. Möge Gott nur geben, daß es mit den Kindern so fortgeht. Du kannst Dir nicht denken, was es für gute, aufrichtige, fromme und fleißige Kinder sind. Du hättest gewiß großes Wohlgefallen an der ganzen Anstalt und ich hoffe sehr, sie Dir einmal zeigen zu können.

An seinen Bruder Wilderich.

184.

Mainz, 27. December 1866.

Tausend Dank für Deine Geburts- und Neujahrswünsche. Gott wolle Euch allen ein recht glückseliges Neujahr geben. Der lieben Paula muß ich besondern Dank für ihre lieben Worte und Mittheilungen sagen, da ja jeder Brief ihren kranken Fingern viele Schmerzen verursacht.

Einige Tage früher hatte ich auch vom guten Cay [2]) Nachricht von Euch erhalten nach seiner Rückkehr von Aachen. Sein Brief sprach es aus, wie schwer ihm die Trennung von seiner Tochter geworden ist [3]). Solche Opfer werden auch großen Lohn erhalten, je schwerer sie sind.

Es freut mich, daß Du wieder einmal in Hinnenburg [4]) warst, und ebenso, daß Du in diesen Tagen mit Deinen Kindern nach Assen gehest, wo Du einen großen Theil der Galens antreffen wirst. Nach solchen Ereignissen muß man um so mehr Gott danken, sich wiederzusehen. Ueber die Zukunft ist es eigentlich absolut vergeblich, noch eine Meinung zu äußern; sie ist gewiß noch schwerer zu deuten wie die Apokalypse. Ich

1) In der 1864 für die Diöcese Mainz gegründeten Knabenanstalt. Vgl. die St. Josephsknabenanstalt in Kleinzimmern. Von W. E. Frhrn. v. Ketteler. Mainz 1866.

2) Cajus Graf zu Stolberg-Stolberg, Majoratsherr zu Brauna in Sachsen, † 7. April 1874.

3) Eintritt der Gräfin Alexandrine zu Stolberg in das Kloster der Armenschwestern vom heiligen Franz in Aachen.

4) Schloß des Grafen v. Bocholtz-Asseburg.

halte mich aber an meine Lebensphilosophie, daß ich unter den verschiedenen Deutungen der Zeichen der Zeit die günstigsten so lange festhalte, bis das Gegentheil eintritt. So mache ich es auch mit dem kommenden Jahre. Wenn Gott uns Kummer und Elend schicken will, so wollen wir es demüthig annehmen, wenn es eintritt; bis dahin hoffe ich noch immer auf seine Erbarmungen. Vielleicht führt Gott uns nur so nahe an den Abgrund, als nöthig ist, um zu erkennen, daß nur Er der Welt helfen kann.

Um den Heiligen Vater vereinigen sich jetzt alle Herzen und alle Interessen der Katholiken. Nur er hat die Erleuchtung und kann wissen, was er thun muß und wird; wenn es aber zum offenen Bruch mit Napoleon kommen sollte, so würde ich mich sehr freuen. Dieser Schein von einer Protektion bei der teuflischsten und lügenhaftesten geheimen Umgarnung und Umstrickung des Heiligen Vaters ist mir seit Jahren das Schmerzlichste in der ganzen Lage des Papstes gewesen.

Vorläufig beabsichtige ich noch nicht nach Rom zu gehen, wenn die Versammlung[1]) stattfindet; es sei denn, daß Ereignisse eintreten, in denen ich eine Pflicht erkenne. Wenn nur wieder einige schöne Feste gefeiert werden, so sehe ich für mich kein hinreichendes Motiv für die Reise, da ich schon wiederholt dort war.

P. Roh predigt seit acht Tagen bis Neujahr im Dom, der immer sehr voll ist. Die Gründe, meine Convention fallen zu lassen, muß ich für die Zeit des Wiedersehens vorbehalten, da eine schriftliche Darlegung mich zu weit führen würde. Komme doch endlich einmal auf acht Tage zu mir und nehme ein ruhiges Zimmer meines Hauses in Beschlag, dann können wir uns zwischendurch ausplaudern. Ich glaube aber fast, daß Du eine solche ruhige ungehetzte Existenz gar nicht mehr ertragen kannst. Grüße Paula und alle Kinder auf das Herzlichste. Möge das göttliche Jesukindlein alle unsere Herzen an sich ziehen.

---

1) Wegen des Centenariums der Apostelfürsten Petrus und Paulus, zu dessen Feier der Bischof am 11. Juni 1867 von Mainz abreiste.

An den päpstlichen Nuntius P. F. Meglia in München[1]).

185.

Mainz, 5. Januar 1867.

Das Schreiben, durch welches Ew. Excellenz mich von dem Antritt Ihres Amtes als Nuntius des Apostolischen Stuhles in Kenntniß gesetzt haben, war mir höchst willkommen und ich kann nicht umhin, für Ihre gütige Eröffnung, daß es Ihnen angenehm und erwünscht sei, mir gern und in allem, was in Ihrem Bereich gelegen, behilflich zu sein, schon jetzt meinen innigsten Dank auszusprechen.

Wie Ew. Excellenz bemerken, ist die Lage, in welcher sich gegenwärtig die Kirche und insbesondere deren oberster Hirte befindet, wahrhaft betrübend. Gott läßt aber oft Schlimmes zu, um daraus nach seiner unendlichen Weisheit Gutes in höherem Grade zu erzielen. Die Gläubigen werden jetzt zwar heftig durchgesiebt; es liegt aber in Gottes Hand, daß nach Entfernung des unnützen Strohes und nachdem wieder Frieden eingetreten, die Kirche desto mehr wachse und mit dem Schmucke aller Tugenden ausgestattet werde.

Fast überall wird der katholischen Kirche der Schutz und der Beistand des weltlichen Arms mehr und mehr entzogen, so daß ihr nichts übrig bleibt, als im Vertrauen auf die ihr inwohnende göttliche Kraft gegen die entfesselten Leidenschaften und die Lügenpropheten der Welt siegreich die Kämpfe des Herrn aufzunehmen.

Ich bitte Sie, Hochwürdigster Herr Erzbischof, mir gütigst zu gestatten, kurz die Gedanken darzulegen, welche eben meinen Geist beschäftigen.

Die berühmte Encyklika des Heiligen Vaters vom 8. December 1864, durch welche die Hauptirrthümer unserer Zeit verworfen worden sind, scheint mir noch eine zweite Encyklika zu verlangen, welche zu der erstern in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie die Decrete des tridentinischen Concils über die Reform zu dessen Lehrentscheidungen.

Nach der Anordnung unsers göttlichen Heilandes hängt aber alle Anregung und der ganze Kampf zur Vertheidigung der heiligen Sache Jesu Christi hauptsächlich von den Dienern der Kirche ab, und die Waffenrüstung Gottes, welche sie anlegen müssen, um den Kampf aufzunehmen und die Gegner in die Flucht zu schlagen, kann keine andere sein als ein heiligmäßiges priesterliches Leben. Je mehr der Clerus durch Sittenreinheit und Gebetseifer sich empfiehlt, je mehr er das von der

---

1) Uebersetzung. Das lateinische Concept im Anhang Nr. III.

Kirche ihm vorgehaltene Muster und Ideal erreicht, je mehr alle Kirchenämter von frommen Priestern verwaltet werden, desto zuversichtlicher und größer wird der Sieg sein. In diesem Geiste sagt auch das tridentinische Concil (sess. VI. c. 1 de Ref.): „Die Unbescholtenheit der Vorgesetzten ist das Heil der Untergebenen“ und von diesem Grundsatze aus geht es sogleich dazu über, die Decrete über die Sittenverbesserung zu erlassen.

Ich glaube daher, daß im Hinblick auf die gegenwärtige höchst kritische Lage, in welcher die Kirche die schwierigste Aufgabe zu lösen hat, nichts so dringend sei, als

1. eine ernstliche Untersuchung einmal aller Schäden und Mißbräuche, welche annoch der clerikalen Würde widersprechen, ferner aller Nachtheile bei Uebertragung von Kirchenpfründen und der übrigen Hemmnisse, durch welche die göttliche Kraft der christlichen Religion gefesselt wird, anzustellen; und

2. alle Heilmittel offen zu legen, welche besonders für unsere Zeit zur Förderung eines frommen Lebenswandels der Geistlichen wirksam zu sein scheinen.

Zur Klarstellung meines Antrages erlaube ich mir auf einige Einzelheiten einzugehen, welche sich vor allem auf die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands beziehen.

1. In wie hohem Grade das Heil der Seelen davon abhängt, daß nur die besten und frömmsten Männer zur bischöflichen Würde gelangen, kann Niemanden verborgen sein. Wir sind daher dem Heiligen Vater für die Standhaftigkeit, mit welcher er schon öfters weniger würdige Candidaten, die ihm vorgeschlagen wurden, entschieden abgelehnt, den größten Dank schuldig. Vielleicht wäre es ersprießlich, daß die Grundsätze, von welchen sich die Kirche bei diesem Geschäfte leiten läßt, von der höchsten Autorität kund gemacht würden.

2. Es scheint mir ferner nicht ohne Frucht zu sein, daß das Institut der in Gemeinschaft lebenden Cleriker, welches der Heilige Vater in dem am 17. März 1866 an den Canonikus P. Gaduel, Generalvikar von Orleans, erlassenen Schreiben[1]) eindringlich empfohlen hat, dem ganzen Clerus, selbst die Bischöfe und Domcapitel nicht ausgenommen, von dem Apostolischen Stuhle in feierlicher Weise empfohlen werde.

3. Die kanonische Visitation der Pfarreien wird von den Bischöfen in vielen Diöcesen nicht abgehalten, wie es nach Vorschrift der Kirche geschehen sollte. Diese weise Anordnung des tridentinischen Concils würde

---

1) S. Kirchl. Amtsblatt für die Diöcese Mainz. Jahrgang 1866 Nr. 4.

aber allein schon zur Beseitigung vieler Mißbräuche und Vernachlässigungen hinreichen, welche in den Pfarreien zum größten Schaden der Gläubigen noch fortbestehen.

4. Bezüglich der Erziehung des Clerus wäre noch manches zu beseitigen, was der besten Ausbildung der Cleriker hindernd im Wege steht.

5. Ferner kann es Niemanden entgehen, von welch' hoher Bedeutung die Verleihung der Pfarrbeneficien ist. Im Verlaufe der Zeit haben sich aber vielfach große Mißbräuche eingeschlichen, so daß nicht selten durch Schuld eines unwürdigen Pfarrers fast alle Heilsgnaden, welche Christus der Herr für die Welt erworben hat und welche die Kirche in Fülle besitzt, in einem solchen Pfarrbezirk auf viele Jahre hin vereitelt werden. Nach dem Geiste der Kirche sollte der würdigste auserlesen werden; aber diese heilsame Vorschrift ist in vielen Gegenden aufgehoben oder wenigstens durch schlimme Gewohnheiten gebrochen. In gewissen Landstrichen von Deutschland sind nämlich die besser dotirten Pfarreien von einer Succession auf die andere dazu verurtheilt, den altersschwachen Geistlichen ein reichliches Einkommen zu bieten. Das könnte aber kaum eintreten, wenn die Prüfungen zur Erlangung von Pfründen nach Vorschrift des tridentinischen Concils für die einzelnen Pfarreien, nicht aber ein für allemal abgehalten würden, wie dies in Deutschland noch vielorts der Brauch ist.

6. In Bezug auf das Patronat haben sich in vielen Diöcesen, insbesondere in Oesterreich, aber auch in Baiern, so große Mißbräuche eingeschlichen, daß die Kirche in Entfaltung der göttlichen Kräfte vielfach gehemmt ist.

7. Unter anderm scheint mir auch die Praxis der Einsetzung eines besondern Bischofs, dessen Jurisdiction und Hirtenamt die Truppenkörper eines Landes ausschließlich untergeben sind, gewissen Gefahren für das Seelenheil unterworfen zu sein[1]).

8. Auch scheint mir eine authentische Erklärung über die Meinungen in Betreff der Rechtsfrage und Gründe der Enthebung eines untauglichen Priesters von seiner Pfründe erwünschlich zu sein, damit nicht die Bischöfe durch derartige Schwierigkeiten in Verlegenheit gerathen und zuletzt den Muth sinken lassen müssen.

9. In den verschiedenen Diöcesen Deutschlands besteht ein mannigfaltiger Gebrauch bezüglich der Beobachtung der Fast- und Abstinenztage.

---

1) Vgl. die als Manuscript gedruckte Schrift: Die Gefahren der exemten Militär-Seelsorge. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz 1869.

In Folge dieser Mannigfaltigkeit werden die Vorschriften der Kirche von den Gläubigen leichter übertreten.

10. Endlich steht es außer Zweifel; daß die Provinzial- und Diöcesansynoden der Sache der katholischen Kirche in hohem Grade förderlich sind. Es wäre daher zu wünschen, daß sie öfters gehalten und eine leichte Art und Weise für deren Feier an die Hand gegeben werde.

Das alles soll aber nur Beispiels halber angeführt sein, ohne meiner Meinung größeres Gewicht beilegen zu wollen, und ich stelle es gern der Weisheit Ew. Excellenz anheim, ob Sie vielleicht die Aufmerksamkeit des Heiligen Vaters darauf lenken wollen, daß in seinem Namen noch ein Syllabus von Sätzen über die Sittenverbesserung ausgearbeitet und diese dann von ihm als höchstem Oberhaupte der ganzen Kirche durch eine zweite Encyklika oder in einer Allocution vor den versammelten Bischöfen des katholischen Erdkreises verkündigt werden, um für den ganzen Clerus und für die Lebensnorm der Priester das zu erreichen, was die frühere Encyklika den Irrthümern unserer Zeit gegenüber bezweckte. Freilich könnte man entgegenhalten, die Kirche erfreue sich eben jetzt nicht des Friedens und der Ruhe, um derartige schwierige Gegenstände reiflich erwägen und erledigen zu können. Wenn wir aber bedenken, was uns die Kirchengeschichte allenthalben berichtet, so gewahren wir, daß beinahe alle Anregungen zur Ausmerzung der Mißbräuche und zur Verbesserung der Sitten der Christgläubigen fast immer in Zeiten eingeleitet worden sind, in welchen alles Menschliche und Göttliche das Oberste zu unterst gekehrt wurde.

Für die Fassung und den Inhalt dieses Briefes steht mir kein anderer Entschuldigungsgrund zur Seite als einestheils die Güte Ew. Excellenz und anderntheils die feste Ueberzeugung, daß die katholische Kirche die gegenwärtigen Bedrängnisse selbst leicht und die ganze Welt überwinden könne, wenn die Diener der Kirche durch ein heiligmäßiges Leben sich auszeichnen und von priesterlichem Eifer entflammt aus der göttlichen Rüstkammer der Kirche die ganze Waffenrüstung Gottes hervorholen.

Bei dieser Gelegenheit möge es mir gestattet sein, noch folgende Bitte beizufügen. Vor wenigen Tagen ersuchte mich nämlich Se. Königliche Hoheit der Großherzog, obgleich er sich nicht zu dem katholischen Glauben bekennt, der Vermittler der Gefühle der höchsten Verehrung und Ergebenheit zu sein, mit welchen er gegen den Heiligen Vater erfüllt ist. Derselbe bedauert es jetzt noch, daß es ihm vor einigen Jahren nicht geglückt ist, Sr. Heiligkeit in Rom einen Besuch abzustatten. Ich bitte also dem Heiligen Vater, diese Gesinnungen vermelden und zugleich die Versicherung desselben Fürsten wiederholen zu wollen, er werde zu seinen

Lebzeiten niemals zulassen, daß die katholische Kirche in seinem Lande unbillig behandelt und ihrer Rechte beraubt werde.

Gott, der Allgütige und Mächtige, möge Ew. Excellenz nicht nur in dem jüngst begonnenen Jahre, sondern immerdar die Gnaden seiner Güte verleihen. Indem ich mich Ihrem frommen Gebete empfehle, verharre ich mit den aufrichtigsten Gefühlen der Ergebenheit und Verehrung ꝛc.

An Fürst Hohenlohe Waldenburg in Kupferzell.

186.

Mainz, 28. März 1867.

Verehrtester Freund! Ich danke herzlich für das mir bewiesene freundliche Andenken. Wenn es mir in meiner letzten Schrift[1]) einigermaßen gelungen ist, über unsere Lage die Wahrheit zu sagen, wie ich nach vielfacher Zustimmung vielleicht hoffen darf, so danke ich dafür dem lieben Gott. Dem Bestreben hiernach ist wenigstens die Schrift entsprungen. Ich wollte als Diener der Wahrheit, so viel ich konnte, ohne jede andere Rücksicht von der Wahrheit Zeugniß geben. So ungewiß die Zukunft hinsichtlich der Ereignisse ist, die uns bevorstehen, so gewiß und unveränderlich sind die Fundamente der Wahrheit und der Gerechtigkeit, deren Anerkennung oder Verkennung über Glück oder Unglück der Völker entscheidet. — Ich bitte Gott Deine geehrte Familie zu segnen und verharre in Liebe und Verehrung ꝛc.

An seine Schwester Sophie.

187.

Mainz, 5. October 1867.

Dein lieber Brief ist mir nach dem Schwarzwald gefolgt, von wo ich gestern Abend zurückgekehrt bin, um in einigen Tagen noch einmal, nämlich nach Fulda, zu verreisen, damit auf dem Hinweg den Besuch einiger Pfarreien zu verbinden und um dann endlich, so weit ich es vorhersehen kann, meine Winterquartiere zu beziehen. Auf dem Schwarzwald habe ich wieder wie immer große Freude gehabt. Ich kann nicht sagen, wie ich die Gegend und das Volk liebe, und ich kehre immer mit einem gewissen Enthusiasmus von dort zurück. Der liebe Gott ist über-

1) Deutschland nach dem Kriege von 1866. Mainz 1867.

dies so barmherzig, mich für die Arbeit so gesund zu erhalten, daß ich von denselben eigentlich gar kein Verdienst, sondern nur die allergrößte Freude habe. Der einzige permanente Schmerz ist nur die Wahrnehmung der beispiellosen Mißhandlung, welche dieses gutmüthige katholische Volk bezüglich aller religiösen und sittlichen Interessen seit lange erdulden muß. Darin kommt Baden unmittelbar hinter Polen. In Freiburg war ich an dem Tage anwesend, wo der alte liebe Erzbischof seinen siebenzigsten Erinnerungs- und Jahrestag seiner ersten heiligen Messe feierte und zwar gesund und wohl, eigentlich ohne alle Gebrechen des Alters. Das ist wunderbar und rührend. Von dort bin ich über Speier zurückgekehrt, um mit dem Bischof Weis, den ich besonders liebe und verehre, einiges für Fulda zu besprechen.

Deiner liebevollen Einladung, von Fulda die liebe Heimath zu besuchen, kann ich leider nicht nachkommen, so gern ich es thäte. Ich bin jetzt seit Ostern fast ohne Unterbrechung von hier abwesend gewesen; deßhalb ist meine Anwesenheit wahrhaft nothwendig für die Verwaltung meiner Diöcese. Dagegen bitte ich Dich recht dringend, mir im Laufe dieses Winters wieder die Freude Deines Besuches zu machen und Dir dafür die für Dich bequemste Zeit auszusuchen.

Bischof Dupanloup an den Bischof v. Ketteler[1]).

188.

Orleans, 27. November 1867.

Ich habe Ihr gütiges Schreiben und Ihre werthvollen Aufschlüsse erhalten. Indem ich Ihnen dafür danke, ersuche ich Sie um neue.

Besteht Ihres Wissens unter den Protestanten Deutschlands etwas, das Aehnlichkeit hat mit dem Plane des Herrn Duruy[2]), die Erziehung der Töchter von 14—18 Jahren weltlichen Professoren anzuvertrauen? Ich erlaube mir um schleunige Antwort zu ersuchen und bitte Sie, alle meine Gefühle ergebenster Hochachtung zu genehmigen.

---

1) Uebersetzung des französischen Originals.

2) In dessen Rundschreiben vom 30. October 1867, abgedruckt in La femme chrétienne et française. Dernière réponse à M. Duruy et à ses défenseurs, par Mgr. l'Evêque d'Orléans. Paris 1868. pag. 150—154.

An Bischof Dupanloup in Orleans[1]).

189.

Mainz, 2. December 1867.

Ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, daß es bis jetzt noch keinem Unterrichtsminister Deutschlands eingefallen ist, Professoren der Universität oder Gymnasiallehrer oder auch nur Reallehrer zu veranlassen, nebenbei den Unterricht höherer Töchterschulen zu besorgen. Bei uns in Deutschland, auch in den protestantischen Ländern, sind die höheren Töchterschulen Privatinstitute.

In einigen Ländern ist es sogar den Lehrern an Gymnasien und Realschulen verboten, Unterricht in Privatinstituten, also auch in den höheren Töchterschulen zu ertheilen ohne höhere Genehmigung.

Die höheren Töchterschulen von Protestanten in Deutschland werden häufig von Lehrern geleitet, aber ebenso häufig von Lehrerinen; sehr oft kömmt es vor, daß die Vorsteherin eine Lehrerin ist, neben welcher andere Lehrerinen und Lehrer Privatstunden geben. In dieser Art wirken dann auch oft Lehrer öffentlicher Schulen an diesen Anstalten mit.

Im Ganzen hat man die Erfahrung gemacht, daß in der Regel Gymnasiallehrer am wenigsten geeignet sind für den Unterricht an höheren Töchterschulen. Es liegt das in der Natur der Sache. Ferner hat die Erfahrung bei uns bestätigt, daß Lehrerinen fremde Sprachen besser lehren, insbesondere in der Conversation raschere und bessere Resultate erzielen als Männer. Noch auffallender soll der Unterschied in den Resultaten der stylistischen Arbeiten zwischen Lehrern und Lehrerinen sein. Ein sehr erfahrener Schulmann hat mir versichert, daß die stylistischen Arbeiten der Gymnasiasten aus den höchsten Klassen den Vergleich nicht aushalten mit denen der größeren Mädchen eines Institutes unter der Hand einer Lehrerin.

Herr Duruy verlangt von den Mädchen klassische Bildung und überlegt nicht, daß zur klassischen Bildung die Kenntniß der alten Sprachen gehört (dann wären auch die Professoren an der rechten Stelle); aber wer wollte sie von Mädchen verlangen?

Dann wünscht er wissenschaftliche Bildung und überlegt nicht, daß die Mädchen zum streng logischen Denken ihrer Natur nach am wenigsten geeignet sind. Ein vorwiegend logischer Unterricht ist bei Mädchen eine wahre Unnatur.

1) Aus dem Concept.

Wahr ist, daß in jüngster Zeit von Amerika aus auch nach Deutschland eine Bewegung für die Emancipation der Frau kam. In Dresden, Gotha, Berlin, Wien u. s. w. will man den Frauen eine solche Bildung geben, daß sie manche Geschäfte der Männer übernehmen können, z. B. den Telegraphendienst, Buchführung, Controle u. s. w. Auch das Bereiten der Speisen nach den Grundsätzen der Chemie sollen sie lernen. So hat man dann Handelscurse, Curse für Chemie u. s. w. in's Leben gerufen; aber das alles sind Privatunternehmungen und Privatspeculationen.

Mit diesen Notizen werde ich Ihrem Wunsche entsprochen haben. Sie sehen daraus, daß bei aller Geneigtheit der Deutschen zu phantastischen Plänen aller Art doch noch kein deutscher Minister einen so abenteuerlichen Plan wie Herr Duruy entworfen hat.

Ich danke tausendmal für die Zusendung Ihrer Broschüren, die Briefe an Ratazzi und den über den Plan des Herrn Duruy[1]). Ich habe sie mit dem größten Interesse gelesen und Gott aus ganzer Seele gedankt, daß er Ihnen den Geist und den Muth gegeben hat, in solcher Weise die bösen Pläne aufzudecken.

Ihre Broschüre gegen Herr Duruy habe ich wahrhaft verschlungen. Jedes Wort und jede Silbe möchte ich mit meinem Herzensblute unterschreiben. Die ganze Zeitbewegung, die sich der Kinderseelen bemächtigen und sie von Christus und der Kirche losreißen will, verfolge ich doch ohnehin mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit allen Sympathien meines Herzens. Mir ist aber noch nie ein Plan vorgekommen, der zugleich so unsinnig und so verderblich ist als der des Herrn Duruy. Ihn ausführen hieße in der That, das ganze weibliche Geschlecht eines Landes geradezu corrumpiren. Gott segne Sie für jedes Wort, das Sie dagegen geschrieben. Die Schutzengel aller französischen Kinder werden deßhalb für Sie beten.

1) Lettre sur M. Duruy et l'éducation des filles. Paris 1867.

Oeffentliche Erklärung des Bischofs v. Ketteler[1]).

190.

Mainz, 17—22. December 1867.

Die politische Lüge.

I.

Ich verstehe unter politischer Lüge eine Lüge im Interesse der Politik, einer politischen Partei. Sie spielt in unseren Tagen eine große Rolle. Namentlich ist sie zur Blüthezeit des Nationalvereins in unserem Lande zu einem System ausgebildet worden, in welchem dieselben Unwahrheiten, namentlich über meine Stellung zur Großherzoglichen Staatsregierung und eines von mir geübten Einflusses, ständig wiederkehrten. In diese Richtung gehört nun auch der bekannte Artikel der „Köln. Zeitung" aus Berlin, in welchem über Herrn von Dalwigk wegen seiner Politik dem Nordbunde gegenüber bittere Klage geführt und zugleich behauptet wird, daß der Einfluß des Bischofs v. Ketteler auf die „sehr fromme Großherzogin," deren „Gewissensrath" er sei, hierbei mitwirke und daß gleichfalls „Herr von Dalwigk mit Herrn von Ketteler und der durch ihn repräsentirten politischen Partei in den engsten Beziehungen stehe[2])."

Dieser Artikel hat nun schon in verschiedenen Blättern eine sachliche Widerlegung gefunden, während er mir erst später zu Gesichte kam und ich überdies durch eine hier abgehaltene kirchliche Feier so sehr in Anspruch genommen war, daß ich mich nicht damit beschäftigen konnte. Da er aber wieder die alte, von der Fortschrittspartei in unserem Lande so unzählige Male vorgebrachte Unwahrheit von meinem Einflusse auf die Großherzogliche Staatsregierung, wodurch natürlich auf mich immer der Schein eines politischen Intriganten und auf die Großherzogliche Staatsregierung der in den Augen vieler noch gehässigere Schein einer clerikalen Beeinflussung geworfen wird, auftischt, und da ich überdies am besten in der Lage bin, insoweit das alles meine Person berührt, volle Auskunft zu geben, so ist es vielleicht nicht unangemessen, wenn ich über

---

1) Erschienen im „Mainzer Journal" (1867, Nr. 293—298) mit den einleitenden Worten: „Es ist uns von dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von Mainz folgende Erklärung zur Aufnahme in unser Blatt zugegangen."

2) Köln. Ztg. 1867 Nr. 335.

diesen Artikel nachträglich eine Erklärung abgebe. Wenn ich bisher zu allen diesen unwahren Anschuldigungen geschwiegen habe, so liegt das in der Natur der Sache, da schon die Abweisnng derselben als eine Art Anmaßung hätte gedeutet werden können. Es verletzte wenigstens mein Gefühl, die Großherzogliche Staatsregierung gegen den Vorwurf einer solchen Schwäche zu vertheidigen. Da aber diese Lüge permanent geworden ist und sich in den Köpfen vieler festgesetzt hat, so glaube ich gegenwärtige Erklärung meinem Amte schuldig zu sein und damit auch eine Pflicht gegen die Großherzogliche Staatsregierung und gegen das Andenken an die selige Frau Großherzogin zu erfüllen.

Auf den inneren Widerspruch jenes Artikels, die Politik des Herrn v. Dalwigk bezüglich der durch die Ereignisse des vorigen Jahres geschaffenen gegenwärtigen Lage mit einer Einwirkung der seligen Frau Großherzogin, die doch nun schon fünf Jahre im Grabe ruht, in Verbindung zu bringen, ist schon hingewiesen worden. Die Entschuldigung des Correspondenten vom Main in demselben Blatte, daß bei der Mittheilung, der Bischof v. Ketteler sei der „Gewissensrath der sehr frommen Großherzogin," offenbar das Wörtchen „gewesen" in der Feder des Correspondenten stecken geblieben sei, macht die Sache wahrlich nicht besser, da damit nicht erklärt ist, wie der angebliche Gewissensrath und die seit fünf Jahren verstorbene Frau Großherzogin schon damals die Ereignisse des Jahres 1866 vorhergesehen und darauf bezügliche Rathschläge dem Herrn v. Dalwigk geben konnten. Uebrigens stimmen wir der Ansicht der „Darmstädter Zeitung" nicht bei, wenn sie dieser handgreiflichen Mißgriffe wegen, die eine volle Unkenntniß der Thatsachen zu verrathen scheinen, der Meinung ist, jene Correspondenten ständen den hiesigen Verhältnissen ganz fern. Wir haben doch wahrlich seit Jahren die hinreichende Erfahrung gemacht, daß man unmittelbar vor den Thatsachen stehen und dennoch in die Welt das gerade Gegentheil von dem hinausrufen kann. Ich möchte daher lieber glauben, daß der Correspondent von Berlin und vom Main eine und dieselbe Person sei und unserem Lande angehört, so heimathlich klingen uns diese Töne in die Ohren.

II.

Was nun die Behauptung betrifft, daß ich der „Gewissensrath" der seligen Frau Großherzogin gewesen und als solcher auf die „sehr fromme" Frau Einfluß geübt habe, so ist das gänzlich unwahr.

Was der Mann unter „Gewissensrath" versteht, ob er damit andeuten will — was ja auch eine so beliebte boshafte Verdächtigungsweise ist — daß ich der Beichtvater der seligen Frau Großherzogin ge-

wesen sei und zu meinen politischen Intriguen den Beichtstuhl benützt habe, um ein frommes, schwaches Frauengemüth zu beherrschen, weiß ich nicht; jedenfalls bin ich nie der Beichtvater der seligen Frau Großherzogin gewesen, bin nie und in keinem Falle von derselben in einer Gewissenssache zu Rathe gezogen worden und habe nie zu ihr eine Stellung eingenommen, die nur den Schein eines „Gewissensrathes" an sich trüge.

Ueberdies paßt der Ausdruck „sehr fromm" überhaupt nicht und am wenigsten in dem Sinne auf die selige Frau Großherzogin, als ob sie clerikalen Einflüssen, um mich dieses technischen Freimaurer-Ausdruckes zu bedienen, zugänglich gewesen. Sie erfüllte einfach ihre religiösen Pflichten und bekannte ihren Glauben ohne jede Pietisterei, welche ihrer gesunden Natur ganz fremd war. Außerdem vermied die selige Frau Großherzogin auf das Aengstlichste jedes Gespräch über die politischen Verhältnisse des Großherzogthums und den entferntesten Schein, als ob sie sich in die Staatsangelegenheiten einmische. In dieser Hinsicht hatte sie ein überaus zartes Gefühl.

Uebrigens bin ich persönlich nur wenig mit der seligen Frau Großherzogin in Berührnng gekommen und habe nie mit ihr in Correspondenz gestanden. Ich machte alle Jahre in der Regel einmal, oft noch seltener meine Aufwartung, wie es meine Stellung mit sich brachte. Die mir gewährte Audienz dauerte kurze Zeit und die Unterhaltung berührte fast immer sehr allgemeine Gegenstände. Aehnlich war es mit den Audienzen, die mir Se. Königliche Hoheit der Großherzog zu gewähren die Gnade hatte. Ich bin immer gnädig und huldvoll empfangen worden, habe aber nie zu einem näheren Verkehre weder Veranlassung erhalten noch sie gesucht.

Alles, was daher in dieser Hinsicht seit Jahren so oft behauptet worden ist von einem mir eingeräumten großen Einflusse bis zu der wahrhaft verrückten Behauptung, als ob ich ein halber Mitregent im Lande sei, ist nichts als politische Lüge zu Parteizwecken vom Anfang bis zum Ende.

III.

Auf's Nachdrücklichste muß ich dagegen protestiren, wenn ich als „Repräsentant einer politischen Partei" bezeichnet werde, was doch wohl nur soviel heißen kann, als daß ich Haupt und Führer einer solchen sei. Ich bin der Bischof aller Katholiken meiner Diöcese, sie mögen eine politische Gesinnung verfolgen, welche sie wollen; ich bin aber kein politisches Parteihaupt. Daß ich auch als Bischof nicht darauf verzichtet habe, politische Ansichten zu haben, und daß ich ihnen in Schriften Aus-

druck gegeben, berechtigt nicht zu jener Bezeichnung. Ich unterhalte weder in dem Lande noch außer demselben irgend einen persönlichen oder schriftlichen Verkehr in einem politischen Parteiinteresse.

Wenn ich aber mit einzelnen Parteien dieses Landes in Conflicte gerathen bin, so lag das nicht an ihren politischen Grundsätzen, sondern an ihren ununterbrochenen Uebergriffen auf das ganze kirchliche Gebiet. Nicht ich habe sie ihrer politischen Anschauung wegen angegriffen, sondern sie haben Kirchen-Politik getrieben und die Verfassung und die Rechte der katholischen Kirche zu beeinträchtigen gesucht. Unter allen Parteien gibt es keine unerträglichere als jene, die vielfach von persönlichen Interessen geleitet, den Mangel wahrer politischer Bildung und tieferen politischen Verständnisses hinter religiösen Agitationen zu verstecken sucht. Wenn ich daher solche auf die Religion und die Freiheit der Kirche gerichtete Angriffe zurückgewiesen, so habe ich damit nicht Politik getrieben oder gar mich zum Haupte einer politischen Partei gemacht, sondern ich habe vielmehr nur nach Pflicht und Schuldigkeit das religiöse Gebiet als Bischof vertheidigt. Mit intelligenten und redlichen Vertretern anderer politischen Ansichten, als der meinigen, habe ich mich jederzeit leicht verständigen können.

Ich kann daher die Behauptung, als ob ich hier eine politische Partei repräsentire, gleichfalls nur als eine politische Tendenzlüge bezeichnen. Ich würde darin eine schwere Verletzung meines bischöflichen Amtes und der Stellung, die ich als Bischof allen gegenüber einzunehmen habe, erkennen.

IV.

Ebenso unbegründet ist aber auch, was seit Jahren und jetzt wieder von dem Correspondenten der „Köln. Zeitung“ von einem Einflusse gesagt worden ist, den ich auf Herrn v. Dalwigk üben soll.

Ich habe gleichfalls weder mit dem Herrn Minister, noch mit einem Beamten seines oder der anderen Ministerien je in einem außeramtlichen brieflichen Verkehr gestanden, und der amtliche Verkehr selbst besteht großentheils in der amtlichen Correspondenz des Bischöflichen Ordinariats mit dem Großherzoglichen Ministerium. Auch persönlich komme ich äußerst selten mit dem Herrn Minister und noch seltener, ja fast gar nicht mit anderen Ministerialbeamten zusammen. Ich glaube nicht, daß Herr v. Dalwigk in den siebenzehn Jahren meiner bischöflichen Verwaltung mehr als fünfmal mein Haus betreten hat. Ich habe bereits früher bemerkt, daß ich etwa alle Jahre einmal nach Darmstadt komme. Da ich nun trotz aller Ungeheuerlichkeiten, die mir schon das Partei-Interesse in

die Schuhe geschoben, doch nicht blos geistiger Weise mit dem Ministerium verkehren kann, so erhellt schon aus den angeführten Thatsachen, die offen vor Augen liegen, wie gänzlich unbegründet die bezüglichen Verdächtigungen sind.

Mir ist überdies jede Art von Intriguen, jede Art von Schleichwegen, um das, was ich fordern muß, zu erlangen, jede Art von Protection und jede Art von Zudringlichkeit bei Ertheilung eines Rathes in der tiefsten Seele zuwider. Ich dränge meinen Rath nicht auf und mische mich nicht in Sachen, die mich nichts angehen. Wenn Privatpersonen sich um Protection bei der Regierung an mich wendeten, was oft geschehen ist, so habe ich sie stets zurückgewiesen. Fast nie habe ich bei einer von der weltlichen Behörde ressortirenden Anstellung auch nur ein empfehlendes Wort gesprochen.

Alles, was ich hier von dem Verkehr mit den Verwaltungsbeamten gesagt habe, gilt ebenso von den höheren Justizbeamten, und doch hat man gewagt, den Schein zu verbreiten, als ob ich sogar auf die Rechtspflege einen Einfluß übe. Wenn das wahr wäre, was von meiner Mitregentschaft auf allen Gebieten des Staatslebens schon behauptet wurde, dann müßte ich wahrlich wunderbar geheime Zaubermittel zur Disposition haben. Denn bei dieser äußeren Trennung zwischen mir und allen, die im Staatsleben thätig sind, ist die Sache auf natürliche Weise wahrlich nicht zu erklären.

Wahr ist dagegen, daß alle die hier einschlagenden Behauptungen in der Presse und auf der Rednerbühne nichts sind als ein colossales politisches Lügengewebe, zu dem auch nicht eine einzige Thatsache Veranlassung gegeben hat, sondern lediglich das politische Partei-Interesse.

V.

Man hat zwar als Beweis für den mir eingeräumten Einfluß behauptet, daß die Großherzogliche Staatsregierung bezüglich der Stellung der katholischen Kirche zum Staat mir unerhörte Concessionen gemacht habe. Das ist aber auch wieder gänzlich unwahr.

Die Forderungen, welche ich hinsichtlich einer freieren Stellung der katholischen Kirche gemacht habe, waren wahrlich nicht neue, von mir erfundene, willkürliche und übermüthige Ansprüche; es waren die Forderungen aller Bischöfe und aller verständigen katholischen Laien in allen Ländern Europa's, die sich in einer ähnlichen Lage befanden. Dasselbe haben die Bischöfe in Frankreich und die französischen Katholiken als wesentliche Rechte der Kirche und der Gewissensfreiheit beansprucht. Dasselbe erkannten als einen unabweisbaren Rechtsanspruch die Katholiken in

ganz Norddeutschland. Dieselben Forderungen stellten die versammelten Bischöfe in Würzburg; dieselben die katholischen Deputirten in Frankfurt und Berlin. Diese Rechte wurden im Wesentlichen durch das Frankfurter Parlament und die preußische Verfassungs-Urkunde anerkannt. Alle diese Forderungen waren nichts anderes als eine nothwendige Consequenz des Aufgebens des absolutistischen Polizeistaates auf allen Gebieten des Staatslebens, eine Consequenz der Bewegung, die durch die ganze Zeit ging. Um sie in ihrer Berechtigung zu erkennen, dazu gehört nichts als gesundes Urtheil und Ehrlichkeit.

Ich fand, als ich Bischof wurde, hier einen Zustand einer durch Verordnungen geschaffenen Bevormundung der Kirche, wie er — abgesehen von der oberrheinischen Kirchenprovinz — wohl in keinem andern Lande der Welt in solcher Ausdehnung vorhanden war. Man hat oft behauptet, im Großherzogthum Hessen sei die Lage der Kirche günstiger gewesen als in anderen Ländern. Das hat nur insofern eine gewisse Wahrheit, als die Praxis milder war wie die Verordnungen, und das persönliche Wohlwollen der Landesfürsten die Ketten erleichterte. Es ist aber gänzlich unrichtig bezüglich des Inhaltes der landesherrlichen Verordnungen. Eine derselben war ein förmliches Organisations-Edict mit allen Detail-Bestimmungen, wie für eine weltliche Behörde, für den Bischof, Domcapitel, Decane u. s. w.; eine andere übertrug ohne weiteres die Besetzung sämmtlicher Stellen auf den Landesherrn im vollen Widerspruch sogar mit dem französischen Gesetze; von da an erhielten die katholischen Pfarrer ganz in ähnlicher Art landesherrliche Decrete wie die protestantischen Geistlichen; bei diesen machte das Oberconsistorium den Vorschlag, bei jenen der Bischof, wobei gänzlich außer Acht gelassen wurde, daß der Landesherr nach protestantischer Kirchenverfassung das kirchliche Oberhaupt der protestantischen, keineswegs aber der katholischen Kirche ist. Eine andere Verordnung bestimmte sogar die Form für die amtliche Correspondenz des Bischofs mit seinen eigenen Geistlichen, wie der Bischof an die Pfarrer und diese an den Bischof zu schreiben, wie die Pfarrer den Bischof in ihren Eingaben anzureden hätten u. s. w. Eine andere wieder enthielt in einem und demselben Edicte die Organisation der Kirchenvorstände evangelischer und katholischer Confession, wodurch eigentlich jedes Recht der Bischöfe auf die Kirchenvorstände vernichtet wird. Eine andere, gleichfalls für Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Verordnung bestimmt die Verwaltung des gesammten Kirchenvermögens und des gesammten Kirchenbauwesens, wodurch die oberste Entscheidung in die Hände des Ministeriums gelegt wird, so daß das Großherzogliche Ministerium in oberster und entscheidender Stelle über das gesammte kirch-

liche Bauwesen und über das gesammte Kirchenvermögen verfügt, der Bischof aber in Wirklichkeit nur als eine dem Ministerium untergeordnete Mittelbehörde erscheint.

Alle diese Verordnungen waren lediglich von der Regierung auf dem Verordnungswege erlassen worden ohne jegliche Mitwirkung einer geistlichen Behörde, und alle beziehen sich hinsichtlich ihrer Legitimation auf den Artikel 73 der Verfassungs-Urkunde, welcher heißt: „Der Großherzog ist befugt, ohne ständische Mitwirkung die zur Vollstreckung und Handhabung der Gesetze erforderlichen, sowie die aus dem Aufsichts- und Verwaltungsrecht ausfließenden Verordnungen und Anstalten zu treffen und in dringenden Fällen das Nöthige zur Sicherheit des Staates vorzukehren," eine Verfassungs-Bestimmung, die schon an sich mit dem Inhalt aller jener Verordnungen nichts zu thun hat, und das um so weniger, weil im Artikel 39 derselben Verfassungs-Urkunde die innere Kirchen-Verfassung ausdrücklich unter den Schutz der Staatsgewalt gestellt ist, die Regierung also nicht das Recht hatte, wirklich in die Verfassung der katholischen Kirche einzugreifen und diese unter dem Vorwande der Handhabung des Aufsichts- und Verwaltungsrechtes ganz nach denselben Grundsätzen zu behandeln wie die protestantische Kirche. Dieses ganze combinirte Verordnungssystem der Großherzoglichen Regierung war in der That nichts anderes als eine Umgestaltung der inneren Verfassung der katholischen Kirche nach der inneren Verfassung der protestantischen.

Da war es also wohl natürlich und konnte keinen billig Denkenden überraschen, daß auch der Bischof einen kleinen Theil von allen den Freiheiten, die auf allen Gebieten des Staatslebens gefordert wurden, für die alte Mainzer Kirche in Anspruch nahm. Und einen solchen kleinen Theil hat die Großherzogliche Regierung der Kirche in unserem Lande gewährt. Dieser Act der Gerechtigkeit ist aber seit Jahren der Gegenstand eines wüthenden Parteigeschreies gegen die Großherzogliche Staatsregierung, als ob sie dadurch einen wahren Hochverrath an dem Großherzogthum begangen hätte.

Das ist wieder die politische Lüge. Ich wiederhole: nur ein kleiner Theil, nur das absolut Nothwendige, damit die katholische Kirche als solche und nach der ihr wesentlichen kirchlichen Verfassung bestehen kann, ist ihr gewährt worden, keineswegs aber jene Selbstständigkeit, welche sie z. B. nach der preußischen Verfassungs-Urkunde genießt und die sie nach der Natur der Sache beanspruchen kann. Alle die vorher angeführten Verordnungen über die Organisation der Kirchenvorstände, die Verwaltung des Kirchenvermögens, über das kirchliche Bauwesen u. s. w. bestehen fort; nur in einigen mit dem Glauben und der Verfassung der

katholischen Kirche und ihren wesentlichsten Rechten ganz unvereinbaren Punkten hat man einige Concessionen gemacht. Das ist der Gegenstand all' der wüsten und ungerechten Angriffe gegen die Staatsregierung. Man will ihr gewissermaßen jeden Act der Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche unmöglich machen, als wenn es das größte Verbrechen einer Regierung im Großherzogthum Hessen wäre, auch gegen die katholische Kirche gerecht zu sein.

VI.

Wenn ich aber sehe, wie einige wenige Acte der Gerechtigkeit seitens der Großherzoglichen Regierung gegen die katholische Kirche seit Jahren ausgebeutet worden sind, als ob sie ein wahrer Verrath an dem Staatswesen seien, während dieselben Rechte in allen anderen größeren Staaten Europa's, Rußland ausgenommen, der Kirche ohne Bedenken und zwar in viel größerer Ausdehnung eingeräumt werden, und während zugleich dieselbe Partei, die hier diese Anklagen erhebt, in jenen Ländern den angeblichen Verrath der Rechte des Staates ruhig duldet, so kann ich nicht zweifelhaft sein, daß dieser Ungleichheit des Verhaltens tiefere Ursachen zu Grunde liegen. Ich habe mich gefragt, woher es wohl kommen möge, daß die religiösen Hetzereien in manchen deutschen Ländern, betrieben von dieser Partei, gar kein Ende nehmen, während sie in andern Ländern, wo dieselben Ursachen dazu vorliegen und wo dieselbe Partei besteht, vollständig ruhen. Mangel an einheitlicher Leitung und guter Disciplin veranlaßt diese Verschiedenheit gewiß ebensowenig als bloße Vergeßlichkeit oder gar eine freundlichere Gesinnung der Partei gegen die Katholiken in dem einen als in dem anderen Lande. Es muß daher in dieser Verschiedenheit ein Plan vorhanden sein.

Dieser besteht aber offenbar darin, daß die Partei die religiösen Fragen oder, was identisch ist, die Angriffe auf die innere Verfassung der katholischen Kirche durch die Gesetzgebung nur in den Staaten zur Sprache bringt, die sie zunächst innerlich gründlich zerrütten will, um sie für ihre Pläne reif zu machen. Dazu sind vor allem die religiösen Agitationen geeignet, weil sie auf der einen Seite bei allen Gegnern der Kirche alle Leidenschaften, alle Vorurtheile, allen Haß anfachen und dieselben so recht zu blinden Werkzeugen der Parteizwecke machen; auf der andern Seite bei allen, die ihrer Religion treu ergeben sind, die tiefste Mißstimmung hervorrufen. Jetzt sind hauptsächlich das Großherzogthum Hessen, das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern für diese Operation ausersehen; die sollen mürbe gemacht, die sollen innerlich ruinirt, da sollen die Landesregierungen all-

mälig unmöglich gemacht werden, um über diese Länder zur rechten Zeit nach Belieben zu verfügen. Auch das deutsche Oesterreich wird ganz nach derselben Methode von den dortigen Gesinnungsgenossen dieser Partei und nach einem einheitlichen Plane behandelt. Norddeutschland wird dagegen vorläufig geschont. Zur Zeit der neuen Aera wurden dort, wenn auch etwas zaghafter, schon überall dieselben Fragen angeregt. Damals war der preußischen Regierung noch dasselbe Schicksal bestimmt wie den übrigen. Jetzt ist der Plan geändert, weil die gewaltigen Erfolge der letzten Jahre eingetreten sind; jetzt soll Norddeutschland benutzt werden, denn die Parole heißt: durch Einheit zur Republik. Ist der erste Plan geglückt, so kommt Preußen unfehlbar wieder an die Reihe, und man wird dann alle dieselben Mittel der religiösen Agitation, der Aufhetzung der Confessionen untereinander, sammt allen andern Mitteln der Wühlerei, welche jetzt in jenen Ländern, die zunächst zum innerlichen Ruin bestimmt sind, gebraucht werden, anwenden, um auch die dortige Regierung zu Grunde zu richten.

Das ist, wie ich nicht zweifle, der perfide Plan, der allen diesen religiösen Hetzereien, die unser deutsches Vaterland so tief beschädigen, zu Grunde liegt, und daher betrachte ich auch alle Männer, von welchen diese religiösen Hetzereien ausgehen, mit allen ihren politischen Lügen als die eigentlichen und wahren Feinde des deutschen Volkes und des deutschen Vaterlandes. Nichts bedarf unser Vaterland mehr als des religiösen Friedens. Wer ohne Unterlaß Fragen anregt, die das Gewissen des wahrhaft christlichen Volkes beunruhigen und die Rechte der katholischen Kirche kränken, hat keine Liebe zum deutschen Vaterlande, sondern er verfolgt niedere Partei-Interessen. Möge Gott dem deutschen und christlichen Volke die Kraft geben, ihnen zu widerstehen!

An Prälat Zimmermann zu Darmstadt.

191.

Mainz, 21. December 1867.

In einer Adresse vom 31. März c., welche Ew. Hochwürden im Auftrage der evangelischen Geistlichkeit unseres Großherzogthums bezüglich einer Immediateingabe der katholischen Geistlichkeit Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog überreicht haben[1]), und welche mir, da ich zur

1) Beide Adressen, ferner obigen Brief und die Antwort des Prälaten Zimmermann vom 11. Januar 1868 findet man (S. 2—12) in der bischöflichen Schrift:

Zeit ihrer Veröffentlichung auf einer längeren Reise abwesend war, erst jetzt bekannt geworden ist, kömmt die Stelle vor:

„Schon seit einer Reihe von Jahren haben wir eine Menge von Verunglimpfungen und Herabwürdigungen unseres evangelischen Glaubens erfahren müssen, welche in der katholischen Presse, insbesondere selbst in Hirtenbriefen des Bischofs von Mainz stattgefunden haben; ja wir mußten es sogar erleben, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche Hessens in seinem im Jahre 1855 erlassenen Hirtenbriefe den schweren Vorwurf auszusprechen wagte, es sei dem deutschen Volke in Folge der Reformation die Treue und das Gewissen abhanden gekommen."

An der Aechtheit dieses von den öffentlichen Blättern, ohne Widerspruch zu erfahren, mitgetheilten Schreibens kann ich wohl nicht zweifeln.

Was hier von der katholischen Presse gesagt wird, geht mich zunächst nichts an. Die Redaction der Blätter, welche man etwa so nennen könnte, sind vollkommen von mir unabhängig. Ich muß daher ganz dahin gestellt sein lassen, inwieweit sie zu dem, was oben behauptet wird, Veranlassung gegeben haben.

Um so weniger kann ich aber das, was in dieser Anschuldigung mich betrifft, ruhig hinnehmen. Ew. Hochwürden behaupten, „schon seit einer Reihe von Jahren habe der evangelische Glaube eine Menge von Verunglimpfungen und Herabwürdigungen erfahren" und zwar „insbesondere in Hirtenbriefen des Bischofs von Mainz." Das ist eine überaus schwere Anklage gegen mich, doppelt schwer durch die Umstände, unter denen sie vorgebracht wird. Ew. Hochwürden haben dieselbe in der Stellung als der erste evangelische Geistliche im Auftrage der evangelischen Geistlichkeit des Großherzogthums vor dem Throne unseres Allergnädigsten Landesherrn und zugleich durch Veröffentlichung jenes Schreibens vor allen Bewohnern des Großherzogthums, ja vor ganz Deutschland erhoben. Sie hat also die größte und allgemeinste Publicität erhalten.

Hier ist nur ein doppelter Fall möglich: entweder ist es wahr, „daß ich seit einer Reihe von Jahren in Hirtenbriefen den evangelischen Glauben herabgewürdigt und verunglimpft habe," und dann muß es Ew. Hochwürden leicht sein, das zu beweisen; oder es ist gänzlich unwahr,

---

Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens. Darauf folgte: Erwiderung der drei evangelischen Superintendenten des Großherzogthums Hessen Dr. Zimmermann, Dr. Simon und Dr. Schmitt auf die Schrift des Herrn Bischofs von Mainz: „Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens." Darmstadt 1868. Letztere Schrift wurde von Gottfried Schneidewin (pseudonym): Der Bischof von Mainz und die drei hessischen Superintendenten. Mainz 1868 einer eingehenden Kritik unterworfen.

und dann sind Sie verpflichtet, Ihren Irrthum öffentlich zurückzunehmen, da Sie wohl einsehen werden, daß ich als katholischer Bischof unmöglich einen solchen Vorwurf von solcher Seite auf mir ruhen lassen kann.

Außerdem wird in der genannten Adresse behauptet, daß ich gesagt habe, „dem deutschen Volke sei in Folge der Reformation die Treue und das Gewissen abhanden gekommen.“ Ich weiß, daß Bunsen das von mir behauptet hat[1]) und daß eine Anzahl Schmähblätter diese Behauptung wiederholten, obwohl ich zu verschiedenen Malen erklärt habe, daß dies ja eine offenbare Verdrehung meiner Worte sei. Ew. Hochwürden haben jedoch keinen Anstand genommen, diese Beschuldigung jetzt vor dem Throne des Großherzogs und vor dem ganzen Lande zu wiederholen, und sie erhält dadurch, daß der erste evangelische Geistliche des Landes sie gegen mich erhebt, eine ganz andere Bedeutung.

Ew. Hochwürden werden deßhalb meine ganz ergebene Bitte gerechtfertigt finden, mir aus dieser „Reihe von Jahren“ die Hirtenbriefe gütigst zu bezeichnen und in denselben die Stellen, in welchen Sie „eine Menge von Verunglimpfungen und Herabwürdigungen des evangelischen Glaubens“ erkennen; und ich bitte ferner ergebenst, mir aus dem bezeichneten Hirtenbriefe vom Jahre 1855 die Stelle anzugeben, wo ausgesprochen ist, daß dem deutschen Volke in Folge der Reformation Treue und Gewissen abhanden gekommen seien. Ich glaube mit voller Wahrheit behaupten zu können, daß ich in den achtzehn Jahren meiner bischöflichen Verwaltung mich lediglich mit der Aufgabe meines bischöflichen Amtes, mit der Pflege des religiösen Sinnes in der katholischen Bevölkerung dieses Landes beschäftigt habe. Ich lege dabei einen großen Werth auf den Frieden mit den evangelischen Einwohnern des Großherzogthums, und ich würde mich selbst im höchsten Grade tadeln und meine innerste Gesinnung nicht darin wiederfinden, wenn ich in Hirtenbriefen den evangelischen Glauben beschimpft und verunglimpft hätte, geschweige denn, wenn das seit einer Reihe von Jahren in einer Menge von Fällen geschehen wäre. Ich glaube daher die volle Berechtigung zu haben, von Ew. Hochwürden eine recht klare und bestimmte Antwort in Anspruch zu nehmen.

---

1) Zeichen der Zeit 1, 62.

An seine Schwester Sophie.

192.

Mainz, 5. Januar 1868.

Den innigsten und herzlichsten Dank für Deine beiden lieben Briefe, verbunden mit den allerinnigsten Segenswünschen zum neuen Jahr. Gott gebe uns in demselben die einzige Gnade, die eigentlich werthvoll ist, nämlich Ihm recht treu zu dienen und Früchte für den Himmel zu sammeln. Dorthin werden morgen, an welchem Tage Du jetzt schon so oft die schmerzlichen Erinnerungen an den Verlust Deines geliebten Aennchens [1]) erneuert hast, auch alle Deine Gedanken gehen. Der liebe Ferdinand [2]) genießt gewiß schon ihren Besitz am Throne Gottes. Ich kann es mir nicht anders denken, wenn ich mich seines lebendigen Glaubens und seines so aufrichtigen Strebens Gott zu dienen erinnere. O Gott, wie glücklich, im Himmel zu sein und dort ewig in und mit Gott alles zu besitzen, was wir so unaussprechlich lieben; wie glücklich muß es sein, von allem Jammer und Seelenschmerz, der hier aus der Flüchtigkeit aller irdischen Verhältnisse entsteht, befreit zu sein! — Doch ich bin auf ganz ernste Gedanken gekommen, geliebte Sophie, was ich gar nicht vorhatte. Also noch einmal die herzlichsten Grüße zum neuen Jahr, worin ich Sophiechen [3]) natürlich miteinschließe.

Alexander Bourquenoud [4]) S. J. an den Bischof v. Ketteler.

193.

Ghazir, 11. Januar 1868.

Sobald ich von meinem hochverehrten Obern P. Roder [5]) die Anweisung erhielt Ew. Bischöflichen Gnaden Auskunft über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in diesen Gegenden des Orients zu ertheilen, habe

---

1) Vgl. S. 20.

2) Graf Ferdinand v. Merveldt † 21. Mai 1853.

3) Gräfin v. Merveldt, Nichte der Schwester des Bischofs.

4) Geboren in Charmay (Schweiz) am 18. Februar 1824, gestorben zu Ghazir den 25. October 1868. Vgl. Das heil. Land. Organ des Vereins vom hl. Grabe 17, 5—13.

5) Von diesem hatte nämlich der Bischof, veranlaßt durch gewisse Correspondenzen in der „Freimaurer Ztg.," Erkundigungen über die katholischen Schulen im Orient eingezogen. P. Roder, früher Superior zu St. Christoph in Mainz, stand damals an der Spitze der deutschen Provinz, welcher P. Bourquenoud zugetheilt war.

ich mir sogleich alle Mühe gegeben, um meine Aufgabe zu lösen. Doch geht hier alles langsam von Statten, da keine Publicität existirt und die Verbindungen, besonders in der Regenzeit, nur zufällig und unsicher sind.

Das besuchteste Institut von Syrien ist das von Ghazir. Auf einem Felsen des heiligen Libanon gelegen, eine Stunde vom syrischen tausendfarbigen Meere, dessen Anblick uns jedesmal zu hehrer Begeisterung hinreißt, besitzt dasselbe einen Ruf, der uns vom Euphrat und Tigris, von der Donau und den Nil-Katarakten Schüler zuführt. Und wie lieben diese herzlichen offenen Orientalen „ihre Väter!“ Alle Länder Europas habe ich bereist und bewohnt, aber weder in Frankreich, noch in Italien, noch in Deutschland, Belgien, Holland und Savoyen habe ich, einen Ort ausgenommen, Beziehungen zwischen den Kindern und ihren Lehrern wahrgenommen, wie sie hier existiren. Bei jedem Ausfluge und jedem Spaziergange sucht jede Abtheilung so viele Patres als möglich mit sich zu haben und keinem der Kinder fällt es ein, daß dieselben ebenso viele unbestechliche Zeugen ihrer Handlungen sind. Zu welchen Kunstgriffen müssen wir unsere Zuflucht nehmen, um bald der einen, bald der andern unserer fünf Abtheilungen die Freude zu machen, sie zu begleiten; welchen liebenswürdigen Gewaltthätigkeiten haben wir zu widerstehen, um allen zu genügen! Thränen sah ich öfters fließen, weil die guten Kinder meinten, es möchte irgendwie eine Erkaltung von Seiten eines Paters eingetreten sein, den sein Amt im Collegium zurückhielt. Kein Wunder, wenn die Kinder während der Ferienzeit ihre Altersgenossen für das Collegium begeistern. Glücklich ist, wer uns einen oder zwei Freunde mitbringt, und welch ein Triumph ist es für jene, die vier bis fünf mit sich fortgerissen haben! Mehrmals sind Kinder, deren Eltern die wenigen Auslagen für deren Erziehung nicht bestreiten konnten, als Flüchtlinge vom väterlichen Hause zu uns gekommen, um auf irgend eine Weise aufgenommen zu werden. Daher kommt es auch, daß, wenn ein Pater des Collegiums in einer Stadt der syrischen Küste oder des Libanon erscheint, er alsbald von zahlreichen Knaben umgeben wird, die ihn begleiten und sich alle seiner Liebe zur Jugend empfohlen wissen wollen. Diese Kundgebungen eines ernsten, tief in's Herz greifenden und allgemeinen Enthusiasmus werden unfehlbar die Zahl von 230 Schülern, die bis jetzt kein Institut in Syrien je erreicht hat, in kurzer Zeit auf 4—500 bringen.

Das Collegium von Ghazir, wie es jetzt dasteht, zählt kaum fünf oder sechs Jahre. Denn seitdem dessen Idee dem Genie des berühmten P. Ryllo[1]) vorgeschwebt, brauchte es fünfzehn volle Jahre, um aus dem

1) Missionär in Mittelafrika, gestorben zu Khartum den 17. Juni 1848.

Wirrwarr der Widersprüche und der Verfolgungen, aus der Ungewißheit, auf diesem fremden Boden das rechte System zu treffen, und aus dem Drucke harten Mangels siegreich hervorzugehen. Den Aufschwung in materieller Beziehung und seine bedeutendsten Bauten verdankt es guten Theils dem deutschen Vaterlande. Der Verein vom heiligen Grabe zu Cöln, der Ludwig-Missionsverein in München, jener der Unbefleckten Empfängniß in Wien, vom sel. Josaphat in Posen, vom hl. Ladislaus in Ungarn haben alle nach Möglichkeit ihrer Kräfte die fruchtbare Idee einer orientalischen Propaganda auf orientalischem Boden unterstützt. Ich bin glücklich in diesen Zeilen den ausgezeichneten Männern, die uns geholfen, einen Tribut tiefgefühlter Dankbarkeit zahlen zu können. Auf den Einfluß so hoher Gönner uns stützend, dürfen wir auch ferner mit Zuversicht der unsichern Zukunft entgegensehen.

So wenige Jahre der Existenz das Collegium von Ghazir zählt, so hat es, wenn nicht alle unsere heißesten Wünsche erfüllt, doch alle unsere begründeten Erwartungen in seinen Resultaten weit übertroffen. Die ersten Seminarien des Libanon, jenes der Armenier in Bzummâr, jenes der Maroniten in Ain Warqah, der Griechen in Ain Trêz verdanken uns die Lehrer. Die blühendsten Schulen in Aleppo, in Beirut und in vielen andern Oertlichkeiten werden von Zöglingen von Ghazir gehalten oder geleitet. Wir haben den Patriarchen und Bischöfen Generalvikare und Missionäre gegeben, Schriftsteller, gewandte Uebersetzer europäischer Literatur und Redner gebildet und zur Zeit der Cholera, welche die orientalische Imagination so sehr angreift, einen Martyrer christlicher Liebe gezählt. In nächster Zeit werden einige derselben durch den Glanz ihrer Tugend und durch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit die bischöfliche Würde erlangt haben. Unsere weltlichen Schüler trifft man schon in allen Zweigen der Regierung des Libanon, sie besitzen ehrenvolle Stellungen in fast allen europäischen Consulaten des Orientes oder in den Agenzien der österreichischen, französischen und anderer Dampfschifffahrt-Gesellschaften. Wer mag den wohlthätigen Einfluß berechnen, den diese wohlunterrichtete, christliche Jugend in den Kreisen morgenländischer Gesellschaft jetzt schon ausübt und später erlangen wird?

Dies für den höhern Unterricht.

In Beirut besitzen wir ferner ein Externat für Sprachstudium und wissenschaftliche Bildung mit Einschluß der Philosophie, Mathematik und Physik. Hunderte von Schülern besuchen dieses Collegium.

Vgl. die Herder'sche Monatschrift: Die kath. Missionen 1873 S. 3; Hist. pol. Bl. 28, 374; 39, 592.

Auf ungefähr demselben Fuße stehen unsere öffentlichen Schulen, in Saida, in Deir el Kamar, Bikfaia und Maallaka bei Zahleh. Wenige Kinder sowohl aus diesen Oertlichkeiten, als auch aus den nahen Umgebungen können dem allgemeinen Andrange zu diesen Schulen widerstehen, und so ist deren Wirksamkeit eine weitverbreitete und tief in die Bevölkerung eingreifende.

Doch ist dies nur ein, wenn gleich wichtiger Theil des Gemäldes. Die grenzenlose Noth in diesen Gegenden hat uns die Idee ganz neuer Schöpfungen eingegeben. Zwei Congregationen von Schullehrerinen, eine auf dem Libanon und eine andere in Cölesyrien, ferner eine allgemeine Lehrer-Congregation haben Elementar-Schulen auf allen Punkten des Landes eröffnet: im alten Phönizien, auf dem Libanon, in Cölesyrien, in Damaskus und im Hauran, im Mardsch Ayun, südlich vom Hermon, und im Belad Beschara bis nach Acre; und Tausende von Kindern erlernen in denselben die Wahrheiten des Heiles, zu deren Kenntniß sie sonst niemals kommen würden, so wie jene elementaren Kenntnisse, denen kein civilisirter Mensch fremd bleiben kann. Es bemühen sich auch diese Lehrer und Lehrerinen in Versammlungen, zu denen das ganze Volk zusammenkömmt, den Unterricht der Erwachsenen zu vervollständigen oder auch den Weg zu einem bessern und ewigen Leben vorzuzeichnen.

Aus allem dem ist leicht zu ersehen, daß das angenommene System allen Arten von Bedürfnissen entspricht, denen jedoch nur durch eine weitere Verbreitung ähnlicher Anstalten gesteuert werden kann. Die bestehenden Lücken werden theilweise glücklich durch andere Institute ausgefüllt.

In erster Linie steht das Collegium der Lazaristen in Antura, in welchem außer dem Studium des Französischen und Arabischen alle industriellen Wissenschaften gelehrt werden. Es zählt diese um den Orient hochverdiente Anstalt 120 bis 130 Schüler. Dieselbe ist verdienter Maßen der Gegenstand der traditionellen Fürsorge der französischen Regierung, welche in Bezug auf den Orient meistens die Grundsätze älterer Zeiten festhält. Neben ihnen wirken in Beirut in einem glänzenden Mädchen-Institute die Schwestern des heil. Vincenz, sowohl durch europäische Erziehung weiblicher Zöglinge aus den bessern Klassen der Gesellschaft, als auch durch die Pflege zahlreicher Waisenmädchen aus ganz Syrien. Diese doppelte Anstalt hat tiefe Wurzeln im Lande geschlagen.

Ebenso zeichnen sich auf einer dem Volke näher stehenden Stufe die Schwestern vom heil. Joseph aus, welche nicht nur in Jerusalem, Bethlehem und Jaffa die ehrenvollsten Stellungen eingenommen, sondern auch seit langen Jahren in Saida, wo sie besonders während der syrischen Metze-

leien und während der Cholera glänzende Beispiele gegeben, und in Deir el Kamar, wo sie Daoud Pascha persönlich eingeführt, segensreich wirken.

Ich vergaß, das in Beirut neu begründete griechisch-katholische Collegium zu erwähnen, welches gegen 140 Schüler zählt.

Was Palästina angeht, so liegt dies wohl außer dem Bereiche der jetzigen Frage. Doch wer kennt nicht die neuen und wohlthätigen Gründungen der P. Ratisbonne in Jerusalem und in St. Johann in der Wüste; das Seminarium von Beitdschala mit seinen dreißig Schülern; alle Schulen, welche die Franziskaner-Patres durch ganz Palästina bis nach Syrien besitzen, und endlich die Klöster und Schulen, durch welche die französischen Nonnen von Nazareth in Nazareth selbst, in Schef Amar, in Kaiffa und Acre so unendlich viel für Belehrung und Sittlichkeit leisten.

In neuerer Zeit haben die Franziskaner Patres ein Collegium in Aleppo gegründet, welches sich zum Heile jener Stadt allmälig entwickelt. Ebenso wurden von den Lazaristen französische Schulen in Damaskus eröffnet, welche in jener großen Stadt von zahlreichen Knaben besucht werden.

Dieser rasche Ueberblick über das, was die katholische Kirche für ihre Kinder im Orient thut, möge genügen. Er beweist, daß unsere Feinde vollkommen Recht haben, wenn sie behaupten, sie wisse „mehr und mehr die Erziehung der Jugend im ganzen Orient an sich zu reißen." Was sind in der That die 15 Kinder der protestantischen Schule von Beirut und die 30 oder 40 des anglikanischen Collegiums des Bostâni gegen alle die Tausende von Kindern, die wir christlich erziehen?

Graf Leo v. Thun an den Bischof v. Ketteler.

194.

Wien, 14. Januar 1868.

Wir Bewohner der Länder Oesterreichs, aus welchen man unter dem Namen einer Reichshälfte einen modernen Staat machen will, sehen einem Regimente entgegen, welches — wie es scheint — mehr, als irgendwo anders geschieht, der badischen Wirthschaft nachgebildet werden wird. In mehr als einer Beziehung gewinnt die Frage: „Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen[1])?" für uns eine sehr practische Bedeutung. Ew. Bischöfliche Gnaden haben diese Frage in einer Weise beantwortet, die mir unübertrefflich scheint. Ich fühle mich gedrungen,

1) Titel einer gegen den Staatsrath Lamey gerichteten, durch den Frankfurter Broschüren-Verein i. J. 1866 veröffentlichten Schrift des Bischofs v. Ketteler.

Hochdenselben für die Belehrung und den hohen Genuß, welche mir diese, wie die übrigen Schriften Ew. Bischöflichen Gnaden, gebracht hat, einmal meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, was ich vor einigen Jahren bei meiner Durchreise durch Mainz mündlich thun zu können leider vergeblich gehofft hatte.

Unsere gegenwärtige Lage macht mir die möglichste Verbreitung der erwähnten Broschüre in Oesterreich gerade jetzt höchst wünschenswerth. Ich möchte sie als Beilage den Abonnenten des „Vaterland" auf meine Kosten zukommen lassen, zu welchem Ende beiläufig 1500 Exemplare erforderlich wären. Dazu wäre es am dienlichsten, wenn Ew. Bischöfliche Gnaden mir gnädigst erlauben könnten, eine neue Auflage zu veranstalten auf einem Bogen, der als „Beilage des Vaterland" bezeichnet werden dürfte. Ich hätte aus Rücksicht auf manche Leser dabei den Wunsch, folgende unbedeutende Aenderungen im Texte vornehmen zu dürfen:

S. 12 unten Z. 3 das Wort „deutschen" wegzulassen;

S. 13 Z. 18 so zu ähdern: — „so soll fortan kein Vater, keine Mutter mehr sagen dürfen: Das ist gegen mein Gewissen. Der moderne Staat lehrt: Eine solche Rede ꝛc." bis „Kammermajorität gibt."

Ich bitte Ew. Bischöfliche Gnaden mich über die Ausführbarkeit dieses Vorschlags gütigst benachrichtigen lassen zu wollen; ebenso erbitte ich mir die gnädige Erlaubniß nach Umständen eine böhmische Uebersetzung der Broschüre veranlassen zu dürfen.

Schon oft habe ich mich nach der Lectüre Ihrer Schriften versucht gefühlt, an Ew. Bischöfliche Gnaden zu schreiben. Allein mich mit bloßem Danke vorzudrängen, schien mir anmaßend, und wornach ich sonst verlange, läßt sich brieflich kaum erreichen — eine belehrende Fortentwickelung angeregter Gedanken. Der wichtigste derselben betrifft die Frage: wie weit, wenn einmal die Regenten das rechte Verhältniß zwischen Staat und Kirche nicht mehr aufrecht halten, der Katholik mitwirken darf, dem modernen Heidenthum Freiheit zur Bewegung zu sichern, wenn auch nur als Preis, um dadurch wenigstens der katholischen Kirche gleiche Freiheit zu erkaufen? — Es ist mir ein Anliegen, einmal diese und damit zusammenhängende Fragen mit Ew. Bischöflichen Gnaden zu besprechen, und so ungewiß es ist, ob und wann ich Zeit und Gelegenheit finden werde, wieder einmal an den Rhein zu reisen, so bin ich doch so unbescheiden im vorhinein um die Erlaubniß zu bitten, in solchem Falle mir eine Stunde der Belehrung erbitten zu dürfen.

Oeffentliche Erklärung des Bischofs v. Ketteler[1]).

195.

Mainz, 15—16. Januar 1868.

Die politische Lüge.

I.

Die „Evangelischen Blätter aus beiden Hessen und Nassau, herausgegeben im Auftrage der vereinigten evangelischen Conferenzen von beiden Hessen und Nassau," bringen in Nr. 2 l. J. zwei Artikel als Erwiderung auf die von mir unter obigem Titel gegebenen Erklärungen über den so oft und zuletzt in der „Köln. Zeitung" behaupteten Einfluß, welchen ich in Darmstadt üben soll. Diese Erwiderung ist um so bemerkenswerther, als dieses Blatt, wie der eben angegebene Titel desselben beweist, das Organ eines Theiles der evangelischen Geistlichen in beiden Hessen und Nassau ist. Zugleich liefert aber diese Erwiderung wieder einen neuen Beweis, wie unmöglich es ist, Thatsachen für jenen mir octroyirten Einfluß vorzubringen, und zu wie unwürdigen Mitteln man deßhalb greifen muß, um dennoch den Schein dieser Behauptung aufrecht zu erhalten. Die Artikel der „Evangelischen Blätter" sind deßhalb ein überaus interessanter neuer Beleg zu allem, was ich über die politische Lüge gesagt habe. Ich könnte keinen besseren Beweis für meine Behauptungen finden und ich kann es deßhalb nicht unterlassen, sie als ein mustergiltiges Exempel „der politischen Lüge" in unserem Lande zu besprechen.

Ich werde heute über die Thatsachen reden, die in diesen Artikeln zum Beweise meines ungebührlichen Einflusses angeführt werden, und dann in einer zweiten Besprechung die Verdächtigungen, nichtigen Voraussetzungen und geheimnißvollen Andeutungen behandeln, mit denen diese nichtigen Thatsachen unterstützt werden.

Die „Evangelischen Blätter" nennen meine Erklärungen eine „geschickte Apologie," fügen aber sofort bei: „nur enthalten sie nicht — die ganze volle Wahrheit." Wir sind also berechtigt, wenigstens jetzt einen Theil dieser „ganzen und vollen Wahrheit" zu erwarten. Nach Anführung

---

1) Das „Mainzer Journal" (Jahrgang 1868 Nr. 13 und 14) leitet dieselbe mit den Worten ein: „Der Hochwürdigste Herr Bischof von Mainz beehrt uns mit nachstehender Erklärung, welche wir unter Hinweisung auf die in Nr. 293 bis 298 v. J. unter gleicher Ueberschrift gegebene Darlegung unseren Lesern mitzutheilen uns beeilen." S. Nr. 190.

meiner Worte: „Alles, was daher in dieser Hinsicht seit Jahren so oft behauptet worden ist, bis zu der wahrhaft verrückten Behauptung, als ob ich selber Mitregent im Lande sei (hier sind meine Worte nicht ganz richtig wiedergegeben; ich habe gesagt: als ob ich ein halber Mitregent im Lande sei), ist nichts als politische Lüge zu Parteizwecken von Anfang bis zu Ende," — machen sie die Bemerkung: „So Herr v. Ketteler, und hat derselbe Recht, dann haben auch die „Evangelischen Blätter" mit ihrer wiederholten Behauptung seines Einflusses Unrecht." Ich nehme dieses Zugeständniß gerne an, erwarte aber um so mehr, daß die „Evangelischen Blätter" nunmehr die Thatsachen vorbringen werden, aus denen hervorgeht, daß ihre Behauptung über meinen Einfluß wahr und die meinige unwahr ist. Endlich sagen die „Evangelischen Blätter": „Die Thatsachen sprechen zu lebhaft für einen solchen Einfluß." Meine Erwartung wächst immer mehr und wir sind berechtigt, jetzt keine neuen hineingetragenen Vorurtheile, Voraussetzungen und Verdächtigungen zu hören, sondern sichere, unzweifelhafte Thatsachen.

Hören wir jetzt die „Evangelischen Blätter" mit ihren Thatsachen.

Die erste, welche unmittelbar nach der letzten Stelle vorgeführt wird, ist folgende: „Auch auf die selige Großherzogin, deren Andenken übrigens in Ehren gehalten werden muß — sehr gnädig! — war Ketteler's Einfluß nicht so geringfügig, wie derselbe sich den Anschein gibt. Mußte doch, um nur ein Beispiel anzuführen, die hohe Frau auf sein Andringen seiner Zeit selbst auf das Bonifaciusfest nach Mainz herüber kommen, während gleichzeitig Herr v. Ketteler das Glaubensbekenntniß ihres Gemahls sehr gröblich injurirt hatte." — Ich frage meine verehrten Leser, was sie von diesem Beweise halten. Ob ich auch nur die Frau Großherzogin damals eingeladen habe oder ob sie aus eigenem Antriebe gekommen ist, weiß ich nicht mehr; das bleibt sich aber auch gleich. Die Kirche feierte damals hier in Mainz ein großes achttägiges Fest und die Stadt Mainz die Erinnerung an ihren größten Erzbischof. Daran nahm die Frau Großherzogin in der Art Antheil, daß sie an einem Morgen unmittelbar vor dem Gottesdienst nach Mainz kam, bei demselben in der Kirche anwesend war und gleich nach demselben wieder wegfuhr. Sie hat auch nicht bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt nie, das bischöfliche Haus betreten, und dieser Besuch des Gottesdienstes wird jetzt als ein Beweis meines Einflusses auf die Frau Großherzogin angeführt. Das ist ein unvergleichlicher Beweis von der Leichtfertigkeit und Grundlosigkeit, mit der diese Anklagen erhoben werden. Ganz so hat man es seit Jahren getrieben. Die Frau Großherzogin fährt zu einem außerordentlichen

kirchlichen Feste nach Mainz, nimmt am katholischen Gottesdienst Theil und das genügt, um zu beweisen, daß sie ein Werkzeug in der Hand des Bischofes ist. Welche Voreingenommenheit muß doch in einem Kopfe sein, der so etwas denkt und ausspricht, ohne die Absurdität davon zu empfinden!

Die völlig unwahre Behauptung, daß ich gleichzeitig das Glaubensbekenntniß des Großherzogs „gröblich injurirt" habe, soll sich wohl auf die alte Verdächtigung des Herrn Bunsen beziehen, worüber ich mich nächstens mit den Herrn gründlich und offen auseinandersetzen werde[1]).

Aber das ist ein leiser Anfang. Die anderen Thatsachen werden uns noch größere Ueberraschungen bieten. Die „Evangelischen Blätter" fahren fort: „Daß die selige Großherzogin sich nie in die Politik gemischt, ist eine Behauptung, die nur für den Fernestehenden viel Bestechendes hat; wer den Verhältnissen näher kam, wußte das besser. Es gab Fälle, wo der Großherzog nicht nur „von dem halben Mitregenten im Lande," sondern ironisch sogar „von seinem Collegen in Mainz" geredet haben soll. Und sollte diese vielerzählte Allerhöchste Aeußerung so ganz ohne Grund gefallen sein?" — Ich muß es nun anheimgeben, ob man es in Darmstadt dulden wird, daß man der seligen Großherzogin nachsage, sie habe sich in die Politik eingemischt; soweit meine Erfahrung reicht, muß ich es entschieden leugnen, und soweit ich Aeußerungen darüber gehört habe, sprechen sie alle das Gegentheil aus. Ich kann daher in dieser Behauptung nur eine politische Lüge finden, eine Lüge im Partei-Interesse, wodurch das Ansehen der seligen Frau Großherzogin in höchst ungebührlicher Weise angetastet wird. Ich gebe ferner anheim, ob man es dulden wird, daß die „Evangelischen Blätter" hier wenigstens den Schein verbreiten, als ob Se. Königliche Hoheit der Großherzog in Bezug auf mich „von dem halben Mitregenten im Lande" gesprochen habe, oder ob man nicht die Redaction zwingen kann, den Beweis dieser Behauptung zu führen oder die Quelle zu nennen, woraus ihr dieselbe zugekommen ist. Wenn dagegen daraus, daß der Großherzog „ironisch" von „seinem Collegen in Mainz" gesprochen haben soll, ein Einfluß von meiner Seite abgeleitet wird, so ist das doch wieder das Non plus ultra nicht nur von Fehlschlüssen, sondern auch von unwürdiger Verdrehung. Das „geredet haben soll" ist schon sehr ungeeignet, wenn es sich um Thatsachen handelt, mit denen man etwas beweisen will. Was hat man mir mit dem

1) Vgl. die wahren Grundlagen des religiösen Friedens. Eine Antwort auf die von Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangel. Geistlichkeit Hessens erhobene Anschuldigung wegen „Verunglimpfung des evangel. Glaubens." Mainz 1868. S. 17—41.

„haben soll“ nicht schon alles angedichtet. Ich will ja eben aus dem „haben soll“ herauskommen und verlange Thatsachen für männliche und ehrenhafte Behauptungen. Wenn aber der Großherzog „ironisch“ „von seinem Collegen in Mainz“ geredet hat, so gehört doch wieder ein äußerst confuser oder ein äußerst boshafter Kopf dazu, daraus einen Einfluß zu deduciren. So lange die Welt steht, ist es doch nicht erhört worden, daß, wenn A den B zum Gegenstand einer Ironie macht, man daraus beweist, daß B auf A Einfluß übt. Wenn aber der Großherzog nicht „ironisch,“ sondern im unbefangenen Scherze einmal von „seinem Collegen in Mainz“ gesprochen hat, so bezieht sich das offenbar nicht auf seine landesherrliche Würde, sondern auf seine Stellung als Bischof der evangelischen Kirche und in diesem Falle wäre es doch über alle Maßen boshaft, eine Aeußerung, die, im Scherze gesprochen, so ganz unverfänglich wäre, später in so ungebührlicher Weise auszubeuten[1]).

Die dritte Thatsache überbietet aber noch das bisher Geleistete, wenn es möglich ist. Die „Evangelischen Blätter“ fahren fort: „Daß nach dem Tode der seligen Großherzogin Herr v. Ketteler auch die frommen protestantischen Elemente am Hofe für specifisch ultramontane Anstalten, wenn auch umsonst, zu interessiren versuchte, wurde ebenfalls von zuverlässigen Gewährsmännern wiederholt erzählt.“ — Das ist in der That in seiner Art großartig. Ich habe zwei Anstalten für arme Kinder gegründet, zuletzt für arme Knaben. Das nennen die „Evangelischen Blätter“ eine specifisch ultramontane Anstalt. Welche Gehässigkeit und Sachverdrehung! Ein katholischer Bischof darf armen katholischen Kindern nicht mehr Hilfe reichen, ohne im Partei-Interesse verdächtigt zu werden. Von der Gründung der ersten Anstalt hatte ich den hohen Herrschaften keine Kenntniß gegeben. Das einzige Mal, wo dies geschehen, ist der Fall, der hier ausgebeutet wird. Das Thatsächliche an demselben beschränkt sich gänzlich darauf, daß ich den hohen Landesherrschaften einmal eine über diese Anstalt veröffentlichte Schrift eingeschickt habe, ohne selbst darin um eine Unterstützung zu bitten[2]). Und diese so einfache Handlung wird jetzt als ein Versuch dargestellt, auf die „frommen

---

1) In der That handelt es sich hier um einen äußerst harmlosen Vorfall. Der Großherzog hatte nämlich in Gegenwart des Königs Ludwigs I. von Baiern, als gerade die Rede von dem Bischof v. Ketteler war, letzteren im Scherze seinen „Collegen in Mainz“ genannt mit der Motivirung: „Denn ich bin auch Bischof?“ „Allerdings,“ entgegnete König Ludwig in seiner witzigen Weise, „aber in partibus infidelium.“ Bald darauf erzählte der Großherzog selbst bei einer Audienz den Vorfall in heiterster Laune seinem „Collegen in Mainz.“

2) Vgl. das betreffende Schreiben an den Großherzog Nr. 173.

protestantischen Elemente am Hofe" einzuwirken. Und dieses entsetzliche Ereigniß wird „von zuverlässigen Gewährsmännern" bestätigt! So wird es bei uns getrieben. Ich habe gewiß ein Recht zu erwarten, daß die Mitglieder einer protestantischen Fürstenfamilie auch an Wohlthätigkeitsanstalten für katholische Einwohner des Landes Antheil nehmen. Im Vertrauen hierauf habe ich einmal in siebzehn Jahren einen gedruckten Bericht über eine solche Anstalt einigen Mitgliedern unserer fürstlichen Familie eingesandt, und das wird jetzt ausgebeutet und in solcher Weise ausgebeutet und als ein unberechtigter Versuch dargestellt, auf die „frommen protestantischen" Mitglieder der Großherzoglichen Familie Einfluß zu üben!

Das sind also die Thatsachen, welche die „Evangelischen Blätter" anführen, um einen weitgreifenden Einfluß auf das Staatswesen im Großherzogthum Hessen zu beweisen. Die unerhörtesten Dinge sind in diesem Lande vorgefallen! Die Frau Großherzogin ist einmal bei einem feierlichen Gottesdienst in Mainz gewesen; der Großherzog soll den Bischof von Mainz „ironisch" seinen Collegen genannt haben, und — das Allerunerhörteste und noch nie Dagewesene — der Bischof hat eine Schrift über eine katholische Wohlthätigkeitsanstalt „frommen protestantischen Elementen am Hofe" eingeschickt und hat das Verbrechen begangen, anzunehmen, daß die Mitglieder der Großherzoglichen Fürstenfamilie an dem Guten, das für arme katholische Knaben geschieht, Antheil nehmen.

Ich frage, ist es Wahrheit oder politische Lüge und Parteifanatismus, wenn man solche Dinge als ungebührliche Beeinflussung des Landesherrn und der Staatsregierung dargestellt?

II.

Es bleibt uns noch der übrige Inhalt der Artikel in den „Evangelischen Blättern" zu besprechen übrig. Er besteht aus einer Anhäufung von unbegründeten Voraussetzungen, Vorurtheilen, Verdächtigungen u. s. w. Meine Schuld ist das gewiß nicht. Es ist das so die Methode der politischen Lüge.

Der Zweck meiner betreffenden Artikel soll „ein Manöver" sein und zwar ein „sehr wichtiges Manöver." Ich habe sie also nicht geschrieben in der schlichten und einfachen Absicht, ungerechte Angriffe abzuweisen, sondern ich hatte dabei andere verdeckte Absichten. Unvergleichlich ist hier die Motivirung, um die hohe Wichtigkeit dieses Manövers nachzuweisen. Im Laufe des Sommers hatte der Prälat Dr. Zimmermann im Auftrage der evangelischen Geistlichkeit unseres Großherzog-

thums eine Adresse an Se. Königliche Hoheit den Großherzog gerichtet, worin die Behauptung vorkömmt, daß in unserem Lande der evangelische Glaube „eine Menge von Verunglimpfungen und Herabwürdigungen“ zu dulden habe, „insbesondere in Hirtenbriefen des Bischofs von Mainz.“ Ich habe von dieser Adresse erst im verflossenen Monate eingehende Kenntniß erhalten, weil ich damals und fast den ganzen Sommer hindurch abwesend war. Eine solche gänzlich unwahre Anschuldigung konnte ich natürlich nicht auf mir ruhen lassen und ich habe deßhalb Ende December an den Herrn Prälaten die Aufforderung gerichtet, entweder diese Beschuldigung öffentlich zurückzunehmen oder aber mir die Stellen aus meinen Hirtenbriefen zu bezeichnen, worauf diese Anschuldigung sich gründe. Vor einigen Tagen ist mir hierauf die Antwort zugegangen. Und da der Herr Prälat jene Beschuldigung aufrecht erhält, so werde ich nicht ermangeln, sobald es mir die Zeit erlaubt, auch diese Streitfrage der Oeffentlichkeit vorzulegen, zur Entscheidung, ob ich in der That den evangelischen Glauben beschimpft habe oder ob der Herr Prälat vor dem Großherzog und dem ganzen Lande eine völlig unwahre Behauptung aufgestellt hat. Auf diese Correspondenz, von welcher der Verfasser jener Artikel der „Evangelischen Blätter“ Mittheilung erhalten hat, — wobei ich natürlich nicht wissen kann, in wie intimer Beziehung dieser Verfasser und der Herr Prälat Dr. Zimmermann stehen, worüber namentlich auch wegen der Invectiven gegen die höchsten Persönlichkeiten, welche ich bereits mitgetheilt habe, Aufschluß zu erhalten nicht uninteressant wäre — wird nun hier in ganz mysteriöser Weise hingedeutet und von geheimen Wegen gesprochen, um „die opponirende Stellung der protestantischen Geistlichkeit zu paralysiren,“ und davon, daß „ich mich aufgemacht habe in privater Weise zur Bekämpfung der gegentheiligen Ansichten des evangelischen Landesprälaten.“ So macht man aus einem ganz schlichten und einfachen Schreiben an den Herrn Prälaten, statt es offen bei Namen zu nennen, eine geheimnißvolle Sache, wobei jeder Leser das Schrecklichste vermuthen kann, und man gewinnt so den Schein für angebliche „wichtige Manöver,“ indem man durch diese Unklarheit Dinge verbindet, die absolut nichts miteinander zu thun haben. Welch ein verkehrtes Verfahren!

Diese angeblichen „Manöver,“ welche der Zweck meiner Artikel über die politische Lüge sein sollen, werden nun am Schlusse des ersten und im ganzen zweiten Artikel der „Evangelischen Blätter“ aufgedeckt.

Dort wird als eigentlicher Zweck dieses „Manövers“ angegeben: „Herr v. Ketteler versuchte mit dieser „politischen Lüge“ sichtlich neues Fahrwasser nach Preußen hin zu gewinnen und seinen Rückzug von der

seitherigen Solidarität mit dem Ministerium Dalwigk möglichst friedlich in dankbarer Rückerinnerung an geleistete Dienste anzutreten. Die „Darmstädter Zeitung" aber läßt ihn nicht so leicht fort; sie druckt diese Artikel aus dem „Mainzer Journal" ab. Die Bundesgenossenschaft dieses Mannes darf um keinen Preis verloren gehen, und Herr v. Ketteler, dem ohnedies die österreichischen Sympathien im eigenen Lager zu schaffen machen, läßt sich's gerne gefallen, auf zwei Sätteln auch fernerhin zu reiten. Diese politische Zweideutigkeit ist das eigentlich Lehrreiche an diesem höchst politischen Falle."

Ich glaube nicht, daß es den „Evangelischen Blättern" gelingen wird, selbst unter meinen Gegnern die Ansicht zu verbreiten, daß es meine Art sei, „auf zwei Sätteln zu reiten" und „politischer Zweideutigkeit" zu huldigen. Mag auch die Macht der politischen Lüge sehr stark sein, hier glaube ich nicht an ihren Erfolg. Dagegen bitte ich meine Leser, einen Augenblick den übrigen Inhalt der vorstehenden Worte festzuhalten, daß der eigentliche Zweck meines Manövers mit jenen Artikeln gewesen sei, „Fahrwasser nach Preußen zu gewinnen." Sie werden ohne Zweifel erstaunen, zu vernehmen, was in demselben Blatte ein anderer Artikel über den Zweck meines angeblichen Manövers sagt.

In dem Schlußartikel heißt es nämlich hierüber: „Die Bedeutung jener Artikel scheint uns vielmehr darin zu liegen, daß sie gerade jetzt erschienen sind." Nachdem dann die völlig unwahre Behauptung ausgesprochen worden, daß ich bis jetzt zu allen diesen Anklagen geschwiegen habe, fährt er fort: „Warum? Warum gerade jetzt? So muß man unwillkürlich fragen. Weil die „Köln. Zeitung" in einem nur halbwahren Ausfall den Bischof dazu nöthigte? Demjenigen, welcher die Verachtung kennt, in welcher die liberale und freimaurerische Presse bei Herrn v. Ketteler und seines Gleichen steht, wird es unmöglich sein, solches zu glauben. Deßhalb sind wir denn der Ansicht, die Ursache der energischen und weitläufigen Vertheidigung des Bischofs liege in der gegenwärtigen europäischen Lage, und die „Köln. Zeitung" habe nur den Haken abgegeben, an welchen die Sache gehängt worden ist. Seit Louis Napoleon sich entschieden zum Ritter des Papst-Königs erklärt hat, schwellt frischer Wind die ultramontanen Segel und die kühnen Schiffer in der Arche Petri regen sich überall, um verlorene Macht wiederzugewinnen, neue zu erobern, althergebrachte zu befestigen." An diese sublimen Gedanken anknüpfend wird dann weiter ausgeführt, es sei deßhalb darauf angekommen, in „hohen mächtigen Kreisen auch die Wolken zu zerstreuen, die sich im letzten Jahre durch die äußeren Ereignisse, sowie die lauten Klagen des Protestantismus und Liberalismus gegen die ultramontanen

Führer und ihren Anhang gelagert haben." Auch in Darmstadt habe es wohl ein solches Wölkchen gegeben. Dagegen sei ich nun aufgetreten. Nicht für das Volk habe ich geschrieben, sondern: „er schreibt für die Männer der Macht, um vor diesen mit eigener Hand seine Gegner niederzuschmettern." Der Abdruck meiner Artikel in der „Darmstädter Zeitung" habe deßhalb vor dem ganzen Lande bekunden sollen, „daß der alte Bund zwischen Darmstadt und Mainz, den das Land schon so lange beklagt, noch unverrückt feststeht und festbestehen bleiben soll."

Also in demselben Blatte, ja in derselben Nummer desselben Blattes wird in einem Athemzug behauptet, daß der Zweck meines „Manövers" gewesen sei, „Fahrwasser nach Preußen zu gewinnen," und dann gleich darauf, daß der Zweck gewesen, „den alten Bund zwischen Darmstadt und Mainz" von neuem und für immer zu befestigen.

Das genügt für meinen Zweck. Ueber die vielen anderen Unwürdigkeiten, die noch in großer Menge in diesem Artikel vorhanden sind, gehe ich hinweg. Ich wollte lediglich an einem Exempel meine Behauptungen über die politische Lüge in unserem Lande bestätigen. Möchten meine Gegner darauf verzichten, mit Vorurtheilen, Voraussetzungen, krummen Wegen, verdeckten Wegen, geheimnißvollen Andeutungen mich zu bekämpfen, sondern möchten sie es thun mit Offenheit, Geradheit und Ehrlichkeit. Auf diesem Boden bin ich immer gerne bereit, mich mit allen meinen Gegnern auseinanderzusetzen.

An die Redaction der Kreuz-Zeitung in Berlin.

196.

Mainz, 1. Mai 1868.

Ich bitte die geehrte Redaction der Neuen Preußischen Zeitung, mir zu gestatten, einige Berichtigungen über den meine Broschüre „Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens" behandelnden Artikel (Beilage zu Nr. 100) in Ihrem geschätzten Blatte auszusprechen [1].

Vor allem die Bemerkung, daß ich trotz aller abweichenden Ansichten doch das redliche Bestreben, nach beiden Seiten das Wahre zu finden, in dieser Beurtheilung meiner Controverse mit den drei Herren Superintendenten des Großherzogthums Hessen mit Freuden anerkenne.

---

1) Die Kreuz-Zeitung veröffentlichte über die zwischen dem Bischof von Mainz und den drei Superintendenten von Hessen entstandene Streitfrage eine Reihe von Artikeln in den Beilagen zu Nr. 52, 58, 100, 104, 149, 151, 179, 185.

Es ist mir, bei allem Tadel über meine Schrift im Einzelnen, diese Gesinnung um so wohlthuender, da ich sie leider hier fast nie antreffe.

Die Absicht dieser Zeilen ist nicht, den ganzen Artikel kritisch zu besprechen, sondern nur einige Ansichten des geehrten Verfassers zu berichtigen.

Im Eingange wird hervorgehoben, daß die katholische Kirche „das Dogma der Untrüglichkeit" für sich habe und könne deßhalb „nie Ursache haben, weder über früheren Irrthum und Verschuldung zu trauern, noch in der Gegenwart mit dem Blicke ernster Selbstprüfung in sich zu schauen oder gar vom Feinde zu lernen." Diesen Worten liegt offenbar eine irrige Auffassung des Lehrsatzes von der Unfehlbarkeit der Kirche zu Grund. Diese bezieht sich nur auf den Inhalt der Offenbarung. Die katholische Kirche lehrt, nicht daß der Einzelne, er mag sein wer er will, für sich und seine Ansichten unfehlbar sei, sondern nur, daß das Lehramt der Kirche, wenn es sich über den Inhalt der Offenbarung feierlich ausspricht, also über das, was Gott den Menschen durch die Patriarchen und Propheten und zuletzt durch seinen Sohn Jesus Christus in übernatürlicher Weise kundgegeben hat, durch einen besonderen Schutz Gottes vor jeglichem Irrthum bewahrt bleibt. Sie stützt diese ihre Lehre namentlich auf die Verheißungen Christi, daß er selbst bei seiner Kirche sein werde alle Tage bis an's Ende der Welt, daß die Pforten der Hölle (also das Reich der Lüge) sie nicht überwältigen und daß der Geist der Wahrheit allezeit bei ihr bleiben werde. Diese Lehre fällt zusammen mit der Wahrheit, daß die Lehre Jesu Christi für alle Zeiten und für alle Menschen bestimmt ist und deßhalb auch so, wie der Herr selbst sie gelehrt hat, verkündet werden muß allen Völkern bis an das Ende der Zeiten. Diese Auffassung hindert uns also in keiner Weise, Irrthümer, Fehler und Sünden des Einzelnen, er mag Papst, Bischof, Priester oder Laie sein, mit voller Wahrheit anzuerkennen. Dagegen können wir nie zugeben, daß die Kirche Christi bei den feierlichen Acten des Lehramtes und ihrer Erklärung der Lehre Jesu trotz aller Fehlerhaftigkeit ihrer Hirten und ihrer Gläubigen jemals in Irrthum gefallen sei.

Alle Ausführungen des geehrten Herrn Verfassers über die segensreiche Wirkung der Reformation treffen nicht die Ausführungen meiner Broschüre. Ich habe die Stellen Luther's nicht angeführt, um die sittlichen Zustände des Protestantismus zu schildern; ich habe vielmehr ausdrücklich erklärt, daß ich jene Aussprüche Luther's für vielfach übertrieben halte. Ich habe auch in dem Zusammenhange, wo ich diese Stellen anführe, sie nicht zu dem Zwecke mitgetheilt, um diese Zeit und um die protestantischen Länder gegen die katholischen zurückzusetzen, sondern le-

diglich um durch Parallelstellen zu beweisen, wie überaus unbillig es ist, einen Satz, den ich vor fünfzehn Jahren in einem Hirtenbriefe ausgesprochen und der über jene Zeit etwas behauptet, was tausend und tausend Mal gesagt worden ist, seitdem ohne Unterlaß auszubeuten, als ob ich damit ein unerhörtes Novum, eine nie dagewesene Beleidigung des Protestantismus ausgesprochen hätte. Solche ganz ungeheuerliche Uebertreibung eines feindseligen Parteigetriebes wollte ich durch diese Anführungen in ihr wahres Licht stellen. Im Uebrigen werde ich mich nie auf eine principielle Vergleichung der einen Zeit mit einer anderen, ja nicht einmal eines katholischen Landes mit einem protestantischen in sittlicher Hinsicht einlassen. Je länger ich solche Vergleichungen beobachte, desto mehr sehe ich, wie schwer es sei, sie erschöpfend und wahr anzustellen, desto mehr überzeuge ich mich, daß diese Discussion nur an dem Tage des großen Weltgerichts zur Entscheidung kommen kann. Die Geschichte berichtet uns fast lediglich und selten unbefangen die Thatsachen des öffentlichen Lebens und auch diese nur zu einem kleinen Theile; alle Tugenden und Laster des Privatlebens und noch mehr die Absichten der Herzen, worauf es vor allem bei einem solchen vergleichenden Urtheile ankäme, sind ihr verborgen, sind nur Gott bekannt.

Die Note des Verfassers: „Die stark antipreußische, althabsburgische Gesinnung des Bischofs bricht an dieser Stelle unverhohlen hervor u. s. w." ist unrichtig. Ich habe nie eine „stark antipreußische" Richtung gehabt und eben so wenig eine „althabsburgische." Ich erkenne alles Gute und Tüchtige in Preußen gern und in vollem Umfange an und habe aus dieser Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Ich kann mich aber nicht exclusiv auf die eine oder andere Seite stellen. Es gibt eine preußische Anschauung, die ich nicht theilen kann; wie es auch eine österreichische gibt, die ich verwerfe. Ueber allen Landesgrenzen und über allen Dynastien steht mir die Gerechtigkeit und die Wahrheit, denen ich mit meinem Gewissen anhänge, und sie kann ich keinem Landesinteresse und keiner Dynastie opfern.

Die Schlußbemerkung des geehrten Verfassers, wo gesagt wird, „daß es weder mit der Geschichte stimmt, noch zum Frieden führt, wenn man mit neuer Starrheit die alte Scheidewand mit ihren Anathemen immer wieder auf's Schroffste zur Geltung zu bringen sucht, die trennende Kluft immer tiefer und unausfüllbar erweitert. Es würde ein größerer Segen auch für die politische Einheit Deutschlands darauf ruhen, wenn, statt in abstoßender Kälte und finsterer Unzugänglichkeit sich zurückzuziehen (wie das in dem Sprengel des Bischofs v. Ketteler mit jedem Tage fühlbarer hervortritt), man vielmehr des großen gemeinsamen Gutes

in dem gleichen ökumenischen Glauben sich erinnern und in Liebe zu gemeinsamen auferbauenden Werken sich die Hand reichen wollte," — macht mir, soviel ich vor Gott weiß, einen ungerechten Vorwurf. Ich glaube nicht, daß der Herr Verfasser im Stande ist, mir einen einzigen Fall „abstoßender Kälte und finsterer Unzugänglichkeit" nachzuweisen. Beides liegt absolut nicht in meinem Willen und in meiner Gesinnung. Ich glaube eben so wenig, daß der Herr Verfasser durch Thatsachen beweisen kann, daß eine ähnliche Gesinnung mit jedem Tage in meiner Diöcese fühlbarer hervortrete. Was in meiner Diöcese an confessioneller Aufregung vorhanden ist, ist eine Wirkung politischer Agitationen und specifisch rationalistischer und ungläubiger Parteien, und da diese die Mehrzahl der Blätter des Landes und ebenso die zweite Kammer beherrschten, so ist es freilich gelungen, eine gewisse derartige Aufregung unter einzelnen Klassen der Bevölkerung hervorzurufen. Dagegen bestreite ich durchaus, daß in der großen Volksmasse im Großherzogthum Hessen sich irgend ein Zeichen einer confessionellen Reibung zwischen Katholiken und Protestanten kund gibt, und ich bestreite auf das Allerentschiedenste, daß der Geist meiner bischöflichen Verwaltung zu einer solchen Aufregung hätte Veranlassung geben können. Diese Aufregung ist lediglich Parteigetriebe, nur in den Klassen vorhanden, die an diesem Getriebe activ Antheil nehmen. Ich wundere mich, daß dies sich dem unbefangenen Auge des Herrn Verfassers entzogen hat.

Wenn der geehrte Herr Verfasser im Großherzogthum Hessen lebt, so würde ich ihn bitten, mir bei einem Besuche mitzutheilen, worin denn diese mir unerklärliche finstere Abgeschlossenheit, die mir unterstellt wird, bestehe; wir würden uns indessen, glaube ich, sehr leicht verständigen.

An die Redaction der Kreuz-Zeitung in Berlin.

197.

Mainz, 6. Mai 1868.

Durch die Aufforderung des Herrn Referenten über meinen Streit mit dem Herrn Prälaten Dr. Zimmermann (Beilage zu Nr. 104 der Neuen Preußischen Zeitung), mich darüber auszusprechen, wie sich meine Ansicht über die wahren Grundsätze der Parität mit den Aussprüchen der katholischen Kirche in früheren Jahrhunderten vereinigen lasse, bin ich genöthigt, die sehr geehrte Redaction zu bitten, einen Nachtrag zu meinem letzten Schreiben in ihrem Blatte gütigst aufzunehmen.

Das Verletzende in der Zumuthung, „eine offene, ehrliche Ant-

wort auf diese Frage“ zu geben, will ich einem im Uebrigen wohlwollenden Manne gegenüber hier nicht weiter urgiren. Mangel an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit wird man mir hoffentlich in meinem Leben nicht nachweisen können. Ich werde nie eine ernste Frage behandeln, bei der ich genöthigt wäre, einen Gedanken zuzudecken oder zu verschweigen.

Das Bedenken, welches der Referent anregt, hat seinen Grund in der so weit verbreiteten irrthümlichen Ansicht über die Lehre der Kirche von ihrer Unfehlbarkeit, worüber ich mich bereits erklärt habe. Er begreift nicht, wie man Ansichten über Parität, wie ich sie ausgesprochen habe, huldigen kann, ohne sich mit der „ganzen Vergangenheit der römischen Kirche, welche ja nicht irren kann, nicht minder mit den Satzungen ihres gesammten kanonischen Rechtes und ganz neuerdings noch mit der Encyklika des römischen Stuhles in schneidendem Widerspruch zu befinden.“

Die irrthümliche Auffassung der Encyklika kann ich hier nicht behandeln, da mich das zu weit führen würde. Wenn der Verfasser nachlesen wollte, was ich über die Interpretation dieser Encyklika in meiner Broschüre: „Deutschland nach dem Kriege von 1866“ gesagt habe[1]), so würde das genügen, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen. Die Ansicht aber, daß alle Aussprüche des kanonischen Rechtes und päpstlicher Bullen über Rechtsverhältnisse der Kirche den Anspruch machen, unfehlbar oder für immer giltig zu sein, ist in jeder Hinsicht unrichtig. Die Bestimmungen des kanonischen Rechtes, welche der Verfasser im Auge hat, sind aus besondern Zeitverhältnissen hervorgegangen, sind nicht Aussprüche über den Inhalt der göttlichen Offenbarung und haben daher mit dem „Nicht—irren—können“ des kirchlichen Lehramtes nichts zu thun.

Welche Zeitverhältnisse es aber waren, die zu solchen Ansprüchen und Rechtsforderungen Veranlassung gaben, liegt auf der Hand. Im Mittelalter waren die christlichen Völker darüber einig, daß die katholische Kirche die von Gott selbst auf Erden gegründete Bewahrerin der Offenbarung Gottes sei. So konnte es nicht ausbleiben, daß die christlichen Völker in dem ganzen damaligen Rechtssystem auch der Kirche eine Rechtsstellung einräumten, welche dieser hohen und einheitlichen Anschauung von der Kirche entsprach. Ebenso war es natürlich, daß die Kirche von dieser ihr eingeräumten Rechtsstellung Gebrauch machte.

In der billigen Würdigung dieser einfachen Thatsache liegt die natürliche Antwort auf die mir gestellte Frage. Die thatsächlichen Vor-

---

1) Kap. XII. Liberalismus, — Encyklika vom 8. December 1864 S. 132—156.

aussetzungen dieser Anschauung des Mittelalters sind in der Gegenwart nicht mehr vorhanden. Es ist nicht billig und recht, dies ganz zu übersehen und obwohl alle Bischöfe in der ganzen katholischen Welt, die in ähnlicher Lage sind, die Parität unumwunden anerkennen, immer zu sagen: Das könnt ihr nicht; ihr handelt unredlich oder inconsequent; ihr müßt auch heute noch dieselben Rechte fordern wie im Mittelalter.

Die Dogmen der Kirche können sich nicht ändern; das, was in der Verfassung der Kirche von Christus abstammt, kann sich gleichfalls nicht ändern; die Rechtsstellung aber der Kirche Christi in der Welt hat sich im Laufe der verschiedenen Jahrhunderte überaus oft geändert und zahllose Bestimmungen des kanonischen Rechtes sind mit voller Zustimmung der Kirche gänzlich außer Uebung gekommen.

Wenn dagegen die thatsächlichen Voraussetzungen wieder durch Gottes gnädige Fügungen eintreten sollten, aus denen die Rechtsbestimmungen des mittelalterlichen Kirchenrechtes hervorgegangen sind; wenn die christlichen Völker Europas wieder eine Kirche als die von Christus dem Sohne Gottes gestiftete anerkennen würden, so würden zwar nicht dieselben, aber ähnliche Rechtsverhältnisse, nur gemildert durch die Erfahrung der Jahrhunderte, wieder entstehen. Die christlichen Völker würden sich unter dieser Voraussetzung das Recht nicht bestreiten lassen, einer Anstalt, in der sie einmüthig die zur Pflege der höchsten Güter gestiftete Gottesanstalt ehrten, auch in ihrem Völker- und Staatsrecht eine diesem Glauben entsprechende Rechtsstellung zu gewähren.

Die „offene und ehrliche Antwort“ lautet also: Wenn die Voraussetzungen, aus denen das Kirchenrecht des Mittelalters hervorgegangen ist, d. h. die Einheit des Glaubens, wieder hergestellt werden, so wird die christliche Welt auch der Kirche ähnliche Rechte wie damals zugestehen; jetzt aber, wo alle diese nothwendigen Voraussetzungen fehlen, ist es ein unseliges Vorurtheil, uns ähnliche Bestrebungen zu unterstellen. Uebrigens habe ich über dieses Schreckbild schon vor Jahren in meiner Schrift: „Freiheit, Autorität und Kirche“ Kap. XXIII das Nöthige gesagt.

Victor Aimé Huber[1]) an den Bischof v. Ketteler.

198.

Bad Ems, 16. Juni 1868.

Indem ich es wage, Ew. Gnaden einige Schriften zugehen zu lassen, welche unter Band gleichzeitig abgehen, bin ich weit entfernt von der anmaßenden Erwartung oder gar Zumuthung, daß Ew. Gnaden Ihre kostbare Zeit selbst zu einer Durchsicht derselben verwenden dürfte. Angesichts der angekündigten katholischen Versammlung in Crefeld, wo auch die socialen Fragen zur Tagesordnung stehen, wünsche ich um der Sache willen, daß auf diese Schriften aufmerksam gemacht und dieselben wie wenig günstig auch — d. h. deren Inhalt — doch jedenfalls mit Ernst und Sachkenntniß besprochen werden mögen. Die Erfüllung dieses Wunsches aber glaube ich am sichersten dadurch zu erreichen, daß ich Ew. bischöfliche Gnaden gehorsamst bitte und Gelegenheit gebe sich vielleicht durch eine geeignete Person darüber referiren zu lassen. Die Erfüllung dieser Bitte zu hoffen, bewegt mich die große Verehrung, die ich schon seit Jahren für Ew. bischöfliche Gnaden wie in jeder Hinsicht, so auch insbesondere wegen Ihrer kräftigen und würdigsten Vertretung der Interessen des armen Volkes hege. Wenn gleich in mancher Hinsicht mit abweichenden Ansichten und auf verschiedenen Wegen, deren Ausgleichung mir aber keineswegs unmöglich scheint, darf ich mich doch als Ew. Gnaden Mitarbeiter auf demselben Felde ansehen, wo die Entscheidungen der Zukunft hauptsächlich liegen. Daß ich aber gerade der Kirche, als deren würdigen Fürsten und Diener ich Ew. Gnaden darum nicht weniger verehre, weil ich einer andern angehöre — daß ich der katholischen Kirche einen ganz eminenten Beruf zu solcher Rettungs-Schöpfungsarbeit vindicire, habe ich schon mehrfach öffentlich und namentlich auch in katholischen Organen der Presse erklärt. Um so mehr beklage ich es aber, daß man von dieser Seite, meines geringen Ermessens, noch immer Zeit und Mittel anwendet, um alte Schläuche und Kleider zu flicken, und nicht hinreichend eingedenk scheint der Weisung: „Lasset die Todten ihre Todten begraben.“ Ew. Gnaden werden dies von selbst wohl auf das Zunft- und Innungswesen beziehen; sollten Sie aber daraus oder aus irgend einer von dritten Per-

---

1) Vgl. Victor Aimé Huber, sein Werden und Wirken, von Rudolf Elvers. Bremen 1872 und 1874. Interessante Auszüge aus dieser musterhaften Biographie brachte „der Katholik“ 1873 Bd. 2 und 1875 Bd. 2.

sonen aus dem Zusammenhang gerissenen und vor Ihnen etwa mißverständlich angeführten Aeußerung in meinen Schriften und Schriftchen zu schließen geneigt sein: daß ich ein Feind des Handwerks oder auch nur des Innungswesens bin, so erlaube ich mir dagegen mich nur mit einer Bemerkung zu verwahren: ich will die Innung zur Genossenschaft entwickeln und erheben. Ihre Privilegien und gesetzlichen Schutz gegen freie Concurrenz kann ich ihnen nicht bewahren oder zurückschaffen, und so ist es sehr überflüssig mich darüber zu erklären: ob ich es möchte, wenn ich es könnte? Und wer könnte es! In einer der kleinen Schriften („Die socialen Fragen und die conservative Partei") ist S. 4 eine Beziehung, die dem Verfasser oder gar seiner Sache ungnädig entgelten zu lassen Ew. Gnaden hochherziger Sinn Ihnen nicht gestatten kann, und die ich nur etwa in der Fassung geändert haben würde, auch wenn ich die Idee, solche Ihnen selbst vorzulegen, schon bei der Abfassung gehabt hätte, während sie mir erst diesen Augenblick gekommen, da ich das Programm zu dem Crefelder Congreß las.

An seinen Bruder Wilderich.

199.

Mainz, 14. October 1868.

Die Reise nach Mecheln[1]) hat mich unendlich interessirt. Der Erzbischof ist ein überaus angenehmer, bezüglich aller großen Weltfragen ganz orientirter Mann. Dupanloup und der Minister Dechamps waren auch da und dann noch ein grundgelehrter Jesuit[2]), der an den Bollandisten arbeitet. Ich wollte Du hättest unsern Gesprächen beiwohnen können; Du würdest da etwas von Deiner Schwarzguckerei über Belgien verloren haben. Staatlich ist Belgien von oben bis unten das organisirte Freimaurerthum, der Kampf der Kirche dagegen ist aber auch wahrhaft herzerhebend und es stehen ihr dabei große Kräfte zur Seite. Was mir die Herren namentlich über die katholische Universität sagten, ist höchst erfreulich. Weitaus die meisten, die dort studieren, selbst solche, von denen man es zunächst nicht geglaubt hätte, bleiben in allen Lebensstellungen der Kirche treu. Der frühere Minister Dechamps konnte mir aus der nächsten

---

1) Die Bischöfe von Mainz und Orleans waren auf Veranlassung des letztern bei dem Erzbischof von Mecheln zusammengekommen, um Angesichts des nahenden Concils ihre Gedanken über die Angelegenheiten der Kirche auszutauschen.

2) Victor De Buck † 23. Mai 1876.

Umgebung acht junge Aerzte nennen, die alle in Löwen gebildet, sich als treue Söhne der Kirche auszeichneten. Das ist doch trotz aller Deiner Einwendungen, die ich höre, unendlich erfreulich. Man kann sich dann nicht wundern über die Hindernisse, die das Unternehmen bei uns findet.

Lebe wohl, lieber alter Bruder. Tausend herzliche Grüße an die liebe Paula und Deine lieben Kinder. Ich segne Euch alle und bin in treuester, innigster Liebe ꝛc.

P. C. Wagner S. J.[1] an Bischof v. Ketteler.

200.

Hyderabad, 21. October 1868.

Es war längst mein Wunsch, einmal einen ruhigen Tag zu benutzen, um Ew. Bischöflichen Gnaden zu schreiben, ein Wunsch, der erst hier in Hyderabad erfüllt werden kann. Der Hochwürdigste apostolische Vicar von Bombay, Bischof Meurin, nahm mich mit sich nach Kurachee und Sind, wo er seine Rundreise abhält, wobei mir lebhaft alte Zeiten in Erinnerung kamen. Die katholische Kirche ist überall dieselbe. Wie ich überrascht war im Odenwald, in Heubach z. B., oder in Oberhessen über die Liebe der Katholiken zum Repräsentanten ihrer heiligen Kirche, so war ich es in Kurachee, Kotree und Hyderabad. Die Katholiken dieser Gegend sind Europäer, Goanesen und Madrassi, die ganz verschieden sind unter einander in Stellung, Sprache und Sitte, die deßhalb ganz verschieden behandelt werden müssen, die aber in der rührendsten Weise harmoniren, wenn es kirchliche Interessen betrifft. In Kurachee ist eine starke Gemeinde von Soldaten und Civilisten, die im Begriff sind, eine neue, würdigere Kirche zu bauen. Die Regierung hat das Grundstück, worauf die katholische Kirche, ein Schulhaus, ein Haus für die Priester, ein Kloster der Schwestern vom heiligen Kreuz mit einer Mädchenschule steht, bedeutend erweitert, so daß der eben errichtete Vincenzverein ein Haus für verlorene Frauenspersonen und andere Localitäten nahe der neuen Kirche wird eröffnen können, während der Convent ein Pensionat mit der Schule verbinden wird.

Wie gern hätte ich gewünscht, Ew. Bischöfliche Gnaden an den Ufern

---

1) Der Verfasser dieses Briefes, ein geborner Mainzer, erst Architekt, später Theolog und als solcher Professor der Philosophie an der neuerrichteten Lehranstalt des Mainzer Seminars, trat i. J. 1855 in den Orden der Gesellschaft Jesu ein, baute das große Jesuitencolleg zu Bombay und starb daselbst am 27. August 1869.

des Indus von diesen treuen katholischen Herzen begrüßt zu sehen, wie ich es an den Ufern des Rheins und des Neckars gesehen. O der Indus! er ist der Nil in Asien, ein herrlicher Strom wie der Rhein an seinen breitesten Stellen, der das Leben von ganz Sind ist, wo es fast nie regnet. Ein gelbes, schlammiges Wasser, das aber alle Getränke übertrifft, wenn es gereinigt ist. Wir kamen in der Nacht von Kurachee mit der Eisenbahn nach Kotree und fuhren nach der heiligen Messe über den Indus nach dem zwei Meilen entfernten Hyderabad, wo die alten Amire von Sind bis vor kurzem ihre Residenz hatten. Da sah ich zum ersten Male etwas von den neueren muselmännischen Bauten und war überrascht über die Großartigkeit und den Geschmack, womit die älteren Muster in Aegypten und dem westlichen Asien nachgeahmt sind. Das Fort, die eine englische Meile im Umkreis haltende Burg der Amire, ist jetzt ein Arsenal der Engländer und bietet weniger Interesse als die gewaltigen Mausoleen der verstorbenen Amire. Es sind deren wenigstens 19—20, jedes ein circa 80 Fuß hoher vier- oder achteckiger Kuppelbau, worin ein Sarkophag mit reicher Ueberdachung vom feinsten weißen Marmor. Im Inneren der dicken Erdmauern ist von dem Marmorboden bis zur Kuppel alles herrlich überkleidet mit farbigen glasirten Backsteinplättchen oder mit gemaltem Stuckverputz, die Farben von solcher Harmonie und Pracht, daß ich die Superiorität dieser Decorateure über unsere europäischen nicht genug bewundern konnte. Die Form der Ornamente, der Geschmack in Vertheilung der Farben ist einigermaßen zu erkennen in der Cricket-Kugel, die aus einer hiesigen Fabrik stammt und die mir Colonel Hogg zum Andenken an Hyderabad geschenkt hat und die ich für Ew. Bischöfliche Gnaden hier beischließe. Das muselmännische Element hat hier mit solcher Kraft das indische ergriffen und mit Gewalt muhamedanisch gemacht, daß man kaum etwas von dem alten Hinducharakter in Kleidung und Wohnung rc. erkennen kann. Dies zeigt, daß der uralte indische Paganismus nur mit Hilfe eines zeitweiligen Säbel-Gouvernements, damit aber ziemlich „friedlich“ überwunden wurde. Die so zum Muhamedanismus bekehrten Indier sind fanatische Muselmänner, wie es scheint, und würden ganz sicher herrlichere Christen sein, gleich den Kulis in Salsette oder den Madrassi. Die Engländer müssen ganz andere Zeiten vorbereiten, wie es scheint. So lange sie hier sind, ist wenig Fortschritt zu hoffen; die Kirche erhält nur, was sie früher errang — und dies mit Mühe.

Die Städte in Sind sind Aden, Kairo rc. ganz gleich — nur Minarets sah ich keine. Hier begreift man sehr gut, wie die Ruinen von Ninive Jahrhunderte lang unter einer Hülle von Erdhügeln verborgen liegen konnten. Die Werksteine der Bauten sind getrocknete Erdsteine,

gleich Backsteinen; die mit Kalk oder mit glasirten Backsteinplatten überzogen sind. Diese Hülle fällt, sobald nicht mehr nachgeholfen wird, und die 10—20 Fuß dicken Mauern zerfallen von außen zuerst, während die inneren Partien unter dem Schutt der äußeren erhalten und verborgen bleiben. Wir sahen solche Ruinen in allen Stadien dieses Processes.

Kotree, 26. October.

Als wir am Abend des 23. von Hyderabad hierher fuhren, begleitet von den guten Seelen, die wir da kennen lernten, fanden wir den Indus noch weit schöner als vorher am Morgen. Der weite Strom glich einem Silberspiegel, während die Sonne hinter den Mango- und Palmbäumen des westlichen Ufers unterging. Ein solcher Friede lag über der ganzen Gegend, daß man unwillkürlich religiös gestimmt war. Möchte dieser herrliche Strom recht bald der Taufbrunnen der Indier werden. In Kotree empfing uns der Pfarrer P. Peters, den Sie vom Mainzer Seminar her kennen, wo er seine Studien machte, mit der ganzen Gemeinde an der Dampffähre und führte den Hochwürdigsten Bischof zu der kleinen Kapelle, die von einem Lichtmeer umgeben und erfüllt war. P. Peters wußte sich einen wohlgeübten Sängerchor zu schaffen und machte uns diese Tage, die wir hier zubrachten, unvergeßlich angenehm. Kotree ist einem einzigen großen Garten gleich, was nach dem baumarmen Kurachee ungemein angenehm berührt. P. Peters ist ein sehr eifriger, fähiger Missionär, der mit seinen Leuten, je in ihrer Sprache, tüchtig umzuspringen weiß. Dicht neben unserer Kapelle befindet sich unter zwei großen Nim-Bäumen ein muselmännisches Grab, umgeben von einem ebenen Flurplatz, wo Tag und Nacht einige Muselmänner Wache halten. Wenn wir Morgens vier Uhr aufstehen, hören wir sie laut singen und beten; viele kommen einzeln und in Gruppen, da ihre Gebete zu murmeln; und wo immer man in der Stadt umhergeht, kann man einzelne Moslemin niedergekauert beten sehen. O wenn wir so beteten im Geiste und in der Wahrheit wie diese mit dem Munde, wir würden längst Arbeiter für Christi Weinberg und Schnitter für seine Erndte gefunden haben.

Sind ist zwar dünn bevölkert; aber bei der ungeheuren Ausdehnung zählt es doch zwei Millionen Einwohner. Für die 2800 Katholiken, die darunter sind, arbeiten sechs Priester, während für Muselmänner und Heiden keine directe Einwirkung von der Kirche unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglich ist. Die Engländer haben das Land kaum 25 Jahre, Hyderabad erst 20 und überall sind Schulen und Kirchen, während die armen, vielfach umher wandernden katholischen Soldaten, Köche, Schreiber, Bedienten das einzige katholische Element in ganz Ober-

sind bilden. Die Muhamedaner sind hier von so großer Liebenswürdigkeit, daß manche englische Offiziere dafür schwärmen und einige wirklich Muselmänner wurden. Die Engländer verstehen ihre Leute zu wählen und ihre neuen Unterthanen zu benutzen. Einige Regimenter in Obersind werden ohne einen einzigen europäischen Soldaten rein aus diesen Muselmännern gezogen. Dieselben sind kriegerisch und wünschen einzutreten. Die Engländer lassen nur solche zu, die ihre ganze Equipirung selbst stellen, und zahlen für jedes Pferd, das ein solcher Soldat hält, eine monatliche Rate, die jedoch zum Theil in der Casse des Regiments bleibt. Manche Soldaten haben zehn Pferde und haben beträchtliche Summen in dieser Casse. So sind alle dafür interessirt, das jetzige Gouvernement aufrecht zu erhalten, um ihr Vermögen nicht zu verlieren, und nie hörte man von einer Betheiligung dieser Regimenter bei irgend einer der vielen muselmännischen Revolutionen. Die Engländer sind auffallend ruhig über die Annäherung der Russen von Norden her und der commandirende General in Kurachee erklärte ihr Vorgehen als ein von den unruhigen Stämmen erzwungenes.

Die Engländer betreiben die Eindämmung des Indus und die Erhaltung der 30,000 Meilen Bewässerungscanäle mit großer Umsicht und wissen wohl, daß davon ihre Millionen von Revenuen und die Erhaltung der Bevölkerung selbst abhängt. Die Dampfflottille des Indus ist sehr bedeutend und geht regelmäßig bis zum Himalaya. Die Hitze ist während der Fluthzeit des Indus, im Sommer, 110—120° Fahrenheit im Schatten, jetzt circa 80—90°. Im November gehen die reicheren Einwohner in einige Plätze der Wüste, wo alsdann eine überaus reine Luft herrscht. In Hyderabad hatten wir auch jetzt 110°. In der Nacht wird es kühl und oft kalt bis zu 2° Reaumur (in Kurachee z. B.). Wenn der Hafen von Kurachee gebessert werden kann, was man kürzlich erklärt hat, soll es statt Calcutta zum Sitz der Regierung erhoben werden, wie man vielfach behauptet. Das wäre günstig für unsere Mission.

An seine Schwägerin Paula.

201.

Mainz, 16. November 1868.

Ich habe mit recht inniger Theilnahme die Nachricht von dem Tode Deiner lieben Schwester[1]) erhalten und schreibe Dir eigentlich nur, um

---

1) Freifrau Henriette v. Hardenberg geb. Gräfin zu Stolberg.

Dir zu sagen, daß ich in den nächsten Tagen für sie das heilige Meßopfer darbringen werde, was Dir ja die Hauptsache ist. Möge der liebe Gott ihr recht bald jenen Ort refrigerii, lucis et pacis gewähren, um welchen wir bei dem Memento für die Todten in der heiligen Messe bitten. Das dürfen wir ja fest hoffen und dann können wir nicht darüber weinen, daß sie diesen Ort des Jammers hier auf Erden mit diesem Ort des ewigen Lichtes und des ewigen Friedens vertauscht hat. Sterben heißt ja wahrhaft nur ewig leben für alle, welche mit Jesus verbunden sind, und das Leben hier auf Erden ist recht eigentlich ein elendes Sterben. Daß sie Dir immer eine so gute Schwester geblieben ist, wundert mich nicht; das ist so recht Eure Art, wie Gott in seiner Liebe sie Euch gegen Eure Geschwister und gegen alle gegeben hat, welche Euch nahe stehen. Daran habe ich ja auch reichen Antheil. Jetzt wird Wilderich wohl bald zurückkommen und Dir alles Nähere mittheilen, was er über den Tod Deiner Schwester erfahren hat.

Hoffentlich werden die Bücher, welche ich geschickt habe, im Winter Euch angenehm und nützlich sein. Daß Du über die ersten Kapitel des Buches für den Adel[1]) Dich zufrieden aussprichst, freut mich sehr. Es enthält viel Schönes und ist, wie mir scheint, viel substantieller als manche moderne Erbauungsbücher. Dagegen ist der Inhalt so ernst, daß ich fürchte, daß viele Herrn es nicht lesen werden. — Ich habe jetzt meine gewöhnlichen Winterarbeiten wieder begonnen, zu denen außer Predigten 2c. auch gehört, daß ich meine Nönnchen in den verschiedenen Häusern besuche und die verschiedenen Vereine versammle. Meine Klöster wirken vortrefflich und machen mir alle recht viele Freude. Sie sind auch großentheils alle so befestigt, daß sie keine finanziellen Schwierigkeiten mehr haben. Das Unternehmen, welches mich jetzt am meisten beschäftigt, ist die Errichtung eines Knabenseminars in der Nähe von Dieburg, vorläufig für die ersten vier Classen. Es steht bereits unter Dach und soll im nächsten Jahr eröffnet werden. Der Gedanke, daß es dazu dienen soll, mir recht fromme Priester zu erziehen, macht mir große Freude. — In innigster Liebe segne ich Euch alle und bleibe im Herzen Jesu Dein treuer Bruder.

---

1) Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des hl. Thomas von Aquin. Dem gesammten christlichen Adel Deutschlands gewidmet von Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz 1868. Das Werk ist von Direktor Heinrich Bone aus dem Lateinischen übersetzt.

An seine Schwester Sophie.

202.

Mainz, 23. November 1868.

Wie immer bin ich auch jetzt wieder schon recht lange Dir für mehrere so liebe Briefe Dank schuldig, und es tröstet mich dabei nur die Gewißheit, daß Du in Deiner Liebe und Güte gegen mich dieses Versäumniß mir nicht übel nimmst. Deinen kleinen Reisen, namentlich Deinem Aufenthalt in Lembeck bin ich mit dem größten Interesse gefolgt. Es ist mir so lieb und werthvoll, daß ich dort, wo wir so viele liebe Erinnerungen gemeinsam haben, mit meinen Gedanken und Vorstellungen Deinem Leben und Treiben so ziemlich folgen kann. Ebenso freut es mich außerordentlich, wenn Du Deinen Plan, nach dem lieben Dinklage und zu seinen lieben Bewohnern zu gehen, ausgeführt haben solltest. Ich habe auch ein Stück Heimweh nach der alten Burg und zudem noch durch die mir angebotene Altarweihe eine legitime Veranlassung, hinzugehen [1]).

In Mecheln habe ich vielen Trost gehabt, nur that die Trennung dieses deutschen Volkes von uns, das Französiren desselben meinem Herzen wehe. Der Erzbischof ist ein überaus einfacher, tiefeinsichtiger, liebenswürdiger Mann. Auch sein Bruder, der frühere Minister, ist ein Mann voll Einsicht und Begeisterung. — Dein Quartier ist hier wieder fix und fertig und wartet mit großer Sehnsucht auf Dich.

An seine Nichte Clementine Gräfin v. Galen.

203.

Mainz, 24. December 1868.

Soeben bringt mir die Post vom lieben Assen und seinen geliebten Bewohnern Dein schönes Geschenk und Deine freundlichen Worte, die es begleiten. Ich bin recht gerührt von der Liebe, die Du mir dadurch beweisest, und lasse alle meine Arbeiten liegen, um Dir noch vor dem heiligen Weihnachtstage meinen allerherzlichsten Dank auszusprechen. Ich will die sehr schöne Stola recht viel gebrauchen und dabei recht oft Deiner

---

1) Erst im September 1873 consekrirte der Bischof den neu errichteten Altär in der Burgkapelle zu Dinklage, dem Wohnsitze seines Neffen Ferdinand Graf v. Galen.

gedenken, du gutes liebes Kind! besonders auch morgen bei meiner ersten heiligen Messe um 4 Uhr.

Wie freut es mich, daß es Euch in Assen wohl geht, namentlich auch den lieben Eltern. Ihr könntet mich eigentlich wohl mal wieder besuchen und einige Tage unter meinem Dache verweilen; das wäre mir eine große Freude.

Die Brüder wird der liebe Gott führen und beschützen. Unsere jungen Leute müssen immer mehr lernen, daß der ganze Werth des Menschen in der Befolgung seiner Grundsätze besteht und nicht im äußern Erfolg. Das ist die große Predigt aus der Krippe: die absolute Nichtigkeit alles Aeußerlichen in dem Urtheil Gottes über uns. Dieses Urtheil muß aber der Maßstab des unsrigen mehr und mehr werden. Die Schule dazu ist oft hart, aber unerläßlich.

Wenn Du * * etwas an Dich ziehen würdest, so würde mich das sehr freuen; freilich aber nur dann, wenn es Dir gelingt in dieselbe das, was überall die Seele sein soll, die Liebe Gottes, die Liebe Jesu, die Liebe zur Kirche mit allen ihren großen Interessen in natürlicher einfacher Weise, ohne Exaltation, aber dennoch in voller Wahrheit hinein zu bringen. Ein intimer Verkehr, bei dem man für alle höhern Interessen, die über das Irdische hinaus liegen, gewissermaßen einen neutralen Boden einnimmt, ist nur verderblich; denn wenn er lebendig wird, berührt er doch das schwache Herz und wo dies berührt wird ohne Gott, da ist gleich Gefahr. Das ist oft so schlimm, daß man verlernt hat, die täglichen Interessen nicht blos im Innern des eigenen Herzens, sondern im Verkehr mit andern einfach und natürlich auf Gott zu beziehen — daß man gewissermaßen conventionell von der Religion abstrahirt. Das kann nicht geschehen ohne große Nachtheile. Religiöse Sentimentalität ist gewiß eine Verkehrtheit, aber kaum größer als dieses Abstrahiren von der Religion im ganzen gesellschaftlichen Leben, soweit keine offenbaren Todsünden vorkommen.

Leider kömmt da der Kanzleibote und ruft mich zur Sitzung. Bezüglich des einen Punktes also ein anderes Mal. Alle Bücher sind aber in dem einen Worte des Apostels enthalten: „Die Jungfrau denkt an das, was des Herrn ist, und wie sie heilig sei an Leib und Seele" (1 Kor. 7, 34). Von den Verheiratheten sagt er dagegen, daß sie „getheilt sind," d. h. nicht so wie jene ungetheilt der Liebe und dem Dienste Jesu leben können. Doch da kömmt alles auf Beruf an, und wir haben gute Frauen ebenso nothwendig wie gute Jungfrauen.

J. B. Vernaz an Bischof v. Ketteler[1]).

204.

Chambery, 18. Februar 1869.

Gestatten Sie mir, mich in Ihre Erinnerung zurückzurufen. Seit langer Zeit ist Ihr Name bis zu meinem kleinen Heimathlande gelangt; aber es fiel mir schwer zu glauben, daß der aufbrausende Zögling von Brig ein so eifriger Diener des Herrn geworden sei. Erst letzthin habe ich es durch einen Mitschüler desselben Collegs erfahren. Eine Reihe von Jahren sind dahin gegangen, wir sind durch ganz Europa zerstreut, ohne Hoffnung uns wieder zu sehen. Trotzdem verursacht es mir stets die größte Freude, wenn ich von einem meiner alten Mitschüler sprechen höre. Ich habe Sie und alle meine deutschen Schulkameraden in so gutem Andenken bewahrt. Empfangen Sie also meine aufrichtigsten Glückwünsche zu dem hohen Berufe, dem Sie mit so großem Erfolge und so großer Hingebung sich widmen. Wollen Sie diese Erinnerung an eine alte Freundschaft gütig aufnehmen 2c.

An J. B. Vernaz in Chambery[2]).

205.

Mainz, 24. Februar 1869.

Ich bin tief gerührt durch Ihr liebes Schreiben und durch das freundliche Andenken, das Sie mir so lange Jahre hindurch bewahrt haben. Ich kann Ihr Erstaunen, daß der „bouillant élève de Brigue" ein Stellvertreter des sanftmüthigen guten Hirten geworden, vollkommen begreifen und kann Ihnen versichern, daß ich über diese große Gnade Gottes selbst nicht weniger erstaunt bin wie Sie. Außer der Freude über Ihre treue Freundschaft, die Sie mir seit unsern Jugendjahren bewahrt haben, erfüllt es mich noch mit einer ganz besondern Freude, daß Ihr Brief mir ein Unterpfand ist, daß wir auch jetzt noch im reifen Alter, wie damals in Brig, in der Liebe zu unserm heiligen göttlichen Glauben überein-

---

1) Uebersetzung. Das französische Original im Anhang Nr. IV. — J. B. Vernaz, Richter an dem Tribunal zu Chambery (Savoyen), studirte mit Ketteler in dem Convikt zu Brig und war dessen Schulfreund.

2) Deutsches Concept.

stimmen. Ich kann also mit Zuversicht hoffen, daß, wenn wir auch auf Erden unsere Jugendfreundschaft nicht mehr durch persönlichen Verkehr fortsetzen können, wir uns doch einst in der Ewigkeit wiedersehen werden.

Ich spende Ihnen, hochverehrter Herr und Freund, den bischöflichen Segen und verharre in alter Freundschaft ꝛc.

An Caplan Wesener in Recklinghausen.

206.

Lorsch, 5. Juni 1869.

Dein liebes Schreiben habe ich auf einer Visitationsreise an der Bergstraße erhalten. Ich danke Dir recht herzlich, daß Du in dieser für uns so ernsten und wichtigen Erinnerungszeit auch an mich gedacht hast. Es ist mir von großem Werth, daß Du mir Deine alte Freundschaft so treu bewahrst. Wie schnell eilt das Leben dahin! Es ist mir kaum begreiflich, daß schon 25 Jahre seit unserer Priesterweihe [1]) verflossen sind. Deine Glückwünsche erwiedere ich auf das Innigste. Einen bessern Beschluß, wie Du ihn bei den letzten Exercitien gefaßt hast bezüglich der Darbringung des heiligen Meßopfers, kann man zum Andenken an die Priesterweihe gewiß nicht fassen. Bei meinen Lebensverhältnissen, wo ich eigentlich täglich wie auf einem stürmenden Meere bin, ist es doppelt schwer, nur einigermaßen die Ruhe zu finden, die für diese heilige Handlung so nothwendig wäre. Ich bedarf daher Deines Gebetes viel mehr als Du des meinigen und ich bitte recht herzlich darum.

An seinen Bruder Wilderich.

207.

Rom, 29. November 1869.

Ich will Dir meine glückliche Ankunft in Rom sogleich melden, da ich weiß, welchen Antheil Ihr daran nehmt. Wir sind hierher geflogen [2]).

Am Dienstag Morgens $10^1/_2$ Uhr reisten wir von Mainz ab und waren am Mittwoch Abends 10 Uhr bereits in Bologna. In Innsbruck begrüßte uns um 4 Uhr Morgens der liebe Bernhard [3]). In Padua

1) Im Dome zu Münster am 1. Juni 1844.

2) Subregens Graf Max v. Galen und der Herausgeber dieser Briefe bildeten die Begleitung des Bischofs.

3) Graf von Galen, welcher dort Theologie studirte.

blieben wir drei Stunden, welche uns herrlich zu Statten kamen, um Kirche und Grab des heiligen Antonius zu besuchen, an der Hand eines Paters und eines Bruders, welche dort im Minoritenkloster wohnen und uns bekannt waren. In Bologna lasen wir die heilige Messe im Dom, besuchten dann den berühmten Campo santo, der unvergleichlich prachtvoll ist, aber fast ohne alle Erinnerung an alles, was uns Christen den Triumph über den Tod gewährt — eine Art Gallerie schöner Statuen.

Donnerstag Abends langten wir bereits in Loretto an, wo ich alles, was mir lieb und theuer in der Welt ist, worunter Ihr ja keine kleine Rolle spielt, der lieben Gottesmutter, so gut ich konnte, empfohlen habe. Auch da sind deutsche Patres, die einem überall zur Hand sind. Ich hatte das unbeschreibliche Glück, am Freitag Morgens in der Kapelle mit der Ueberschrift: *Hic* Verbum caro factum est — „Hier ist das Wort Fleisch geworden" die heilige Messe zu lesen. In dieser Inschrift liegt alles, was sich über die Eindrücke in Loretto sagen läßt. Neben dieser einzigen übernatürlichen Auszeichnung hat Loretto überdies für den natürlichen Menschen eine so wunderbare Lage, daß man ganz davon berauscht wird.

Um 11 Uhr fuhren wir Freitag Morgens nach Ancona zurück, besahen uns da namentlich die Kathedrale — ein nicht großer, aber überaus interessanter Bau aus dem zehnten Jahrhundert auf einem in das Meer hineinragenden Felsen, gleichfalls mit ganz herrlicher Aussicht. Nach einer Nachfahrt von 10 Uhr Abends bis Samstag 9 Uhr langten wir endlich in der alten Roma glücklich und eigentlich ohne alle namhafte Ermüdung an.

An Professor Nippold in Heidelberg.

208.

Rom (Collegio Germanico), 6. December 1869.

In diesen Tagen ist mir die Augsburger „Allg. Ztg." zugekommen, worin Ihr Buch: „Welche Wege führen nach Rom?" besprochen und aus demselben folgende Stelle angeführt wird:

„Persönlich bekenne ich gern, daß ich mich mit wenigen Menschen so eins auf dem religiösen Gebiete weiß als mit meinen katholischen Verwandten, und daß ich speciell keinem Protestanten in wahrer Universalität des Geistes so viel Anregung danke als meinem unvergeßlichen Oheim Feldmarschall-Lieutenant v. Paumgartten († 1866 als Generalgouverneur von Galizien), in dessen Hause in Mainz ich volle Gelegen-

heit hatte, sowohl eine wahre sittliche Frömmigkeit in katholischer Form hochschätzen zu lernen, als in die in schärfstem Contrast zu jener stehenden unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft einen Einblick zu gewinnen, der in dem Grade kaum an einem andern Orte möglich gewesen wäre [1])."

Dieser persönliche Angriff veranlaßt mich eine ergebene Frage an Sie zu richten.

Sie bringen den Vorwurf „unsittlicher Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft" mit dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant v. Paumgartten, Ihrem Oheim, in Verbindung; Sie wollen sogar in seinem Hause „volle Gelegenheit" gehabt haben, in diese „unsittlichen Wühlereien" „einen Einblick zu gewinnen, der in dem Grade kaum an einem andern Orte möglich gewesen wäre."

Ich bin fast fünfzehn Jahre ununterbrochen mit dem Feldmarschall-Lieutenant v. Paumgartten in Mainz zusammen gewesen. In dieser Zeit habe ich von demselben stets, sowohl in amtlichen wie in allen unsern Privatbeziehungen, nur Zeichen der Achtung und des Wohlwollens empfangen, die ich gleicher Weise in aller Aufrichtigkeit erwiedert habe. Ich kann unmöglich glauben, daß das alles Schein und Unwahrheit gewesen; ich kann deßhalb auch unmöglich glauben, daß Ihnen in der Familie des Feldmarschall-Lieutenants eine Veranlassung gegeben ist zu einem so exorbitanten Urtheil, wie Sie es fällen. Der Feldmarschall-Lieutenant v. Paumgartten hat sich mir gegenüber mit aller Offenheit und Wahrhaftigkeit eines Ehrenmannes benommen. Ich müßte an dem Charakter desselben zweifeln, wenn er bei so vielen Beweisen der aufrichtigsten Achtung eine ähnliche Gesinnung, wie Sie sie aussprechen, gegen mich gehegt oder gar im intimen Verkehr seiner Familie kund gegeben hätte.

Da ich aber an der Ehrenhaftigkeit des Feldmarschall-Lieutenants und seiner Familie, die ich in einem treuen und guten Andenken bewahre, nicht zweifeln kann, so bleibt mir nichts übrig, als anzunehmen, daß Sie den Namen Ihrer Verwandten öffentlich mißbraucht haben, um einem Vorwurfe Nachdruck zu geben, der nicht in der Familie des Feldmarschall-Lieutenants v. Paumgartten, sondern lediglich in Ihnen und in Ihrer Gesinnung seinen Grund hat. Dann hätten Sie aber eine offene Unwahrheit ausgesprochen und der Vorwurf des Gebrauches unsittlicher Mittel fiele in der That mit vollem Gewichte auf Sie zurück.

Da ich nun einen Vorwurf, der die Sittlichkeit meines Wirkens antastet und der gewissermaßen mit der Beglaubigung des Feldmarschall-

1) Welche Wege führen nach Rom? Heidelberg 1869 S. 26.

Lieutenants v. Baumgartten mir öffentlich gemacht ist, vor der Oeffentlichkeit nicht stillschweigend hinnehmen kann, so ersuche ich Sie mir anzugeben, was Sie unter diesen „unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft" verstehen, und wie Sie die Behauptung begründen können, daß Sie in dem Hause des Feldmarschall-Lieutenants v. Baumgartten „volle Gelegenheit" hatten, dieselben zu beobachten.

Sie können mir als Ehrenmann auf diese Anfrage die Antwort nicht verweigern [1]).

An seine Schwester Sophie.

209.

Rom, 19. December 1869.

Ich darf es doch nicht länger verschieben, Dir, geliebte Schwester, von hier aus ein Lebenszeichen zu geben. Wie schnell und glücklich wir übergekommen sind, wirst Du bereits wissen. Das Reisen ist durch die Eisenbahnen keine Strapaze mehr. Der Besuch des heiligen Antonius in Padua und das Heiligthum der lieben Mutter Gottes in Loretto sind mir besonders theure Erinnerungen. Bei der Eröffnung des allgemeinen Concils war das Wetter leider sehr ungünstig, was der Schönheit solcher Feste immer etwas Eintrag thut. Jetzt sind die Vorbereitungen, welche bei solchen Versammlungen immer den eigentlichen Verhandlungen vorher gehen müssen, in vollem Gang. Sobald diese Formalien vorüber sind, wird man gewiß die Verhandlungen so viel möglich beeilen, da so viele Bischöfe unmöglich ganz lange von ihren Sitzen entfernt bleiben können. Der Anblick der in ihren Hirten versammelten katholischen Welt ist unbeschreiblich rührend und ergreifend. Manche von uns werden auch wohl hier bleiben, indem sie von Gott abberufen werden. Heute schon werden wir einen Galizischen Bischof [2]) begraben, der vor einigen Tagen gestorben ist. Eine sehr angenehme Beigabe zu unserm diesmaligen Aufenthalt ist die Anwesenheit so vieler lieben Bekannten nebst den jungen Leuten aus unsern Familien [3]). Ihre Zahl wird ja wohl noch im Laufe des Winters

---

1) Nippold's Antwort: „Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort" abgedruckt und kritisirt in der bischöflichen Gegenschrift: „Was hat Herr Professor Nippold in Heidelberg bewiesen?" Mainz 1870.

2) Anton Monastyrski, Bischof von Przemysl.

3) Außer den Söhnen des deutschen Adels, die in der päpstlichen Armee dienten, waren aus Deutschland noch zahlreiche Ritter des Malteserordens nach Rom gekommen und bildeten im Verein mit der päpstlichen Nobelgarde die Ehrenwache des vatikanischen Concils.

recht wachsen. Eine große Schwierigkeit für den Verkehr untereinander bildet hier immer die große Entfernung. Wenn man nicht immer einen Wagen vor der Thüre stehen hat, ist es schwer so oft zusammen zu kommen, als man möchte.

Wir wohnen hier im Germanikum sehr angenehm und abgesehen von etwas kalten Zimmern ist sehr gut für uns gesorgt. Die Ordnung im Hause ist wahrhaft vollkommen und die jungen Leute machen mir den allerbesten Eindruck. Wenn alle Priester so erzogen würden, dann wäre der Welt geholfen. Man kann keine freudigeren, bescheideneren, lieberen jungen Leute sehen. Heute habe ich ihnen allen wieder die Communion ertheilt, was mir immer wahre Herzensfreude ist wegen der frommen Haltung der Alumnen. Ich betrachte es als eine ganz besonders gnädige Fügung Gottes in meinem Leben, daß ich in diesem friedlichen, ruhigen Hause eine Zeit lang zubringen kann. — Daß ich aller lieben Geschwister und Bekannten hier oft gedenke, brauche ich Dir nicht zu sagen.

An seine Schwägerin Paula.

210.

Rom, 13. Januar 1870.

— — Die Möglichkeit, daß Wilderich noch im Winter nach Turin muß, und die Hoffnung ihn dann hier zu sehen, freut mich unbeschreiblich. Hoffentlich erfahre ich bald Näheres. —

Wir sind jetzt hier tüchtig an der Arbeit und die Zeit eilt dadurch wieder schnell dahin. Körperlich und auch geistig befinden wir uns alle wohl. Der Aufenthalt in diesem lieben musterhaften Colleg erhöht für mich auch in geistlicher Hinsicht die Annehmlichkeit des hiesigen Aufenthaltes unbeschreiblich. Ich hänge jedoch, seit ich Priester bin, zu sehr mit meiner ganzen Seele an der Seelsorge und bin mit zu vielen Banden an meine Diöcese geknüpft, als daß eine andere Existenz mich ganz befriedigen könnte. Hiervon aber abgesehen, ist es kaum auszusprechen, wie außerordentlich, wie wunderbar der Aufenthalt in diesem Augenblick hier ist. Man ist wirklich zu klein dafür und muß sein Herz erst nach und nach weiter dafür machen. Könnte ich Dir einmal eine solche Sitzung zeigen, wo die katholische Welt in ihren Bischöfen versammelt ist und durch ihren Mund redet! Daß es auch an Sorgen und Schwierigkeiten nicht fehlt, versteht sich von selbst; das hindert aber nicht die Zuversicht, daß Gott alles wunderbar leitet.

Erklärung des Bischofs v. Ketteler[1]) auf die Veröffentlichung des Stiftspropst v. Döllinger in der Allg. Ztg. vom 27. Januar 1870.

211.

Rom, 8. Februar 1870.

Herr Stiftspropst v. Döllinger hat in einer Erklärung vom 27. v. M. in der „Allg. Ztg." unter anderem gesagt: „Ich habe den fraglichen Artikel[2]) veröffentlicht, weil ich mich als öffentlicher Lehrer, als Senior der theologischen Professoren Deutschlands in einer gespannten Zeit und wahrhaft beängstigenden Lage dazu berufen glaubte. Ich habe es gethan in dem beruhigenden Bewußtsein, mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe, zu welchen auch mein eigener verehrter Oberhirte gehört, im Wesen der Frage einig zu sein, und in dem Drange, das, was ich einst als Lehre[3]) der Kirche empfangen, was ich sieben und vierzig Jahre lang als solche vorgetragen, nun am Abende meines Lebens in einem Momente drohender Verdunkelung oder Verunstaltung offen zu bekennen." Er knüpft daran die Hoffnung, daß sein Wort, „noch bevor die Würfel gefallen sind, vielleicht doch einige Beachtung finden werde."

Der Herr Stiftspropst erklärt nicht näher, was er unter diesem „Wesen der Frage" versteht, worin er mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe einverstanden zu sein versichert. Er gibt auch nicht näher an, welche Bischöfe er „der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe" beizählt und welche nicht. Durch diese Unbestimmtheit müssen seine Worte bezüglich der Uebereinstimmung seiner Ansichten mit denen der deutschen Bischöfe eine sehr verschiedene Deutung finden. Ich kann selbstverständlich nur in meinem Namen sprechen. Da ich nun nicht ausdrücklich ausgenommen bin, so fällt der Schein einer Uebereinstimmung mit den Ansichten, die der Herr Stiftspropst in der letzten Zeit ausgesprochen hat, auch auf mich. Um diesen Schein abzulehnen, sehe ich mich zu dieser Erklärung gezwungen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ich ein dankbarer Schüler des Herrn Stiftspropst v. Döllinger war und ihn aufrichtig verehrte. Mehrere

---

1) Katholik 1870 Bd. 1, 252—256.

2) „Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse" in der „Allg. Ztg." Nr. 21.

3) In der „Allg. Ztg." Nr. 29 steht „als Lehrer" und „als solcher."

Jahre folgte in München ich allen seinen Vorlesungen. Damals war ich fast in allen großen Fragen der Kirchengeschichte mit ihm in Uebereinstimmung. Später, im Jahre 1848, nahmen wir gemeinschaftlich als Abgeordnete an dem deutschen Parlamente in Frankfurt Antheil. Auch in dieser Zeit, wo alle großen Zeitfragen so vielfach besprochen wurden, glaube ich mit ihm über die Fragen des öffentlichen Lebens in Uebereinstimmung gestanden zu haben. Leider muß ich aber jetzt annehmen, daß zwischen den Ansichten des Herrn Stiftspropst v. Döllinger und den meinigen „im Wesen" der Fragen, welche uns jetzt beschäftigen, ein tiefer Gegensatz besteht. Herr Stiftspropst v. Döllinger ist öffentlich als Gesinnungsgenosse der Verfasser jener bekannten, unter dem Namen Janus erschienenen Schmähschrift gegen die Kirche bezeichnet worden und er hat bisher sich noch nicht veranlaßt gesehen, zu erklären, daß er als treuer Sohn der katholischen Kirche die Gesinnung, welche den Janus eingegeben hat, nicht theilt. Der Janus ist aber nicht nur gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern gegen den Primat selbst gerichtet, gegen diese große göttliche Institution in der Kirche, welcher wir in der Einheit so recht eigentlich den Sieg der Kirche über alle Gegner durch alle Jahrhunderte verdanken. Er ist zugleich ein Gewebe zahlloser Entstellungen der Thatsachen der Geschichte, dem vielleicht an innerer Unwahrhaftigkeit nur die Lettres provinciales von Pascal an die Seite gestellt werden können. Herr Stiftspropst v. Döllinger hat aber nicht allein den Zusammenhang mit den Verfassern des Janus bisher noch nicht abgelehnt, sondern er ist auch bekanntlich der anonyme Verfasser der Schrift „Erwägungen für die Bischöfe des Conciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit," welche freilich ungleich mäßiger gehalten ist als der Janus, aber mit dem Gedankengang des Janus im Allgemeinen so übereinstimmt, daß dadurch um so mehr die Vermuthung nahe gelegt ist, daß er den Verfassern des Janus nahe stehe, jedenfalls ihre Richtung billige.

Ganz auf dieselbe Richtung deutet auch die jüngste Erklärung des Herrn v. Döllinger über die Bitte einer Anzahl von Bischöfen, die Unfehlbarkeit des Papstes auszusprechen, unzweideutig hin, namentlich in seinem unberechtigten Urtheile über das Concil von Florenz, welches allgemein als ein ökumenisches in der katholischen Kirche verehrt wird, und in dem ebenso unberechtigten Urtheile, daß die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn derselbe feierlich als Lehrer der gesammten Kirche über Glaubenswahrheiten Aussprüche thut, nicht erklärt werden könne; worüber doch wahrlich keinem einzelnen Katholiken die Entscheidung zusteht, sondern nur der allgemeinen Kirchenversammlung selbst, welche die Verheißung hat,

daß der heilige Geist sie an alles erinnern werde, was der Sohn Gottes gelehrt hat.

Auch die oben angeführten Worte des Herrn Stiftspropst v. Döllinger, worin er die mögliche Erklärung einer Lehre, welche seinen Ansichten widerspricht, „eine drohende Verdunkelung oder Verunstaltung“ der Lehre der Kirche nennt, sind von diesem Geiste erfüllt. An „drohende Verdunkelungen und Verunstaltungen der Lehre der Kirche“ durch Aussprüche einer allgemeinen Kirchenversammlung kann der nicht glauben, welcher die Ueberzeugung hat, daß der Geist der Wahrheit in übernatürlicher Weise dieser Versammlung beisteht. Der Herr Stiftspropst kann allerdings, ehe dieser Ausspruch erfolgt, gegen eine Lehre, die noch nicht festgestellt ist, seine Bedenken geltend machen; er hat aber als Katholik nicht das Recht, von drohender Verdunkelung und Verunstaltung der wahren Lehre durch die Aussprüche der allgemeinen Kirchenversammlung zu reden.

Es hat eine Zeit gegeben, wo viele begeisterte Jünglinge aus allen Gauen Deutschlands, welche sich auf den Priesterstand vorbereiteten, zu den Schülern Döllinger's gehörten, und welche jetzt im reiferen Alter die treuesten Söhne der Kirche sind und von den Feinden der Kirche als Jesuitenschüler bezeichnet werden. Jener Zeit verdankt es der Herr Stiftspropst v. Döllinger ohne Zweifel, daß auch jetzt noch viele nur mit großem Widerstreben das Gefühl alter Pietät überwinden und sich von ihrem alten Lehrer lossagen. Heute dagegen nennen sich auch offene Apostaten, wie Pichler und Consorten, Schüler Döllinger's und werfen ihrem alten Lehrer Inconsequenz vor, daß er nicht wagt weiter zu gehen und mit der Unfehlbarkeit des Papstes auch die Unfehlbarkeit der Kirche über Bord zu werfen. Woher mag das wohl kommen, daß Männer so verschiedener Richtung aus der Schule Döllinger's hervorgegangen sind? Der Grund ist offenbar. Die unselige Richtung, welche Herr Stiftspropst v. Döllinger jetzt befolgt, ist nicht die Richtung jenes Mannes, auf den Hunderte von Schülern aus alter Zeit auch heute noch mit Dankbarkeit, aber auch mit tiefem Schmerze hinblicken.

In wie weit daher auch auf mich der Schein fallen könnte, als gehörte ich zu jenen, die „im Wesen“ der Fragen, welche jetzt im Vordergrunde stehen, mit Herrn Stiftspropst v. Döllinger einverstanden seien, muß ich auf das Entschiedenste protestiren. Ich bin nur mit dem Döllinger einverstanden, der einst seine Schüler in seinen Vorlesungen mit Liebe und Begeisterung gegen die Kirche und den apostolischen Stuhl erfüllte; ich habe aber nichts mit dem Döllinger zu thun, den jetzt die Feinde der Kirche und des apostolischen Stuhles mit Ehren überhäufen.

An den Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg in Kupferzell.

212.

Rom, 9. Februar 1870.

Ich habe gleich nach Empfang Deines sehr lieben Schreibens eine öffentliche Erklärung an die Redaction „des Katholiken" in Mainz[1]) mit dem Auftrage geschickt, Dir einen Abdruck derselben zu senden. Sie wird also in den nächsten Tagen eintreffen, und ich hoffe, daß Du damit zufrieden sein wirst.

Es würde mich sehr gefreut haben, Dich, verehrter Freund, mit so vielen andern Landsleuten bei Gelegenheit dieses großen Ereignisses hier in Rom zu finden. Alle treuen Kinder der Kirche, welche kommen können, sollten es nicht versäumen. Sie werden unauslöschliche erhabene Eindrücke für das ganze Leben empfangen.

Erklärung des Bischofs v. Ketteler[2]).

213.

Rom, 19. Februar 1870.

Die „Allgemeine Zeitung" theilt Nr. 46 folgendes Telegramm mit:

„Rom 13. Februar. Der von zwei rheinischen Kirchenfürsten ausgehende Antrag einer gemeinsamen Erklärung gegen Dr. von Döllinger's Aufsatz über die Unfehlbarkeit wurde in der Versammlung der deutschen Bischöfe verworfen. Hauptsächlich opponirten Hefele, Eberhard, Haynald, Stroßmayer, Förster, welche erklärten, daß Döllinger, abgesehen von einzelnen Argumenten, im Wesen der Frage die Ansicht der meisten deutschen Bischöfe vertrete. Mit entschiedener Lossagung vom Standpunkte bloßer Inopportunität wurde ferner constatirt, daß die von den Antragstellern schon unterschriebenen Adressen für die Infallibilität im Grund gegen die Lehre der Kirche selbst gerichtet seien. Die zwei Kirchenfürsten erklärten, dessen ungeachtet sich von ihren Collegen (d. h. den Unterzeichnern jener Adressen) nicht trennen zu wollen."

Dieses Telegramm, welches ganz den Charakter der „Römischen Briefe über das Concil" in der „Allg. Ztg." an sich trägt, bietet mir eine erwünschte Gelegenheit, an einem Falle, über den ich die genaueste

---

1) S. Nr. 211. — 2) Aus „Mainzer Journal" 1870 Nr. 45.

Auskunft geben kann, die systematische Unredlichkeit dieser Correspondenz den deutschen Lesern vor Augen zu stellen. Ich will den Vorgang selbst zuerst erzählen und dann die Unwahrheiten, welche in diesen paar Zeilen enthalten sind, hervorheben.

Nachdem ich meine Erklärung gegen Dr. v. Döllinger bereits abgeschickt hatte, hielt ich es dem Geiste freundschaftlicher Besprechungen, welcher unter uns herrscht, entsprechend, hiervon in der Conferenz ganz vorübergehend eine Mittheilung zu machen. Ich that dies mit wenigen Worten, ohne irgend einen Antrag zu stellen oder auch nur eine Verhandlung in diesem Sinne anregen zu wollen. Eine solche fand daher auch gar nicht statt und es wurden nur einige vertrauliche kurze Aeußerungen gemacht. In kurzen Worten sprachen einige, ohne Widerspruch zu finden, ihre entschiedene Mißbilligung der Erklärung Dr. v. Döllinger's aus, während von anderer Seite die Meinung geltend gemacht wurde, daß wohl nur einzelne Bischöfe besonderer Verhältnisse wegen Veranlassung hätten, öffentlich dagegen aufzutreten. Damit war die überaus kurze Besprechung zu Ende.

Unwahr ist also, daß zwei rheinische Kirchenfürsten den Antrag gestellt haben, eine Erklärung gegen Döllinger zu erlassen; unwahr daher auch, daß dieser Antrag verworfen worden sei; unwahr ist es, daß, wie hier dargestellt wird, eine Debatte mit ernster Opposition stattgefunden habe. Gänzlich unwahr und durchaus erdichtet ist die Behauptung, daß die in dem Telegramm mit Namen aufgeführten Bischöfe ausgesprochen hatten, daß Döllinger im Wesen der Frage die Ansicht der meisten deutschen Bischöfe vertrete. Der Satz, der dann im Telegramm folgt: „Mit entschiedener Lossagung u. s. w." ist unverständlich. Jedenfalls ist nichts in der Versammlung gesagt worden, was in dem einen oder anderen Sinne das Substrat zu diesem Satze bilden könnte. Endlich haben die zwei angeblichen rheinischen Kirchenfürsten am Schlusse nicht erklärt, daß sie dessen ungeachtet sich von ihren Collegen nicht trennen wollten, zu welcher Erklärung absolut keine Veranlassung vorlag.

Welche unbeschreibliche Unredlichkeit, die unbefangensten Gespräche, die hier unter uns vorkommen, in ein solches System voll Lug und Trug zu bringen und sie mit lauter Erdichtungen zu illustriren! Aber ganz so sind auch die in derselben Zeitung veröffentlichten „Römischen Briefe" über das Concil. Hier ist kein einzelner Irrthum, sondern ein System, wo täglich allerlei Nachrichten ausgehorcht werden, um sie dann nach der vorgeschriebenen Tendenz zum Betrug am deutschen Publikum zu benutzen. Und wie unwürdig ist die Art, wie sich dieser Berichterstatter in den Besitz seiner Nachrichten setzt! Daß ein Bischof ihm von solchen Vorgängen,

wie sie jenes Telegramm bespricht und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Mittheilung macht, ist nicht zu denken, da volles gegenseitiges Vertrauen und die brüderlichste Gesinnung uns verbindet. Es kann also nur irgend ein treuloser Aushorcher sein, der vertrauensvolle Mittheilungen ablauert, um sie dann zu verdrehen, zu entstellen, nach Belieben hinzuzufügen und sie so zuzubereiten für den Effect, welchen diese unwahren Darstellungen in Deutschland machen sollen.

Die Artikel in der „Allg. Ztg." müssen später einmal im Zusammenhange in ihrer ganzen verworfenen Unwahrhaftigkeit aufgedeckt werden. Sie werden dann einen steten werthvollen Beitrag liefern, wie weit die Ungerechtigkeit gegen die katholische Kirche von jenen Parteimännern getrieben wird, die so gern den Schein höherer Bildung vor sich her tragen [1]).

Papst Pius IX. an den Bischof v. Ketteler [2]).

214.

Aus den Gemächern des Vatikans, 21. Februar 1870.

Ich habe mit Genugthuung und wahrem Troste das von Ihnen veröffentlichte Schreiben bezüglich des bekannten Professors von München gelesen [3]). Ich wollte Ihnen diesen Beweis meines väterlichen Wohlwollens geben zugleich mit dem apostolischen Segen, welchen ich von ganzem Herzen Ihnen und Ihrer ganzen Diöcese spende.

An Papst Pius IX. [4]).

215.

Rom, 26. Februar 1870.

Ich sage Dir den innigsten und demüthigsten Dank für das liebevolle väterliche Schreiben, welches Du über meine Erklärung an Döllinger an mich gerichtet hast. Es wird mir als eigenhändiges Schreiben Deiner Heiligkeit das werthvollste und theuerste Andenken an das Concil

1) Nach dem Telegramm brachte die „Allg. Ztg." (Nr. 53) über diesen Gegenstand noch einen „Römischen Brief." Gegen diesen ist die vom 5. März 1870 datirte bischöfliche Schrift gerichtet: Die Unwahrheiten der Römischen Briefe vom Concil. Mainz 1870.

2) Uebersetzung. Das italienische Original im Anhang Nr. V.

3) Erklärung vom 8. Februar 1870 Nr. 211.

4) Deutsches Concept. Der lateinische Originaltext im Anhang Nr. VI.

sein, welches ich als Zeichen Deiner liebevollen Gesinnung mit größter Pietät aufbewahren werde. Ich bitte um Verzeihung, daß ich meinen Dank nicht sofort ausgesprochen habe. Da ich mit den hiesigen Gewohnheiten so wenig bekannt bin, wußte ich nicht, ob es passend sei, und ich mußte deßhalb zuerst Erkundigungen einziehen.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen auszusprechen, wie unendlich mich die Stellung betrübt, die ich in manchen Fragen einnehmen muß. Sie betrübt mich, weil sie den Schein auf mich wirft, als ob ich weniger wie andere Bischöfe von Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl erfüllt sei, oder gar als ob ich ein Gesinnungsgenosse jener Männer wäre, die jetzt sogar den Primat anfeinden — eine Gesinnung, die mit allem in Widerspruch steht, was ich in meinem Leben empfunden und wofür ich als Bischof gekämpft habe. Dieser Schmerz ist so groß, daß ich jetzt mehr wie je die Last meines bischöflichen Amtes, welche ich mit dem tiefsten Widerstreben meiner Seele, nur im Gehorsam gegen Dich übernommen und bis heute getragen habe, fühle, und daß ich es für das größte Glück halten würde, wenn Du mir endlich erlauben wolltest — worum ich Dich so oft gebeten habe, als ich Deinem Befehle gehorsam nach Rom gekommen bin — diese Last, welche für mich viel zu schwer ist, für die letzten Tage meines Lebens niederzulegen. Ich werde sie aber auch forttragen, wenn Du willst, da ich in Deinem Willen Christi Willen verehre. Dann bitte ich aber um so inniger an meinem Gehorsam, meiner Verehrung und Treue gegen Dich nicht zu zweifeln, wenn ich im Widerspruch gegen alle Gefühle meines Herzens selbst jenen Schein lieber trage, als daß ich gegen meine Ueberzeugung handle. Je tiefer ich Dich ehre und von der Größe Deines Herzens überzeugt bin, desto mehr glaube ich, daß Du mich selbst einst vor dem Angesichte unsers gemeinschaftlichen Herrn tadeln würdest, wenn ich mich durch irgend etwas abhalten ließe, auf diesem heiligen Concil, welches die Welt nach Gott Dir verdankt, in jeder Frage nach dem zu handeln, was ich für wahr erkenne.

Ich kniee im Geiste nieder und bitte um Deinen Segen.

An die Väter des vatikanischen Concils[1]).

216.

Rom, 9. März 1870.

Damit die Synodalconstitution über die Kirche durchsichtiger werde und um so leichter in den Herzen der Christen Anklang und Eingang finde, ist es mein Wunsch, daß bei deren Abfassung der historische Verlauf der Dinge maßgebend sei. Ich weiß wohl, daß die angebogenen Ausführungen[2]) nicht nach allen Seiten vollendet, vielmehr der Vervollkommnung bedürftig sind. Dennoch bitte ich, sie gefälligst durchsehen und daraus den mir vorgesetzten Zweck entnehmen zu wollen.

An Dr. Pichler, Oberbibliothekar in St. Petersburg.

217.

Rom, 16. März 1870.

Da ich in der vorigen Woche neben meinen übrigen Arbeiten den deutschen Soldaten der päpstlichen Armee Exercitien gegeben habe, konnte ich auf das geehrte Schreiben vom 1. März[3]) nicht antworten. Ich hole jetzt das Versäumte nach.

Wenn ich Ihnen mit der Bezeichnung eines „offenen Apostaten[4])“ — ich habe mich nicht des Wortes „erklärter Apostat“ bedient — Unrecht gethan haben sollte, so würde ich es aufrichtig bedauern mich dieses Ausdruckes bedient zu haben. Ich wäre dann mit Freuden bereit meinen Irrthum öffentlich zu widerrufen. Ihr Brief selbst scheint mir aber den hinreichenden Beweis zu liefern, daß ich mich leider nicht getäuscht habe. Sie selbst bekennen ja in demselben, daß Sie „dem Papstthum ein unmittelbar göttliches, statt eines blos historischen Rechtes“ nicht einräumen können; ferner, daß Sie „als Organ der Unfehlbarkeit . . . nicht die Bischöfe (den römischen einbegriffen) allein“ anerkennen. Damit leugnen Sie aber die ganze hierarchische Ordnung der Kirche, das unfehlbare

1) Uebersetzung. Das lateinische Original im Anhang Nr. VII.

2) Der betreffende Entwurf de sancta Ecclesia catholica, aus XV Kapiteln bestehend, welcher jedoch nicht den Bischof v. Ketteler zum Verfasser hat, ist abgedruckt in Friedrich's Documenta ad illustrandum Conc. Vatic. 2, 404—415.

3) Abgedruckt in der Augsburger Allg. Ztg. 1870 Nr. 165, Beilage.

4) In der Februarerklärung gegen Döllinger S. 402.

Lehramt selbst und öffnen dem schrankenlosen Subjectivismus Thür und Thor. Diese Ansichten, in Verbindung mit der Erklärung, „aus der römischen Kirche auszutreten, wenn durch das gegenwärtige Concil eine Reform im Sinne voller Anerkennung des religiösen und christlichen Charakters der übrigen Kirchen nicht wenigstens angebahnt, sondern die Anatheme des Tridentinums neu bestätigt und vielleicht sogar noch vermehrt würden," rechtfertigen leider Gottes nur zu sehr meinen Ausdruck der offenen Apostasie. Das ist kein einzelner Irrthum, sondern die volle Leugnung der Fundamente der Kirche, ein Abfall von ihr. Das kann Ihnen unmöglich verborgen sein. Die weiteren Aeußerungen Ihres Schreibens beweisen, wie Sie durch Ihre Richtung all den unglücklichen und ungerechten Mißverständnissen bereits anheimgefallen sind, welche wir so oft bei unsern Gegnern beklagen. Wenn ich sie bei Protestanten finde, selbst in der grellsten und lieblosesten Form, erfüllen sie mich zwar mit Schmerz; ich entschuldige die Protestanten aber gern mit dem Gedanken, daß sie in diesen Vorurtheilen von Jugend aufgewachsen sind und die innere Wahrheit der Kirche nicht kennen gelernt haben. Bei Ihnen, verehrter Herr, ist das nicht der Fall. Sie wissen, was ein Anathem bedeutet: daß die Kirche damit nur Irrthümer verwirft, aber weit davon entfernt ist, zugleich ein Gericht über die Irrenden auszusprechen. Daß aber die Kirche Irrthümer nicht gering schätzt, die nach ihrer Auffassung jene Wahrheit verdunkeln, welche Gott selbst der Welt geoffenbart hat, müssen auch unsere Gegner als berechtigt anerkennen. Sie mögen beklagen, daß die katholische Kirche nach Ihrer Anschauung sich über den Besitz dieser göttlichen Wahrheit irrt, Sie müssen es aber als vollkommen berechtigt anerkennen, daß die Kirche, so lange sie glaubt ein göttliches Depositum von Wahrheiten zu besitzen, dasselbe mit der äußersten Sorgfalt als das höchste Gut der Menschheit bewahrt. Man müßte entweder den Werth der Wahrheit bestreiten oder die Aufrichtigkeit des Glaubens der Kirche an ihre Wahrheit, wenn man ihr ein anderes Verfahren zumuthen wollte. Sie dürfen daher die Kirche nicht tadeln, wenn sie Irrthümer, die der Menschheit göttlich geoffenbarte Wahrheit entreißen wollen, mit dem Anathem belegt, und es ist nur ein überaus ungerechtes Urtheil darin „unchristliche Verfluchungen so vieler Millionen wahrhafter Christen" zu finden. Bei Ihnen ist diese Mißdeutung der Bedeutung der Anatheme nicht verzeihlich. Sie müssen dieselbe besser kennen, und solche Aeußerungen können Ihnen nur in Folge leidenschaftlicher Aufregung entfallen. Ebenso ungerecht ist es, wenn Sie von einem „ultramontanen Dogma, es gebe außerhalb des Papstthums kein Christenthum," reden, oder wenn Sie „den Zustand des Christenthums in Rom" und „den bisherigen Verlauf des

vaticanischen Concils" für Ihre Anschauungen verwerthen. Die katholische Kirche hat nie gelehrt, daß es außer der sichtbaren katholischen Kirche überhaupt „kein Christenthum gebe;" sie lehrt nur, daß es außer der einen wahren christlichen Kirche keine andere wahre christliche Kirche gebe. Das wissen Sie so gut wie ich. Warum bedienen Sie sich dieser zweideutigen gehässigen Worte? Was aber die Zustände des Christenthums in Rom angeht und den bisherigen Verlauf des vaticanischen Concils, so sollte ein besonnener und denkender Mann sich solcher alltäglichen Redensarten der feindlichen Tagespresse nicht bedienen. Sie beweisen an sich nichts und bedürfen einer allseitigen Aufklärung um etwas zu beweisen. Die Zustände in Rom sind schwer zu beurtheilen. Es läßt sich in Rom sehr viel Großes finden für den, der guten Willens ist, und auch manches Armselige für den, der an dem Armseligen Freude hat. Daß aber auf dem Concil, neben der wunderbaren Einheit, welche die Bischöfe aus allen Theilen der Welt so innig verbindet, auch Gegensätze hervortreten, und daß die Gegensätze mit großer Gewissenhaftigkeit verhandelt werden, ist wahrlich kein Beweis gegen die Göttlichkeit der Kirche, sondern vielmehr ein Beweis für den großen Ernst, womit auf dem Concil alle Fragen behandelt werden. Ich schreibe Ihnen dieses nicht, um eine weitere Correspondenz anzuknüpfen, wozu mir schon die Zeit fehlt, sondern in dem tiefen Schmerz darüber, daß jener große geistige Aufschwung in München, auf den ganz Deutschland mit so großen Hoffnungen hinblickte, in der neueren Zeit einen so kläglichen Verlauf genommen hat, und daß Männer, von denen man hoffte, sie würden einst Vertheidiger der Kirche sein, auf dem Wege sind, ihre Gegner zu werden. Gott leite Sie so, daß Sie einst vor seinem Richterstuhle bestehen können. Ich scheide von Ihnen 2c.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste zu Vischering.

218.

Rom, 21. März 1870.

Da Gott mir einen freien Augenblick dazu schenkt, so will ich doch unter den vielen nicht fehlen, welche in dieser Zeit Dir und dem lieben Clemens gesagt haben, wie großen Antheil sie an Eurem großen Schmerze [1]) nehmen. Ich weiß zwar, daß es des Ausdruckes in Worten nicht bedarf,

1) Beim Tode ihres jüngsten Söhnchens.

um Euch allen die Versicherung zu geben, daß ich bei allen wichtigen Ereignissen immer mit den innigsten Gefühlen meines Herzens unter Euch bin. Damit beruhige ich mich so oft, wenn ich schweige, um so mehr, da die wenigen Worte eines Briefes so wenig genügen, um das zu sagen, was man mitempfindet. Ich hatte mich so innig mit Euch über das letzte Kindchen gefreut und so theile ich auch ganz die Größe Eures Schmerzes. Seit ich diese ganz unerwartete Trauernachricht erhielt, welche sich so manchen anderen traurigen Familienereignissen anschloß, habe ich unser altes „Wöllen was Gott will[1])," so oft ich an Euch dachte im Sinne gehabt, und war immer überzeugt, daß ich darin auch mit Eurer Gesinnung am innigsten und tiefsten zusammenträfe. Daran wollen wir festhalten bei allen Ereignissen unseres Lebens, mögen sie auch an sich noch so schmerzlich und betrübend sein. Gott gegenüber wissen wir nichts, als daß er unendlich gütig und liebevoll ist, und daß seine Liebe und Güte der letzte Beweggrund aller, auch der schmerzlichsten Fügungen sind. Daher müssen wir ihnen gegenüber ganz blind sein; ganz darauf verzichten, sie verstehen, ergründen zu wollen; jedem Grübeln entsagen und nur das Eine wollen, daß sein Wille geschehe. Das ist ja auch Euer ganzer Wille und das wird Gott Euch in demselben Maße lohnen, als Eure Herzen dabei bluten. So macht Gott unser armes Leben dem Leben des lieben Heilandes ähnlich, und in diesem Aehnlichwerden hier im Leiden, dort in der Glorie besteht ja alles. Lebet wohl; im Gebete bin ich mit Euch vereint. Ich segne Euch und die lieben Kinder auf Erden; die im Himmel brauche ich nicht zu segnen, die segnen uns. Allen Geschwistern geht es hier gut. Oehm ist gestern mit Elsbeth[2]) bei herrlichem Wetter nach Neapel. Eine öffentliche Sitzung wird Oehm wohl nicht erleben. Wie vieles hätte ich Euch zu erzählen; es geht aber nicht.

An Domcapitular Dr. Haffner in Mainz.

219.

Rom, 6. Mai 1870.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren lieben Brief vom 15. April, welcher mich überrascht und um so mehr erfreut hat. Auch war es mir

---

1) Anspielung auf ein i. J. 1737 in Augsburg erschienenes Betrachtungsbüchlein: „Der Himmel auf Erden," in welchem jede Betrachtung mit den Worten beginnt: „Wöllen was Gott will."

2) Sein Neffe Graf Ferdinand v. Galen und dessen Gemahlin Elisabeth geb. Gräfin v. Spee.

sehr lieb, von all den Dingen Näheres zu hören, die Sie in Ihrem lieben Schreiben berührt haben. Alles, was in der Diöcese ist, hat hier für mich ein so überaus hohes Interesse, und wenn man weit entfernt ist, so macht jede Nachricht über die Dinge, die man lieb hat, um so mehr Freude. — Von unsern lieben Kindern in Neustadt hatte ich schon direct früher einen Brief erhalten. Das Ergebniß der Rechnung nennen Sie mit Recht ein sehr erfreuliches. Gott Dank, daß wir so weit sind. Möchte ich ein gleiches Resultat auch noch in Kleinzimmern erleben. Die fortschreitende Berufung der Schulschwestern ist mir eine sehr große Freude. Wenn nur nicht durch den Tod des sel. Lüft[1]) größere Schwierigkeiten entstehen. Es wird schwer halten, einen Ersatz zu finden, der in der Oberstudiendirection eine so gewichtige Stimme hat, wie die seine war. Das war für uns von unaussprechlichem Werth. Ueberhaupt zittere ich vor keiner andern Gefahr so sehr, als vor allem, was nur entfernt die Schulverhältnisse berührt und eine Verschlechterung derselben herbeiführen könnte. Ich kann eine gute Portion anderer Gefahren mit einem gewissen Gleichmuth ertragen, diese aber ergreifen mich bis in die Fundamente meiner Seele und meines Herzens.

Der Gedanke eines Vereins für Beschaffung von Arbeiterwohnungen gefällt mir ganz außerordentlich. Ich habe schon vor etwa fünf Jahren ein ähnliches Project entworfen, welches dann wegen Mangel an Theilnahme liegen blieb. Gott gebe, daß es diesem besser geht. Wenn ich zurückkomme, will ich es aus ganzer Seele unterstützen. Gestern hatte ich noch Gelegenheit über die Bedeutung ähnlicher Unternehmungen zu sprechen. Ich brachte nämlich den Nachmittag in der über allen Ausdruck schönen Villa Spithöver's zu, welche in der via di porta Pia liegt. Dort hat dieser Mann, der im Jahre 1841 als Handwerksbursche mit 1 Franken in der Tasche in Rom seinen Einzug hielt, jetzt sich eine Villa eingerichtet, die der Lage, der Aussicht und der Größe nach nur wenigen nachsteht und die meisten übertrifft. Die Aussicht ist vielleicht die schönste in Rom. Ich fand dort den berühmten Herrn Mame aus Tours, der in seinen Papierfabriken und Buchbindereien an 3000 Arbeiter beschäftiget und diese große Arbeitermasse ganz im Geiste eines christlichen Familienvaters behandelt. Er legt jetzt für sie eine Arbeiterstadt an, und was er von der Einrichtung dieser Wohnungen mir erzählte, hat mich unendlich interessirt. Hätte ich doch einen solchen Mann in Offenbach! Ich bin allmälig zu alt, um für die Lösung der socialen Probleme im christlichen Sinne große Versuche zu machen, wie ich sie im Kopf und im Herzen

---

1) Pfarrer und Oberstudienrath zu Darmstadt † 23. April 1870.

trage. Ich überzeuge mich nur immer mehr davon, daß dies eine der großen und herrlichen Aufgaben der Zukunft sein wird, so wenig es bisher verstanden wird. Wo ich aber für den Rest meines Lebens Gelegenheit habe, irgend ein Stückwerk dieser großen Angelegenheit zu fördern, wird es immer zu meiner allergrößten Befriedigung gereichen. Meine ganze Seele hängt an den neuen Formen, die die alten christlichen Wahrheiten in der Zukunft für alle Verhältnisse des Menschengeschlechtes schaffen werden, während mich nichts mehr erschlafft und so recht eigentlich an der Seele flügellahm macht als das Treiben aller jener, die von dieser Gotteskraft der Kirche nichts wissen wollen.

Erklärung des Bischofs v. Ketteler.

220.

Rom, 5. Juni 1870.

Die „Allg. Ztg." kann fast nicht meinen Namen nennen, ohne zugleich eine Unwahrheit auszusprechen.

So ist es auch wieder in dem fünfzigsten „Römischen Briefe vom Concil" in dem Hauptblatte vom 4. Juni geschehen.

Sie berichtet dort über eine Rede, welche ich im Concil in letzter Zeit gehalten habe, in folgender Weise:

„Einen ganz entgegengesetzten Eindruck brachte Ketteler's Rede hervor. Man war gespannt, was er sagen würde, denn man wußte, daß er einen inneren Kampf durchgestritten hatte. Vor zehn Monaten war er in seiner Schrift über das damals erst angekündigte Concil ganz aus freiem Antriebe als Fürsprecher der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgetreten; mit glühender Begeisterung, mit hingebender Devotion für den Papst war er, obgleich er in Fulda das neue Dogma als unzeitgemäß erklärt hatte, nach Rom gekommen. Ich unterlasse es, die Stufenfolge anzugeben, in welcher der Enttäuschungs- und Ernüchterungsproceß bei ihm sich vollzog. Seine Rede hat bewiesen, daß er aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogma's selbst geworden ist, wie dies auch vielen andern begegnete."

Ich bin nun nicht in der Lage, mitzutheilen, was ich gesagt habe; ich kann aber, ohne das Geheimniß zu verletzen, abweisen, was ich nicht gesagt habe, und erkläre deßhalb Folgendes:

1. Ich habe noch nie an der Unfehlbarkeit des Papstes gezweifelt; ich habe diese Lehre immer offen bekannt, in Deutschland wie hier in Rom; ich habe nie Jemand Gelegenheit gegeben, diese meine Ansicht zu

bezweifeln; ich habe also auch gewiß in meiner letzten Rede diese Ueberzeugung nicht verleugnet. Es ist daher vollkommen unwahr, daß eine Wandlung meiner Ueberzeugung stattgefunden habe; es ist vollkommen unwahr, daß ich „aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogma's selbst geworden" bin. Meine „glühende Begeisterung," meine „hingebende Devotion für den Papst" ist immer durchaus dieselbe geblieben. Der Correspondent ist daher auch nicht in der Lage, „die Stufenfolge anzugeben, in welcher der Enttäuschungs- und Ernüchterungsproceß" sich bei mir vollzogen hat. Alle diese Behauptungen sind nackt und einfach Unwahrheiten. Wenn ich irgend etwas für mich in Anspruch nehmen kann, so ist es das, daß ich bezüglich dieser Lehre immer dieselbe Ansicht gehabt habe und heute noch habe.

2. Für mich bestand von da an, wo diese Frage angeregt ward, nur ein doppeltes Bedenken: Erstens, ob diese Lehre, die ich für die glaubwürdigste halte und als solche auch meiner Diöcese vorgestellt habe, aus der heiligen Schrift und der Erblehre mit jenem Grade der Gewißheit erhelle, der zu einer dogmatischen Definition nothwendig ist; und zweitens, ob in den Zeitumständen jene Nothwendigkeit vorhanden sei, welche immer vorhanden sein muß, um eine Glaubens-Entscheidung zu treffen. Das Letztere begreift man unter der Opportunität dieser Frage. Wenn nun in dieser letztern Hinsicht eine Wandlung bei mir stattgefunden hat, so ist es nur insofern geschehen, als ich allerdings der überaus heftigen Angriffe wegen, welche der Primat in letzterer Zeit gefunden hat, wobei namentlich die römischen Briefe der „Allg. Ztg." an der Spitze stehen, nicht mehr mit derselben Gewißheit wie früher die Meinung festgehalten habe, daß eine Entscheidung der Kirche über diese Frage unterbleiben könne.

3. Wenn ich aber auch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in der Schrift und Tradition für so wohlbegründet halte, daß ich sie nicht nur selbst zur Norm meines Lebens gemacht, sondern auch jedem treuen Sohne der Kirche, der mich über dieselbe um Rath fragen würde, nach meinem Gewissen nur antworten könnte, daß ich die Leugnung derselben zwar noch nicht als einen Abfall von der Lehre der Kirche, aber doch als äußerst bedenklich ansehen müßte, so bleiben dabei über den Gegenstand derselben, über ihren Umfang und über die Bedingungen und Voraussetzungen, unter welchen Aussprüchen des Papstes bezüglich der übernatürlichen Offenbarung — und nur solche Aussprüche können hier in Rede kommen — durch eine besondere göttliche Assistenz unfehlbar sind, manchfache Verschiedenheiten fortbestehen. Hierüber gibt es Ansichten, die weiter und enger sind. Wenn ich daher über diese Bedingungen andere Ansichten habe, wie andere, und diese Ansichten, so lange die Kirche

nicht entschieden hat, frei und offen vertrete, so ist Niemand befugt, dem die Wahrheit lieb ist, mir deßhalb nachzusagen, daß ich ein Gegner der Infallibilität sei. Aber auch bezüglich dieser Bedingung ist meine Ansicht seit lange sich immer vollkommen gleich geblieben.

Es würde mir leicht gewesen sein, bei jedem Briefe der „Allg. Ztg." über das Concil grobe Unwahrheiten und Entstellungen nachzuweisen. Wer die Verhältnisse hier kennt und diese Briefe liest, kann nicht zweifelhaft sein, daß dies keine unverschuldeten Irrthümer mehr sein können, sondern daß hier ein System der Irreführung des Publikums vorliegt. Wenn mir aber auch die Zeit abgeht, diese ununterbrochene Reihenfolge von Unwahrheiten öffentlich zu besprechen, so kann ich doch da nicht schweigen, wo wieder der Versuch gewagt wird, meine Gesinnung in so unwahrer Weise anzugreifen.

Bischof d'Avanzo an den Bischof v. Ketteler[1]).

221.

Rom, 27. Juni 1870.

Vorgestern hörte ich Ew. Bischöfliche Gnaden von der Rednerbühne herab die Behauptung aussprechen, der Referent von Calvi[2]) habe gesagt, daß dem Papste bei einer dogmatischen Entscheidung nicht der Beistand des heiligen Geistes zur Seite stehe, sondern daß derselbe kraft eines ihm innewohnenden Charisma's handle. Da ich im Gegentheil gesagt habe, der Beistand des heiligen Geistes sei die Ursache und der formelle Grund der Unfehlbarkeit, so hat sicher eine Verwechselung in dieser wichtigen Frage stattgefunden. Auf mein Verlangen erhielt ich eine Abschrift meines von den Stenographen aufgenommenen Referats, und ich hielt es für angemessen, dieselbe Ew. Bischöflichen Gnaden zur Einsicht zu übersenden. Ich bitte hierin ein Zeichen meiner Hochachtung gegen Sie zu erkennen. Ich weiß, daß Sie allein von Liebe zur Wahrheit erfüllt sind, und habe Sie schon vom Jahre 1866 an, als ich, um des Namens unsers Herrn Jesu Christi willen aus dem Vaterland verbannt, in Rom weilte, bewundern gelernt bei Durchlesung Ihres lehrreichen Werkes: Liberté, Autorité et l'Eglise. Paris 1862 und der neuesten Schrift von geringerer Ausdehnung, aber nicht geringerem Werthe: Le Concile oecuménique,

1) Uebersetzung. Das lateinische Original im Anhang Nr. VIII.

2) D'Avanzo, Bischof von Calvi und Teano, war Mitglied der Commission für den Glauben.

son importance etc. Paris, Gaume frères 1869. Ich bin erfreut, diese beiden Schriften in meiner Bibliothek zu besitzen.

Belieben Sie in der nächsten Generalcongregation diese Abschrift mir in der Concilsaula wieder zukommen zu lassen. Ich habe meinen Sitz neben dem Hochwürdigsten Bischof von Paderborn. Wenn es Ew. Bischöflichen Gnaden überdies angenehm sein sollte, eine brüderliche Zusammenkunft zu veranstalten und die Sache mündlich zu besprechen, so genügt es, daß Ew. Bischöfliche Gnaden mir Tag und Stunde bestimmen, in der ich Ihre Wohnung aufsuchen kann, um mich mit Ihnen im Herrn zu besprechen.

Die Gnade, die Barmherzigkeit und der Friede der Kinder Gottes, der allen Begriff übersteigt, sei mit uns allen, indeß ich voll Verehrung und Ergebenheit mich zeichne 2c.

An Lehrer Schramm in Gernsheim.

222.

Rom, 5. Juli 1870.

Ich muß Ihnen doch mit einem Wörtchen aussprechen, wie innig und tief ich Ihren Schmerz über den Verlust Ihres Sohnes[1]) theile. Ich habe in ihm ja auch einen Sohn, einen hoffnungsvollen jungen Priester verloren, welchen ich von ganzem Herzen liebte und auf dessen treue Hilfe in der Arbeit für das Heil der mir von Gott anvertrauten Seelen ich mit Sicherheit rechnete. So kann ich Ihren Schmerz recht mitempfinden und ich konnte nicht unterlassen es Ihnen zu sagen, wie sehr ich das thue. Wie traurig war in diesem Jahre für Sie das Muttergottesfest! Doch wird die liebe Mutter Gottes Sie und die Ihrigen auch trösten. Der Tod eines frommen jungen Priesters bietet im Glauben so viel Tröstliches. Selig die Todten, die im Herrn sterben! Möge Gott Sie stärken, dieses Opfer ergeben zu bringen, bis wir unsern lieben Abgestorbenen im Himmel wiedersehen. Ich segne Sie und Ihre Familie, auch meine lieben Gernsheimer Schulkinder von Herzen.

---

1) Aloys Schramm, Caplan in Lorsch, † 26. Juni 1870.

Erzbischof Dechamps an den Bischof v. Ketteler[1]).

223.

Rom, 6. Juli 1870.

Meinem Versprechen gemäß lasse ich Ew. Bischöflichen Gnaden meine letzte Rede zugehen, die ich auf dem Concil nicht vorgetragen habe[2]).

Ich hoffe, daß wir uns schließlich noch vollkommen verständigen. Worauf es wesentlich ankommt, ist dies: Man darf der Definition nicht eine solche Fassung geben, daß die Gläubigen beim Eintreffen einer dogmatischen Constitution sagen können: „Nun gut; aber wir müssen jetzt sehen, ob der Papst geprüft, ob er Rath erholt, ob er die Ueberlieferung und den Glauben der Kirche constatirt hat ꝛc.“

Bellarmin will in dem von Ew. Bischöflichen Gnaden angeführten Kapitel[3]), welches auch ich in beiliegendem Manuscript citire, dieses nicht und er gibt auch den Grund dafür an, wie wir ihn im Kapitel 4 des Entwurfs[4]) angegeben haben: Gewiß, ich nehme die Grundsätze von Melchior Canus[5]) und Bellarmin an, aber so wie sie dieselben aufstellen und wie sie dieselben erklären. Beide stellen sie aber auf und erklären sie in einer Weise, daß sie deren Ausdruck wohl für den Context des Decretes zulassen, unmöglich aber in der Definitionsformel selbst, aus dem von Bellarmin und Canus angegebenen Grunde, den Ew. Bischöflichen Gnaden auch in meinem Manuscript finden.

Man müßte kein Gewissen oder ein böses Gewissen haben, um in einer Glaubensfrage Parteimann zu sein. Ich habe Jahre lang Theologie docirt und folgte dabei den wahren Meistern, einem Bellarmin,

---

1) Uebersetzung. Das französische Original im Anhang Nr. IX.

2) Bischof v. Ketteler hatte in seiner Concilsrede vom 25. Juni bezüglich der Unfehlbarkeit des Papstes sich einverstanden erklärt mit der Lehre von Bellarmin und Canus, dagegen die Ansicht aufgestellt, das Schema gehe weiter als diese beiden Theologen. Gegen diese Ansicht wollte Erzbischof Dechamps am 4. Juli das Wort ergreifen. Seine Rede (abgedruckt im Anhang Nr. X) fiel jedoch aus, indem an diesem Tage sämmtliche Väter, überzeugt, daß der Gegenstand erschöpft sei, auf das Wort verzichteten.

3) Cap. 2 lib. 4 de Rom. Pontif.

4) Für die erste Constitution über die Kirche Christi, Alinea 2.

5) Loc. theol. lib. 5, 5, 3, wo die theologischen Sätze, die bei Uebung des unfehlbaren Lehramtes in der Kirche maßgebend sind, behandelt werden. Vgl. Katholik 1870 Bd. 2, 92—96.

Canus, Suarez, Lugo, Petavius und vor allem dem hl. Thomas von Aquin und ich weiß, welches die Lehre der Kirche, der Mutter und Lehrmeisterin, ist. Ich habe nicht geschrieben, um meine Gedanken aufrecht zu halten, sondern um das zu vertheidigen, wovon ich weiß, daß es der Glaube des heiligen Stuhles ist. Ich weiß, wem ich geglaubt habe.

Das gilt nicht gleicher Weise von unserm Freunde; man muß das wohl beachten: es ist nicht die römisch-katholische Lehre, deren Vertheidigung ihm zumeist am Herzen liegt. Wir wollen für ihn beten. Mögen Ew. Bischöfliche Gnaden mich unverändert halten für Ihren ergebenen und treuen Diener in Jesu Christo.

An den Erzbischof Dechamps[1]).

224.

Rom, im Juli 1870.

In der im Concil gehaltenen Rede habe ich behauptet, die Lehre des vierten Kapitels des Schema, wie es in der Relation[2]) erklärt wird, sei die übertriebene Lehre einer Schule, nicht aber jene, welche Bellarmin an vierter Stelle[3]) als die fast allen Theologen gemeinsame vorträgt. Das scheint mir evident zu sein: denn in der Relation wird ausdrücklich erklärt, daß die Unfehlbarkeit des Papstes, welche in dem Schema zur Entscheidung vorliegt, von den Bischöfen ebenso Abstand nehme wie von den übrigen Gliedern der Kirche, während Bellarmin im Gegentheil lehrt, der vierten Meinung müßten auch jene Theologen beigezählt werden, welche sagen, der Papst könne nicht irren, wenn er umsichtig verfährt und den Rath anderer Hirten anhört. Diese gestehen zwar zu, daß die Unfehlbarkeit nicht auf den vereinigten Rathgebern, sondern auf dem Papst allein beruhe; ferner, es sei nicht möglich, daß der Papst ohne Grund und Ueberlegung entscheide, weil dies Gott niemals zulassen werde. Dadurch wird aber mein Satz nicht umgestoßen, daß nämlich das unfehlbare Urtheil nach jenen Theologen von einer wahren Bedingung abhängig

---

1) Uebersetzung. Das lateinische Concept im Anhang Nr. XI.

2) Relatio de observationibus RR. Conc. Patrum in schema de Rom. Pontificis primatu. Friedberg 578—603.

3) „Die vierte Meinung ist, der Papst könne in keiner Weise etwas Häretisches der ganzen Kirche zu glauben vorstellen." De Rom. Pont. 4, 2. Vgl. Katholik 1870 Bd. 2, 90 f.

sei. Wenn folgende Sätze: Der Papst ist unfehlbar ohne Rücksichtsnahme auf die Bischöfe; und der Papst ist unfehlbar, wenn er umsichtig verfährt und die Bischöfe anhört, keine Gegensätze sind, dann weiß ich nicht, welche Sätze Gegensätze sein sollen [1].

Ew. Bischöfliche Gnaden sagen zwar, die Relation habe für Sie keine Bedeutung [2]. Aber das genügt uns nicht. Denn so lange die für den Glauben eingesetzte Commission den Sinn, in welchem die Relation das Schema erklärt, nicht öffentlich zurücknimmt, kann in den Synodalverhandlungen nur dieser Sinn in Anschlag kommen.

Ihre Rede sende ich Ihnen mit Dank zurück. Ich verkenne nicht das Gewicht der vorgebrachten Gründe; ich könnte aber viele andere Gründe entgegen stellen zur Vertheidigung meiner Auffassung der Bellarmin'schen Lehre. Ich verzichte jedoch darauf. Mein Leben lang habe ich frischen Muthes mit den Gegnern der Kirche gekämpft und hätte es bis an's Ende meines Lebens gethan, ohne daß diese Kämpfe mich ermüdeten; aber der unselige Zwist, welcher jetzt die Bischöfe spaltet, macht mich matt und müde, so daß ich lieber die Feder aus der Hand lege.

Durch das Band vollkommener Hochachtung und brüderlicher Liebe vereinigt, bin ich ꝛc.

---

1) Diese Gegensätze beruhen wie die Meinung, das Schema gehe weiter als Bellarmin, auf einem Mißverständnisse. Das Schema stimmt mit Bellarmin darin überein, daß bei einer Entscheidung ex cathedra dem Papst allein, nicht aber seinen Rathgebern der göttliche Beistand verheißen sei, der vor Irrthum bewahrt; daß also der Papst allein das Subject, der Träger der Unfehlbarkeit sei. Handelt es sich aber um die andere Frage, was zur Uebung dieses höchsten Lehramtes erfordert werde, so ist nirgends ausgesprochen, daß hierbei auf die Bischöfe keine Rücksicht zu nehmen sei, vielmehr wird deren Rath und Zeugniß an erster Stelle erwähnt. Uebrigens legte der sel. Bischof später selbst das Geständniß ab, daß durch das Concil doch nicht mehr entschieden worden sei, als er von jeher vertheidiget habe.

2) Die Relation ist die Arbeit eines Theologen. Ihre Bedeutung ist in der That nicht größer als das Gewicht ihrer Gründe. Tantum valet, quantum probat. Wo ihre Gründe nicht stichhaltig sind, wird kein Theologe sich durch ihr Ansehen für gebunden erachten.

Bischof Feßler an den Bischof v. Ketteler[1]).

225.

Rom, 9. Juli 1870.

Mit Vergnügen setze ich Ew. Bischöfliche Gnaden in Kenntniß, daß Se. Heiligkeit Papst Pius IX. auf Ihr Gesuch, wegen wichtigen kirchlichen Angelegenheiten in Ihre Diöcese zurückkehren zu dürfen, gütigst entsprochen und Ihnen die nachgesuchte Erlaubniß bis zum Beginn des Novembermonats bewilliget hat.

Ich benutze diesen Anlaß 2c.

An seine Schwester Sophie.

226.

Rom, 11. Juli 1870.

Da die Zeit meines Hierseins wohl bald zu Ende geht, so will ich noch ein letztes Wörtchen von hier Dir sagen und damit den Dank für Deinen lieben Brief verbinden. Hoffentlich können wir in 8—14 Tagen abreisen. Das Resultat ist noch immer nicht gewiß. Diese Tage müssen die Entscheidung bringen. Ich hoffe noch immer auf eine Vereinigung. Die Hitze ist groß, aber die Nachrichten in den Zeitungen darüber sind wieder lächerliche Uebertreibungen. Namentlich sind die Mittheilungen über viele Krankheiten unter den Bischöfen reine Lügen. Meine Herren und ich sind durchaus wohl. Eine große Annehmlichkeit in diesem Clima sind die großen Häuser mit ihren weiten Räumen und Gängen. Das lerne ich jetzt recht schätzen. Der Aufenthalt der lieben Geschwister Galen war mir eine große Freude. Sie werden gewiß recht liebe Erinnerungen von hier behalten.

---

1) Das lateinische Original im Anhang Nr. XII.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste zu Vischering.

227.

Rom, 12. Juli 1870.

Wenn Du nicht so gut gegen mich wärest, so müßtest Du eigentlich etwas böse sein, daß ich Dir gar nichts von hier aus geschrieben habe, außer den paar Zeilen, als Gott Dein Kindchen unter die Engel aufnahm. Es gehört dieser armselige Verkehr mit den Seelen hier auf Erden, die man so innig liebt, zu dem vielen Elend des irdischen Lebens. Ganz ohne Schuld bin ich dabei nicht, das weiß ich wohl. Aber auch unsere vielen Fehler gehören zu demselben irdischen Elend. Ich kann Dich daher nur bitten, auch diese Fehler Deines alten Onkels mit derselben Nachsicht wie bisher zu tragen und mir doch Deine Liebe zu bewahren.

Diesmal habe ich aber eine besondere Veranlassung, Dir zu schreiben, daß ich wenigstens noch nicht mehr „närrisch" geworden bin, wie die Augsburger „Allg. Ztg." gemeldet hat[1]). Uebrigens bin ich überzeugt, daß die „Allg. Ztg." in ihren Aeußerungen, welche sie vom Heiligen Vater berichtet, ganz oft geradezu lügt, um uns gegen ihn zu verhetzen.

Wir stehen also jetzt ganz nahe vor dem Schluß. Morgen findet schon die letzte Abstimmung der General-Congregation statt. Ich zweifle gar nicht mehr, daß nächsten Sonntag die öffentliche Sitzung und damit vorläufig der Schluß sein wird. Ob eine volle Einigung aller Bischöfe eintreten wird, ist noch nicht ganz gewiß, ich hoffe es aber. Diese letzten Tage bedürfen wir noch eines besondern Beistandes des heiligen Geistes. Gott gebe, daß wir alle am Sonntag aus ganzem Herzen Te Deum singen können, und daß dieses Te Deum dann in der ganzen Kirche auf der weiten Erde wiederhallt.

Ich habe hier eine ernste und vielfach schwere Zeit erlebt. Es war eben eine Thorheit, es anders zu erwarten, da ja die höchsten Lebensakte der Kirche des Kreuzes unmöglich ohne Kreuz sein können. Das Kreuz ist auch zugleich in unserem Leben wie im Leben der Kirche das Mysterium, das Geheimnißvolle, das unseren neugierigen Augen, die alles sonnenklar sehen wollen, Verborgene. So ist uns auch so vieles im Verlauf der Ereignisse dieses Winters verborgen. Es soll uns das eine zeitweise Prüfung des Glaubens sein, bis es sich schon hier in Sehen

1) Hauptblatt vom 8. Juli Nr. 189.

verwandelt. Später, vielleicht in kurzer Zeit, wird uns Gottes Leitung überall, selbst in dem klar werden, was uns jetzt noch fast unbegreiflich ist. So geht es immer, und der schlichte, einfältige Glaube behält immer Recht. Gott sei Dank, daß er ihn uns gegeben hat. Welche Gnade, wenn man auf so viele sieht, die diesen göttlichen Leitstern des Lebens nicht haben!

Zu unseren Kreuzen haben hier in Rom auch so viele vortreffliche Seelen gehört, die gar nicht begreifen konnten, daß nicht alle Bischöfe so seien, wie sie es sich gedacht hatten, und daß ein Concil nicht ganz so verlaufe, wie sie es in ihrem frommen Enthusiasmus haben wollten. In dieser Hinsicht war es mir lieb, daß Du nicht hier warst, ohne damit sagen zu wollen, daß Du ganz so gehandelt hättest.

Wie wird es mich freuen, Dich, Clemens und die Kinder im Herbste wiederzusehen! Ob es dazu kommen wird, weiß Gott. Die Dinge in der Welt sehen so drohend aus, daß wir bis dahin wieder in ganz anderm Kreuze stecken können. Nun Gott befohlen, geliebte Helene. Die innigsten Grüße an Mann und Kinder. Ich segne Euch alle. Sonntag über acht Tage, den 24., könnten wir uns wohl ein Rendez-vous in Oberammergau geben!

An Papst Pius IX.[1])

228.

Rom, 17. Juli 1870.

Aus dem Schema, welches ich eben erhalten habe, ersehe ich, daß Du die Bitte, welche wir Dir flehentlich vorgetragen haben, nicht glaubtest erfüllen zu können[2]). Um mich nun nicht in der meiner ganzen Seele widersprechenden Lage zu befinden, mit Non placet zu stimmen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als noch heute Abend von der mir ertheilten Erlaubniß zur Rückkehr Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreise, kann ich es nicht unterlassen, Dir in aller Demuth die Erklärung

---

1) Deutsches Concept. Die lateinische Uebersetzung im Anhang Nr. XIII.

2) Um ein einstimmiges Resultat herbeizuführen, hatte eine Deputation der Minorität, bestehend aus den Erzbischöfen Simor, Darboy, Ginoulhiac, Scherr und den Bischöfen Ketteler und Rivet, am Abend des 15. Juli den Papst gebeten, im dritten Canon der Constitution über die Kirche einen spätern Zusatz zu streichen und in die Definitionsformel selbst die Worte einzuschalten: Wenn der Papst, „gestützt auf das Zeugniß der Kirchen“ (innixus testimonio Ecclesiarum), entscheidet rc. Vgl. Katholik 1870 Bd. 2, 162—165.

zu unterbreiten, daß ich mich den Entscheidungen des Concils ebenso unterwerfen werde, als wenn ich mit Placet hätte stimmen können. Indem ich um den apostolischen Segen bitte rc.

An Professor Weinheim in Bensheim.

229.

Mainz, 2. August 1870.

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Trauerbotschaft von dem Hinscheiden unseres lieben, vortrefflichen Glab[1]). Ich bin dadurch über allen Ausdruck schmerzlich betroffen und kann nur in Demuth den heiligen Willen Gottes anbeten. Wie hätte ich das beim Abschied in Rom denken können, daß ich den guten Glab nicht mehr unter den Lebenden finden würde! Wie verborgen sind die Wege Gottes! An Glab habe ich überaus viel verloren, in jeder Hinsicht. Gott sei Dank, daß Sie ihn ersetzen werden[2]), und daß ich Ihnen wie dem sel. Glab mein ganzes Vertrauen schenken kann.

Ich segne Sie insbesondere zur Erfüllung Ihres jetzt so schweren Berufes und bin in herzlicher Liebe rc.

An Graf Bismarck in Versailles[3]).

230.

Mainz, 1. October 1870.

Obwohl ich fast fürchten muß, Ew. Excellenz dadurch unbescheiden zu erscheinen, so kann ich es doch nicht unterlassen, Ihnen den Gegenstand dieses Schreibens zu unterbreiten. Ich habe dafür keine andere Entschuldigung, als meine aufrichtige Theilnahme an der festen und bleibenden Gestaltung der deutschen Verhältnisse, und mein Vertrauen zu Ew. Excellenz hoher Einsicht und billigen Gesinnung, welche nicht verschmäht, die verschiedensten Ansichten zu prüfen.

---

1) Director des Lehrerseminars zu Bensheim † 28. Juli 1870.

2) J. Weinheim erwarb sich als Glab's Nachfolger die Anerkennung seiner Vorgesetzten in hohem Grade, wurde aber doch bald in Folge des sog. Culturkampfes pensionirt und starb als Pfarrer zu Castel den 24. Juli 1875.

3) Abgedruckt in Ketteler's Schrift: Die Centrums-Fraction auf dem ersten Deutschen Reichstag. Mainz 1872. S. 35—41.

Wie die Zeitungen melden, ist die definitive Verfassung Deutschlands bereits Gegenstand der Verhandlungen der betheiligten hohen Staatsregierungen. Dabei wird nothwendig wieder zur Sprache kommen, ob das Verhältniß zwischen Kirche und Staat wenigstens in seinen Grundzügen in der allgemeinen Verfassung einen Platz finden, oder ob dasselbe den einzelnen Staaten ganz und gar überlassen bleiben soll, woraus sich dann die verschiedensten Zustände und Verhältnisse in dieser Hinsicht in Deutschland entwickeln würden. Ich glaube nun, daß Letzteres für die Zukunft Deutschlands höchst verderblich werden könnte; daß dagegen die Begründung eines wahren Friedensstandes zwischen Kirche und Staat durch Feststellung der Grundlagen desselben in der deutschen Verfassung mehr wie vieles Andere dazu beitragen würde, die Einheit Deutschlands für die Zukunft zu sichern; und daß endlich die Grundlagen eines solchen bleibenden Friedensstandes sich in der preußischen Verfassung bereits vorfinden und durch die Erfahrung bewährt haben. Ich würde es daher für ein wahres Unterpfand des Friedens und des Gedeihens halten, wenn diese Verfassungsbestimmungen für ganz Deutschland proclamirt würden. Erlauben mir Ew. Excellenz die Gründe kurz aufzuführen, welche es mir so dringend nothwendig erscheinen lassen, daß in der allgemeinen Verfassung Deutschlands das Verhältniß zwischen Kirche und Staat nach allgemeinen Grundsätzen geregelt werde.

Schon im Allgemeinen scheint es mir dringend nothwendig, daß alle gläubigen Christen, daß alle, welchen die Religion immer die Hauptsache ist und bleiben wird, Gewißheit darüber erlangen, was sie von diesem neuzugestaltenden Deutschland bezüglich ihrer religiösen Ueberzeugung zu erwarten haben: ob es ihnen die Garantie bietet, daß sie frei und ungestört dort nach ihrem Glauben leben können. Vielfach sind die Ereignisse der Gegenwart als ein Sieg des Protestantismus über den Katholicismus dargestellt worden. So unwahr das ist, so geben sich doch Herzenswünsche in solchen Aeußerungen zu erkennen. Es sind Hoffnungen in dieser Richtung auf einer Seite. Ganz kann man es auch uns Katholiken nicht verübeln, wenn uns bei aller Freude über den Sieg der deutschen Waffen zuweilen die Furcht beschleicht, ob nicht einst, wenn der König und seine Rathgeber, in deren Persönlichkeit eine Garantie gegen jede Gewissensverletzung liegt, einmal nicht mehr da sind, doch diese ganze Bewegung zum Nachtheil der Katholiken ausgebeutet werden wird. Man kann uns diese Furcht um so weniger verargen, wenn man gewisse Zeitrichtungen ins Auge faßt, welche immer bemüht sind, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen, um religiöse Propaganda zu machen. Die Gewißheit, daß das neue Deutschland, über dessen Größe und Macht wir uns aus ganzer

Seele freuen, den gläubigen Katholiken und Protestanten die volle Freiheit, nach ihrem Glauben zu leben, gewähre, würde daher die Gemüther tief innerlich beruhigen und jede Furcht, die die Freude mindert, beseitigen.

Eine solche Beruhigung scheint aber um so nothwendiger, wenn es gelingt, Deutschland seine alten Grenzen wieder zu geben und das deutsche Elsaß und Lothringen wieder mit dem alten Mutterlande zu vereinigen. Es wird lange währen, bis diese Länder wieder ganz deutsch werden. Bis dahin werden sie auch eine Gefahr bleiben und von Frankreich würden alle Mittel aufgesucht werden, um die völlige Verschmelzung dieser Länder mit Deutschland zu verhindern. Man hat aber diesen Bestrebungen den Kopf abgehauen, wenn man der Bevölkerung die volle Sicherheit bietet, daß die Vereinigung mit Deutschland nicht für sie der Beginn einer Epoche religiöser Benachtheiligung, eines gewissen Bestrebens ist, sie nach und nach zu protestantisiren. Einzelne Verheißungen bei der Besitznahme werden wenig in dieser Hinsicht nützen; Grundbestimmungen dagegen in der allgemeinen deutschen Verfassung werden jeden vernünftigen Zweifel aufheben.

Ich erlaube mir Ew. Excellenz einen dritten Grund vorzulegen. Se. Majestät der König ist mit Gott in den Krieg gezogen und jedes Wort, das Allerhöchstderselbe seitdem zur Oeffentlichkeit gebracht, redet von Gott. Auch die Regierungsorgane verkündigen dem deutschen Volke, daß das große neue Deutschland unter Preußens Führung ein Land werden soll, welches auf die Grundlagen der Gottesfurcht, ernster strenger Sitte und treuer Pflichterfüllung auferbaut werden soll. Das sind Worte, die tief wiederhallen in zahllosen Herzen, und wenn das zur Ausführung kömmt, dann wird das neue Deutschland ein Felsenbau, welcher den Jahrhunderten widerstehen kann. Aber schon einmal hat man Aehnliches gehört, ohne daß es gehalten worden wäre. Es war nach der Leipziger Völkerschlacht, als die Fürsten sich verbanden, um Gott die Ehre zu geben in der neuen Gestaltung der damaligen Zeit. Soll daher dieser ernste fromme Zug, der die Geister vom Throne bis zum letzten Soldaten in diesem furchtbaren Kampfe ergriffen hat, Bestand haben, dann muß diese Gesinnung festgehalten werden. Das kann aber nur geschehen, wenn in der neuen Grundverfassung die Garantie ihrer Ausführung gewährleistet ist. Ohne eine solche Garantie wird der gottesfürchtige König und sein gottesfürchtiges Heldenheer vorübergehen und nach ihnen werden vielleicht oberflächliche oder selbst religionsfeindliche Staatsmänner kommen, welche sich bemühen, die Früchte dieses Blutes zur Verwirklichung ihrer falschen und verderblichen Theorien einzuärnten.

Es scheint mir auch eine solche Garantie eine Pflicht gegen unser gutes deutsches Heer zu sein. Neben vielen andern Gründen kann doch Niemand verkennen, daß die Pflichttreue des deutschen Heeres ein Hauptfactor bei diesen wunderbaren Siegen ist. Man sagt, die Schule sei der Grund dieser Siege. Das könnte aber höchstens von der confessionellen Schule gesagt werden und wäre auch dann nur zu einem kleinen Theile wahr. Die volle Wahrheit aber ist, daß das deutsche Heer seine Pflichttreue aus seiner Religion, aus seinem Glauben geschöpft hat. Die Religion hat die Soldaten begleitet zum Kampfe, hat ihnen Muth und Kraft gegeben bei allen Entbehrungen, hat sie mit Treue erfüllt gegen ihren König, hat sie auf dem Krankenbette unter schweren Wunden getröstet. Die Religion war ihr letzter und einziger Trost, wenn sie auf Schlachtfeldern in fremdem Lande ihren Geist aushauchten. Ein solches Heer hat auch das Recht, zu verlangen, daß das Staatswesen, welches es mit seinem Blute mitauferbaut hat, in seiner Verfassung die Religion ehre.

Ich erlaube mir noch einen letzten Grund beizufügen. Wenn die Waffen ruhen, werden die innern Kämpfe, welche unser Jahrhundert bewegen, sich wieder regen und die Zukunft Deutschlands bedrohen. Niemand weiß besser als Ew. Excellenz, wie gefährlich dieselben auch dem monarchischen Princip werden können. Wenn auch der gewaltige Erfolg sie auf einige Jahre niederhält, sie werden wieder hervorbrechen. Alle diese negativen Bestrebungen haben aber keinen fruchtbareren Boden als auf dem religiösen Gebiete. Wenn dieses den einzelnen Staaten ganz überlassen bleibt, so wird die Zeit nicht ausbleiben, wo man bald hier, bald dort durch religiöse Kämpfe die Gemüther auf's Höchste erbittern wird, um dann die dadurch hervorgerufene Unzufriedenheit für schlechte politische Bestrebungen auszubeuten. Wer die Zukunft Deutschlands vor diesen gefährlichen Experimenten bewahrt, der benimmt allen Richtungen, welche den Bestand Deutschlands im Innern gefährden wollen, ihre Hauptkraft. Auch in dieser Hinsicht halte ich daher die Aufnahme der Bestimmungen der preußischen Verfassung in die deutsche Reichsverfassung für den höchsten Act politischer Klugheit. Ohne religiösen Frieden wird die Zukunft Deutschlands nie gesichert sein.

Ich betrachte es deßhalb als eine ganz besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß zur selben Zeit, wo Preußen so immense Erfolge erkämpfen sollte, die Weisheit seiner Könige und Staatsmänner in den betreffenden Verfassungsbestimmungen ein so überaus glückliches Mittel gefunden hat, um die tiefste Wunde Deutschlands, seine religiöse Spaltung, so viel wie möglich zu heilen. Je länger ich alle Verhältnisse der Gegenwart und der verschiedenen Staaten beobachte, desto mehr überzeuge

ich mich davon, daß diese Verfassungsbestimmungen das einzige Mittel zum religiösen Frieden sind.

Es erübrigt mir nur noch, zum Schlusse Ew. Excellenz für diese lange vertrauungsvolle Auseinandersetzung um Verzeihung zu bitten. Möge Gott, der Ihnen eine so hervorragende und einflußreiche Stellung unter ihren Mitmenschen gegeben, Ihre bezüglichen Entschließungen leiten. Da Se. Majestät der König von Gerechtigkeit erfüllt ist gegen seine katholischen Unterthanen, so wird es namentlich von Ew. Excellenz Entschließungen abhängen, ob die Freiheit der christlichen Kirchen auch in der deutschen Verfassung eine Anerkennung finden wird. Wenn Ew. Excellenz das bewirken, so werden Sie für die Zukunft Deutschlands etwas thun, worauf die kommenden Generationen gewiß mit dem tiefsten Danke zurückblicken werden.

Genehmigen ꝛc.

An einen jungen verwandten Priester.

231.

Mainz, 8. November 1870.

Ich danke Dir herzlich für Deine Mittheilung über Deine erste Anstellung. Gott begleite Dich, lieber * *, und gebe Dir die ganze Fülle aller Freuden und Segnungen, welche in dem glückseligen priesterlichen Wirken auf dem Lande liegen. Ich fühle immer etwas Neid bei solchen Anstellungen. Wenn Du Dich nur nicht durch Deine Aengstlichkeit in dem freudenvollen Wirken stören läßt. Mache es so gut, wie Du es vernünftiger Weise kannst, und überlasse das Andere dem lieben Gott. Nichts ist thörichter, als den Anspruch erheben, alles vollkommen zu machen. Mehr als den guten Willen, es recht gut zu machen, können wir Gott nicht bieten. Von ihm allein kommt alles Gedeihen. Er bedarf dazu nicht der Vollkommenheit unserer Verrichtungen. Ersetze Deine Fehler durch Demuth und guten Willen. Du wirst keine Verrichtung im ganzen Leben vornehmen ohne Fehler. Gott wirkt durch die Demüthigen und nicht durch die, die keine Fehler machen. Die Scrupulanten sind die lächerlichen Menschen, die prätendiren, keine Fehler zu haben. Das ist dann freilich bei unseren vielen Fehlern dazu angethan, nicht nur um alle Freudigkeit, sondern auch um den Verstand zu verlieren. Auf diesem Wege kommt man nie zu Ende. Wirke so gut du kannst, aber wirke mit der Ueberzeugung, daß Du in Deinem ganzen Leben nie eine Verrichtung vornehmen wirst, an der Du nicht nachträglich etwas auszusetzen haben

wirst; denn für alle diese hohen Verrichtungen ist unser Vermögen viel zu klein. Aber in Gottes Namen, das schadet nichts; so ist es immer gewesen, von den Fischern am See Genesareth bis heute, bis ans Ende der Welt. Gehe also hin, mein lieber * *, wirke mit ganzer Freude, mit ganzer Liebe zu den einfachen Seelen, und mache recht viele Fehler — nur immer gegen Deinen Willen, — und Gott wird Dein Wirken segnen. Gott gebe Dir auch große, große Liebe zu den Kindern. O, das ist so schön, Lehrer und Seelsorger der Kinder zu sein! Ueber den Katechismus sprechen wir später einmal, wenn Du einige Erfahrungen und Fehler gemacht hast.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste zu Vischering.

232.

Mainz, 2. December 1870.

Man sollte fast glauben, Du gehest darauf aus mir Fallstricke zu legen, so gefährlich sind die Fragen, welche Du mir gestellt hast. Mein Ruf ist doch schon so ganz compromittirt! Doch will ich es wagen, Dir meine Ansicht zu sagen.

Allerdings glaube ich auch, daß es jetzt vielfach vortrefflichen Menschen zuweilen geschieht Ansichten aufzustellen, Urtheile zu fällen ꝛc., die mir als unberechtigte Extreme erscheinen. Der Apostel Paulus sagt von gewissen Juden seiner Zeit: „Ich gebe ihnen Zeugniß, daß sie Eifer für Gott haben, aber ohne rechte Einsicht“ (Röm. 10, 2). Das ist überaus bezeichnend für den so allgemeinen Fehler, in den wir bei unserem Eifer so leicht gerathen, daß wir Eifer haben für das Gute, für Gott, aber nicht immer mit der rechten Einsicht, mit allerlei Anhängsel menschlicher Täuschung und Schwäche. Ich erkenne gern an, daß dieser Fehler bei uns Katholiken jetzt, in einer besonders aufgeregten Zeit, recht häufig vorkommt. Wenn man das „ultramontan“ nennen würde und wenn man über diesen Sinn des Wortes einverstanden wäre, so würde ich Angriffe gegen diese Art des Ultramontanismus nicht zurückweisen. In diesem Sinn wird das Wort in Deutschland aber gewöhnlich nicht genommen; ganz allgemein wird alles Positiv-christliche ultramontan geschimpft. Daher muß man unendlich vorsichtig sein und alles wohl erklären, ehe man sich pro oder contra ausspricht. Ich würde nie den Schein auf mich nehmen alles zu billigen, was manche Katholiken vertheidigen und behaupten; ich würde aber auch nie pure sagen, ich sei kein Ultramontaner, da ich es in dem gewöhnlichen Sinne mit Leib und Seele bin. Das kann ich aber

mit voller Wahrheit sagen, daß mir eine gewisse Art öffentlicher Erklärungen, die alle Mißverständnisse fortbestehen lassen, die durch Dick und Dünn behaupten, nicht angenehm ist.

Das wäre in aller Kürze so meine Antwort auf Deine Frage. Möge sie Dir genügen! Sie scheint mir fast etwas diplomatisch, was aber nicht in meiner Absicht liegt. Der Kern meiner Antwort ist eigentlich, daß ich alle Parteinamen verabscheue, weil sie so viel Unklarheit mit sich bringen und einschließen.

Der Krieg ist wohl schrecklich, liebes Nellerchen, wie die ganze Weltlage. So lange die Lenker der Staaten nicht zu ganz andern Principien zurückkehren, kann uns aber selbst der Friede nicht helfen, denn er wird nur eine Waffenruhe sein. Vielleicht müssen aber dieser Rückkehr noch viel größere Prüfungen vorhergehen. Doch wozu diese Schreckensaussichten? Gewiß ist zweierlei, woran man sich halten muß: erstens, daß Gott alles wunderbar zum Guten leitet, und zweitens, daß viele Erscheinungen uns bald hier, bald dort diese im Ganzen und Großen uns noch verborgenen liebevollen Pläne Gottes wie im Keime zu unserm Troste zeigen. Jedenfalls fehlt es uns in dieser Zeit nicht an Gelegenheit, besser zu werden und uns zu heiligen. Dahin wollen wir denn recht streben und immer daran denken, daß aller Fortschritt nicht im Fliegen besteht, sondern in einfältiger Demuth und Sanftmuth. Ich segne Dich mit Mann und Kindern. Grüße sie alle herzlich.

An seine Schwester Sophie.

233.

Mainz, 17. December 1870.

Innigen, herzlichen Dank für Deine lieben Worte! Sie sind mir eine große Freude und ein theures Weihnachtsgeschenk. Gott sei Dank, daß es Dir und allen lieben Geschwistern und Geschwisterkindern wohl geht. Möge der liebe Gott fortfahren, alle unsere nächsten Angehörigen im Felde so gnädig zu beschützen wie bisher. Wenn man alle Blätter voll sieht von Mittheilungen trauriger Verluste, so wird man immer wieder an die Größe der Gnade dieses Schutzes erinnert. Alles, was Du, liebe Sophie, über die gegenwärtigen Ereignisse sagst, theile ich aus ganzer Seele. Nur die Gewißheit, daß Gott alles leitet, so wie es für uns Menschen gut ist, kann Beruhigung gewähren. Abgesehen hiervon müßte man voll Angst und Furcht für die Zukunft sein. Ohne den lieben Gott wüßte ich schon gar nicht, wie die Welt wieder Frieden finden

sollte, so sind alle natürlichen Grundlagen des Friedens gänzlich zerstört. Und doch sehnt man sich bei dem entsetzlichen Anblicke der Folgen des Krieges immer mehr nach Frieden.

In meinem Hause habe ich jetzt seit vier Wochen zwei sehr angenehme französische Priester, deren Umgang mir sehr lieb ist. Da sie ganz der Seelsorge der Franzosen leben, so ist es mir ein Trost dadurch, daß sie bei mir wohnen, auch etwas für diese armen Menschen zu thun. Täglich gehen jetzt etwa hundert, zuweilen bis dreihundert zu den Sakramenten. Das ist eine große Wohlthat für sie, um so mehr, da recht viele, seitdem sie Soldaten sind, nie mehr die Sakramente empfangen haben. Sie sind voll Dank, daß ihnen diese Gelegenheit jetzt geboten ist. Wenn doch durch Gottes Gnade diese fürchterlichen Prüfungen diesseits und jenseits des Rheins zur Bekehrung führen würden! Wir haben es alle gleich nothwendig. Die Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit, die sich so viel in Deutschland zeigt, ist erbärmliche Lüge.

Das liebe Weihnachtsfest wird einem durch die böse Zeit ganz verdorben. Man hat kaum das Bewußtsein der heiligen Adventzeit. Könnte man doch wenigstens die nächsten vierzehn Tage die Weltereignisse gründlich vergessen, um ungestört alles Glückselige betrachten zu können, woran das Weihnachtsfest erinnert. Ich wünsche Dir und allen lieben Verwandten und Bekannten recht viel Segen und Gnade vom lieben Jesuskindlein.

An seine Schwägerin Paula.

234.

Mainz, Anfang März 1871.

Die Trauernachricht von dem plötzlichen Tode der vortrefflichen Marie Cay[1]) hatte ich bereits durch P. St. erfahren, als ich Deinen Brief erhielt. Ich nehme den allerinnigsten Antheil an diesem schmerzlichen Verlust. Der arme Cay und die guten lieben Kinder, wie werden sie alle namenlos betrübt sein! Wie gesund und rüstig habe ich sie noch in vorigem Jahre in Rom gesehen. Wer konnte da denken, daß sie uns so bald entrissen würde — doch Gott sei Dank nur für diese jammervolle Welt. Fast gleichzeitig habe ich auch den Tod eines vortrefflichen Mannes gehört, des guten Herrn v. Andlaw[2]). Da hat die streitende

1) Gräfin zu Stolberg, geb. Freiin von Loë aus dem Hause Wissen † 1. März 1871.

2) Baron Heinrich v. Andlaw-Birseck † 3. März 1871.

Kirche zwei grundtreue Kinder verloren. Das ist ja aber die nothwendige Bedingung, damit die triumphirende Kirche vermehrt werde. Für uns ist das eine Mahnung, unser Herz immer mehr von der irdischen Welt abzuschälen. Sie ruhe in Frieden und möge bald für uns beten!

An die Redaction des „Pfälzer Boten" in Heidelberg.

235.

Mainz, 14. März 1871.

Da ich gewiß annehmen kann, daß ein großer Theil meiner Wähler [1]) Ihr geehrtes Blatt liest, so bitte ich um einen Raum für diese Zeilen, um allen meinen geehrten Wählern meinen freundlichsten Dank für ihr Vertrauen auszusprechen. Möge es mir vergönnt sein, ihm zu entsprechen und etwas zum Gedeihen unseres deutschen Vaterlandes beitragen zu können. Es ist mir schwer geworden, ein solches Mandat zu übernehmen und mich dadurch meiner bischöflichen Thätigkeit, welche mir Gott zunächst als Berufspflicht auferlegt hat, auf einige Zeit zu entziehen. Dieser Reichstag kann aber für die ganze Zukunft Deutschlands so wichtig werden, daß ich deßhalb die vielfachen Anforderungen, welche aus den verschiedensten Wahlkreisen an mich ergangen sind, nicht ganz ablehnen zu dürfen glaubte.

Ich benutze zugleich diese Gelegenheit, um einigen Verdächtigungen, welche von zwei Hauptorganen der deutschen Presse verbreitet wurden, entgegen zu treten. Dadurch bin ich auch in der Lage, meinen geehrten Wählern in wenigen Grundzügen die Richtung meiner Thätigkeit zu bezeichnen.

Die „Nordd. Allg. Ztg." behauptet Nr. 61 in ihrem politischen Tagesberichte, die Frage bei den Wahlkämpfen zum Reichstage sei gewesen: „deutsch oder nichtdeutsch, einverstanden mit der Einigung Deutschlands unter dem Kaiserthume der Hohenzollern oder unzufrieden mit dem Gange der Geschichte." Auf diese Frage habe der Ausfall der Wahlen eine Antwort gegeben, wie sie deutlicher und unzweideutiger nicht gewünscht werden könne. Dann werden die Abgeordneten angegeben und für Baden „12 Nationale gegen 2 Clerikale" verzeichnet. Endlich fügt das Blatt im Hinblick darauf, daß die in Süddeutschland gewählten nationalen Abgeordneten durchgängig der liberalen Partei angehören, offenbar zur Be-

---

1) Bischof v. Ketteler war Reichstagsabgeordneter des 14. badischen Wahlkreises (Walldürn-Tauberbischofsheim).

ruhigung kleiner auftauchender Bedenken, eine Liebenswürdigkeit gegen diese süddeutschen Liberalen hinzu. Man müsse sie nämlich ja nicht mit der preußischen Fortschrittspartei oder mit den aus dieser hervorgegangenen Nationalliberalen der alten Provinzen vergleichen. Sie seien viel liebenswürdiger und hantierlicher, wie das bereits die Erfahrung mit den Liberalen der neuerworbenen Provinzen erwiesen habe.

Ob die zuletzt ausgedrückten Hoffnungen sich bestätigen werden, wird die Zukunft lehren. Ebenso übergehe ich die Bezeichnung „Clerikale" für die Wahl des katholischen Volkes; das gehört zu dem intoleranten Sprachgebrauche der protestantischen Presse, jede Kundgebung des katholischen Volkes als clerikal zu bezeichnen. Dagegen ist es eine grobe Unwahrheit, gegen die ich mit aller Entschiedenheit protestire, wenn die „Nordd. Allg. Ztg." den Ausfall der Wahlen nach den Rubriken: „deutsch oder nichtdeutsch ꝛc." klassifizirt. Selbst die patriotische Partei in Baiern, obwohl ich den Weg, den sie einschlug oder auf den sie gedrängt war, in mehr als einer Beziehung nicht für den richtigen halte und das Auftreten mancher Mitglieder derselben beklage, darf nicht ohne Ungerechtigkeit als „nichtdeutsch" bezeichnet werden. Dagegen alle Wahlen, welche nicht in nationalliberalem und fortschrittlichem Sinne stattgefunden haben, als undeutsch oder als Opposition gegen das Kaiserthum der Hohenzollern zu bezeichnen, ist eine freche Parteilüge, die wir mit Indignation zurückweisen. Wir fordern die „Nordd. Allg. Ztg." namentlich auf, aus allen Kundgebungen der katholischen Volkspartei in Baden bei Gelegenheit der Wahlen zum Reichstage eine einzige anzuführen, welche ihre Behauptung rechtfertigen könnte.

Eine ähnliche Entstellung bringt Nr. 70 der Augsburger „Allg. Ztg." Sie führt dort aus einem Erlasse von mir[1]) über die Wahlen zum Reichstage die Worte an: „Es ist von der größten Bedeutung, daß wir Abgeordnete wählen, welche nicht nur jenen feindlichen Bestrebungen entgegentreten, sondern die überdies Gesetze fordern, welche unser Gewissen für die Zukunft beruhigen und uns die Garantie bieten, daß wir Katholiken auch in dem neuen Deutschland unbeirrt und ungeschmälert nach unserm heiligen katholischen Glauben leben und nicht in unseren heiligsten Interessen von dem Belieben einer feindseligen Majorität abhängen werden. Diese Gesetze müssen deßhalb auch in die Grundverfassung des neuen Reiches aufgenommen werden." An diese Worte knüpft nun die „Allg. Ztg." die Bemerkung: „Also nicht blos um die Abwehr feindlicher Bestrebungen handelt es sich, wie Ketteler offen zugibt, son-

1) Vom 13. Februar 1871.

dern um neue Gesetze, welche der katholischen Kirche mehr Rechte und eine bessere Stellung schaffen sollen, als sie bisher in den deutschen Landen schon besaß; denn wenn ihm die seitherigen Rechte und die seitherige Stellung genügten, so brauchte er ja keine neuen zu fordern. Was soll's nun mit diesen neuen Rechten? Was kann damit gemeint sein? Verkürzt war die katholische Kirche bisher wahrlich in keinem deutschen Staat, wenn man ihre Stellung mit der anderer Korporationen und der einzelnen Staatsbürger vergleicht. Wird jetzt für sie mehr verlangt, so ist das eben nur der erste Schritt zur Gründung der Herrschaft der katholischen Kirche im Staat und über den Staat, d. h. zur Einführung des Ultramontanismus in das Staatsrecht des deutschen Reichs. Dazu braucht man freilich christlich-katholische Abgeordnete in dem Sinn, wie der Ultramontanismus dieses Wort versteht, nämlich Männer, welche die Herrschaft der katholischen Hierarchie als etwas Gutes und Gerechtes, ja als göttliche Ordnung ansehen."

Ich bin immer von Neuem erstaunt, wenn ich diese ungerechten Entstellungen unserer Gesinnung und unserer Bestrebungen betrachte, obwohl ich allmälig durch eine lange Erfahrung daran gewöhnt sein sollte. Ich frage mich dann immer: Sind denn unsere Gegner so von Vorurtheilen und falschen Voraussetzungen eingenommen, daß sie gar nicht mehr unsere Bestrebungen billig und ehrlich beurtheilen können, oder sind sie selbst so unehrlich und ungerecht, daß sie uns gar nicht mehr billig und gerecht beurtheilen wollen? Darin hat die „Allg. Ztg." freilich unwiderleglich Recht, daß, wenn uns die seitherigen Rechte und die seitherige Stellung überall genügten, wir dann keine neuen Rechte zu fordern brauchten. Dagegen ist nichts einzuwenden. Wie kann man aber alles, was seit zwanzig Jahren die Katholiken bezüglich der gesetzlichen Stellung der Kirche in Deutschland gefordert haben, so mißverstehen, daß man uns des Bestrebens der Herrschaft der katholischen Kirche im Staate und über den Staat beschuldigen kann! Es ist ja gar nicht möglich, ausdrücklicher und feierlicher zu erklären, wie es in dieser ganzen Periode von allen Katholiken geschehen ist, daß sie nur ehrliche und wahre Parität verlangen, daß sie auf jede Ausnahmegesetzgebung verzichten, daß sie nur für sich verlangen, was sie geradeso auch für die Protestanten fordern. Darüber kann Niemand mehr zweifelhaft sein, der gerecht urtheilen kann und urtheilen will. Insbesondere habe ich, so lange ich im öffentlichen Leben für die Rechte der Kirche einzutreten verpflichtet war, nie etwas Anderes gefordert als die Bestimmungen der preußischen Verfassung. Dafür habe ich schon im Jahre 1848 auf der deutschen Nationalversammlung gekämpft, dafür habe ich seitdem ohne Unterlaß gewirkt, dafür haben

fast alle Katholiken gestritten, die an dem öffentlichen Leben Antheil genommen haben. Es lautet ja auch in der That fast wie ein Hohn, wenn man uns Katholiken in unserer bedrängten Stellung in Deutschland die Absicht zur Last legt, eine Ausnahmestellung für die katholische Kirche zu erwirken. Mögen unsere Gegner anfangen gerecht zu sein und wahr, mögen sie aufhören uns schmählich zu verdächtigen — das ist die erste Bedingung des Friedens in Deutschland.

Zum Schlusse will ich meinen verehrten Wählern den Hauptgrundsatz aussprechen, von dem ich bei allen nicht rein materiellen Fragen auf dem Reichstage meinen Standpunkt nehmen werde. Ein sehr verehrter Redner hat kürzlich die Richtung der Partei, welche uns entgegensteht, in dem Satze zusammengefaßt: „Freiheit auf Zwang gegründet, die mit Gewalt das, was sie für Recht hält, den widerstrebenden Völkern aufzwingen will.“ Das ist in der That der Centralgedanke der Fortschrittspartei und überhaupt des modernen Liberalismus; „Freiheit auf Zwang gegründet,“ das ist der innere Widerspruch, in dem sich diese Partei bewegt. Sie hat ihre Doctrinen über Kirche, über Christenthum, über Schule, über Erziehung, über Ehe 2c.; diese Doctrinen sind ihr an sich gewisse, unfehlbare Sätze, die sie durch Zwangsgesetze dem Volke auflegen will — und das nennt sie ihre Freiheit. Dieser Freiheit, auf Zwang gegründet, die wahre, die deutsche Freiheit entgegenzustellen, Freiheit im Sinne geordneter Selbstbestimmung und freier Unabhängigkeit für den einzelnen Menschen wie für die großen sittlichen, religiösen und wirthschaftlichen Korporationen — das ist die große Aufgabe, die uns gegeben ist. Das ist die deutsche Freiheit im Gegensatze zu dem Trugbilde der „Freiheit auf Zwang,“ das uns hauptsächlich aus Frankreich durch die französische Revolution importirt worden ist. Die Freiheit des Liberalismus ist allgemeine Staatszwangsjacke. Sie würde jedes deutsche Wesen bis auf den Grund vernichten. Ich hoffe, daß alle christlichen und deutschen Männer, die mich gewählt haben, mit mir einverstanden sind, wenn ich das mir anvertraute Mandat vor allem dazu benütze, um für diese wahre deutsche Freiheit zu kämpfen, wo immer ich Gelegenheit dazu finde. Zu dieser Freiheit gehört selbstverständlich auch die Freiheit des katholischen Volkes, nach seinem Glauben zu leben, mag das dem Liberalismus gefallen oder nicht.

An die Redaction der „Germania[1]."

236.

Mainz, 26. März 1871.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" handelt mir gegenüber in Nr. 72 wie Kinder, welche die Unwahrheit geredet haben und dann, statt ihr Unrecht einfach anzuerkennen, durch neue Unwahrheiten sich immer tiefer in dieselbe verwickeln. Sie hatte in Nr. 61 behauptet, daß bei der Wahl zum Deutschen Reichstag „deutsch oder nichtdeutsch" das Losungswort gewesen sei. Die Wahlen der Katholischen Volkspartei in Baden wurden dann wie fast alle conservativen Wahlen in Süddeutschland im Gegensatz zu den Wahlen der Fortschrittspartei als „nichtdeutsch" bezeichnet. Härter, ungerechter und verletzender konnte gewiß in diesem Augenblicke nicht über die Wähler wie über die Gewählten abgeurtheilt werden. Mitten in dieser nationalen Erhebung wagt man uns den Schandfleck einer undeutschen Gesinnung anzuheften! Statt nun auf meinen Protest hiergegen jene kränkende unwahre Behauptung zurückzunehmen, fügt sie neue Unwahrheiten hinzu. Sie behauptet, „die Parteistellung dieses Einen (des Herrn Bischofs von Mainz) hielten wir für so klar, so fest begründet, daß hier von unserer Seite die Möglichkeit eines Irrthums nicht vorausgesetzt werden konnte. Unser Urtheil über die politische Parteistellung des Herrn Bischofs von Mainz gründet sich auf seine politische Vergangenheit, und wenn es ihm gefällig wäre, mit uns durch sein „Deutschland nach dem Kriege von 1866" einen Spaziergang zu unternehmen, so würde sich zeigen, wer von uns in seinen politischen Ansichten einen Wechsel gemacht haben muß, wir, die wir Herrn v. Ketteler als clerikal, als in Opposition gegen das Kaiserthum der Hohenzollern stehend betrachten mußten, oder er, der Herr Bischof, der heute diesen Vorwurf mit „Indignation" zurückweist."

Wenn nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich darin gefällt, alle Deutsche, welche die Ereignisse vom Jahre 1866 ihrer Grundsätze und ihres Pflichtgefühles wegen nicht billigen konnten, als Männer zu bezeichnen, welche in ihrer Gesinnung und in ihrer Bestrebung „nichtdeutsch" sind, so mag sie das thun. Dann habe ich auch gegen diese Bezeichnung aus ihrem Munde bezüglich meiner Person nichts mehr zu erinnern. Ihr Urtheil ist dann in meinen Augen lediglich ein Beweis, wie wenig

1) Jahrgang 1871 Nr. 71.

sie selbst Grundsätze zu würdigen versteht und Männer, die nach Grundsätzen handeln. Wenn dagegen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" behaupten will, daß meine „politische Parteistellung" und insbesondere meine Broschüre „Deutschland nach dem Kriege von 1866" den Beweis liefere, daß ich auch nach den Ereignissen dieses Jahres „als in Opposition gegen das Kaiserthum der Hohenzollern stehend" betrachtet werden müsse, und daß ich deßhalb auch jetzt noch zu dieser Opposition gehöre oder aber meine Grundsätze geändert habe, so ist das gerade Gegentheil von dem Allen wahr. Ich habe vielmehr eben in dieser Broschüre, unmittelbar nach den Ereignissen im Jahre 1866, meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die deutsche Idee jetzt nicht mehr ausführbar sei, daß eine Dreitheilung Deutschlands mit einem Südbunde zum Verderben Deutschlands führen müsse, und daß daher jetzt nichts mehr zum Heile Deutschlands übrig bleibe als „ein deutscher Bundesstaat unter Führung des Königs von Preußen mit Wahrung der rechtmäßigen Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und Länder im engen und unauflöslichen Bündnisse mit Oesterreich." Diese Gestaltung allein könne unter den bestehenden Thatsachen „die Hoffnungen aufrichtiger Vaterlandsfreunde erfüllen" und von Deutschland „eine schmachvolle Abhängigkeit vom Auslande abwenden." (Seite 82.) Ich bin also in der That so glücklich, heute auf demselben Standpunkte wie damals zu stehen, wenn ich rückhaltlos die Grundlagen des neuen deutschen Reiches anerkenne und dem deutschen Kaiser dieselbe Treue entgegenbringe, die ich des Gewissens halber stets meinem rechtmäßigen Fürsten erwiesen habe.

Auf die Wortspielereien des gedachten Blattes über die Unterscheidung zwischen den Begriffen Unwahr oder Falsch lasse ich mich nicht ein. Die Sache ist mir viel zu ernst, um hier mit Worten zu spielen. Das, was die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gesagt hat, ist nicht wahr, und das, was nicht wahr ist, nenne ich unwahr. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" möge es anders nennen.

Uebrigens thäte sie besser, jetzt an dem inneren Frieden Deutschlands mitzuarbeiten, als eine gehässige Polemik aufzunehmen, welche vor und während des Krieges von einer feindlichen Presse zur Verdächtigung der Katholiken geführt worden ist. In der Stellung, welche dieses Blatt einnimmt, sollte es zur inneren Versöhnung mitwirken und die gewählten Vertreter des deutschen Volkes mit Wohlwollen empfangen, statt sie zu verdächtigen und zu beschimpfen; denn der Vorwurf einer undeutschen Gesinnung ist Schimpf, nicht mehr und nicht weniger.

Antwort an Professor Bluntschli in Heidelberg[1]).

237.

Berlin, 15. April 1871.

Sie haben einer Aeußerung, welche ich im Reichstage über Ihre im hiesigen Unions-Verein gehaltene Rede gethan habe, eine öffentliche Erwiderung gewidmet[2]). Ich freue mich, dadurch eine Gelegenheit zu haben, meine Behauptung näher zu begründen.

Zum Wesen einer Antwort gehört aber nach den natürlichen Denkgesetzen, daß sie sich auf denselben Gegenstand beziehe wie die Aeußerung, welche sie beantworten will. Aus diesem Grunde lasse ich daher alle Ihre Ausfälle, welche nicht zur Sache gehören, außer Acht. Sie bekunden sich durch dieselben als ein treues Glied jener Partei, bei der jede Antwort gegen Katholiken in neue Vorwürfe ausartet. Ob wir daher durch unsere Anträge bezüglich der Preßfreiheit mit unseren katholischen Grundsätzen oder mit Aussprüchen des Oberhauptes der Kirche in Widerspruch gekommen sind; ob ferner die Freiheit, welche wir fordern, nichts anders bedeutet als „Herrschaft der Kirche über den Staat," und manches Andere, was Sie in Ihrer „offenen Antwort" sagen, lasse ich hier dahingestellt sein; das gehört nicht in den Bereich einer Antwort auf meine Aeußerung im Reichstag bezüglich Ihrer Rede. Sie scheinen, gewiß unbewußt, durch diese Excursion dem bösen Dilemma entschlüpfen zu wollen, in das Sie hineingerathen sind. Erlauben Sie, daß ich Sie festhalte und zur Sache zurückführe.

Da muß ich nun vor allem beklagen, daß Sie nur beiläufig bemerken, ich hätte Ihre Meinungs-Aeußerung über das landesherrliche Kirchenregiment in den deutschen protestantischen Kirchen „in sehr incorrecter Darstellung im Deutschen Reichstage" zur Sprache gebracht. Hier wäre gewiß Gelegenheit geboten, meine „incorrecte Darstellung" zu berichtigen und so den wahren Thatbestand der obschwebenden Controverse festzustellen. Sie haben es nicht gethan. Ich halte mich also auch bei meiner Erwiderung an das Referat über Ihre Rede in der hiesigen „Zukunft;" es Ihnen überlassend, sich über die Richtigkeit desselben mit der Redaction dieses Blattes auseinanderzusetzen.

Wenn Sie aber die hier referirten Aeußerungen gethan haben, so

---

1) „Germania" 1871 Nr. 87.

2) Außerordentliche Beilage zur „Allg. Ztg." Nr. 102.

behaupte ich wiederholt, was ich im Reichstage gesagt habe, daß nämlich diese so ausgesprochenen Grundsätze „gefährliche" sind, daß „Männer der wahren Freiheit diesen Grundsätzen nicht huldigen dürfen; daß sie das Gegentheil von dem sind, was man im Jahre 1848 und 1850 in den vorgelegten Verfassungsbestimmungen anerkannt hat; daß sie ein Aufgeben, eine Art Verzweiflung an der wahren Freiheit sind; daß sie endlich von dem Bestreben ausgehen, die Systeme, welche man sich einmal entworfen hat, von oben herab einzuführen, weil man sie durch die wahre Freiheit nicht verwirklichen kann."

Prüfen wir noch einmal die Berechtigung dieser Urtheile an Ihren Worten selbst.

Sie haben in jener Versammlung des Protestanten-Vereins den Abgeordneten Prediger Müller deßhalb getadelt, weil er bei der betreffenden Verhandlung im preußischen Landtage die hessische Kirchenvorlage abgelehnt hatte. Namentlich haben Sie die Gründe, welche den Prediger Müller zu dieser Ablehnung bestimmt haben: weil nämlich die Regierung dieselbe „mit absoluter Anerkennung des landesherrlichen Kirchenregiments" gemacht habe und weil man dieses landesherrliche Kirchenregiment nicht durch die Annahme habe anerkennen dürfen, vielmehr die Beseitigung desselben dringend verlangen müsse, verworfen. Bei dieser Gelegenheit haben Sie nun die merkwürdigen Behauptungen ausgesprochen, das landesherrliche Kirchenregiment zu beseitigen sei eine politische Unmöglichkeit; von ihm seien alle Reformen, wie die Kirchengeschichte lehre, ausgegangen; in Baden zumal habe der Großherzog sehr viel für die kirchliche Reform gethan; die Consistorien seien ein Generalstab, dem ein guter Generalstabs-Chef mangle; sie brauchten einen Fürsten Bismarck oder einen General Moltke; eine Principienreiterei in Betreff der Ausführung des Artikels 15 gehöre in die Schule, aber nicht ins politische Leben; man müsse nehmen, was man bekommen könne.

Ich frage Sie nun, hochgeehrter Herr Professor: haben Sie das gesagt, oder nicht? Wenn Sie es leugnen, so wird es Ihnen die „Zukunft" vielleicht beweisen oder Herr Prediger Müller darüber Auskunft geben können; wenn Sie es aber gesagt haben, dann ist mein Urtheil wahrlich wohl begründet.

... Welchen Sinn haben denn jene Aeußerungen? Sie mögen es anerkennen wollen oder nicht, keinen andern, als den des alten schmachvollen Satzes: cujus regio, ejus et religio. Ich streite nicht mit Ihnen über Ihre historische Behauptung, daß durch das landesherrliche Kirchenregiment nach dem Zeugnisse der Kirchengeschichte alle Reformen bewirkt worden seien. Katholische Geschichtsschreiber haben oft Aehnliches be-

hauptet, während die protestantischen Geschichtsschreiber im Gegentheil dies als Verleumdung zurückgewiesen und gesagt haben, die Reformation sei aus dem Volke und seiner Ueberzeugung hervorgegangen. Sie mögen sich über ihre Behauptung mit ihren eignen Reformations-Historikern abfinden. Ich meines Theiles habe nichts dagegen, obwohl Luther jedenfalls bei seinem ersten Auftreten nicht vom landesherrlichen Kirchenregiment seinen Impuls bekommen hatte. Daß Sie aber das landesherrliche Kirchenregiment nicht nur als einzige Quelle jeglicher Reform für die Vergangenheit angeben, sondern demselben auch für die Zukunft ausschließliche Geltung vindiciren, ist doch ein offenbares Aufgeben alles dessen, was seit Jahren im Namen der Freiheit und der christlichen Gemeinde von Ihren Gesinnungsgenossen gefördert worden ist. Namentlich widerspricht es allem, was der Protestanten-Verein als den eigentlichen Geist seiner Bestrebungen und seiner Berechtigung verkündet hat. Das Kirchenregiment von oben herab war ja der Gegenstand der unerhörtesten Angriffe; deßhalb wurde nicht nur die katholische Kirchenverfassung, freilich unter zahllosen Mißverständnissen und Entstellungen derselben, angegriffen, sondern ebenso auch die bisherige protest. Kirchenverfassung. Diesen Verfassungen gegenüber wollte man eine Volkskirche, eine auf breitester Unterlage gegründete, stiften. Und jetzt hören wir von dem Führer des Protestanten-Vereins plötzlich wieder das gerade Gegentheil: das landesherrliche Kirchenregiment kann nicht beseitigt werden; in ihm allein wurzelt alles Heil; seine Consistorien müssen als „Generalstab" constituirt werden; Männer, wie Fürst Bismarck und Graf Moltke, müssen darin das Regiment führen; dann geht alles gut; dann kann alles erreicht werden. Ein Kirchenregiment mit einem Consistorium, geleitet, wie ein Graf Moltke den Generalstab leitet, ist aber gewiß das absoluteste Gegentheil von allem, was man je vernünftiger Weise unter einem Kirchenregiment, das alle seine Autorität aus der christlichen Gemeinde schöpft, im Sinne des Protestanten-Vereins, sich denken kann. Was bleibt da noch von der viel gepriesenen evangelischen Freiheit übrig? Das ist ja doch wieder ganz dasselbe, wie das landesherrliche Regiment in jenen Zeiten, wo das arme christliche Volk auf Commando sechsmal seinen Glauben in der Pfalz wechseln mußte.

Aber idem, non est idem, und darin liegt das Gefährliche und das Verwerfliche Ihrer Auffassung. So lange das landesherrliche Kirchenregiment im Sinne des positiven christlichen Glaubens geübt worden ist, haben Ihre Gesinnungsgenossen dasselbe im Namen der christlichen Gemeinde in der allerheftigsten Weise bekämpft. Werfen Sie einen Blick in die Schriften Ihrer Freunde Bunsen und Schenkel, deren Auto-

rität Sie gewiß nicht ablehnen werden, so finden Sie einen Grundgedanken in ihnen: Alles Uebel im Christenthum leiten sie ab von dem Zurückdrängen des Einflusses der christlichen Gemeinde, alles Heil erwarten sie dagegen davon, daß die christliche Gemeinde wieder zu ihrem Rechte komme. Jetzt aber, wo das landesherrliche Kirchenregiment wenigstens in Ihrem jetzigen Heimathslande ganz in den Händen Ihrer Gesinnungsgenossen liegt, wo es als Mittel dient den positiv christlichen Glauben bis auf den Grund zu verdrängen und zu bekämpfen, da ist plötzlich alles anders, da ist das landesherrliche Kirchenregiment eine politische Nothwendigkeit, da gehen von ihm alle Reformen aus, da müssen Consistorien wie Generalstäbe verwendet werden, um durch ein eisernes Regiment, in der Weise, wie ein Fürst Bismarck und ein Graf Moltke regieren, der christlichen Gemeinde den rechten Geist einzuflößen.

Darum habe ich Ihre Grundsätze „ein Aufgeben, eine Art Verzweiflung an der wahren Freiheit" genannt. Sie haben offenbar den Glauben verloren, durch die christliche Gemeinde und deren Selbstbestimmung die kirchlichen Reformen durchzuführen, welche nach Ihrem System die allein heilbringenden sind. Darin haben Sie auch vollkommen Recht. Auf dem Boden der Freiheit werden Sie stets unterliegen und das christliche und deutsche Volk wird sich zuletzt immer wieder für den positiven christlichen Glauben entscheiden. Ihr confessionsloser Standpunkt, der zum Wesen des ganzen Protestanten-Vereins gehört, oder noch richtiger zum Wesen des Freimaurerthums, ist und bleibt dem deutschen Volke wesentlich antipathisch. Auf dem Boden der Freiheit fürchten wir Sie wahrlich nicht, mit allen Ihren geistigen Bundesgenossen. Ihr maurerisches Christenthum wird nie aus der chrichstlichen Gemeinde hervorgehen; dazu hat man vielmehr erstens den rechten Landesherrn nothwendig, und zweitens ein Consistorium, als Generalstab eingerichtet mit einem General wie Moltke: dann kann man das christliche Volk freilich unchristlich machen.

In dieser Auffassung sind Sie aber auch so ganz und gar ein Kind des maurerischen Liberalismus. Auch er ist eigentlich die reine Verzweiflung an der Kraft der wahren Principien der Freiheit; auch er ist sich dessen vollkommen bewußt, daß er sein System nur durch politische Generalstäbe, die er aber in Händen hat und leitet, durchsetzen kann. In dieser Hinsicht haben wir in den letzten Tagen im Reichstage die allerinteressantesten Erfahrungen gemacht, die gar nicht genug beherzigt werden können. Ihr Freund Dr. Treitschke und Ihr Gesinnungsfreund Herr Bankdirector Miquel mit manchen Anderen haben uns die unerwartete Mittheilung gemacht, daß der Liberalismus von 1848 dem Kin-

desalter dieser Richtung angehöre, daß dagegen der jetzige Liberalismus die Weisheit des Mannesalters repräsentire. In der Anwendung auf die Verfassungsbestimmungen bezüglich der Stellung der christlichen Confessionen zum Staate stützte man hierauf das Recht der Ablehnung derselben. Man verleugnete das Werk der angeblichen Kindheit des Liberalismus und stellte uns dafür eine weit bessere Regelung dieser Verhältnisse durch den jetzt mündig gewordenen Liberalismus in Aussicht. Was ist aber des Pudels Kern in diesen Redensarten von dem Liberalismus im Kindesalter und im reifen Mannesalter? Nichts anderes, als was ich eben als den Kern Ihrer Auffassung hervorgehoben habe. Der Liberalismus in den Kinderschuhen war der vielfach aufrichtige ehrliche Liberalismus auf dem Boden der wahren Freiheit, welcher auch anderen Freiheit läßt und von dem Ringen der Ansichten auf dem Boden der Freiheit den Sieg der Ansicht erwartet, die er für die wahre hält, auf politischem wie religiösem Gebiete. Der angeblich fortgeschrittene Liberalismus entspringt dagegen dem graden Gegentheil dieser redlichen und gerechten Auffassung der Freiheit. Herr Miquel hat es uns so schön auseinandergesetzt: früher habe der Liberalismus in seiner Kinderzeit die Staatsgewalt bekämpfen und schwächen müssen, weil sie eine absolutistische gewesen sei; jetzt aber sei das grade Gegentheil der Fall; jetzt diene die Staatsgewalt dem Liberalismus und daher komme es darauf an, sie nun unwiderstehlich stark zu machen. Jetzt glaubt man nicht mehr durch die Freiheit, verbunden mit der Duldung anderer politischer und religiöser Ansichten, die eigenen politischen Doctrinen verwirklichen zu können; sondern jetzt soll die Gewalt in ihren Händen das Mittel sein, um diese Theorien zu verwirklichen. Der moderne Liberalismus, dieser angeblich fortgeschrittene, ist daher nichts als ein Aufgeben der wahren Freiheit und ein Rückschritt zum Absolutismus — nur in anderen Händen. Er ist eine tief innerliche Unwahrheit, er ist ein Widerspruch gegen die Freiheit unter dem Scheine der Freiheit, er ist die unerträglichste Willkürherrschaft einer religiös-politischen Partei und zwar des Maurerbundes, mit denselben Mitteln, womit einst der Absolutismus die Völker erniedrigt und mit Füßen getreten hat. Er wird sich das Consistorium, als Generalstab constituirt, und ebenso den ganzen Constitutionalismus in politischer Hinsicht nach ähnlichen Maximen eingerichtet, gerade so lange gefallen lassen, als sie ihm als Mittel für seinen Zweck dienen. In dem Augenblicke aber, wo diese Instrumente den eigentlichen geheimen Leitern nicht mehr als willenlose Werkzeuge dienen, würde man wieder diese geistigen und politischen Generalstäbe im Namen der christlichen Gemeinde und im Namen des Volkes bekämpfen. So wäre immer zuletzt wieder der Be-

trogene die christliche Gemeinde selbst und das Volk, und der Betrüger jene Partei, welche diese heiligen Namen nur gebraucht und mißbraucht zur Erreichung ihrer Parteizwecke.

Dieser Liberalismus, der seine Theorien durch Zwang verwirklichen will, durch die Allmacht eines Consistoriums oder durch die allmächtigen Gesetze eines von ihm geleiteten und beherrschten Staates, dieser Liberalismus durch die Mittel des Absolutismus, dieser Liberalismus der Logen wird aber nimmermehr die Zukunft des deutschen Volkes an sich reißen. Das, was uns Ihre Gesinnungsgenossen, namentlich aus Süddeutschland, jetzt bringen wollen, ist nicht ein Fortschritt auf der Bahn der Freiheit, sondern eine Negation der Freiheit. Der katholischen Kirche mit ihren Lehren konnten sich die deutschen Völker unterwerfen, weil sie in diesen Lehren göttlich geoffenbarte Lehren erkannten. Sie fanden aus demselben Grunde auch nichts Widersprechendes darin, wenn selbst der Staat mit seiner Gewalt dazu mitwirkte, Lehren aufrecht zu halten, die sie für göttliche hielten. Diesen Versuch aber, durch Consistorien oder durch eine allmächtige Staatsgewalt nicht etwa göttlich geoffenbarte Lehren zu schützen, sondern Theorien der Loge und der von ihr abhängigen angeblich liberalen Parteien dem deutschen Volke aufzuzwingen, das wird nicht gelingen. Dieser angeblich fortgeschrittene Liberalismus auf religiösem und politischem Gebiete ist eigentlich die lächerlichste Carricatur des großen christlichen Systems der Wahrheit. Was man in alter Zeit für die Sätze der göttlichen Offenbarung beanspruchte, das nimmt dieser moderne Liberalismus mit unaussprechlicher Naivetät für sich in Anspruch. Seine Sätze über Staat, über Ehe, über Schule, über confessionsloses Christenthum nimmt er als unfehlbare Sätze an, und sie will er verwirklichen durch Zwang, durch Staatsgesetze, durch einen Generalstab, angeblich von einem M o l t k e geleitet und in Wirklichkeit von den Weisen der Partei selbst. Dieses ganze System ist so recht im Grund und Boden undeutsch. Dieser angeblich fortgeschrittene Liberalismus entspricht absolut den Staatssystemen des französischen Liberalismus seit hundert Jahren; er ist ganz identisch mit ihm und die angeblich fortgeschrittene Kirchen-Gesetzgebung, welche er im Widerspruch mit den preußischen Verfassungsbestimmungen uns in Aussicht stellt, ist absolut ein Rückgreifen auf die Idee, welche vor bald hundert Jahren die französischen organischen Artikel ins Leben gerufen und die dann auf deutschem Boden, namentlich in Baiern und in der oberrheinischen Kirchen-Provinz, eine affenartige Nachahmung gefunden hat. Der Widerspruch zu diesem Geschenke napoleonischer Auffassungen waren die preußischen Verfassungsbestimmungen, die aus dem ächten deutschen Freiheitsgedanken hervorgegangen sind, und ein Verlassen dieses

deutschen Bodens und eine Rückkehr zu napoleonischen Gedanken wäre das, was uns namentlich von süddeutschen Deputirten, Ihren Gesinnungsgenossen, in Aussicht gestellt wird.

Darum, ich wiederhole es, werden Sie mit sammt Ihrem Consistorium, als Generalstab gebildet, selbst wenn Sie der Moltke wären, der dasselbe leiten sollte, schmachvoll unterliegen. Der Gegensatz, um den es sich hier handelt in dem Begriff von Freiheit, ist zugleich vielfach ein Gegensatz zwischen norddeutscher und süddeutscher Auffassung. Die Freiheitsgedanken in französischer Fälschung haben namentlich ihren Sitz in Süddeutschland. Darum können wir uns nicht wundern, daß die Deputirten von dort diese Freiheit durch Zwang im Reichstage vertreten. Die Freiheit in deutscher Auffassung, die Freiheit im Sinne persönlicher und corporativer gesetzlicher Unabhängigkeit und freier Selbstbestimmung, die Freiheit im Sinne der rechten Duldung anderer Ansichten, im Rahmen eines Gesetzes, das sich selbst auf das Nothwendigste beschränkt, hat dagegen ihre stärkste Vertretung in Norddeutschland. Diese Gruppirung ist freilich nicht durchschlagend, sondern nur im Allgemeinen richtig. Eine Frucht dieses wahren Freiheitsgedankens sind die Bestimmungen der preußischen Verfassung, welche nach der Trennung und Glaubensspaltung allein wahren Frieden gewähren können. Im Deutschen Reichstag mußten diese verschiedenen Auffassungen von Freiheit, die französische und die deutsche, die falsche und die wahre, auf einander treffen und sie werden noch länger mit einander ringen. Das aber ist die große Aufgabe des deutschen Volkes, dem wahren, auf Selbstständigkeit gegründeten Freiheitsgedanken wieder zum Siege zu verhelfen, und das deutsche Volk wird sich schließlich nicht für die Fälschungen der französischen Freiheit, wie sie uns vorzugsweise süddeutsche Deputirte zubringen wollen und wie sie in den süddeutschen Kammern so lange Zeit ausschließlich geherrscht hat, sondern für die Wahrheit der deutschen Freiheit entscheiden.

Ob aber Ihr landesherrliches Kirchenregiment mit Consistorium und Generalstab oder ob die katholische Kirchenverfassung Willkürherrschaft ist, darüber werde ich mit Ihnen nicht streiten. Das ist Geschmacksache. Jedenfalls räume ich Ihnen mit Ihren Gesinnungsgenossen auch das volle Recht ein, sich durch einen landesherrlichen Generalstab in religiösen Angelegenheiten lenken und leiten zu lassen.

An die Redaction der „Germania[1].“

238.

Mainz, 30. Juni 1871.

Bei meiner Rückkehr von einer amtlichen Reise finde ich von verschiedenen Seiten den Wunsch ausgesprochen, daß ich das Schreiben des Cardinals Antonelli vom 5. Juni bezüglich seiner Aeußerung über die Centrumsfraction im Reichstage seinem Wortlaute nach veröffentlichen möge. Ich nehme keinen Anstand, demselben zu entsprechen.

Veranlaßt wurde ich, den Cardinal Antonelli um Auskunft über seine angebliche Mißbilligung der Haltung der Centrumsfraction zu bitten, durch das Schreiben des Reichstagsabgeordneten Grafen Frankenberg an seine Wähler vom 17. Mai, worin es heißt: „Cardinal Antonelli hat Gelegenheit ergriffen, um seine Mißbilligung des Vorgehens der Centrumspartei im Deutschen Reichstage auszudrücken. Dem Ausspruche des berühmten Ministers Sr. Heiligkeit habe ich natürlich nichts hinzuzufügen.“ Bis dahin hatte ich geglaubt, die Gerüchte von einer Mißbilligung der Centrumsfraction von Seiten des Cardinals Antonelli ignoriren zu sollen. Sie trugen zu offenbar den Stempel innerer Unwahrscheinlichkeit, um Beachtung zu verdienen. Die Behauptung des Grafen Frankenberg veränderte aber die Sachlage. So sonderbar es auch Jedermann vorkommen mußte, daß ein Mann, der sich nicht gescheut hatte, soeben im Reichstage eine die Würde des päpstlichen Stuhles auf das Tiefste verletzende Aeußerung zu thun, sich jetzt auf den Ausspruch „des berühmten Ministers Sr. Heiligkeit“ berufen konnte, so mußte doch seine Behauptung die öffentliche Meinung irre führen. Auf meine deßfallsige Anfrage erhielt ich dann folgendes Schreiben vom 5. Juni:

„Aus Ihrem Schreiben vom 28. Mai d. J. habe ich ersehen, daß durch die Gegner der Kirche in deutschen Zeitungen verbreitet wurde, es sei die Handlungsweise der katholischen Fraction im Deutschen Reichstage von mir „getadelt“ worden. Daß dies geschehen, hat mich nicht wenig betrübt. Damit Sie aber deutlich und klar erkennen, wie die Sache sich zugetragen hat, will ich Ihnen mittheilen, daß ich auf Grund von Zeitungsnachrichten, welche im Allgemeinen berichteten, es sei von einigen Katholiken im Reichstage der Antrag eingebracht worden, sich der Angelegenheiten des Apostolischen Stuhles anzunehmen, in einer Unterredung

1) Jahrgang 1871 Nr. 146.

mit dem baierischen Gesandten und zeitweiligen Geschäftsträger des Deutschen Reiches geäußert habe, ich erachte die Absicht, den Reichstag zu einer Meinungsäußerung über eine zum Schutze der weltlichen Herrschaft der Kirche zu beschließende Intervention zu veranlassen, nur für verfrüht. Es hätten dieselben nämlich dieser Absicht Folge gegeben bei Berathung der auf die kaiserliche Thronrede zu gebenden Antwort. Hieraus läßt sich ermessen, daß ich in jener Unterredung durchaus nicht das Bestreben der katholischen Abgeordneten getadelt habe, das Wohl der Kirche zu fördern und die Rechte des Heiligen Stuhles zu schützen, indem es durchaus nicht zweifelhaft sein kann, daß dieselben mitten unter den Versuchen, welche man gemacht hat, sie einzuschüchtern, jede geeignete Gelegenheit ergreifen würden, ihrer Gewissenspflicht zu genügen, wozu die Wahrung und die Vertheidigung der Religion und der Rechte ihres Oberhauptes gehört."

„Indem ich 2c."

Aus vorstehendem Briefe geht unzweifelhaft hervor,

1) daß Cardinal Antonelli nicht die Absicht hatte, in jenem Gespräche einen „Tadel" über die Handlungsweise der katholischen Abgeordneten überhaupt auszusprechen, und daß die Zeitungsnachrichten, welche dies behaupteten, ihn mit Schmerz erfüllten;

2) daß der Cardinal über die Absichten der katholischen Abgeordneten nur aus allgemeinen Zeitungsnachrichten Kenntniß hatte;

3) daß er lediglich auf diese Zeitungsnachrichten hin sich gesprächsweise geäußert hat, ein Antrag beim Reichstage, sich für eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes auszusprechen, scheine ihm in dem fraglichen Augenblicke nicht zeitgemäß;

4) daß der Cardinal sich in dem Irrthum zu befinden scheint, als ob etwas Aehnliches bei der Adreßdebatte von katholischen Abgeordneten beantragt worden sei, was eben in keiner Weise geschehen ist; und

5) daß abgesehen davon, der Cardinal so weit davon entfernt war, eine Geltendmachung der Interessen der Religion und des päpstlichen Stuhles zu tadeln, daß er sie vielmehr für eine „Gewissenspflicht" erklärt.

Es bedarf hiernach keiner weiteren Ausführung, daß es völlig ungerechtfertigt ist, jene Aeußerung des Cardinals Antonelli in dem Gespräche mit dem Grafen Tauffkirchen in dem Sinne einer Mißbilligung des Verhaltens der Centrumsfraction zu deuten. Was Cardinal Antonelli nicht eigentlich tadelte, sondern lediglich als „verfrüht" bezeichnete, hat die Centrumsfraction absolut nicht gethan. Keines ihrer Mit-

glieder hat den Versuch gemacht, den Reichstag zu einer Meinungsäußerung für eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes zu veranlassen. Was dagegen Antonelli als selbstverständliche Gewissenspflicht aller Katholiken im Reichstage bezeichnet hat, wovon sie sich durch keine Art Einschüchterung abhalten lassen dürfen, ganz das hat die Centrumsfraction gethan. Sie befindet und befand sich also in vollkommener Uebereinstimmung mit der Anschauungsweise des Cardinals Antonelli.

Wenn aber der Kardinal Antonelli sich einigermaßen über die Intentionen der Centrumsfraction im Irrthum befand, so ist er deßhalb wahrlich wohl zu entschuldigen. Fürst Bismarck hat ja in seinem Schreiben vom 19. Juni an den Grafen Frankenberg, welches die schmerzlichste Sensation im katholischen Deutschland hervorrufen muß, keinen Anstand genommen, auszusprechen, daß der parlamentarische Einfluß der Fraction des Centrums thatsächlich in derselben Richtung in's Gewicht gefallen sei, wie die parlamentarische Thätigkeit der Elemente, welche die von Sr. Heiligkeit dem Papste mit Sympathie begrüßte Herstellung des Deutschen Reiches principiell anfechten und negiren, und daß er sogar die Gesandtschaft des Deutschen Reiches in Rom beauftragt habe, sich zu überzeugen, ob die Haltung dieser Partei, welche sich selbst als den speciellen Vertheidiger des römischen Stuhles bezeichnet, den Intentionen Sr. Heiligkeit entspreche. Da ist es freilich nicht zu wundern, wenn es in dem Schreiben weiter heißt, daß der Cardinal-Staatssecretär dem Grafen Tauffkirchen darüber keinen Zweifel gelassen habe, daß die Haltung der Partei an der höchsten geistlichen Stelle der katholischen Kirche nicht gebilligt werde. Wenn der Gesandte des Deutschen Reichs im Auftrage des Reichskanzlers Fürst Bismarck dem Cardinal Antonelli erklären mußte, es existire im Reichstag eine Partei, größtentheils aus Katholiken gebildet, deren Thätigkeit mit dem Wirken jener Männer zusammenfalle, welche die Herstellung des Deutschen Reichs principiell anfechten und negiren, so mußte der Cardinal die Haltung einer solchen Partei mißbilligen.

Eine solche Partei würde auch ich nicht nur mißbilligen, ich würde sie verabscheuen und verachten. Ich weise aber mit tiefster Entrüstung die Anschuldigung zurück, welche der deutsche Gesandte im Auftrage des Reichskanzlers Fürsten Bismarck nach Inhalt seines Schreibens an den Grafen Frankenberg vom 19. Juni dem Cardinal Antonelli in officieller Weise hat mittheilen lassen.

Wir sind ähnliche Vorwürfe von einer überaus feindlichen Tagespresse einigermaßen gewöhnt; daß sie aber jetzt sogar von einer Stelle

erfolgen, die hoch über diesen Regionen der Parteileidenschaften stehen sollte, muß uns mit schmerzlichem Erstaunen erfüllen.

Solche Erfahrungen werden uns aber nicht abhalten, auf die Zukunft zu vertrauen und an dem großen Werke der Einigung Deutschlands ruhig fortzuarbeiten. Es wird schon von selbst die Zeit kommen, wo sich ein billigeres Urtheil über die Bestrebung jener Männer Bahn brechen wird, welche nie die Principien der Wahrheit und Gerechtigkeit für den scheinbaren Nutzen augenblicklicher Erfolge aufgeben können.

An Professor Dr. Phillips in Wien.

239.

Ockstadt bei Friedberg, 18. Juli 1871.

Ihr liebes geehrtes Schreiben vom 9. Juli habe ich auf einer Visitationsreise in der Wetterau erhalten. Diese Reisen mit ihren Anstrengungen machen meine Hand noch ungeschickter und zitternder zum Schreiben, wie sie schon an sich ist; Sie müssen mir daher verzeihen, wenn ich mich einer andern zur Antwort bediene.

Daß Sie bei der zweiten Auflage Ihres Lehrbuches des Kirchenrechts wieder an mich gedacht haben [1]), erfüllt mich mit der größten und herzlichsten Dankbarkeit. Es ist mir das ein theuerer Beweis Ihrer fortdauernden Freundschaft, auf die ich einen überaus großen Werth lege. Als Beweis, wie aufrichtig ich diese Freundschaft erwiedere, darf ich wohl bei dieser Gelegenheit es Ihnen aussprechen, daß ich seit meinem Aufenthalte in München Ihrer und Ihrer lieben Frau im Gebete gedacht habe. Ich fürchte freilich, daß mein Gebet selbst keinen großen Werth hat; es beweist aber wenigstens, mit welcher Liebe ich an den Verkehr in Ihrem Hause zurückdenke.

Gott Dank, verehrtester Herr Hofrath, daß Sie wieder wohl sind. Wenn der Arzt es für gut hält, sollten Sie es nicht versäumen eine Badekur zu gebrauchen.

Ich habe aller Hoffnung entsagt, daß Gott der so hilfsbedürftigen Welt durch einen christlichen Fürsten helfen werde. Dagegen liegt es mir immer in dem Sinne, daß eine Zeit kommen müsse, wo Gott der Welt einen Papst schickt, der es versteht, alle göttlichen Kräfte in der Kirche anzuregen. Nichts finde ich tiefer im Grunde meiner Seele, als daß auf diesem Wege wunderbar Großes geschehen könnte.

---

1) Der Verfasser hat das Buch dem sel. Bischof „in dankbarem Andenken an viele gemeinsam verlebte Tage“ gewidmet.

Der Parole des alten Ringseis schließe ich von ganzem Herzen mich auch für meine Person an.

In innigster Verehrung und Liebe ꝛc.

An die Redaction der „Germania"[1]).

240.

Berlin, 26. October 1871.

Die „Norddeutsche Allg. Zeitung" Nr. 249 enthält einen Artikel aus der „Genfer Correspondenz," worin ein Gespräch mitgetheilt wird, welches ein deutscher Bischof mit dem Fürsten Bismarck gehabt haben soll. Die folgende Nummer 250 desselben Blattes bringt dann unter der bezeichnenden Ueberschrift: „Ueber den Ursprung der Schmähungen, welche die „Genfer Correspondenz," wie wir gestern gemeldet, gegen den Fürsten Bismarck sich erlaubt hat, lesen wir in der „Spenerschen Zeitung" — einen Artikel, welcher unter anderem sagt: „Der einzige „deutsche Bischof," der seit dem letzten Kriege eine Unterredung mit dem Fürsten gehabt hat, ist der Bischof von Mainz, welcher Mitglied des Reichstages ist. Auf Herrn v. Ketteler also würde jene Mittheilung zurückzuführen sein, und dieser hochwürdige Herr dürfte sich daher veranlaßt finden, über den Inhalt derselben sich demnächst zu erklären."

Ob es nun wahr ist, daß ich der einzige „deutsche Bischof" bin, welcher seit dem letzten Kriege eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck gehabt hat, kann ich nicht beurtheilen, und ebensowenig, aus welcher Quelle die „Spenersche Zeitung" sich hierüber informirt hat, oder ob die „Nordd. Allg. Ztg." durch ihre Beziehungen in der Lage war, vor Mittheilung dieser Notiz sich volle Gewißheit hierüber zu verschaffen. Da dies aber einmal öffentlich behauptet worden ist, so darf ich es nicht unterlassen, auf diese Provocation zu erklären, daß ich die „Genfer Correspondenz" seit den ersten Blättern, welche mir zugeschickt wurden, nicht mehr lese, weil ich den Geist und Ton dieses Blattes der großen Sache nicht angemessen erachte, der es dienen will; daß ich weder direct noch indirect ihm jemals eine Mittheilung irgend welcher Art habe zugehen lassen; daß endlich nie ein Wort über meine Lippen gekommen ist, welches zu einem solchen Berichte hätte Veranlassung geben können. Ich habe nur einmal die Ehre gehabt, mit dem Fürsten eine längere Unterredung

1) Jahrgang 1871 Nr. 246.

zu haben und in derselben ist nichts gesprochen worden, was mit dem Gegenstand dieses angeblichen Gespräches irgend welchen Zusammenhang hätte. Die Mittheilung der „Genfer Correspondenz“ ist daher, in so weit sie auf mich bezogen werden soll, in jedem Betrachte unwahr. Ich würde mich übrigens fast schämen, bezüglich der erwähnten Insinuation eine Erklärung abzugeben, wenn nicht wir Katholiken uns gegenwärtig in unserem eigenen Vaterlande durch die Intoleranz unserer Gegner in einer Art Ausnahmezustand befänden. Nicht nur arme Berliner Kinder auf der Straße beschimpfen den katholischen Priester, wenn er in seinem Kleide sich in der Hauptstadt des deutschen Kaiserreiches sehen läßt, sondern ein großer Theil der deutschen Presse handelt ähnlich. Angeblich achtet man die Katholiken; aber die Katholiken, welche man achtet, existiren nicht, außer in toleranten Phrasen oder höchstens in der Person abgefallener Glieder der Kirche. Die Katholiken dagegen, welche es wirklich sind und welche ein gutes Drittheil der Bewohner des deutschen Reiches ausmachen, beschimpft und verdächtigt man unter fast allgemeiner Zustimmung. Alle Intoleranz der Gesinnung gegen die katholische Kirche und die Katholiken, welche es in Wahrheit sind, versteckt man dadurch, daß man sie unter fremder Benennung befeindet. An diesem namenlos intoleranten Treiben nehmen auch jene Blätter Antheil, welche den officiellen Kreisen nahestehen, namentlich auch die „Nordd. Allg. Ztg.;“ ja selbst solche, welche eine christliche und conservative Gesinnung zu vertreten vorgeben.

Bei einer derartigen Sachlage bietet keine Stellung und kein Charakter mehr Schutz dagegen, daß nicht boshafte oder frivole Insinuationen Gehör und Glauben finden. Dadurch bin ich genöthigt, die Redaction zu ersuchen, diese Erklärung in ihr Blatt aufzunehmen.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste zu Vischering.

241.

Berlin, 10. November 1871.

Ich muß doch endlich Dir ein Wörtchen auf Deine Schreiben antworten, nachdem ich so lange geschwiegen habe. Ich benutze dazu die Reichstagssitzung, da außerdem fast gar keine Zeit übrig ist. Daß Clemens[1]) ein Mandat nicht glaubt annehmen zu können, bedaure ich sehr. Ich kann natürlich das Gewicht seiner Gründe nicht beurtheilen und bin

1) Graf Droste zu Vischering.

sehr weit entfernt ihn zu tadeln: Clemens hat die Sache gewiß mit höchster Gewissenhaftigkeit geprüft. Dagegen habe ich mit den übrigen Herren innig bedauert, daß solche Gründe vorliegen, welche ihn hindern. Die Schwierigkeit, Deputirte zu finden, für den Reichstag wie für den Landtag, wird immer größer. Und nicht nur die Schwierigkeit sie zu finden ist so groß; noch größer ist die Schwierigkeit, geeignete Deputirte zu finden. Das Ansehen und die Kraft einer Fraction hängt viel weniger von der Anzahl der Mitglieder ab, als von dem Gewichte derselben. Ein recht tüchtiges, befähigtes, redefertiges Mitglied hat mehr Gewicht als zehn Figuranten. Ein solches Mitglied wird man aber nicht plötzlich, sondern nur durch Uebung, durch längere practische Theilnahme an solchen Verhandlungen. Wenn unsere Herren das hierzu erforderliche Opfer nicht bringen können und wollen, so sind wir in dringender und größter Gefahr, daß wir einer wahren Hungersnoth entgegen gehen, und daß unser katholisches Volk zuletzt unvertreten bleibt oder schlecht vertreten ist, weil es keine Männer hat, die es vertreten wollen oder können. Das ist jedenfalls ein Elend!

Von hier kann ich Dir nichts schreiben, was Ihr nicht alles schon aus den Zeitungen wisset, mit Ausnahme, daß wir gesund und wohl sind. Stürme haben wir noch keine gehabt; sie scheinen auch für diesesmal abbestellt zu sein. Es scheint von obenher eine Beruhigungsordre ergangen zu sein. Das berechtigt aber gar nicht, irgend eine Beruhigung für die Zukunft zu gewähren. Was diese uns bringen wird, weiß Gott allein. Ich weiß von ihr nichts, absolut nichts, als daß Gott alles Böse zum Guten zu leiten weiß. Gott prüft jetzt unsern Glauben und unser Vertrauen, wie er es bei unsern christlichen Vorfahren auch gethan hat. Die Geschichte der Kirche bleibt eben immer — schwerer Kampf.

Berlin ist ein schrecklich ungemüthlicher Aufenthalt. Keine Glocken, keine Uhr, kein Ton, der an Gott erinnert; alles rein weltliches Treiben, so kalt und trostlos wie die Welt selbst. Dabei Sünden und Laster mehr wie Pflastersteine. Augenblicklich behandelt eines der vielgelesensten Blätter das Thema, daß Vielweiberei vollkommen berechtigt sei, und daß hiernach die Gesetze umgeändert werden müssen. Und von einer solchen Stadt aus soll Deutschland reformirt werden!

Gott sei Dank, daß mein liebes Pathenkindchen wieder gesund ist, wie Schorlemer mir sagt. — Zum Eintritt Deiner Schwägerin bei den Clemensschwestern meine innigsten Glückwünsche. Es ist gar schön, daß eine Droste in diese Genossenschaft eintritt[1]). Das Opfer wird aber

1) Gräfin Marie Droste zu Vischering, Mitglied der Barmherzigen Schwestern

von Eurer Seite auch noch größer sein. An Clemens tausend herzliche Grüße. Ich segne Euch und die lieben Kinder und bleibe in treuer Liebe 2c.

An seine Schwester Sophie.

242.

Berlin, 13. November 1871.

Durch Deinen letzten lieben Brief hast Du Wilderich und mir [1]) sehr große Freude gemacht. Wir müssen Gott innig danken, daß alle Nachwehen Deines Unwohlseins vollständig geschwunden sind. So hast Du Deinen lieben gewohnten Aufenthalt in Lembeck mit allen theuren Erinnerungen wieder ganz ungetrübt genießen können. Hätte ich doch einige Tage bei Dir sein können, um alle die lieben Orte mit Dir zu besuchen. Wie würde mich das beglückt haben! Aber darauf werde ich wohl für immer verzichten müssen, da die Zeit mir mehr und mehr fehlt, je älter ich werde. Während Du so in der liebsten Einsamkeit zugebracht hast, haben wir in der Babylonischen Verwirrung gelebt. Eine große Annehmlichkeit ist für uns beide, daß wir in einem Hause wohnen und zusammen essen. Unsere Eßstunde ist 4 oder 5 Uhr, je nachdem die Sitzung endet. Auch meine Wohnung ist nicht übel, besonders deßhalb, weil sie ziemlich ruhig ist und weil man nicht so sehr wie in andern Straßen Tag und Nacht das Gerassel der Wagen in den Ohren hat. Damit bin ich aber auch mit allen Annehmlichkeiten so ziemlich zu Ende, alles Andere ist möglichst widerwärtig. Schön ist Berlin sehr geworden, seit ich es früher sah. Herrliche Stadttheile sind entstanden, aber alles ist eisig kalt und irdisch über alles Maß und allen Ausdruck. Ich habe einen Heißhunger nach einem Glöckchen, das an Gott erinnert. Dazu dann diese feindliche Richtung gegen alles, was uns heilig und theuer ist, welche man nicht nur in allen Regierungskreisen, sondern auch sonst überall, namentlich in der Presse wahrnimmt. Im Reichstag selbst scheint man für diese Saison keine Skandale veranlassen zu wollen. Zwar hört man jeden Augenblick Gerüchte vom Gegentheil, von Anträgen gegen die Jesuiten u. s. w.; sie haben sich aber nicht bestätiget und ich glaube, daß man uns in Ruhe lassen wird, um dann später alle Pläne gegen uns

---

zu Münster, welche von ihrem Stifter Clemens August Freiherr Droste zu Vischering auch Clemensschwestern genannt werden.

1) Beide Brüder waren Abgeordnete des Deutschen Reichstags.

besser und sicherer durch die Gesetze zu erreichen, welche man vorbereitet. Der liebe Gott wird alles leiten und uns zur rechten Zeit seine Hilfe wie immer gewähren. Augenblicklich scheint er uns alle andere Hoffnungen, außer denen, welche auf ihn gegründet sind, vollständig entziehen zu wollen. Was die Menschen angeht, so kann man hier nicht einen Punkt mehr finden, von dem aus man Hoffnung zu einer Rückkehr schöpfen könnte. Alles steuert mit allen Segeln dem „gottlosen" Staate entgegen. Hoffentlich werden wir bald entlassen. Ich freue mich unbeschreiblich auf alle geistlichen Freuden, welche die heilige Adventzeit uns bringt. Da will ich allen Staub von hier wieder abschütteln.

Erklärung gegen den Abgeordneten Fischer von Augsburg[1]).

243.

Berlin, 25. November 1871.

Ich erlaube mir den Mitgliedern des Reichstages zu der Discussion über das Gesetz, betreffend die Ergänzung des Strafgesetzbuchs, über die Entstellungen und Beschuldigungen des Herrn Abgeordneten Fischer von Augsburg zwei Berichtigungen nachträglich vorzulegen.

Der genannte Herr Abgeordnete hat sich nicht gescheut, vor Ihnen, einer vorwiegend protestantischen Versammlung, in der 28. Sitzung zu behaupten, daß auf dem Concil zu Rom ein Mensch als unfehlbar erklärt worden sei; daß man dort einem Menschen göttliche Eigenschaften angedichtet und den alten Gott zum Statthalter des Papstes degradirt habe. (Stenographischer Bericht Seite 475.) Er hat in dieser Rede sich wiederholt als einen Katholiken bezeichnet, um sich dadurch vor Ihnen als glaubwürdigen Zeugen seiner Behauptungen wider die Kirche zu legitimiren.

Wenn an der vorstehenden Behauptung nur ein Schatten von Wahrheit wäre, so gäbe es kaum einen Ausdruck, um eine solche Lehrentscheidung zu bezeichnen. Eine solche Behauptung stellt sämmtliche katholischen Bischöfe der Welt, welche in Rom versammelt waren, als schwachsinnige Thoren oder als boshafte Verbrecher hin. Weiter könnte der Wahn in der That nicht gehen.

Im Reichstage selbst konnte ich auf eine theologische Discussion nicht eingehen. Da ich aber als Bischof der Versammlung in Rom beigewohnt habe und jetzt als Abgeordneter dem Reichstage anwohne, in

1) Flugblatt, gedruckt von G. Jansen in Berlin.

welchem dieses falsche Zeugniß gegen die Kirche abgelegt worden ist, so glaube ich zu dieser Berichtigung verpflichtet und berechtigt zu sein.

Das vaticanische Concil lehrt mit keinem Worte, daß der Papst unfehlbar ist, sondern vielmehr, daß das päpstliche Lehramt, wenn es eine feierliche Entscheidung über den wahren Sinn des Wortes Gottes gibt, über die Lehre Christi und der Apostel, durch einen besonderen Beistand Gottes vor Irrthum bewahrt werde.

Liegt nun in dieser Lehre, daß Gott den Papst bei seinen Lehrentscheidungen vor Irrthum bewahre, die Behauptung, daß der Papst göttliche Eigenschaften habe? Liegt darin eine, um mit Herrn Fischer zu reden, Degradirung Gottes?

Zwei Erörterungen mögen dies klar stellen.

Die gläubigen Protestanten lehren gleichmäßig mit uns Katholiken, daß die hl. Schrift das Wort Gottes ist. Da Gott selbst die hl. Schrift nicht unmittelbar geschrieben hat, so ist sie selbstverständlich nur dadurch Gottes Wort, daß Gott den Verfassern einen übernatürlichen Beistand gewährt hat. Nur dann hat die Benennung „Wort Gottes" für jene Bücher einen Sinn und lediglich in dieser Voraussetzung hat das gesammte Christenthum jenes Buch „Wort Gottes" genannt. Liegt nun darin eine Vergöttlichung der Verfasser dieser Bücher? Liegt darin die Behauptung, daß denselben göttliche Eigenschaften zukämen? Liegt darin eine Degradirung Gottes?

Dieser Unsinn ist bisher noch Niemanden eingefallen. Eben so unsinnig ist aber die Behauptung, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes dies alles enthalte. Sie stimmt im Wesen ganz mit jener Lehre überein. Wie jene behauptet, daß die Verfasser der hl. Schrift eines göttlichen Beistandes gewürdigt waren, um den Inhalt der hl. Schrift niederzuschreiben; so behauptet diese, daß das kirchliche Lehramt, sei es der Papst allein oder die mit dem Papst vereinigten Bischöfe, göttlichen Beistand erhalte, nicht zu dem Zwecke, um neue Offenbarungen niederzuschreiben und so gewissermaßen die Bücher der hl. Schrift zu vermehren, sondern um die in dem geoffenbarten Worte Gottes enthaltene Lehre vor jeder Verfälschung frei zu bewahren. Der Unterschied besteht lediglich in der Weise und in dem Umfange dieses göttlichen Beistandes, welcher bei den Verfassern der hl. Schrift ein viel ausgedehnterer war, indem er ihnen verliehen wurde, um jene heiligen Bücher zu verfassen, während er dem Papste und den Bischöfen nur verliehen wird, um die bereits gegebene Offenbarung alle Zeit vor Mißdeutung zu schützen.

Ob Gott überhaupt Menschen einen solchen Beistand gegeben, darum handelt es sich in dem vorliegenden Fall durchaus nicht. Darüber

werden gläubige Christen auf der einen Seite, sowohl Katholiken wie Protestanten, und Rationalisten auf der anderen Seite grundverschiedener Ansicht sein. Hier handelt es sich nur darum, ob die Behauptung eines solchen göttlichen Beistandes ohne Ungerechtigkeit eine Menschenvergötterung und eine Degradirung Gottes genannt werden kann; und darüber werden alle redlichen Urtheile zusammentreffen, daß nur Gedankenlosigkeit, Unwissenheit oder böswillige Entstellung zu solchem Urtheil kommen kann.

Die zweite Erörterung führt ganz zu demselben Resultate.

Alle gläubigen Christen nehmen an, daß mit der Taufhandlung, welche äußerlich von Menschen vorgenommen wird, für den Täufling eine Wirkung verbunden sei, welche über die Naturkräfte hinausgeht. Wie wir uns diese Wirkung inhaltlich denken, darauf kömmt es hier nicht an. Ebenso wenig, ob eine solche Wirkung wirklich eintritt, was gleichfalls die Rationalisten leugnen. Dagegen ist es eine feststehende unleugbare Thatsache, daß alle gläubigen Christen durch alle Jahrhunderte und in allen verschiedenen Confessionen geglaubt haben und noch glauben, daß mit der Taufhandlung eine Wirkung durch Gottes Allmacht verbunden sei, welche nicht lediglich eine naturnothwendige Folge der äußerlich vorgenommenen menschlichen Handlung ist.

Darf man nun, weil wir Christen glauben, daß eine Handlung, welche von Menschen vorgenommen wird, eine Wirkung habe, die nur von Gott kommen kann, uns deßhalb den Vorwurf machen, daß wir jenen Menschen, welche die Taufe verrichten, göttliche Eigenschaften beilegen, daß wir dadurch Gott selbst degradiren? Das ist wieder eine Ansicht, welche noch nie einem vernünftigen Menschen, so lange das Christenthum besteht, eingefallen ist. So etwas ist lediglich unserer Zeit vorbehalten, nämlich jenen, welche wegen der Lehre von der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes gegen die Katholiken einen solchen Vorwurf erheben. Beide Fälle stimmen auch in dieser Hinsicht bis auf die Nadelspitze ganz überein. Alle Christen glauben, daß, wenn der taufende Mensch die Taufhandlung vornimmt, der allmächtige Gott durch denselben dem getauften Kinde in einer übernatürlichen Weise die Verdienste Christi mittheile. — Wir Katholiken glauben, daß, wenn der Papst und die Bischöfe, bald zusammen, bald jener allein, feierliche Entscheidungen treffen über den Inhalt der Lehre Christi, der allmächtige Gott diesen Act von Menschen, welche an sich dem Irrthum unterworfen sind und bleiben, vor dem Irrthum bewahrt. Und darin liegt die ganze Lehre von der Unfehlbarkeit. Wie jene Annahme den Menschen, welcher tauft, nicht für allmächtig hält, weil ja Gottes Allmacht durch ihn wirkt, so überträgt auch diese Annahme den Lehrern der Kirche keine göttliche Eigenschaft, weil

ja Gottes Unfehlbarkeit es ist, welche sie in diesen Fällen vor Irrthum behütet.

In dieser Darlegung ist aber der ganze Thatbestand enthalten, und daraus ergibt sich, wie bodenlos, wie falsch, wie gänzlich unbegründet das Zeugniß war, welches der Abgeordnete Fischer vor dem Deutschen Reichstage und dem ganzen protestantischen Norden über die Lehre seiner Kirche abgelegt hat. Er hat sie einfach entstellt, beschimpft und herabgewürdigt. Nur Fanatismus kann behaupten, daß die Lehre, Gott beschütze in den nicht häufigen Fällen feierlicher Lehrentscheidung schwache, dem Irrthum unterworfene Menschen vor Irrthum, eine Vergötterung dieser Menschen und eine Degradirung Gottes sei.

Nach dieser Darlegung möge man es entschuldigen, wenn ich noch ein Wort beifüge über eine Anklage, welche derselbe Herr Abgeordnete in derselben Rede gegen mich erhoben hat, bezüglich jener jetzt so beliebten Behauptung eines Zusammenhanges der s. g. Ultramontanen mit der internationalen Partei. In dieser Hinsicht behauptete er, daß in meiner Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christenthum," die bereits vor Jahren erschienen ist, „eine gewisse Beziehung zwischen der clericalen Bewegung und der Speculation auf die Aufreizung der Massen zu erblicken sei." Es ist unmöglich, den Geist meiner Schrift mehr zu mißdeuten, als es von Herrn Fischer hier geschehen ist. Von der Schrift selbst Einsicht zu nehmen, kann ich nun Ihnen nicht zumuthen. Wer sich übrigens von dem Inhalte derselben überzeugen will, dem bin ich gern bereit, sie ihm auf seinen Wunsch zuzustellen. Er wird darin gewiß kein Buhlen mit den Massen, keine Speculation zur Aufreizung derselben finden können. Daß aber ein warmes Interesse für den Arbeiterstand jetzt vor dem Deutschen Reichstage als „eine Speculation auf die Aufreizung der Massen" denuncirt werden kann, ist für eine gewisse Partei sehr bezeichnend. Ich bin Christ und Priester und habe in dieser doppelten Eigenschaft ein doppeltes Recht, mich nicht theilnahmslos der Lage der arbeitenden Classen gegenüber zu verhalten.

Ich muß deßhalb diesen Versuch, meine Theilnahme für das Volk als eine „Speculation auf die Aufreizung der Massen" zu deuten, mit Entrüstung als eine ungerechtfertigte Verdächtigung zurückweisen.

An seine Nichte Clementine Gräfin v. Galen.

244.

Mainz, 29. December 1871.

Auf Dein liebes Schreiben will ich Dir gleich antworten, um mein letztes Versäumniß wieder etwas gut zu machen. Es liegt mir wenigstens im Sinn, als hätte ich einen Brief unbeantwortet gelassen. Als Antwort selbst spreche ich Dir, liebes Kind, einen Gedanken aus, der mich in der Adventzeit und zuletzt noch gestern bei einer Profeßablegung eines prächtigen Nönnchens im Hause der Anbeterinen [1]) vielfach beschäftiget hat. Ich habe nämlich diese ganze Zeit, um mich etwas für das Leben in der Wüste in Berlin zu entschädigen, den lieben Heiland selbst und seine verschiedenen Beziehungen zu uns zum Gegenstand meiner Predigten gemacht. Da ist mir dann auch die Wahrheit wieder so lebendig vor die Seele getreten, daß es unsere ganze Aufgabe ist, Jesus ähnlich zu werden und zwar in allem, in unsern Gedanken und Urtheilen, in unsern Herzen, in den Beweggründen unserer Handlungen, in unserm äußern Benehmen, im Umgang mit den Hausgenossen, im Umgang mit der Welt, in seinen Tugenden, namentlich seiner Demuth und Sanftmuth. Das ist unser ganzer Lebenszweck. Der große heilige Leo sagt so wahr: „Wenn wir den eigentlichen Grund unserer Erschaffung erkennen, so finden wir, daß Gott den Menschen nur deßhalb nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, damit er ein Nachahmer seines Schöpfers sei, und daß die ganze Würde des Menschen darin besteht, daß in ihm wie in einem Spiegel das Bild der göttlichen Güte wiederglänze.“ Wann sind wir aber ein solcher Spiegel, in dem Gottes unendliche Güte sich abspiegelt? Wenn wir dem Bilde seines Sohnes gleichförmig werden, sagt der Apostel. Siehe, liebes Mäschen, daran kömmst Du nicht vorbei. Dazu hat Gott Dir das Leben gegeben, dazu Dich erschaffen, dazu Dir alle Deine Gaben verliehen; nicht damit Du behaglich lebest, Dich verwöhnen, von der Welt hätscheln läßt, sondern damit Du ein Spiegel Gottes in Deinem Denken, Lieben und Leben seiest und das wirst Du in dem Maße, wie Du Jesus ähnlich wirst. Daß sich nun etwas so Schönes und Erhabenes aus unserer elenden Natur nicht machen läßt ohne vielfachen Kampf, versteht sich von selbst. Man kann ja selbst ein Bild aus Marmor nicht machen ohne Mühe. Du

---

1) Im Kloster Maria-Hilf zur ewigen Anbetung des heiligsten Altarsakramentes in Mainz.

mußt ganz auf Jesus vertrauen; damit habe ich Dir wohl genug gesagt. Den lieben Eltern, Geschwistern und Dir selbst ein inniges „Glückselig Neujahr!“

An seine Schwester Sophie.

245.

Mainz, 29. December 1871.

Für Deinen lieben Brief sage ich Dir den herzlichsten Dank und Deine liebevollen Glückwünsche erwiedere ich aus dem treuesten brüderlichen Herzen. Gott wolle uns ein glückseliges neues Jahr schenken; uns so viele Freude darin gewähren und so viel Leid davon abwenden, als es nach seiner väterlichen Vorsehung, womit er alle Dinge zu seiner Ehre und zu unserm Seelenheile regiert, möglich ist; und uns vor allem die Gnade geben, es zur Erfüllung seines heiligen Willens anzuwenden. In diesen Gedanken werden wir uns in diesen Tagen wohl oft begegnen, geliebte Sophie. Sie sind ja nach unserm heiligen Glauben die beste Richtschnur für unser Denken und der beste Trost für unser Herz beim Eintritt in ein so dunkles neues Jahr. Unter die Freuden, welche mir das Jahr hoffentlich bringt, zähle ich auch ganz besonders den Besuch, welchen Du mir in Begleitung mit der lieben Sophie in Aussicht gestellt hast. Sonst wird uns dieses Jahr wohl wieder allerlei Jammer, namentlich bezüglich der öffentlichen Zustände bringen. Die Verwirrung hat ja bald den höchsten Grad erreicht. Zur rechten Zeit wird Gott schon wieder eingreifen. — Ich werde bei meinem Schreiben so oft unterbrochen, daß ich wohl schließen muß. Wenn Du mich besuchst, können wir besser zusammen plaudern.

An seine Nichte Anna Freiin v. Ketteler.

246.

Mainz, 8. Januar 1872.

Dein liebes Schreiben mit den Neujahrswünschen hat mich sehr erfreut, mein liebes Kind. Es gereicht mir zum Trost, daß Ihr Euren alten Onkel trotz der äußern Trennung nicht vergeßt und meiner in Liebe gedenkt. Der lieben Mutter und Euch Kindern wünsche ich gleichfalls von ganzem Herzen alles Gute zum neuen Jahr. Möge der liebe Gott Euch alle gesund erhalten und Euch lieben Kindern die Gnade geben,

immermehr in allem zuzunehmen, was Euch Ihm wohlgefällig macht. Dem Wunsche, daß uns dieses Jahr wieder zusammen führen möge, schließe ich mich auch von ganzem Herzen an.

So eilen die Jahre dahin, liebes Aennchen, und was uns das neue bringen wird, liegt recht ungewiß vor uns. Ihr Kinder kennt noch nicht die Sorgen alter Leute und am wenigsten die Sorgen eines sechzigjährigen Onkels, der zugleich Bischof ist. Die Zeit Eurer Sorgen kommt später, denn sie fehlen ja in keinem Leben. Zu den Sorgen aber, welche ich für Euch junge Leute oft habe, gehört an erster Stelle, daß diese Zeit mit ihren stürzenden Erfolgen auf allen Gebieten und zugleich mit ihrer Verleugnung aller großen und wahren Grundsätze, auf denen der Werth und die Würde des Menschen beruht, nicht ohne Einfluß an Euren jungen Herzen vorübergehe. Gott bewahre Euch alle davor, und da man ja die nächsten Blutsverwandten besonders lieben darf, Gott bewahre auch alle Glieder unserer Familie davor, daß sie nicht an den wahren Grundsätzen Schaden leiden und ihre Kniee vor den Tagesgötzen beugen. Man macht in dieser Beziehung so traurige Erfahrungen. Möchtet Ihr, liebe Kinder, die allein wahren Grundsätze der Gottesfurcht und des Rechts, wie wir sie von Christus empfangen und von unsern Eltern ererbt haben, recht rein und treu in Euren Herzen bewahren, alle Tage Eures Lebens. Grundsätzen, wahren Grundsätzen folgen und dafür leben und sterben, nicht aber dem Erfolg, dem Nutzen, dem Genuß — das ist die Aufgabe, die Gott uns gegeben hat! — Ich bin unwillkürlich in einen ganz ernsten Ton gefallen, und da die Zeit vorüber ist, kann ich es nicht mehr ändern. Es war das so ein Gedanke, der mir oft einfällt, wenn ich an Euch denke. Die herzlichsten Grüße an Mutter und Geschwister. Sei recht brav. Ich segne Euch.

An seinen Großneffen Max Graf Droste zu Vischering[1]).

247.

Mainz, 3. März 1872.

Dein lieber Brief hat mir recht große Freude gemacht. Nur meine vielen Geschäfte haben mich bisher abgehalten, Dir das zu sagen. Dein Briefchen hat aber immer neben mir gelegen, um mich an meine Schuld zu erinnern. Insbesondere ist mir Dein Brief auch deßhalb lieb gewesen, weil ich daraus sehe, daß Du und Deine lieben Geschwister Euren alten

1) Damals 8½ Jahr alt.

Onkel Bischof nicht vergesset. Das freut mich sehr, da ich Euch Kinder auch herzlich lieb habe und oft an Euch denke. So oft ich das aber thue, ist immer mein erster Gedanke, ob Ihr auch recht in allem Guten zunehmet, ob Ihr Euch recht bemühet, fromme, gehorsame und fleißige Kinder zu sein. Gott gebe es! Da Du jetzt das große Glück gehabt hast, zu beichten, so mußt Du um so mehr dem lieben Heiland viele Freude machen. Grüße die lieben Eltern und alle Deine lieben Geschwister. Ich segne Euch alle und bin in herzlichster Liebe Dein treuer Onkel Bischof Wilhelm Emmanuel.

An seinen Neffen Clemens Graf Droste zu Vischering.

248.

St. Marien Waisenhaus in Neustadt, 31. Juli 1872.

Ich nehme an Eurem Glück, daß Gott die liebe Kinderschaar vermehrt hat, den innigsten Antheil. Möge der liebe Gott Euch an der kleinen Therese recht viel Freude erleben lassen.

Ich ziehe seit Ostern eigentlich ununterbrochen von einem Ort zum andern und weile augenblicklich bei meiner lustigen Kinderschaar, 116 kleine Mädchen, im Odenwalde, um nach wenigen Tagen meine Reise fortzusetzen. Abgesehen von den Ermüdungen bei der entsetzlichen Hitze der letzten Wochen macht mir das Verweilen in den einzelnen Gemeinden viele Freude, wenigstens insoweit als die allgemeinen Verhältnisse eine Freude gestatten. Diese Verhältnisse sind aber so traurig, daß man nur die Augen schließen und sich an die göttliche Vorsehung anklammern kann. Das sind Zeiten, von denen der Heiland sagt: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß." Die Finsterniß, welche die Geister beherrscht, ist noch größer als die Bosheit ihres Willens.

Die innigsten Grüße an Helene und die Kinder. Ich segne alle. Hier bin ich eben am Bauen, um die Zahl der Kinder auf 150 vermehren zu können, und am Bau einer Kapelle für die Anstalt.

An die Redaction der „Germania[1].“

249.

Mainz, 21. October 1872.

Die „Provinzial-Correspondenz“ wendet sich in ihrer Besprechung der Denkschrift der deutschen Bischöfe[2]) gegen die Aeußerung im Eingange der Denkschrift: „Die gegenwärtigen Wirren seien über sie plötzlich, gegen Erwarten hereingebrochen,“ und sucht dagegen den Beweis zu führen, daß vielmehr die Bischöfe alle diese Wirren als nothwendige Folgen der vaticanischen Beschlüsse schon vor und während des Concils vorhergesehen und vorhergesagt hätten. Um nun diesen Beweis zu führen, nimmt sie zu einer Reihe von Entstellungen und Unwahrheiten ihre Zuflucht, die ich um so weniger ungerügt lassen kann, da ich dabei wieder in besonderer Weise bedacht werde.

Zuerst bemüht sich die „Provinzial-Correspondenz,“ unserm Hirtenbrief, welchen wir von Fulda aus vor dem Concil erlassen haben[3]), den Schein anzuhängen, als ob wir schon damals alle diese Wirren in banger Besorgniß vorhergesehen hätten, und als ob überdies alles das auf dem Concil geschehen sei, was wir damals als unmöglich bezeichnet haben. Das Eine ist so unwahr wie das Andere. Von „schweren Sorgen,“ mit welchen wir damals dem Concil entgegen gegangen sein sollen, von „banger Erwartung“ der jetzt ausgebrochenen Wirren war auf jener Versammlung keine Spur vorhanden. Das alles dichten uns unsere liebenswürdigen Gegner an. Der ausdrücklich ausgesprochene Zweck jenes Hirtenbriefes war lediglich, die grundlosen Besorgnisse zu zerstreuen, welche durch die boshaften Anschuldigungen Seitens der Gegner der Kirche über das bevorstehende Concil in einigen Kreisen entstanden waren und wodurch die große Freude theilweise getrübt wurde, mit welcher das katholische Volk diesem denkwürdigen Ereignisse entgegensah. An die Möglichkeit der jetzt im Deutschen Reiche ausgebrochenen Wirren und des nunmehr gegen die katholische Kirche unternommenen Kampfes dachte damals gewiß keiner der anwesenden Bischöfe.

Ebenso unwahr ist es, daß das, was die Bischöfe in jener Zeit als eine Verleumdung und Verdächtigung des bevorstehenden Concils bezeichnet haben, dennoch später auf dem Concil eingetreten sei. Das be-

1) Nr. 242, wo auch der Artikel der „Prov.-Corr.“ reproducirt ist. — 2) Vom 20. September 1872. — 3) Am 6. September 1869.

haupten wieder die wenigen von der Kirche abgefallenen Apostaten; die ganze katholische Kirche sagt das Gegentheil. Wir haben damals in dem Hirtenbriefe ausgesprochen, es sei unmöglich, daß auf dem Concil „eine neue Lehre, welche in der heiligen Schrift oder der apostolischen Ueberlieferung nicht enthalten sei, ausgesprochen werde;“ es sei unmöglich, daß die Verfassung der Kirche eine Aenderung erleide; es sei endlich unmöglich, daß das Concil eine Lehre verkünde, welche der Staatsgewalt gefährlich sei. Alle Bischöfe der Kirche bezeugen nun, daß dies alles auf dem Concil auch nicht geschehen ist. Dennoch nimmt die „Provinzial-Correspondenz“ keinen Anstand, das Gegentheil schlechthin als erwiesen anzunehmen, alles zu ignoriren, was dagegen von unserer Seite gesagt wird, und auf diese willkürliche, grundlose Annahme hin ihre Schlußfolgerungen zu ziehen und uns in's Gewissen zu reden. Welche Unwahrhaftigkeit in einem solchen Verfahren!

Dann wendet sich die „Provinzial-Correspondenz“ mir selbst zu und apostrophirt mich mit der Phrase: „Wie sollte der Bischof von Mainz, Herr v. Ketteler, der die jetzige Denkschrift verfaßt haben soll, in Fulda sich nicht erinnert haben, daß als „neue Glaubenslehre“ ihm und seinen Collegen damals eben die päpstliche Unfehlbarkeit galt, von welcher er sagte: sie sei der Kirche Christi dem Namen und der Sache nach unbekannt und erst in letzter Zeit ausgedacht worden, ihre Verkündigung aber würde etwas Unerhörtes sein.“

Aber auch hier spricht die „Provinzial-Correspondenz“ zwei Unwahrheiten aus, und etwas fast „Unerhörtes“ ist mir ihre Unwahrhaftigkeit.

Erstens ist es durchaus unwahr, daß ich die päpstliche Unfehlbarkeit jemals als eine „neue Glaubenslehre“ angesehen habe; ich habe vielmehr diese Lehre immer als die allgemein in der katholischen Kirche geltende und allein wahre Ansicht vertheidigt, und ich habe diese meine Meinung eben zur Zeit jener bischöflichen Versammlung in Fulda in einer Schrift unter dem Titel: „Das Allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit“ öffentlich ausgesprochen. Nie, weder damals noch später, ist mir ein anderes Wort aus dem Munde gekommen.

Zweitens ist es insbesondere unwahr, daß ich Worte, wie die citirten, die päpstliche Unfehlbarkeit „sei der Kirche Christi dem Namen und der Sache nach unbekannt und erst in letzter Zeit ausgedacht worden,“ welche mit aller geschichtlichen Wahrheit so handgreiflich im Widerspruch stehen, jemals ausgesprochen habe. Recht bezeichnend für die Ehrlichkeit unserer Gegner ist der Weg, welchen man einschlägt, um diese Behauptung gegen mich zu formuliren. Auch da nimmt man seine Zuflucht zu

zwei Unredlichkeiten. Erstens man citirt eine Stelle aus einer Schrift, welche ich auf dem Concil verbreitet habe, ohne je ein Hehl daraus zu machen, daß ich selbst nicht ihr Verfasser sei, als ob ich selbst der Verfasser der Schrift wäre. Zweitens man reißt dann diese Stelle aus ihrem Zusammenhange und citirt sie in einer Verbindung, wo sie das Gegentheil zu enthalten scheint, was sie in der Schrift selbst aussagt. Die Schrift, um die es sich hier handelt, ist von einem Theologen ausgearbeitet, der sich ebenso durch seine gründliche theologische Wissenschaft, wie durch seine treue Liebe zur Kirche und seine Hingabe an den Apostolischen Stuhl auszeichnet. Er ist ein treuer Anhänger der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit, wie sie auf dem Concil entschieden ist. Der Zweck seiner Schrift war lediglich, eine möglichst gründliche Erörterung dieser Frage anzuregen und auf die Beschränkungen und Bedingungen hinzuweisen, unter welchen allein eine solche Entscheidung erfolgen könne. In diesem Zusammenhange kommt nun auch jener Satz vor, wo nicht ausgesprochen wird, daß die päpstliche Unfehlbarkeit dem Namen und der Sache nach in der Kirche Christi unbekannt sei, sondern, daß eine bestimmte Auffassung dieser Lehre, wie sie dort näher bezeichnet ist, dem Namen und der Sache nach in der Kirche unbekannt sei. Diese Auffassung aber, welche der Verfasser an der fraglichen Stelle zurückweist, fällt vielfach gerade mit jenen Entstellungen zusammen, welche unsere Gegner mit der Lehre von der Unfehlbarkeit verbinden. Die „Provinzial-Correspondenz“ begeht also hier, wie gezeigt, eine doppelte Unwahrheit: sie legt mir Worte einer Schrift in den Mund, die nicht von mir verfaßt ist, und sie verdreht den Sinn dieser Worte in ihr gerades Gegentheil. Auch bei diesem Verfahren folgt aber die „Provinzial-Correspondenz“ wie in ihrer ganzen übrigen Argumentation Schritt für Schritt jenen von der Kirche abgefallenen Männern, welche in Entstellung und Verleumdung der Lehre der Kirche jetzt ihre ganze Lebensaufgabe setzen, so daß man glauben könnte, ihr Elaborat sei von diesen inspirirt. Aehnlich haben sie diese Schrift schon wiederholt und noch kürzlich in der Augsburger „Allg. Ztg.“ ausgebeutet.

Fast noch ärger aber treibt die „Provinzial-Correspondenz“ die Unwahrheit an ihrer letzten Beweisstelle. Da sie sich nie mit einer Unwahrheit begnügt, so haben wir abermals zwei hervorzuheben.

Erstens citirt sie Stellen aus einer auf dem Concil eingereichten Vorstellung und macht dafür die Unterzeichner der Denkschrift verantwortlich, während sie alle, mit zwei Ausnahmen[1]), diese Vorstellung, weil sie

1) Die Erzbischöfe von München und Bamberg.

ihrem Inhalte nicht beistimmten, gar nicht unterzeichnet haben. Ich selbst, sämmtliche Bischöfe aus Preußen stehen nicht unter derselben. Trotzdem hat Professor Schulte in Prag und nach ihm der Professor Friedrich und der Professor Dr. Friedberg uns fast alle als Unterzeichner jener Vorstellung namentlich aufgeführt, und obgleich auf dieses Falsum sowohl von mir im Reichstag[1]) als später in katholischen Zeitungen, z. B. in der „Germania," wiederholt hingewiesen wurde, so wagt die „Provinzial-Correspondenz" dennoch auch jetzt wieder uns alle für Aeußerungen dieser Vorstellung haftbar zu machen.

Das genügt ihr aber noch nicht, sondern sie erlaubt sich zweitens, selbst den Zweck dieser Vorstellung in unerhörter Weise zu entstellen und zu verfälschen. Nach der „Provinzial-Correspondenz" sollen wir in dieser Vorstellung sagen: „Es sei geradezu unmöglich, die bürgerliche Gesellschaft nach der vom Concil aufzustellenden Regel zu gestalten." In dem Text der Vorstellung selbst dagegen heißt es: „Es ist Niemanden unbekannt, daß es unmöglich ist, die bürgerliche Gesellschaft nach der in der Bulle „Unam sanctam" aufgestellten Regel zu reformiren." Ist das nicht unerhört! Ist das noch unter gesitteten Menschen zulässig? Durch diese Veränderung des Textes, durch diese Unterdrückung der entscheidenden Worte und durch die Substituirung ganz anderer ist formell und materiell die Bedeutung des Satzes total verändert. So handelt das halbamtliche Blatt gegen die katholischen Bischöfe.

Doch die folgende Entstellung ist noch ärger. Nach der „Provinzial-Correspondenz" sollen wir „dringend, zum Theil fußfällig," dem Papste vorgestellt haben, „es werde dahin kommen, daß die Katholiken als Feinde des Staates gelten, weil sie im Gewissen gehalten seien, darnach zu trachten, daß alle Staaten und Völker dem römischen Papste unterworfen werden." Was steht nun in jener Vorstellung? Dort wird zuerst darauf hingewiesen, wie gefährlich es sei, wenn die Kirche den Schein auf sich lade, als ob sie die politischen Grundsätze des Mittelalters wieder geltend machen wolle. In Verbindung hiermit wird dann gesagt: „Die Gegner der Kirche würden hohnlachend antworten: Wir fürchten die päpstlichen Urtheilssprüche nicht, aber nach vielen und mannigfaltigen Verheimlichungen ist es endlich offenbar geworden, daß jeder Katholik, dessen Handlungen durch den Glauben, welchen er bekennt, geleitet werden, ein geborener Feind des Staates sei, da er sich im Gewissen verpflichtet fühlt, alles, was er kann, beizutragen, daß alle Staaten und Völker dem römischen Papste unterworfen werden. Es ist überflüssig, die vielfältigen

1) Stenogr. Ber. 1871 S. 586.

Verleumdungen und Machinationen näher auseinanderzusetzen, welche von Seiten der Feinde der Kirche davon hergeleitet werden könnten." In jener Vorstellung werden also die von der „Provinzial-Correspondenz" citirten Worte als die möglichen Verleumdungen und Machinationen der Feinde der Kirche angeführt. Die „Provinzial-Correspondenz" dagegen erzählt ihren Lesern, das seien Worte, die wir als unsere eigenen Ueberzeugungen und Anschauungen dem Papste vorgetragen hätten.

So bleibt also von allen Citaten der „Provinzial-Correspondenz" nichts übrig, was wahr und gerecht ist. Alles ist unwahr, alles ist entstellt.

Selbst die Art, wie sie citirt, ist im höchsten Grade leichtfertig. Sie citirt angebliche Aeußerungen und Behauptungen der Bischöfe, ohne die Quelle anzugeben, ohne das Document auch nur zu bezeichnen, aus welchem sie genommen sind, so daß sie es ihren Lesern geradezu unmöglich macht, ihr unwahres Verfahren zu entdecken.

Den übrigen Inhalt der Besprechung der „Provinzial-Correspondenz" kann ich übergehen. Er ist ohne alle Bedeutung. Uebrigens können wir uns nicht wundern, daß die „Provinzial-Correspondenz" zu allen diesen Unwahrheiten ihre Zuflucht genommen hat. Wer eine unwahre Behauptung aufgestellt hat, der muß selbstverständlich, um sie zu beweisen, zu anderen Unwahrheiten greifen. Möchte die „Provinzial-Correspondenz" einfach und ehrlich den Sachverhalt anerkennen, wie er ist und wie er den Augen aller Welt vorliegt. Die jetzt entstandenen Wirren kommen nicht von den Beschlüssen des Concils, nicht von dem Auftreten der Centrumsfraction, nicht von der Handlung irgend eines Katholiken. Das sind nur Deckmäntel und Vorwände. Sie wären eingetreten, wenn auch nie ein Concil gehalten worden wäre. Sie kommen vielmehr von dem vollendeten Systemwechsel in Preußen, sie kommen von dem Willen eines einzigen Mannes mit seinem alle mit sich fortreißenden Einflusse. Sie kommen daher, daß alles das, was die preußischen Könige, die preußischen Staatsmänner, die gesammte preußische conservative und christliche Partei vor zwanzig Jahren bezüglich der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse für recht und gut gehalten, plötzlich über Bord geworfen und dagegen der Liberalismus, welchen alle diese Factoren bisher als verderblich erkannt haben, zur Herrschaft erhoben werden soll[1]).

---

1) Vgl. die i. J. 1868 in Freiburg gehaltene Predigt: „Stellung und Pflicht der Katholiken im Kampfe der Gegenwart," wo die preußischen Maigesetze als Forderungen des antichristlichen Zeitgeistes schon zwei Jahre vor dem Concil signalisirt werden. v. Ketteler Predigten 2, 231—238.

An seine Nichte Marie Freiin v. Ketteler[1]).

250.

Mainz, 2. November 1872.

Soeben erhalte ich Dein Schreiben, welches Du gestern, kurz vor dem ernsten Weg zum Kloster an mich gerichtet hast. Ich kann es nicht unterlassen Dir, gutes, liebes Kind, sogleich einige Worte zu erwiedern. Die letzte Zeit wird Dir noch manchen schweren innern Kampf gebracht haben, insbesondere auch noch die letzten Tage. An das alles denke ich mit wärmster Theilnahme, liebe Marie. Auch die nächste Zeit wird nicht ohne mancherlei Kämpfe sein; doch diese sind ja überall, in und außer dem Weltleben, und werden uns nirgends erspart. Dagegen ist es mir eine unaussprechlich große Freude, daß Du jetzt ganz dem lieben Heiland angehörst, daß dadurch Deine liebe Seele dem vielfachen Verderben der Welt entrückt ist, und insbesondere auch, daß Du Ihm durch den Franziskanerorden angehörst, den ich für so vortrefflich halte. Möge nun der liebe Gott Dir einen rechten Heldenmuth geben, um alle Opfer zu bringen und alle Hindernisse in Dir muthig zu überwinden, um eine echte Braut Christi zu werden. Das hoffe ich und darum will ich mit Dir innig beten. — Dir und allen Schwestern spende ich den bischöflichen Segen. Bete nur tüchtig für mich. In herzlichster Liebe ꝛc.

Victor De Buck an den Bischof v. Ketteler[2]).

251.

Brüssel, 12. November 1872.

Ein Schreiben der Herrn Dombecan Heinrich, welcher das Leben des hl. Willigis[3]), Ihres Vorgängers, wünscht, bietet mir willkommene Gelegenheit, Ihnen die Gefühle meiner Hochachtung und Ergebenheit auszusprechen.

---

1) Mit dem Ordensnamen Schwester Bonifacia, am Tage des obigen Datums in das Kloster der Armenschwestern vom hl. Franz zu Aachen eingetreten.

2) Uebersetzung. Das französische Original im Anhang Nr. XIV.

3) Die im schriftlichen Nachlaß von Engels gefundene, von Volusius 1675 herausgegebene vita recentior S. Willigisi, welche von den Bollandisten für den Herausgeber der Mainzer Regesten, C. Will, requirirt und von diesem im „Katholik“ 1873 Bd. 2, 729—731 reproducirt wurde.

In dem offenen Briefe[1]), worin Ew. Gnaden neulich die Vorwürfe zurückgewiesen haben, die Ihnen von den Exkatholiken wegen der während des römischen Concils auf Ihre Kosten gedruckten Schrift secundum manuscriptum[2]) gemacht worden sind, sagen Sie, daß diese von einem gut katholischen Priester verfaßte Schrift zu keiner Zeit Ihre Gedanken ausgedrückt habe, und daß Sie dieselbe nur in der Absicht haben drucken lassen, damit man die Frage reiflicher prüfe. Ich weiß recht wohl, Hochwürdigster Herr, daß für alle diejenigen, welche Sie kennen, Ihre Worte an und für sich Geltung haben und des Zeugnisses dritter Personen nicht bedürfen. Da aber die Zeiten schlimm, das Leben kurz und unbeständig ist und Ihr Name eines Tages in den Jahrbüchern der Kirche und Deutschlands eine Stelle einnehmen wird, so dürfte es nicht ganz ohne Nutzen sein hier zu sagen, was ich von dieser Schrift weiß.

Ich glaube den Verfasser zu kennen. Es ist ein talentvoller Geistlicher; während des Concils versah er einen Vertrauensposten in Rom, durch den er auf die Ausbildung und Erziehung einer höchst interessanten für den Kirchendienst bestimmten Jugend großen Einfluß übte. Derselbe ist, wie Ew. Gnaden mit Recht behaupten, der Kirche von Herzen ergeben und — füge ich bei — einem religiösen Orden angehörig, der in Vertheidigung der Rechte des Heiligen Stuhles niemals zurückgehalten hat.

Als Ew. Gnaden auf meinen ausdrücklichen Wunsch mir ein Exemplar von dieser Druckschrift zustellten, haben Sie mir wörtlich gesagt: „Diese Schrift drückt nicht meine Ideen aus. Ich habe sie drucken lassen, damit man prüft[3])."

So oft ich die Ehre einer Besprechung mit Ew. Gnaden hatte,

---

1) Vgl. Nr. 249; ferner „Ein Brief des Hochw. Herrn W. E. F. v. Ketteler über die von Dr. Friedrich und Dr. Michelis am 9. Februar 1873 in Constanz gehaltenen Reden." Freiburg i. B. 1873. S. 5.

2) P. De Buck meint die mit dem Vermerk: ad instar Manuscripti impressum versehene Schrift (Quaestio), welche Friedrich (Documenta ad illustr. Conc. Vat. 1, 1—128) ohne Fug und Recht nachdrucken ließ.

3) Zur Genesis dieser Schrift sei noch Folgendes bemerkt: Veranlaßt war dieselbe durch die im Anfange des Jahres 1870 auftauchende Ansicht, daß eine neue Prüfung der längst ventilirten Einwände gegen die Unfehlbarkeit nicht nöthig sei. Von den nachtheiligen Wirkungen einer solchen Unterlassung überzeugt, stellte der Verfasser die Haupteinwände aus Bossuet's und Launoi's Werken kurz zusammen, in der Absicht, das Manuscript der für den Glauben eingesetzten Commission überreichen zu lassen und dadurch eine dogmatische Prüfung herbeizuführen und dieselbe durch seine Arbeit zu erleichtern. Erst später entschloß man sich, das Manuscript, so wie es war, ohne Titel und ohne Aenderung der scholastischen Form, in der Schweiz drucken zu lassen und allen Mitgliedern des Concils einzuhändigen.

wobei Sie Ihren Gedanken ganz freien Lauf gestatteten, haben Sie immer nur die Unzuträglichkeiten und die Inopportunität des Decretes über die Unfehlbarkeit hervorgehoben, niemals aber ein Wort gegen den Kern der Lehre ausgesprochen. Ihre Unterwerfung dem Concil gegenüber war keinen Augenblick zweifelhaft. Kurz vor der letzten feierlichen Sitzung haben Sie mir wörtlich gesagt: „Einer meiner deutschen Collegen hat von einer Prüfung nach dem Concil gesprochen. Was mich betrifft, so werde ich nichts prüfen; es ist die Kirche, die gesprochen hat. Ich werde ihr immer treu sein; meine Priester kenne ich alle gut genug, um sagen zu können, daß alle so handeln werden wie ich."

Da Ew. Gnaden nichts von mir verlangt haben, so wird diese ganz aus eigenem Antrieb erflossene Zuschrift Sie wohl überraschen. Da ich aber zu denen gehöre, die während der Dauer des Concils Ihre wahren Gesinnungen kennen gelernt haben, so schien es mir, daß Umstände eintreten könnten, namentlich nach Ihrem Tode, in denen dieses Zeugniß nicht ganz nutzlos sein könnte.

Hier nimmt man sehr lebhaften Antheil an den kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands. Sie werden mehrere Jahre lang zu leiden haben; das Ende wird aber die Freiheit der Kirche sein. Fast alle jene Fragen, welche Sie eben beschäftigen, haben wir in Belgien erlebt, selbst die Geldfrage des Bischofs von Ermland. Auch die holländische Regierung hat nach Verurtheilung des hochwürdigsten Bischofs de Broglie von Gent sich geweigert, dessen Gehalt auszuzahlen. Nach 1830 leitete die Familie gegen die belgische Regierung als Nachfolgerin und Erbin der gestürzten Regierung ein Klageverfahren ein und die Gerichte erkannten gegen die Regierung. Würde eine gute deutsche Feder die Geschichte der Kämpfe der Kirche in Belgien seit hundert Jahren schreiben, so glaube ich, daß mehr als eine Regierung sich die Lectüre dieses Buches angelegen sein lassen würde. Das Volk blieb immer mit der Geistlichkeit verbunden und die Geistlichkeit mit dem Volk, dessen geborne Beschützerin sie war.

Ich habe die Ehre 2c.

An seine Schwester Sophie.

252.

Mainz, 4. December 1872.

Es ist hohe Zeit, daß ich Dir endlich ein Wort des Dankes für Deine lieben Briefe sage und ein Lebenszeichen gebe. Ich weiß eigentlich gar nicht mehr, wann ich Dir zuletzt geschrieben habe, und hoffe, daß es

nicht so lange her ist, als es mir vorkommt. An den unerfreulichen Nachrichten von hier wirst Du, geliebte Schwester, den wärmsten Antheil genommen haben. Wir sind jetzt ganz in dem Berliner Fahrwasser und Gott weiß, was uns noch bevorsteht. Ich bitte Gott ununterbrochen, mir doch die Gnade zu geben, die weitern Fußtritte, welche kommen werden, ergeben zu tragen. Die liebe vortreffliche Schwester Elisabeth[1]) sah ich gestern bei ihrem Kapellenbau, welcher im Mauerwerke schon fast fertig ist. Sie sieht, Gott sei Dank, recht vergnügt und wohl aus. — Morgen gehe ich mit dem ganzen Domcapitel zum Theater nach Kleinzimmern, wo die Knaben ein Stück aufführen. Wäret Ihr doch dabei! Die herzlichsten Grüße an Sophie, Mathilde und Ferdinand[2]). Gott segne Dich und alle Bewohner des lieben alten Lembeck.

An Gräfin Ida Hahn-Hahn in Rom.

253.

Mainz, 8. Januar 1873.

Wenn Sie nicht so gütig gegen mich wären, so würde ich meinen Brief mit Entschuldigungen anfangen. Da ich aber weiß, wie nachsichtig Sie sind, so unterlasse ich das, um wenigstens gleich meinen innigsten und herzlichsten Dank für Ihre Briefe auszusprechen, welche in der Zahl von fünfen bei mir eingetroffen sind. Es ist wohl recht betrübt von Ihrer festen Hand diese Bleistiftbriefe zu erhalten[3]). Da sie aber dem lieben Gott zu gefallen scheinen, so müssen wir wohl auch damit zufrieden sein. Jedes Wörtchen, worin Sie Ihre volle Ergebung in den göttlichen Willen aussprechen, tröstet mich sehr. Weiter können wir es ja hier auf Erden nicht bringen, als daß wir im schweren Kreuz seinen göttlichen Willen unserem vorziehen. Das ist die rechte Vorbereitung auf den Himmel. Die liebe Weihnachtszeit erinnert uns mit allen ihren lieblichen Geheimnissen ja auch an diese Pflicht. Doch ich will nicht predigen. Im Allgemeinen scheint es Ihnen doch unter der liebevollen Umgebung Ihrer verehrten Geschwister ziemlich gut zu gehen. Gott sei Dank. Möge der Geist, der die römischen Martyrer erfüllte, auch Sie mit Liebe zu Jesus und der Kraft für ihn zu leiden erfüllen.

---

1) Gräfin Merveldt, Oberin der Franziskanerinen in Mainz.

2) Graf v. Merveldt und dessen Gemahlin, geb. Gräfin v. Wolff Metternich.

3) Eines Augenleidens wegen konnte sich die Gräfin damals zum Schreiben der Feder und Tinte nicht mehr bedienen.

Hier geht alles den gewohnten Ihnen bekannten Weg. Bei der Weihnachtsbescherung haben wir oft Ihrer gedacht und Sie recht entbehrt[1]). Die „Christlichen Mütter[2])“ sind seit Januar in die Kirche der Kapuziner verlegt. Vorgestern habe ich die erste Nachmittagspredigt dort gehalten. Der Hauptübelstand ist die Enge des Raumes. Davon abgegesehen hat mir die neue Einrichtung gut gefallen. Der Paramentenverein läßt sich sehr empfehlen. Alles erkundigt sich mit wärmster Theilnahme nach Ihnen. Die angeordneten Gebete zum Herzen Jesu werden sehr fleißig besucht. In allen Anstalten geht es gut; ich habe Hoffnung in diesem Jahre wieder tüchtig Schulden in Kleinzimmern abzutragen. In St. Christoph sucht Max, so gut er vermag, alles in der alten Ordnung zu erhalten[3]). Gott segnet ihn dabei sichtbar; wenn er nur hier bleibt! Beim „Guten Hirten[4])“ herrscht allgemeine Freude, wenn ich von Rom Nachricht bringe. Die neue Kapelle bei den Franziskanerinen ist fast fertig und recht schön. — — Ich bitte mich Ihren Geschwistern auf das Innigste zu empfehlen.

An seine Schwester Sophie.

254.

Mainz, 10. Februar 1873.

Auf Deinen lieben, heute eingetroffenen Brief will ich Dir sogleich antworten, wie sehr ich mich auf Deinen Besuch freue und daß ich sicher auf Ausführung Deines liebevollen Planes rechne. Du kannst ganz sicher sein, daß Du mir dadurch nur die größte Freude machst und daß Dein Aufenthalt meine nothwendigen Arbeiten auch nicht im Mindesten hindert. Die traurigen Zeitverhältnisse machen hierin um so weniger einen Unterschied, als ich mit einigen Extraarbeiten bis dahin fertig bin. Richte Dir nur die Reise so ein, daß Du Dich nicht zu sehr ermüdest und nicht erkältest.

---

1) Der sel. Bischof pflegte auf Weihnachten eine größere Anzahl von Schulkindern in seinem Hause um die Krippe zu versammeln und ihnen ein Christgeschenk zu überreichen.

2) Der bekannte kirchliche Verein.

3) Nachdem die Jesuiten in Folge des bekannten Reichsgesetzes ihre Mainzer Niederlassung zu St. Christoph aufgegeben hatten, wurde diese Pfarrei dem Grafen Max v. Galen übertragen. Vgl. v. Ketteler: Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu. Mainz 1872.

4) Vgl. S. 273.

Sage Bruder Clemens nebst einem herzlichen Gruße, daß sich jetzt auch sein Ring bei einem der Diebe gefunden hat[1]). Leider sind durch die Entdeckung dieses Diebstahls wieder eine Anzahl Familien unglücklich geworden. Ein Glück dabei ist, daß sie nicht viele Kinder haben. Uebrigens möchte man bald alle Diebe und alle diese armseligen Menschen entschuldigen, wenn man auf der einen Seite diesen furchtbaren Geldschwindel sieht, und auf der andern Seite, wie man von oben her alles thut, um die Menschen gewissen- und gottlos zu machen. Wo sollen da arme Menschen die sittliche Kraft herbekommen, um sich vor Verbrechen zu bewahren?

Der Verlust unserer guten Frau v. Korff[2]) und des guten alten Twickel[3]) ist hart. Was sind das für vortreffliche Menschen gewesen! Tausend herzliche Grüße an Sophie und alle lieben Bekannte. Max und Schwester Elisabeth sind wohl.

An Prof. Dr. E. Friedberg in Leipzig[4]).

255.

Mainz, 13. März 1873.

Die Schrift, welche Sie die Güte hatten mir zu senden[5]), gibt mir zu einer vorläufigen Frage Veranlassung. Sie sagen S. 21: „Sie lassen einige von den Steinen, mit denen Sie Preußen bewerfen, auch nebenbei auf das Großherzogthum Baden fallen. Ich wundere mich darüber, da ich doch weiß, wie viel Mühe Sie sich gegeben haben, ein Bürger dieses schlechtregierten Landes zu werden und allerdings auch nebenbei Erzbischof von Freiburg.“

Da das Eine wie das Andere gänzlich unrichtig ist, so bitte ich Sie ergebenst, mir gütigst näher zu erklären, worauf Sie diese Behauptung gründen. Wenn Sie zu derselben keine thatsächliche Veranlassung haben,

---

1) Dessen Reisekoffer war auf dem Transport vom Mainzer Bahnhof bis nach Castel geöffnet und beraubt worden.

2) Schwiegermutter seines Bruders Clemens, † 24. Januar 1873.

3) Freiherr Clemens v. Twickel zu Hawixbeck, † 4. Februar 1873.

4) Aus dem Concept.

5) Die preuß. Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staat. Leipzig 1873. Dr. Friedberg hat diesen „offenen Brief,“ der nach dem Zeugniß der „Nat. Ztg.“ „von exemplarisch gelehrter Grobheit ist,“ gegen eine von dem Bischof unter gleichem Titel veröffentlichte Schrift gerichtet.

so werden Sie meine fernere Bitte wohl gerechtfertigt halten, diese Ihre Behauptung auch öffentlich wieder zurückzunehmen[1]).

An die Redaction der „Germania[2])."

256.

Mainz, 16. März 1873.

In der Sitzung des Herrenhauses vom 10. März hat der Fürst Bismarck meine Bestrebungen bezüglich der Stellung der Kirche zum Staate in einer Weise dargestellt, welche mit den Thatsachen in Widerspruch steht, so daß ich dagegen offene Verwahrung einlegen muß.

Der Fürst behauptet nämlich erstens, daß das von mir in mehreren Druckschriften aufgestellte Programm dahin gehe: „in dem preußischen Staate einen staatlichen Dualismus durch Errichtung eines Staates im Staate einzuführen." Es handle sich hier „um Herstellung zweier confessioneller Staaten, die in einem dualistischen Kampfe zu einander zu stehen haben würden, von denen der höchste Souverain des einen ein ausländischer Kirchenfürst, der durch die neuesten Aenderungen in der Verfassung der katholischen Kirche mächtiger geworden sei, als er früher war." Wenn dieses Programm sich verwirkliche, so habe man „anstatt des bisherigen geschlossenen preußischen Staats, anstatt des zu verwirklichenden Deutschen Reichs, zwei parallel neben einander laufende staatliche Organismen: der eine mit seinem Generalstabe in der Centrumsfraction und der andere mit seinem Generalstabe in dem leitenden weltlichen Princip und in der Regierung und der Person Sr. Majestät des Kaisers." Die letzte Gegenüberstellung hat nach meinem Dafürhalten gar keinen logisch haltbaren Sinn, da ja die Stellung und der Einfluß der Centrumsfraction ganz auf demselben gesetzlichen Boden beruht und sich bewegt, wie jeder anderen Fraction im Landtage und im Reichstage. Wie unrichtig und willkürlich alles ist, was Fürst Bismarck über die Be-

1) Am 21. März wiederholte der Bischof seine Bitte und forderte den Professor zuletzt öffentlich (Die moderne Tendenz-Wissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Prof. Dr. E. Friedberg. Mainz 1873. S. 14) auf, seine Behauptung u beweisen. Endlich erfolgte Friedberg's „Abfertigung des Bischofs von Mainz, Freiherrn v. Ketteler" (Spener'sche Ztg. Nr. 215), abgedruckt in der Schrift: „Dr. E. Friedberg's sogenannte „Abfertigung ꝛc." im Lichte der Thatsachen." Freiburg i. B. 1873, in welcher der Geistl. Rath A. Strehle die Grundlosigkeit der hämischen Anschuldigung Friedberg's actenmäßig nachgewiesen hat.

2) Jahrgang 1873. Nr. 65.

deutung meines Programms und über den angeblich darin liegenden Dualismus sagt, erhellt offenbar daraus, daß ich vom Jahre 1848 bis jetzt nie eine andere Stellung für die Kirche in Deutschland in Anspruch genommen habe, als wie sie in der Frankfurter Reichsverfassung und in der preußischen Verfassung den christlichen Confessionen gewährt worden ist. Es wird nie gelingen, auch nur ein Wort von mir anzuführen, mit welchem ich über diese Linie hinausgegangen wäre. Es ist mir demnach völlig unbegreiflich, wie Fürst Bismarck diesen Vorwurf gegen mich erheben konnte. Wenn er meine Schriften nicht selbst gelesen hat, sondern sie nur aus Referaten kennt, so hätte er sie auch nicht anführen dürfen; wenn er sie aber gelesen hat, so hat er das Gegentheil von dem herausgelesen, was in ihnen steht. Das geschieht jetzt freilich nur zu oft. Wenn in meinem Programme der vom Fürsten geschilderte Dualismus läge, so hätte er, um gerecht und wahr zu sein, nicht mich dafür verantwortlich machen dürfen, sondern vielmehr, da ich es ja ausschließlich und ganz der preußischen Verfassung entnommen habe, jene preußischen Minister, welche diese Verfassung seinerzeit den preußischen Kammern vorgelegt, und jene preußischen Kammermitglieder, welche sie votirt und angenommen haben. Daher hat es auch ebenso wenig einen faßbaren Sinn, wenn Fürst Bismarck sagt, daß mein System dahin führe, „anstatt des bisherigen geschlossenen preußischen Staats . . . zwei parallel neben einander laufende staatliche Organismen“ zu schaffen, da ich dasselbe ja der Verfassung „des bisherigen geschlossenen preußischen Staats“ entlehnt habe. Wenn der preußische Staat mit diesen Verfassungsbestimmungen ein einheitliches Staatswesen war, so ist wahrlich nicht abzusehen, wie er durch dieselben Bestimmungen in Zukunft in zwei staatliche Organismen aufgelöst werden könnte.

Ebenso ist es zweitens durchaus unrichtig, wenn Fürst Bismarck behauptet, daß das Programm der Centrumsfraction von mir ausgegangen sei. Wenn er versichert, dies gewußt zu haben, so hat er sich vollständig geirrt. Ich bin weder direct noch indirect, weder schriftlich noch mündlich bei der ursprünglichen Bildung und dem ursprünglichen Programm der Centrumsfraction zu Rathe gezogen worden. Ich habe mich ihr lediglich später angeschlossen, da ich als Reichstagsmitglied nach Berlin kam. Mein vor einigen Monaten bekannt gemachtes Programm [1]) ist bis zur Veröffentlichung desselben durch die Presse den Mitgliedern der Centrumsfraction gänzlich unbekannt geblieben. Wenn ich daher mit den Führern

---

1) Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm. Mainz 1873.

der Centrumsfraction in dem Bestreben, die Aufnahme der preußischen Verfassungsbestimmungen in die Reichsverfassung zu erwirken, ganz übereinstimmte, so war das nicht eine Folge vorhergegangener Verständigung. Selbst von meinem Schreiben an den Fürsten Bismarck in derselben Angelegenheit nach Versailles vom 1. October 1870 [1]) hatten die Herren der Centrumsfraction keine Kenntniß, bis ich dasselbe veröffentlicht hatte. Dieses Schreiben selbst aber ist gewiß der beste Beweis, wie fern mir der Gedanke lag, daß man diese Bemühungen später als staatsfeindlich und staatsgefährlich, als ein Bestreben, einen feindlichen Dualismus in's Leben zu rufen, auffassen werde. Ich hatte damals vielmehr allen Grund, zu glauben, daß dieses mein angebliches Programm durchaus den Absichten der preußischen Regierung entspreche. Aus diesem Grunde habe ich mein sogenanntes Programm auf keinem anderen Wege zu verwirklichen gesucht als lediglich dadurch, daß ich in meinem Briefe meine innigsten Ueberzeugungen dem Fürsten Bismarck vertrauensvoll vorgetragen habe. Ganz in derselben Weise handelte ich, als ich später als Abgeordneter nach Berlin kam. Ich erbat mir eine Audienz beim Fürsten Bismarck lediglich und allein in der Absicht, um ihm die Gründe, welche ich für die Aufnahme der preußischen Verfassungsbestimmungen in die Reichsverfassung in meinem Schreiben entwickelt hatte, eingehender zu motiviren. Es steht mir nun nicht zu, mich über die hierüber gepflogene Unterredung mit dem Fürsten des Näheren auszusprechen. Ich habe aber den Fürsten damals mit der Ueberzeugung verlassen, daß ein bezüglicher Antrag der Centrumsfraction zwar zur Zeit und aus politischen Gründen seitens der Reichsregierung keine Unterstützung finden werde, daß derselbe aber ebenso wenig als ein oppositioneller, als ein regierungsfeindlicher würde angesehen werden. Ich hätte eher geglaubt, daß der Fürst einem solchen Antrage persönlich wohlwollend gegenüberstehe. Ich hoffe, daß diese Mittheilung keine Indiscretion enthält, da sie mir durch die Aeußerung des Fürsten Bismarck im Herrenhause abgenöthigt ist. Nach diesen Vorgängen konnte ich fürwahr nicht erwarten, daß der Fürst mein Programm, welches — um es nochmals zu wiederholen, mit den preußischen Verfassungsbestimmungen identisch ist, später als staatsgefährlich, als einen Versuch, die Einheit des preußischen Staatswesens dualistisch auseinander zu reißen, bezeichnen werde.

Wenn Fürst Bismarck endlich drittens von mir sagt, es sei meine Aufgabe, für die „päpstliche Politik“ zu thun, was ich könne, und eben dafür erfülle ich meine Aufgabe, so ist das nur ein Beweis, wie gänzlich

---

1) S. Nr. 230.

unbekannt er mit den wirklichen Verhältnissen in der katholischen Kirche ist. Meine ganze Thätigkeit hat mit der „päpstlichen Politik“ absolut nichts zu schaffen. Nie ist mir von Rom eine ähnliche Zumuthung gemacht worden. Ich schreibe alle fünf Jahre den von den Kirchengesetzen vorgeschriebenen Bericht über die religiösen Verhältnisse meiner Diöcese nach Rom und erhalte darauf eine kurze amtliche Antwort von dort; darauf beschränkt sich so ziemlich meine ganze Correspondenz mit Rom. Was ich als Bischof zu thun habe, weiß ich aus dem Kirchenrecht und dem katholischen Katechismus. Dazu bedarf ich keiner Instruction. Es scheint, daß Fürst Bismarck von dieser Stellung und von der Thätigkeit eines katholischen Bischofs gar keine Ahnung hat. Er liefert bei seiner hohen Begabung und Welterfahrung dadurch nur einen neuen Beweis, wie schwer es vielen fällt, sich von den beschränktesten confessionellen Vorurtheilen frei zu machen.

Daraus allein erklärt es sich auch, daß man in so hohen Kreisen glauben und in den wichtigsten Staatshandlungen berücksichtigen kann, was von gehässigen und kleinlichen Gegnern der katholischen Kirche behauptet wird, während die einmüthigen Versicherungen und Erklärungen nicht blos der Bischöfe und des gesammten Clerus, sondern auch der besonnensten, urtheilsfähigsten und treuesten gläubigen Männer aus dem Laienstande keine Beachtung finden.

Die Pfarrgemeinde Hopsten an den Bischof v. Ketteler.

257.

Hopsten, 11. Mai 1873.

Ew. Bischöfliche Gnaden wollen huldvollst gestatten, daß die gehorsamst unterzeichneten Priester und 438 Glieder der Gemeinde Hopsten, Ihre einstmaligen Pfarrkinder, in diesen Zeiten der Kirchenverfolgung, so schwer wie unser katholisches Münsterland sie seit den Tagen des hl. Ludgerus nicht gesehen hat, sich dem Stuhle des hl. Bonifacius nahen, um den Gefühlen innigster Liebe, treuester Anhänglichkeit und höchster Bewunderung für Ihr kräftiges, vom höheren Geiste der Weisheit geleitetes, echt apostolisches Auftreten in der Vertheidigung unsers heiligen Glaubens und der Bewahrung der Rechte unserer heiligen Kirche Ausdruck zu geben. Groß und wohlbegründet war vor 25 Jahren unser Schmerz, als der Ruf der geistlichen Obern Ew. Gnaden, Hochwelche in den wenigen Jahren, wo wir Sie unsern Pastor nennen konnten, so Großes vollbracht haben, daß noch viele folgende Generationen davon

leben werden, uns entriß, um Ihnen einen größeren und wichtigeren Theil des Weinberges Christi zu übergeben und dann als Bischof auf den so berühmten und wichtigen Stuhl des hl. Bonifacius zu setzen. Aber so groß auch für unsere kleine Gemeinde der Verlust war, so schauen wir doch mit Dank zu Gott empor, wenn wir betrachten, wie heilsam, wie mächtig Ihr Wirken für die ganze Kirche Gottes ist. Wie der Heilige Vater in Rom der wunderbare Hort der ganzen Kirche ist, so sind Ew. Gnaden sein kräftigster Mitstreiter für die jetzt mit allen Mitteln der Bosheit verfolgte Kirche in unserm deutschen Vaterlande. Keinen größern Ruhm gibt es hier auf Erden, als von den Feinden Christi verhöhnt, verfolgt und gehaßt zu werden; und das ist der Antheil, der Ew. Gnaden für Ihr apostolisches Wirken in Wort, Beispiel und Schrift hienieden wird.

Genehmigen Ew. Bischöfliche Gnaden, daß Ihre alten Pfarrkinder Ihnen das Versprechen zu Füßen legen, daß auch sie dem gegenwärtigen großartigen Schauspiele nicht müßig zusehen wollen, sondern mit allen ihren wenn auch noch so geringen Kräften und in jeder ihnen nur möglichen Weise im innigsten Anschlusse an das Oberhaupt der Kirche und die vom heiligen Geiste gesetzten Oberhirten und Hirten der Kirche, mit in den Kampf für den heiligen Glauben und für die Rechte der Kirche einzutreten bereit sind, und daß sie nicht nachlassen werden im Gebete zu Gott, dem Könige der Könige, daß er Ew. Bischöfliche Gnaden fort und fort stärken wolle, damit Sie noch viele Jahre auf dem Stuhle des hl. Bonifacius mit ungeschwächtem Muthe der Vorkämpfer für die katholische Kirche in Deutschland bleiben mögen.

Zum Schlusse erlauben Ew. Gnaden unsere demüthigste Bitte um Ihr fortgesetztes oberhirtliches Gebet für diejenigen, die sich noch so gern Ihre Pfarrkinder nennen, und um Ihren bischöflichen Segen [1]).

An die Pfarrgemeinde Hopsten [2]).

258.

Mainz, 20. Mai 1873.

Meinem lieben alten Freunde, dem Hochwürdigen Pfarrer [3]), seinen treuen Mitarbeitern und allen innig geliebten Pfarrkindern von Hopsten

1) Folgen 441 Unterschriften.

2) Aus dem Concept.

3) Ferdinand Stumpf, Mitalumnus des sel. Bischofs in dem Priesterseminar zu Münster, welcher in der Pfarrei Hopsten als Nachfolger der beiden Brüder Wilhelm und Richard v. Ketteler, klug und eifrig das, was diese mit Erfolg begonnen, bis an sein Lebensende († 7. Mai 1878) gepflegt hat.

sage ich den wärmsten Dank für das an mich gerichtete Schreiben vom 11. Mai laufenden Jahres.

Es sind insbesondere zwei Punkte, welche mich bei Lesung desselben mit Rührung, Freude und Dank gegen Gott erfüllt haben.

Der erste ist die entschiedene katholische Gesinnung, welche sich in demselben ausspricht. Darin habe ich die liebe Gemeinde wiedererkannt, welche mich durch ihre treue Anhänglichkeit an Christus und seine heilige Kirche so hoch beglückt hat, als ich berufen war ihr Pfarrer zu sein. Wenn aber auch die treue Liebe zur Kirche, in der wir alles besitzen, was der Sohn Gottes uns an Wahrheit und Gnade vom Himmel auf die Erde gebracht hat, zu jeder Zeit überaus gottgefällig ist, so ist sie es gewiß noch jetzt in besonderer Weise, wo die Kirche so allgemeinen und so schmählichen Angriffen ausgesetzt ist. Da ist das treue Bekenntniß ihrer Kinder der Trost und die Freude der Kirche, oder vielmehr, da das Herz Jesu das Herz der Kirche ist, der Trost und die Freude des Herzens Jesu. Möge dieses süßeste und allerheiligste Herz alle lieben Bewohner von Hopsten jetzt und in Zukunft stets in dieser Liebe gegen seine heilige Kirche bewahren.

Das Zweite, was mich an diesem Schreiben erfreut hat, ist, daß die lieben Hopstener noch eines Pfarrers in treuer Liebe gedenken, der doch nur so kurze Zeit bei ihnen war und nun schon seit 25 Jahren von ihnen getrennt ist. Das erfreut mich um so mehr, da auch ich meine ehemaligen geliebten Pfarrkinder im treuesten Andenken bewahre; ja oft weilen noch meine Gedanken bei den glücklichen Tagen, welche ich in dieser lieben Gemeinde zugebracht habe. Wenn mein Wirken als Pfarrer in Hopsten irgend ein Verdienst in Anspruch zu nehmen hätte, so ist es mir reichlich vergolten durch die Liebe, welche mir meine Pfarrkinder damals entgegengebracht haben; vor allem aber dadurch, daß jedes gute Bestreben meinerseits in der guten Gesinnung der Gemeinde immer den dankbarsten Boden gefunden hat.

Ob es mir möglich sein wird, noch einmal Hopsten zu besuchen, weiß ich nicht. Nicht nur meine Pflichten im Allgemeinen, sondern insbesondere auch die Verhältnisse in der Gegenwart machen jede bestimmte Voraussicht unmöglich. Am guten Willen fehlt es nicht. Jedenfalls würde mir dieser Besuch eine große Herzensfreude verursachen, wenn ich auch bei demselben gar viele liebe Pfarrkinder nicht mehr antreffen würde, welche uns bereits nach der ewigen Heimath vorausgegangen sind. Möge Gott uns wenigstens dort einst alle wieder zusammenführen!

Ich spende der ganzen Gemeinde in innigster, treuer Liebe den bischöflichen Segen.

An seine Schwester Sophie.

259.

Mainz, 9. Juli 1873.

Deinen lieben Brief habe ich hier vorgefunden, als ich gestern von einer Firmungsreise zurückkehrte. Herzlichen Dank für diesen und die frühern. Sowohl der Tod der lieben Paula [1]), wie so manches Andere, namentlich auch Dein Unwohlsein nach Deinem lieben Besuch, hätte mich schon lange veranlaßt Dir zu schreiben, geliebte Schwester, wenn ich nicht bei meiner zerrissenen Zeit schon längst auf einen brieflichen Austausch meiner Empfindungen verzichtet hätte. Ich muß mich darauf beschränken, daß ich mit meinen Gedanken und meinem Herzen um so mehr bei Dir bin. So war es auch beim Tode der lieben Paula, die uns ja so nahe gestanden hat. Clemens Schmising war so freundlich mir sogleich zu schreiben. Welch' unbeschreibliche Gnade Gottes ist es doch, so überaus vortreffliche Menschen von Jugend auf gekannt zu haben und mit ihnen so innig verbunden gewesen zu sein! Das gehört gewiß zu den liebevollsten Fügungen der Vorsehung. Ihr Andenken wollen wir treu bewahren, bis wir uns im Himmel wieder sehen.

Meine Pläne sind ungefähr folgende. Am 24. denke ich nach Assen zu gehen; am 27. nach Thüle, von dort vielleicht über Hinnenburg [2]) nach Hörter zu Luischen [3]), dann nach Darfeld. Im September hoffe ich noch nach Harkotten und Dinklage zu kommen.

---

1) Gräfin Korff Schmising zu Tatenhausen geb. Gräfin Merveldt, † 12. Juni 1873 zu Münster.

2) Der Bischof reiste am 28. Juli von Assen nach Hinnenburg zur Trauung seines Neffen, des Grafen Hubert v. Galen, mit Gräfin Therese v. Bocholtz-Asseburg und beabsichtigte von dort seinen Bruder Wilderich nach dessen Wohnsitz in Thüle zu begleiten. Kaum war aber die Trauung vollzogen, so starb letzterer (29. Juli), vom Schlage gerührt, im Schloßgarten zu Hinnenburg in Gegenwart seines geliebten Bruders Wilhelm Emmanuel und der übrigen Gäste, welche hier zu einem Freudenfeste vereinigt waren, das so plötzlich und unerwartet in einen Tag tiefster Trauer verwandelt werden sollte.

3) Aelteste Tochter seines Bruders Wilderich, welche als Vincentinerin den Namen Schwester Bonaventura führt.

An die Fürstin v. Löwenstein geb. Prinzessin v. Liechtenstein.

260.

Mainz, 19. October 1873.

Ew. Durchlaucht haben mir zur Stiftung eines Freiplatzes in Kleinzimmern zwei tausend Thaler durch Herrn v. Korff zustellen lassen. Ich spreche dafür meinen innigsten und wärmsten Dank aus und bitte Gott, daß er auch diese Gabe, wie so viele anderen, tausendfach hier und ewig lohnen möge.

Durch dieses Geschenk bin ich in der Lage gewesen den Rest meiner Schuld bei der Wittwenkasse, welche ursprünglich 20,000 fl. betrug, gänzlich zu tilgen, so daß auf dem ganzen Gute in Kleinzimmern nur noch eine einzige Schuld bei der Rentenanstalt von etwa 35,000 fl. zurückbleibt. Ich kann auf dieses Resultat nur mit dem tiefsten Danke gegen Gott und den hl. Joseph hinblicken. Sie, geehrte Frau Fürstin, waren ein liebevolles Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung, um dieses Resultat zu erreichen.

Ueber die Stiftung selbst lege ich die Urkunde bei. Wenn an Form oder Inhalt Ew. Durchlaucht Aenderungen wünschen sollten, so bitte ich dieselbe mit den bezüglichen Bemerkungen mir wieder zustellen zu lassen.

Zur Geburt des kleinen Töchterchens spreche ich meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Wenn Gott auch nicht alle Wünsche so vieler erfüllt hat, so müssen wir bedenken, daß seine Rathschläge für uns besser sind als unsere Wünsche. Gott sei deßhalb innig gedankt, daß er Ihnen ein liebes Töchterchen geschenkt und daß er Sie dabei so wohl erhalten hat.

An seine Schwägerin Paula.

261.

Mainz, 5. November 1873.

In meiner ganzen Rückerinnerung an Wilderich von frühester Jugendzeit an kann ich nicht ein einziges Pünktchen auffinden, das ich wegwischen möchte. Als ich 1828 von Brig zurückkam, war er ein junger Offizier. Von da an haben wir, im ersten Jahre weniger, aber dann immer inniger mit einander verkehrt. Er war ein unbeschreiblich pflichttreuer junger Mensch, und nie habe ich bei aller seiner Munterkeit

ein leichtsinniges Wort aus seinem Munde gehört. Edel, rein, gewissenhaft, voll Wohlwollen, wahrhaft, christlich demüthig und immer mit allen Interessen seiner Seele bei den großen Anliegen Gottes und der Menschen — so habe ich ihn immer gekannt. Gott habe ihn selig! Wir müssen die Trennung von ihm, liebe Paula, recht ergeben und im vollen Glauben opfern. Wir wollen beide Gott von Herzen danken: Du, daß Du einen so guten Mann; ich, daß ich einen so guten Bruder hier auf Erden so viele Jahre unsers Lebens gehabt habe. Wir haben ja viele Jahre mit ihm gelebt und werden nur mehr wenige Jahre von ihm getrennt sein. Diese Ergebung muß unser Dank sein.

An seine Schwester Sophie.

262.

Mainz, 26. December 1873.

Ich hatte mich recht gesehnt, Nachricht von Dir zu erhalten, als vor einigen Tagen Dein lieber Brief einlief und meinen Wunsch erfüllte. Inzwischen ist das liebe Weihnachtsfest mit allen Segnungen, welches es mit sich bringt, eingetreten und so wünsche ich denn Dir und dem lieben Sophiechen nicht nur ein glückseliges neues Jahr, sondern auch insbesondere recht viel Segen und Gnade vom göttlichen Christkindlein. Ueber den Gnaden und Freuden dieses heiligen Tages sollte man eigentlich alles Elend der Welt vergessen; und wenn dies auch bei der armseligen Beschaffenheit der menschlichen Natur nie ganz gelingt, so bringt er doch immer viel Freude und Trost. So etwas von dem Frieden, den die Welt nicht geben, aber auch, Gott sei Dank, nicht ganz nehmen kann, fühlt man doch besonders in dieser Zeit. Im Hintergrunde steht freilich immer auch der Mörder Herodes, dessen Pläne aber Gott auch jetzt vereiteln wird.

Ich wollte Sophiechen hätte meine Weihnachtsbescherung einmal sehen können. Es würde ihr, bei ihrer Liebe zu Kindern, Freude gemacht haben. Deine Anwesenheit in Münster freut mich insbesondere für Cäcilie und Anna. Clemens wird jetzt auch wohl in Münster sein und die Freude Deiner Nähe haben.

Daß Du in Deinem lieben Briefe auch von Deiner Absicht mich wieder zu besuchen redest, macht mir unbeschreibliche Freude. — Der Schwester Elisabeth geht es gut. Das neue Kapellchen wird Euch freuen; es ist sehr hübsch geworden. Unsere Schwestern müssen sich wie im Himmel fühlen, seit die Arbeiten und die Unruhen in ihrem Hause zu Ende

sind. — Ich habe kürzlich einen sehr großen Verlust hier erlitten. Meine ganz unvergleichliche Oberin im Guten Hirten ist am selben Tage, an dem sie vor 20 Jahren als erste Oberin hier eingezogen, plötzlich gestorben[1]). Sie war eine ganz seltene Person.

An Frau Lehrer Stumpf in Wattenheim.

263.

Mainz, 12. Januar 1874.

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen und dem Herrn Lehrer meine innigste Theilnahme an Ihrem Schmerze über den Tod Ihres Sohnes auszusprechen. So haben Sie zwei hoffnungsvolle Söhne in treuester Sorgfalt für Gott und zu seinem Dienste erzogen und beide hat Gott so früh zu sich genommen[2]). Ich theile von Herzen Ihren Schmerz und bin recht lebendig von dem Gedanken ergriffen, wie Ihr armes mütterliches Herz bei diesem Verlust gelitten hat. Was Sie aber an den Kindern gethan, ist nicht verloren. Das muß Sie trösten. Der Tod in der Vorbereitung auf einen so ernsten Lebensberuf ist auch ein sicheres Unterpfand, daß ihre Seelen gerettet sind. Möge Gott Ihnen recht reichlich diesen süßen Trost des Glaubens geben. Ich segne Ihre ganze Familie und bin Ihr ergebener ꝛc.

An seine Schwägerin Paula.

264.

Mainz, am Fastnachtsonntag 1874.

— — Leid war es mir, daß * * nicht nach Berlin gewählt ist. Ich freue mich immer so sehr, wenn unsere jungen Herren in die großen Kämpfe der Zeit hineingezogen und dadurch ausgebildet werden, um auch aktiv an ihnen Theil zu nehmen. Der Adel gehört an die Spitze der großen Interessen seiner Nation, und der katholische Adel Englands erregt stets meinen Neid, wenn ich die alten Namen in dieser Stellung höre. — — Gegen die Lüge und alle Schlechtigkeit zu kämpfen ist ja für den Christen eine große Gnade.

---

1) Maria v. Miller † 13. December 1873.

2) Die Brüder Christoph und Valentin Stumpf starben als Alumnen des Mainzer Priesterseminars, ersterer am 19. Februar 1867, letzterer am 4. Januar 1874.

An seine Schwägerin Paula.

265.

Mainz, 17. März 1874.

— — So lange wir leben, fühlen wir tief, daß der Tod eine Strafe ist. Darum thut er mit allen seinen Trennungen so bitter weh. Wir müssen diese Strafen als Antheil des Erdenlebens geduldig zu tragen streben. Es ist ja auch ein Glück, so innig zusammen zu hangen, daß die Trennung recht wehe thut. Daß der geliebte Wilderich uns auf Erden fehlt, ist mir noch immer unfaßbar und der Gedanke daran schrecklich schmerzlich. — Laß uns das Kreuz mit dem lieben Heiland und mit der ganzen leidtragenden Kirche tragen!

An seine Schwägerin Paula.

266.

Mainz, 12. April 1874.

So hat es dem lieben Gott also gefallen, unerwartet Dir und uns allen Deinen guten Bruder zu entreißen [1]). Das ist wieder ein schwerer Verlust, der Dir schrecklich schmerzlich sein wird. Auch die Kirche hat dadurch ein festes treues Herz verloren. Für uns wird die Welt immer leerer an lieben theuren Freunden und — Gott sei gedankt — der Himmel, wie wir sicher hoffen dürfen, immer angefüllter. Ich habe den lieben Cajus zuletzt auf der Wallfahrt nach Marienthal [2]) und in Aachen gesehen. Sein Tod in dieser heiligen Auferstehungswoche, wo die Kirche ohne Unterlaß ihre Alleluja's auf den Sieg über den Tod wiederholt, war auch eine besondere Gnade. Eine gnadenreiche Zeit, um das Kleid der Sterblichkeit mit dem der Unsterblichkeit zu vertauschen! Wie betrübt werden seine vortrefflichen Kinder sein! Alfred schrieb mir sogleich.

Ich kann in der größten Eile Dir nur diese wenigen Worte sagen, wollte aber nicht abreisen, ohne Dir mitzutheilen, wie innig ich Deinen Schmerz mit Dir theile.

---

1) Cajus Graf zu Stolberg, Majoratsherr zu Brauna, † 7. April 1874.

2) Bei Rüdesheim.

An seine Schwägerin Paula.

267.

Mainz, 9. August 1874.

Endlich nach vier Wochen bin ich vorgestern hierher zurückgekehrt und soll es eine meiner ersten Handlungen sein, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Zunächst herzlichen Dank für Deinen lieben Brief. Den Todestag des geliebten Wilderich habe ich weit von seinem Grabe, in einem lieblichen Thale des Odenwaldes begangen. Meine Gedanken und Gebete waren mit Euch innig vereint. Die übrigen Jahre, die uns noch vom lieben Bruder trennen, werden schnell dahin eilen. - Inzwischen wollen wir kämpfen, leiden und Kreuz tragen, so wie Gott es in seiner Weisheit und Liebe uns täglich zumißt. Es ist auch eine große Gnade, an den Leiden der streitenden Kirche Antheil zu nehmen; nicht minder wie jene, die Freuden des triumphirenden Gottesreiches zu genießen. — Ich bedaure, mir keine Vorstellung von Eurem jetzigen Aufenthalt[1]) machen zu können, da man gerne den Ort kennt, wo liebe Verwandte weilen. — — Ich bin die ganze Zeit, seit ich Euch verlassen, im Odenwald gewesen, wo die Pfarreien mit ihren Schulen weit auseinander liegen, so daß ich viel Zeit nöthig habe, um durchzukommen. Ich habe das Land und die Leute sehr lieb, kenne in den Gebirgen, soweit sich katholische Orte und Höfe erstrecken, ziemlich jeden Weg und Steg, und so habe ich bei dem unvergleichlich herrlichen Wetter, soweit die Ermüdung es zuließ, recht viele Freude gehabt. Jetzt bleibe ich einige Wochen hier. Im September werde ich die letzte vierzehntägige Reise machen.

An seine Schwester Sophie.

268.

Mainz, 12. August 1874.

Seit acht Tagen bin ich endlich von meinen vielen Reisen zurückgekehrt, um bis Ende dieses Monats hier zu bleiben. Dann habe ich noch eine kurze Tour von 14 Tagen zu machen, womit meine Firmungsreisen für dieses Jahr beendet sind. Die letzten zwei Monate habe ich sehr unruhig zugebracht. Dahinein fiel ja auch meine Reise nach Thüle

---

1) In Eringenfeld bei Geseke.

zur Copulation der lieben Ite[1]). Daß Du, liebe Sophie, uns da gefehlt hast, kann ich noch immer nicht verschmerzen, worin aber durchaus kein Tadel gegen Dich liegt. Ich bin vielmehr mit Deinem Wegbleiben ganz einverstanden, sobald Du glaubtest, daß die Strapazen für Dich nicht gut seien. Aber entbehrt haben wir Dich sehr.

Ich bin den letzten Monat fast immer im Odenwald gewesen, der mit seinen Bergen und Thälern, mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern bei dem herrlichen Wetter dieses Jahr schöner wie je war. Die Hitze war freilich oft fast unerträglich, aber das Gebirg mit seinen Höhen und abwechselnder Regen brachte auch prächtige Erfrischung. —

Was mir hier bevorsteht, ist noch immer nicht entschieden. Man erwartet täglich das Erscheinen der neuen Kirchengesetzentwürfe für die Berathung in der Kammer. — Alles wie Gott will und es zuläßt!

Ausschreiben des Bischofs von Mainz,

die Sedanfeier betreffend.

269.

Mainz, 19. August 1874.

In einigen Tagen kehrt der Jahrestag der Schlacht von Sedan wieder und da ohne Zweifel die verschiedensten Anträge an die Herren Pfarrer über die Feier dieses Tages gestellt werden, so sehe ich mich zu folgender Kundgebung veranlaßt.

Wenn das deutsche Volk in der Sedanfeier ein nationales Dankfest begehen würde für die Abwendung großer Gefahren, welche wir diesem Siege verdanken, und wenn es in dieser Gesinnung den Wunsch hegte, mit diesem Feste auch eine kirchliche Feier zu verbinden, um Gott zuerst die Ehre zu geben, so würden wir zu jeder Mitwirkung zur Erhöhung dieses Festes von Seiten der Kirche gerne bereit sein.

Das ist jedoch leider nicht der ausschließliche Charakter der Sedanfeier, wie sie jetzt vielfach und vorherrschend betrieben wird.

Sie geht erstens nicht vom gesammten deutschen Volke aus, sondern hauptsächlich von einer Partei. Sie entspringt daher nicht dem allgemeinen Volksbewußtsein, sondern ist nur zu oft etwas Künstliches, durch Agitationen aller Art Hervorgerufenes, und dient nicht selten Nebenabsichten, welche mit wahrem Patriotismus nichts zu thun haben. Dieser

---

1) Maria Theresia Frelin v. Ketteler, vermählt den 7. Juli 1874 mit Clemens Freiherr v. Fürstenberg. Vgl. v. Ketteler Predigten 2, 80—82.

Feier fehlt deßhalb auch häufig die innere Wahrheit. An leeren Demonstrationen kann sich aber die Religion, die der Wahrheit dient, nicht betheiligen, ohne sich zu entwürdigen.

Die Partei, welche jetzt hauptsächlich die Sedanfeier betreibt und sich fälschlich als die Vertreterin des deutschen Volkes gebärdet, ist zweitens dieselbe, welche in der Gegenwart an der Spitze des Kampfes gegen das Christenthum und die katholische Kirche steht. Wenn sie daher mit besonderem Ungestüm die Betheiligung der Religion bei der Sedanfeier fordert, während sie sich sonst um die Religion wenig kümmert, so thut sie das selbstverständlich wieder nicht aus Religion. Sie feiert in der Sedanfeier nicht so sehr den Sieg des deutschen Volkes über Frankreich, als die Siege ihrer Partei über die katholische Kirche. Sie will aber die katholische Kirche zwingen, sich an dieser Siegesfeier zu betheiligen. Die Kirche soll über ihre eigenen Wunden jubeln. Durch den Schein, als ob wir sonst weniger patriotische Gesinnungen hätten, dessen Macht sie wohl kennt, will sie uns zwingen, uns mit an ihren Triumphwagen zu spannen und über unseren eigenen großen Jammer zu jubiliren. Zu diesem Spott wollen wir uns aber nicht hergeben. Mag man immerhin uns den Patriotismus absprechen: wir wollen lieber diesen Schimpf tragen, als unter Hohngelächter unsere Religion für solche Zwecke entwürdigen. Wenn erst das deutsche und christliche Volk aus seinem eigenen Herzen heraus ein großes Volksfest feiert, dann wollen wir mit unseren Glocken und mit unserem Gottesdienst wahrlich nicht zurückbleiben. Zur Verherrlichung der Feste einer antichristlichen Richtung aber wirken wir nicht mit.

Drittens können wir nicht zu gleicher Zeit blutige Thränen weinen und Freudenfeste feiern. Als David den Urias, welcher aus dem Heerlager kam, aufforderte, in sein Haus einzukehren und es sich wohl gehen zu lassen, da gab er die großmüthige Antwort: „Die Lade Gottes und Israel und Juda wohnen unter Zelten und mein Herr Joab und die Knechte meines Herrn liegen auf dem Erdboden und ich sollte in mein Haus gehen, um zu essen und zu trinken? Bei deinem Leben und bei dem Leben deiner Seele, ich thue das nicht.“ (2 Könige 2, 11.) In einer ähnlichen Lage befinden wir uns. Die Kirche wird in vielen Ländern Europa's schwer bedrängt, der Papst ist seiner Länder beraubt, fünf deutsche Bischöfe sitzen im Gefängniß, zahlreiche Priester theilen ihr Schicksal oder werden aus der Heimath verbannt, alle Mitglieder katholischer Vereine — und sie bilden ja einen großen Theil des katholischen Volkes — sind unter den Verdacht staatsfeindlicher Bestrebungen gestellt, jeder Tag bringt uns neue Schmerzensnachrichten, unsere Herzen bluten — wie

könnten wir da Freudenfeste feiern! Wir würden dadurch selbst unseren Charakter herabwürdigen; denn es wäre doch überaus charakterlos, wenn wir mit diesem tiefen Schmerz im Innern Freudenfeste feiern wollten, nur um lügenhaften Anschuldigungen zu entgehen.

Viertens hat man aber eben in diesem Augenblicke ein Verbrechen an uns begangen, das erst gesühnt werden muß, ehe wir wieder an gemeinsamen Festen Antheil nehmen können. Fast die gesammte liberale Presse, namentlich jene Preßorgane, welche als durch öffentliche Gelder unterstützt gelten, haben sich nicht geschämt, das katholische Deutschland mit verantwortlich zu machen für das Verbrechen eines verkommenen Menschen, das noch zudem unter Umständen ausgeführt ist, die dem Thäter mehr den Charakter eines Narren als den eines Verbrechers aufdrücken. Was würde man sagen, wenn man alle Protestanten für das Verbrechen eines Menschen verantwortlich machen wollte, der zufällig protestantisch getauft ist? Das hat aber die liberale Partei in Verbindung mit der officiösen Presse an uns Katholiken gethan. Weiter ist religiöser Fanatismus noch nie getrieben, schmachvoller ist er noch nie ausgebrütet worden. Eine tiefe Entrüstung über diese Anklage, die nur dem verblendetsten, jedes vernünftige Denken vernichtenden Hasse entsprungen sein kann, erfüllt deßhalb die Herzen des katholischen Volkes. Wie könnten wir da Freudenfeste feiern, Freudenfeste vielleicht auf Einladung derselben Partei, von der hauptsächlich das Verbrechen dieser Anklage ausgegangen ist?

Aus allen diesen Gründen können wir uns vorläufig an der Sedanfeier, wie sie jetzt von unseren Gegnern betrieben wird, nicht betheiligen, ohne die Religion zu entwürdigen und ohne unseren Charakter und unsere Ehre zu verletzen. Es hat daher auch jedes feierliche Geläute und jede Art des Gottesdienstes, die den Charakter eines Freudenfestes an sich tragen würden, zu unterbleiben. Da aber das Gebet für unser deutsches Vaterland immer unsere Pflicht ist, so gestatte ich, daß in allen Kirchen an dem Tage selbst oder dem folgenden Sonntage, nach Ermessen des Pfarrers, ein Gebet oder ein Bittamt gehalten werde, um Gottes Gnade und Segen über Deutschland zu erflehen und namentlich um Gott zu bitten, daß er uns die innere Einheit wieder gebe, ohne welche die äußere Einheit nur ein leerer Schein ist.

An Frau Hofrath Phillips in Wien.

270.

Mainz, 11. September 1874.

Nachdem ich soeben das heilige Meßopfer für die Seelenruhe des geliebten Verstorbenen dargebracht habe, kann ich es nicht unterlassen, Ihnen meinen großen Schmerz und meine innigste Theilnahme über den großen Verlust, welchen Sie erlitten haben, auszusprechen. Das letzte, was ich von dem seligen Freunde erfahren hatte, war die Nachricht, daß er hier nach dem Bade durchgereist sei und sich recht wohl befunden habe. Ich glaubte daher, er sei noch im Bade, als ich gestern die so unerwartete Todesnachricht erhielt[1]).

Das ist ein überaus großer Verlust für Sie, geehrteste Frau Hofrath, aber auch für viele Freunde, welche ihm mit der treuesten Liebe und Verehrung anhingen, ja für das ganze katholische Deutschland und für die Kirche, der er so treu und segensreich gedient hat. Die Kirche verliert in ihm einen ihrer treuesten und besten Söhne. Für Phillips ist der Tod wahrlich kein Unglück, — die schrecklichen Zeiten, in denen wir leben, mußten ihm ja schwer auf dem Herzen liegen; für Sie und uns alle ist aber sein Verlust unersetzlich. Möge Gott Sie stärken, dieses schwere Opfer in recht lebendigem Glauben ergeben zu tragen. Wir sehen uns ja bald alle im Himmel wieder. Im Gebete bleibe ich mit Ihnen vereinigt.

An Großherzogliches Staatsministerium in Darmstadt

in Sachen der hess. Kirchengesetzentwürfe.

271.

Ockstadt, 24. September 1874.

Die durch Großherzogliches Gesammtministerium den Landständen vorgelegten kirchengesetzlichen Entwürfe beziehen sich zwar auf alle Religionsgenossenschaften, sind aber ihrem den preußischen Maigesetzen im Wesentlichen conformen Inhalte nach in dem größten Theil ihrer Bestimmungen gegen die katholische Kirche gerichtet. Sie verändern und zer-

1) Dr. George Phillips, Professor des deutschen und Kirchenrechts an der Wiener Universität, k. k. Hofrath, † 6. September 1874. Vgl. Rosenthal, Convertitenbilder, Deutschland (2. Auflage) 1, 478—484.

stören in wesentlichen Punkten die bisherige rechtliche und thatsächliche Stellung dieser Kirche im Großherzogthum Hessen, verletzen vielfach ihre auf göttlicher Einsetzung beruhende, aber auch staats- und völkerrechtlich anerkannte Verfassung, gefährden selbst in wichtigen Punkten die katholische Glaubenslehre und durch alles dieses das Gewissen und die Gewissensfreiheit der Katholiken.

Ich bin daher verpflichtet, im Namen der katholischen Kirche, des katholischen Clerus und des katholischen Volkes gegen diese Gesetzvorlagen Protest zu erheben und die ebenso ehrerbietige als inständige Bitte an die Großherzogliche Regierung, sowie an die beiden Kammern zu richten, diese Entwürfe nicht zu Gesetzen zu erheben.

Die beigegebenen Motive stützen die Nothwenigkeit dieser Gesetzvorlagen auf die Behauptung, daß die Vertreter der katholischen Kirche dem Staate das Recht bestritten, im Interesse der Gesammtheit die Freiheit der katholischen Kirche wie die aller anderen Corporationen und Individuen zu beschränken und daß sie solchen diese Freiheit beschränkenden Staatsgesetzen den Gehorsam versagten. Dazu fügen die Motive die andere Behauptung, daß das Vaticanische Concil in seinem Decretum de Ecclesia die Verfassung der katholischen Kirche verändert habe.

Beides ist vollkommen unbegründet. Das Vaticanische Concil hat nach dem Zeugnisse und dem Bekenntnisse der ganzen katholischen Christenheit in allen fünf Welttheilen nichts Neues, sondern lediglich den alten katholischen Glauben ausgesprochen und an der Verfassung der Kirche nicht das Mindeste geändert, vielmehr die zu allen Zeiten bestehende und weltkundige katholische Kirchenverfassung vertheidigt und auf's Neue verkündigt. Nur einige wenige von der katholischen Kirche losgetrennte deutsche Gelehrten behaupten im Widerspruche mit dem katholischen Gesammtbewußtsein das Gegentheil. Was insbesondere die Behauptung anbelangt, das Vaticanische Concil habe die unmittelbare Jurisdiction des Papstes über die ganze Kirche eingeführt, so ist es dagegen notorische Thatsache, daß diese Jurisdiction zu allen Zeiten in unangefochtener Uebung bestanden hat und von allen katholischen und protestantischen Regierungen, insbesondere auch von der Großherzoglichen Staatsregierung bezüglich der katholischen Kirche stets anerkannt war.

Besitzt ja Se. Königliche Hoheit der Großherzog die ihm vermöge der Erectionsbulle unseres Bisthums bezüglich der Besetzung des bischöflichen Stuhles und der Canonicate und Präbenden der Domkirche zustehenden Rechte nur kraft der Vereinbarung, welche die Großherzogliche Regierung mit dem Apostolischen Stuhle als dem Inhaber dieser Jurisdiction abgeschlossen hat.

Was aber die zuerst angeführte Behauptung der Motive betrifft, so leisten die Vertreter der katholischen Kirche und die ihrer Kirche treuen Katholiken der bestehenden weltlichen Obrigkeit und zwar aus innerster, auf Gottes Gebot gegründeter Gewissenhaftigkeit willigen Gehorsam in allen weltlichen, der Competenz des Staates unterstellten Dingen. Sie haben diese ihre Unterthanentreue und ihren christlichen Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit in den gefahrvollsten Zeiten erprobt und werden zu allen Zeiten diese ihre Treue unverbrüchlich halten.

Allein derselbe christliche Glaube und dieselbe Gewissenhaftigkeit, welche sie zu diesem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit in allen irdischen Dingen verpflichten, verpflichten sie, ebenso unverbrüchlich in Sachen ihrer Religion kein anderes Gesetz anzuerkennen als das Gesetz Christi und seiner Kirche und keiner anderen Obrigkeit Folge zu leisten als der von Christus eingesetzten, dem Papste und den mit ihm verbundenen rechtmäßigen Bischöfen.

Indem sie aber so dem Staate und der weltlichen Obrigkeit geben, was ihnen nach Gottes Ordnung zukommt, der Kirche und kirchlichen Obrigkeit aber, was ihnen nach Gottes Gesetz und der Lehre unseres Glaubens gebührt, maßen sie sich keineswegs eine willkürliche Macht oder eine unbeschränkte, die Rechte und wirklichen Interessen des Staates oder anderer Confessionen verletzende und irgendwie gefährdende Freiheit an, sondern sie machen nur von ihrem gesetzmäßigen und unveräußerlichen Rechte Gebrauch.

Die katholischen Bewohner des Großherzogthums Hessen und der Diöcese Mainz sind seit der Einführung des Christenthums in Deutschland auf diesem ihrem Heimathsboden berechtigt, nicht etwa blos ihren Glauben im Herzen zu tragen, sondern auch nach ihrem katholischen Glauben und den Gesetzen ihrer Kirche zu leben und darin von der Staatsgewalt nicht gestört, sondern vielmehr geschützt zu werden. Alle die Rechte, die sie heute in Anspruch nehmen und die ihnen durch die Gesetzentwürfe theilweise entzogen oder verkümmert werden: die ungehinderte Regierung ihrer Kirche durch den Papst und die rechtmäßigen Bischöfe, das Recht der Kirche zur Ausbildung und Erziehung ihres Clerus, die Besetzung der geistlichen Aemter nach Vorschrift der Kirchengesetze, die Freiheit des klösterlichen Lebens und der von der Kirche anerkannten religiösen Genossenschaften — das alles sind Rechte, welche die deutschen Katholiken von jeher besessen haben, die durch alle christlichen Jahrhunderte staats- und völkerrechtlich anerkannt sind, auf welche sie gar nicht Verzicht leisten können, ohne aufzuhören, katholisch zu sein, und die man

ihnen nicht nehmen kann, ohne sie gewaltsam zum Abfalle von ihrem Glauben und ihrer Kirche zu zwingen.

Diese Rechte der Katholiken auf den ungeschmälerten Besitz ihrer Religion, ihrer Kirchenverfassung und ihrer kirchlichen Institute haben seit dem Zeitalter der Reformation eine neue Sanction erhalten. Denn seitdem ein Theil des deutschen Volkes von der katholischen Kirche sich trennte und die verschiedenen evangelischen Kirchen bildete, wurde — als Ergebniß der daraus entsprungenen Kämpfe und als das unerschütterliche Fundament der Freiheit und des Friedens der in Deutschland bestehenden großen christlichen Confessionen — durch alle Gesetze des alten deutschen Reiches, insbesondere durch den heute noch in kirchlichen Dingen giltigen und maßgebenden Westphälischen Frieden der unantastbare Rechtsgrundsatz festgestellt, daß eine jede dieser Confessionen nach ihrem religiösen Bekenntnisse, nach ihrer Kirchenverfassung und ihren Kirchengesetzen frei und ungehindert zu leben berechtigt, und daß insbesondere keine andere Confession befugt sei, irgendwie in ihre kirchlichen Angelegenheiten sich einzumischen.

An diesem Rechtsbestande der in Deutschland anerkannten großen christlichen Confessionen, also auch insbesondere der katholischen Kirche, ist durch die politischen Veränderungen unseres Jahrhunderts nicht die mindeste rechtliche Veränderung eingetreten. Auf ihm beruht jetzt wie früher der Friede der Gewissen, der Bestand der Religion, der Friede und das Wohlergehen Deutschlands.

Diesem christlichen und deutschen Rechte steht die aus gewissen modernen Philosophenschulen hervorgegangene und erst in der neuesten Zeit auch von Juristen verbreitete Lehre diametral entgegen, daß die Rechtsstellung und die Freiheiten der bestehenden Confessionen lediglich von dem Willen und Wink der jeweiligen politischen Gewalt abhängig sei, und daß Katholiken wie Protestanten nur so viel Recht auf deutscher Erde haben, als ihnen in jeder neuesten Kammersession zugesprochen oder übrig gelassen wird.

Hierbei muß ich einen bereits erwähnten Punkt, der heutzutage so wenig beachtet wird, nochmals und mit allem Nachdruck hervorheben.

Der oberste Grundsatz des positiven deutschen Rechtes und der gesunden Vernunft ist der, daß jede Confession sich selbst regiert, und daß auf ihre kirchlichen Angelegenheiten die Angehörigen anderer Confessionen keinen Einfluß üben dürfen. Nie und nimmer gaben die Evangelischen es zu, noch konnten sie zugeben, daß Katholiken über evangelische Kirchenverfassung und Kirchensachen Gesetze erließen, Entscheidungen gaben oder Gericht hielten. Das gleiche Recht nahmen und nehmen die Katho-

liken für sich in Anspruch. Das soll nun im modernen Staate mit einem Male vollständig anders werden, vorzugsweise zum Nachtheile der Katholiken. Gegen alles Bitten, Flehen und Protestiren der rechtmäßigen Vertreter der katholischen Kirche und des Volkes beschließen nichtkatholische Majoritäten unter dem Titel der Staatsinteressen über die heiligsten und unveräußerlichsten Rechte der katholischen Kirche, über die höchsten religiösen Güter und Interessen des katholischen Volkes und entziehen in einer kurzen Abstimmung den deutschen Katholiken Rechte und Freiheiten, die sie seit der Einführung des Christenthums in ihrem Vaterlande besessen haben. Und wenn dann das Rechtsbewußtsein der Katholiken dagegen sich erhebt, wenn dieselben alle rechtmäßigen Mittel zur Vertheidigung ihrer religiösen Rechte und kirchlichen Freiheiten anwenden, so bezeichnet man sie als staatsfeindlich, und wenn sie endlich, dazu genöthigt, von dem letzten und unantastbarsten Rechte des menschlichen und christlichen Gewissens Gebrauch machen und erklären: „Was unserem Gewissen und dem Glauben widerspricht, das können wir nicht befolgen," so trifft sie Vorwurf und Strafe von Rebellen.

Nie wohl befand sich in deutschen Landen die katholische Kirche in einer so traurigen und zugleich so hilflosen Lage. Und in dieser ihrer äußersten Noth und Hilflosigkeit muß sie noch hören, daß sie die Sicherheit des Staates bedrohe, und daß die neuen Gesetze nur aus Nothwehr gegen ihre Angriffe, zum Schutze des Staates und der anderen Confessionen erlassen werden müßten.

Diese allgemeinen, aber nothwendigen Bemerkungen vorausgeschickt, will ich nun kurz die wichtigsten Punkte hervorheben, in welchen die fraglichen Gesetzentwürfe die wohlerworbenen Rechte der Katholiken und ihre Gewissen, die katholische Kirchenverfassung und mittelbar oder unmittelbar die katholische Glaubens- und Sittenlehre verletzen. Hierbei ist mit allem Nachdruck daran zu erinnern, daß die Verfassung der Kirche, wie der 9. Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses lehrt, ebenso wesentlich wie alle anderen Dogmen der Kirche zur Substanz des katholischen Glaubens gehört.

In dem Gesetzentwurf, betreffend den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt, steht Art. 5 mit einem Glaubenssatze und der Grundverfassung der katholischen Kirche im Widerspruch. Denn es ist katholisches Dogma, daß sich die Gerichtsbarkeit des Papstes in geistlichen Dingen über die ganze Kirche und alle ihre Theile erstreckt. Sie kann daher, ohne die Grundlage der katholischen Kirche zu verletzen, nicht, wie durch den angeführten Art. 5 geschieht, von der katholischen Kirche im Großherzogthum ausgeschlossen werden.

Dem füge ich die Bemerkung bei, daß der Apostolische Stuhl die ihm anvertraute Jurisdiction und Disciplinargewalt zur Reinerhaltung des Glaubens, des Cultus und der allgemeinen Kirchenzucht nur mit größter Mäßigung übt und stets in den Vereinbarungen mit den Staatsregierungen den Wünschen der letzteren alle nur möglichen Rücksichten bezüglich der Uebung der Jurisdiction, namentlich durch Delegirung einheimischer Richter bewiesen hat.

Dagegen dem Oberhaupte der Kirche das Recht versagen, da, wo es nothwendig ist, zum Schutze des katholischen Glaubens und der kirchlichen Ordnung die nothwendigen Entscheidungen und Anordnungen zu treffen, heißt nichts Anderes, als die Einheit der katholischen Kirche zerstören und sie allen Angriffen und Spaltungen gegenüber wehrlos machen.

In absolutem Widerspruch mit dem Glauben und der garantirten Verfassung der katholischen Kirche stehen ferner die Bestimmungen über die durch die Kirchengesetze streng verbotene Berufung von rechtmäßigen kirchlichen Entscheidungen an weltliche Gerichte; ferner die Bestimmungen über die Einsetzung eines Staatsgerichtshofes für geistliche Angelegenheiten und über die Amtsentsetzung der Geistlichen. Denn nach dem Dogma und der Verfassung der katholischen Kirche steht in geistlichen und kirchlichen Dingen die Jurisdiction und insbesondere das Recht der Ein- und Absetzung von Geistlichen nur der kirchlichen Obrigkeit, also dem Papste bezüglich der ganzen Kirche und dem Bischofe für seine Diöcese zu. Die höchstinstanzliche Entscheidung in kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten und die Amtsentsetzung der Geistlichen auf einen weltlichen Gerichtshof übertragen, heißt das Wesen der katholischen Kirche zerstören und sie in eine territoriale Staatsanstalt verwandeln.

Die übrigen Bestimmungen dieses Gesetzentwurfes kann ich nur als auf unbegründetem Mißtrauen beruhende, durch keinen realen Grund gebotene Beschränkungen und Behinderungen der kirchlichen Gerichtsbarkeit bezeichnen. Das Kirchenrecht hat durch seine umfassenden, weisen und gerechten Vorschriften, welche bekanntlich Quelle und Vorbild für das bürgerliche Gerichtsverfahren aller europäischen Länder waren, die Ausübung der Gerichtsbarkeit so geregelt, daß einerseits der Gerechtigkeit und Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung volles Genüge geschieht und andererseits der persönlichen Sicherheit durch Einsicht in die Sachlage, unbeschränktes Recht der Vertheidigung, Empfehlung der Milde beim Urtheil und dreifachen Instanzenzug die denkbar höchste Gewährleistung gegeben ist.

Auf's Allertiefste werden ferner die unveräußerlichen und gewährleisteten Rechte und die heiligsten Interessen der katholischen Kirche durch

den **Gesetzentwurf über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen** verletzt.

Von minder wichtigen Bestimmungen abgesehen, geht die Haupttendenz des Entwurfes darauf hin, die Erziehung der Candidaten des geistlichen Standes zum größten und wesentlichsten Theile der Kirche zu entziehen und auf den Staat oder vielmehr auf die Professoren der Staatsuniversitäten zu übertragen.

Zu diesem Ende wird von den Theologen eine Staatsprüfung in Philosophie, Literatur und Geschichte gefordert, während von Juristen, Medicinern, Cameralisten eine solche Prüfung nicht verlangt wird und notorischermaßen die allgemeinen Studien, die gewöhnlich nur von Theologen sorgfältiger betrieben zu werden pflegen, von den Studenten der übrigen Facultäten an den deutschen Hochschulen fast gänzlich vernachlässigt werden.

Doch diese Härte und Unbilligkeit ist bei weitem das Geringste. Die große Mehrzahl der Vertreter der modernen Philosophie in Deutschland huldigt pantheistischen, halbpantheistischen, materialistischen, positivistischen Systemen, welche mit den ersten natürlichen Voraussetzungen des Christenthums absolut unverträglich sind. In welchem Gegensatze die moderne Literatur und ihre Behandlung vielfach zum christlichen Glauben und zu christlicher Sitte steht, wie ungünstig, ja feindselig die moderne Geschichtswissenschaft vielfach die katholische Kirche behandelt, liegt zu Tage. Durch die Examenvorschrift wird nun den katholischen Theologen ein doppelter und unberechenbarer Nachtheil bereitet. Einestheils werden sie genöthigt, ihre philosophische und historische Ausbildung in Systemen und bei Lehrern zu suchen, die ihren Glauben den größten Gefahren aussetzen, und anderntheils wird ihnen die Betreibung dieser Wissenschaften in christlichem und katholischem Geiste unmöglich gemacht. Dazu kann kein katholischer Vater, geschweige ein katholischer Bischof, seine Zustimmung geben.

Durch die fernere Vorschrift eines dreijährigen Universitätsbesuches werden nicht nur die materiellen Interessen der katholischen Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen, sowie ihrer Eltern und Familien schwer beschädigt, sondern es werden auch Glaube und Sitten der zukünftigen Seelsorger des katholischen Volkes großen Gefahren ausgesetzt und wird dem Bischofe die Möglichkeit entzogen, der heiligsten unter allen seinen Amtspflichten, nämlich der Pflicht der Heranbildung eines tiefgläubigen, in christlicher und katholischer Wissenschaft gründlich gebildeten, von Jugend auf sittenreinen Clerus irgendwie zu genügen.

Diese unter allen Umständen bestehende Gefahr ist unter den gegen

wärtigen Verhältnissen geradezu unermeßlich. Denn unsere Theologen müssen, wenn sie nicht mehr im Seminar zu Mainz studiren können, außer Landes an die wenigen Universitäten sich zerstreuen, wo noch katholische Facultäten sich befinden.

Seit den neuesten Vorgängen aber muß auch der Blindeste einsehen, daß die Universitätsfacultäten dem katholischen Gewissen keine Garantie mehr bieten. Wo sollen die Theologen hingehen, etwa nach dem benachbarten Bonn, wo die ganze theologische Facultät aus altkatholischen Professoren mit Ausnahme eines einzigen Ordinarius besteht, und wo erst in diesen Tagen ein Altkatholik als Professor der katholischen Glaubenslehre angestellt wurde? Wo aber noch ihrer Kirche treu ergebene Männer die theologischen Lehrstühle einnehmen, da ist nicht die geringste Sicherheit vorhanden, daß sie nicht jeden Tag durch andere, der Kirche entfremdete und feindliche Lehrkräfte ersetzt werden können.

Unter diesen Umständen müßte ich nicht ein katholischer Bischof, sondern ein Mann ohne Glauben und Verstand und ein Verräther an meiner Kirche und meinem Amte sein, wenn ich mich nicht der Ausführung dieser Gesetzesbestimmungen mit aller Kraft entgegensetzen und lieber alles dulden, als zu solchem Seelenverderben mitwirken wollte.

Die Gesetzentwürfe lassen das Seminar zu Mainz zwar scheinbar bestehen, aber machen es durch die Vorschrift eines dreijährigen Universitätsbesuches illusorisch. Nun hat aber die Mainzer Kirche auf den Besitz des Mainzer Seminars als vollständiger theologischer Lehranstalt ein unveräußerliches und in jeder Weise garantirtes Recht. Das liegt nicht nur schon in dem allgemeinen Rechte der katholischen Kirche, den Clerus nach ihren Gesetzen und in ihrem Geiste zu erziehen, sowie in dem unvordenklichen Besitzstande — denn immer wurde der Clerus der Diöcese in Mainz und an einer kirchlichen Lehranstalt erzogen — sondern es ist auch das jetzt bestehende Seminar mit seiner theologischen Facultät der Diöcese förmlich von Seiten des Staates anerkannt und garantirt; garantirt schon zur Zeit der Fremdherrschaft durch das französische Concordat und die französischen Staatsgesetze; erhalten, gesichert und anerkannt zugleich mit dem ganzen kirchlichen Rechtsbestande durch die Großherzogliche Regierung bei Uebernahme des Landes; auf's Neue förmlich garantirt in den Vereinbarungen mit dem Apostolischen Stuhle bei Neuerrichtung des Bisthums Mainz. Wenn während einer kurzen Periode die Theologen factisch zum Besuche der in Gießen neuerrichteten Facultät genöthigt waren, so wagte man doch nicht, im Widerspruche mit den eben erst mit dem Apostolischen Stuhle geschlossenen Vereinbarungen das Seminar und seine Facultät aufzuheben. Sie blieb vielmehr rechtlich und

anfangs auch factisch bestehen. Es war daher dessen Wiederbelebung nur die Wiederherstellung des rechtmäßigen und auch allein naturgemäßen Zustandes.

Seit fast einem Vierteljahrhundert erfreut sich nun das Seminar zu Mainz eines allgemeinen Vertrauens. Anerkannt tüchtige Männer, sämmtlich unserer Diöcese angehörig, pflegen mit Liebe und Sorgfalt die theologischen und die propädeutischen philosophischen Wissenschaften, allen Anforderungen der Wissenschaften wie des praktischen Lebens vollkommen genügend.

Auch vom Standpunkte des Staates und selbst anderer Confessionen wird kein gerechter und vorurtheilsfreier Beobachter den mindesten begründeten Vorwurf gegen Professoren und Zöglinge des Mainzer Seminars erheben können. Und nun soll diese Lehranstalt ohne jeglichen Ersatz zerstört, es soll dadurch dem Clerus der Diöcese des hl. Bonifacius die Lebenswurzel abgeschnitten, der katholischen Kirche im Großherzogthum eine gedeihliche wissenschaftliche Bethätigung, welche ohne Besitz einer höheren Lehranstalt sich nicht entwickeln kann, unmöglich gemacht, endlich auch der Stadt Mainz die einzige höhere wissenschaftliche Anstalt entzogen, und auch selbst dasjenige, was der Entwurf vom Mainzer Seminar will bestehen lassen, durch Entziehung der nothwendigen Selbstständigkeit und freien Bewegung zerstört und der völligen Unterdrückung entgegengeführt werden.

Im Namen der Kirche und der Katholiken auf Grund des positiven und natürlichen Rechtes erhebe ich Protest dagegen. Deßgleichen protestire ich gegen die Unterdrückung der von der Regierung genehmigten und mit Corporationsrechten ausgestatteten, allen Gesetzen und Anforderungen des Staates genügenden, nur den Charakter einer Privatschule und von Privatpensionaten beanspruchenden Anstalten in Dieburg und Mainz, die, kaum mit den größten Opfern katholischer Wohlthäter und im Vertrauen auf die staatliche Genehmigung errichtet, nun durch ein alle Rechtsgleichheit verletzendes Ausnahmegesetz und ohne jeden objectiven Grund zerstört werden sollen.

Die Bestimmungen des Gesetzentwurfes bezüglich der geistlichen Aemter beruhen auf dem Mißtrauen gegen das bürgerliche und politische Verhalten der Geistlichen, das aber durch nichts begründet, vielmehr durch die Erfahrung widerlegt ist. Denn noch in allen Zeiten der Prüfung hat sich die gewissenhafte Treue der Bischöfe und der Geistlichen der katholischen Kirche gegen Obrigkeit und Vaterland durch die That bewährt. Uebrigens bietet auch der im Großherzogthume Hessen unter beiderseitigem Einverständniß bestehende Modus der Besetzung der Pfründen

dem Staate alle nur erwünschliche Garantie. Gegen eine ohne kirchliche Mitwirkung in dieser Beziehung erlassene staatliche Vorschrift kann ich dagegen nur entschiedenen Protest einlegen. Sollten sich die Bestimmungen des Entwurfes sogar auf Kapläne und Pfarrverwalter erstrecken, was, abgesehen von den preußischen Maigesetzen, noch nie und nirgends beansprucht wurde, so würde dieses auch wegen der im Interesse des Dienstes so häufig nothwendigen Versetzungen praktisch unthunlich sein.

Wenn nach Artikel 8 des fraglichen Gesetzentwurfes die bürgerliche Verurtheilung eines Geistlichen Amtsentsetzung und Pfründeverlust zur Folge haben soll, so verstößt dieses gegen den Grundsatz der katholischen Glaubenslehre und des katholischen Kirchenrechtes, daß ein geistliches Amt nicht durch die weltliche, sondern nur durch die geistliche Gewalt wie übertragen, so auch entzogen werden kann. Daß Geistliche, die sich wirklich durch bürgerliche oder politische Vergehen ihres Amtes unwürdig gemacht, von demselben durch ihre geistlichen Vorgesetzten und nach Vorschrift der Kirchengesetze entfernt werden, daran hat die Kirche, wenn möglich, ein noch höheres Interesse als der Staat. Dagegen kann und wird das katholische Gewissen eine Entsetzung von einem geistlichen Amte wie auch eine Einsetzung in dasselbe niemals als giltig betrachten, wenn sie nicht von der rechtmäßigen kirchlichen Obrigkeit in der von den Kirchengesetzen vorgeschriebenen Form ausgegangen ist.

Der Gesetzentwurf über die religiösen Orden und ordensähnlichen Congregationen, welcher dieselben bis auf einen ganz precären Ueberrest unterdrückt, ist einer der tiefsten Eingriffe in den katholischen Glauben und das Gewissen, sowie in die natürlichen und wohlerworbenen Rechte der Kirche, und ist es kaum zu begreifen, daß mitunter selbst wohlmeinende Zeitgenossen das so wenig einsehen. Es ist katholische Glaubenslehre, daß das Leben der höheren christlichen Vollkommenheit in Beobachtung der auf Christi Wort und Beispiel beruhenden (und deßhalb so genannten) evangelischen Räthe nicht nur löblich und heilsam, sondern ein wesentlicher Bestandtheil des christlichen und kirchlichen Gesammtlebens und für die dazu Berufenen ein göttlicher Beruf ist, dem sie sich, ohne der göttlichen Gnade zu widerstreben und ihre eigene Seele zu beschädigen, nicht entziehen können. Das Verbot des klösterlichen Lebens und der Beobachtung der evangelischen Räthe ist daher ein Eingriff in das innerste Heiligthum des Glaubens und Gewissens; es ist zugleich eine Beschädigung und Verkrüppelung der Kirche. Die katholische Kirche hat dasselbe Recht, das sie auf die Integrität ihrer Existenz besitzt, auch auf den Besitz ihrer klösterlichen Institute.

Welche Inhumanität und Intoleranz in Vertreibung von Söhnen

und Töchtern des Landes, die sich einem von ihrer Religion hoch- und heiliggeschätzten Lebensstande geweiht haben, in welchem sie ihr Lebensglück finden, und welche Härte darin gelegen ist, bedarf kaum einer Erklärung.

Der Gesetzentwurf über das kirchliche Besteuerungsrecht ist in meinen Augen von geringer Bedeutung, obwohl auch er die Principien des kirchlichen Rechtes verletzt. Wenn der katholischen Kirche auch alle zeitlichen Mittel entzogen wären, würde sie in der Liebe und Opferwilligkeit ihrer Angehörigen und der Vorsehung Gottes hinlängliche Hilfe finden.

Ich habe in dem Bisherigen gezeigt, wie sehr die neuen Kirchengesetzentwürfe die katholische Kirchenverfassung, die wohlerworbenen und natürlichen Rechte der katholischen Kirche, den katholischen Glauben, die Gewissensfreiheit und die heiligsten Rechte und Interessen der Katholiken verletzen. Ich kann aber nicht unterlassen, auch darauf hinzuweisen, daß sie mit allen Grundsätzen ächter Freiheit und mit allen wahren Vorzügen der neueren Zeit im Widerspruch stehen. Sie sind nichts anderes, als eine Widerherstellung und Verschärfung der engherzigen und verderblichen Maßregeln der schlimmsten Zeit des alten Polizeistaates. Die katholische Kirche kann leben und freudig und wohlthätig wirken unter allen politischen Verhältnissen, unter allen staatlichen Verfassungen, wenn sie nur Freiheit gewähren.

Möge man daher fortschreiten zu einer vollständigen Trennung von Kirche und Staat; wenn man nur redliche Freiheit auf allen Gebieten, vor allem auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes gewährt, so wird die katholische Kirche dann vielleicht große materielle und selbst Seelenverluste erleiden, aber sie kann bestehen und leben.

Dagegen unter einem Systeme, das ihr die von Gott verliehene Freiheit entzieht, sie und ihre Diener zu Werkzeugen der weltlichen Gewalt macht, die religiöse Erziehung, selbst des Clerus, die Pflege katholischer Wissenschaft, die Entfaltung ihres religiösen Lebens, die Uebung der christlichen Vollkommenheit unterdrückt und sie unter dem Scheine katholischer Formen zu einem Zustande der Erniedrigung und innerlicher Dekatholisirung verurtheilt — unter einem solchen Systeme kann sie nicht bestehen. Sie hat da nur die Wahl zwischen allmäligem Untergange in schmachvoller Selbsterniedrigung oder dem Martyrium. Die Wahl des letzteren kann für einen Katholiken, für einen Bischof, der von der Göttlichkeit des Christenthums und der Wahrheit seiner Kirche überzeugt ist, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein.

Im Großherzogthum Hessen herrschte seit Decennien, trotz aller entgegenstehenden Behauptungen einer tendenziösen Presse und etwa von ganz

unbedeutenden Ausschreitungen Einzelner abgesehen, zwischen beiden Confessionen und zwischen Staat und Kirche voller Friede. Was nur immer der Staat billigerweise an Garantie und an Einfluß fordern konnte, besaß er in reichem Maße. Die Katholiken aber waren mit dem ihnen gewährten bescheidenen Maße von Freiheit und unter der wohlwollenden Regierung eines gerechten Landesherrn zufrieden und glücklich. Nun soll ohne jeden genügenden Grund dieser glückliche Zustand zerstört und auch unser Land in Wirren gestürzt werden, die anderwärts bereits unerträglich geworden sind.

Die katholische Kirche ist von Härte und Anmaßung weit entfernt. Sie ist an Rücksichtsnahme und Milde bis zur äußersten Grenze der Selbstverleugnung gewöhnt, zu friedlicher Verständigung stets bereit; nur Eines ist ihr und jedem lebendigen Gliede derselben, sei es ein Geistlicher oder Laie, absolut unmöglich — die Principien des katholischen Glaubens zu verleugnen.

Stellt man an die Kirche, wie gegenwärtig geschieht, Forderungen und Bedingungen, die sie ohne Verletzung des Glaubens und des Gewissens nicht annehmen kann, dann muß sie immer und nothwendig antworten: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Sie überläßt dann denen, die sie in solche Lage gebracht, die ganze Verantwortung und betritt, auf Gott allein vertrauend, den Weg des Martyriums.

Ich werde lieber alles erdulden, als von meiner bischöflichen Pflicht um ein Haar breit abweichen und auch nur im kleinsten Punkte dem katholischen Glauben und dem Rechte und der Freiheit der katholischen Kirche etwas vergeben, und ich habe die feste Zuversicht, daß der gesammte Clerus und das ganze gläubige katholische Volk der Diöcese Mainz in unauflöslicher Einheit mit mir verbunden sind und bleiben werden.

Möge dieses Wort rückhaltloser Offenheit Niemanden verletzen, vielmehr zum Nutzen des katholischen Volkes und zum Frieden unseres Vaterlandes eine wohlwollende Aufnahme finden.

An seine Schwägerin Paula.

272.

Mainz, 24. October 1874.

Seit drei Wochen weile ich wieder hier, nachdem alle meine Sommerreisen vollendet sind; ich konnte Dir aber noch kein Wörtchen sagen, weil die jetzt auch in Darmstadt vorgelegten Kirchengesetze allerlei dringende Arbeiten nothwendig machten. Da diese, namentlich auch eine Schrift

über jene Gesetze[1]), jetzt fertig sind, so will ich Dir sogleich ein Lebenszeichen geben. Wenn ich von Arbeiten bezüglich der neuen Gesetzvorlagen rede, so bilde ich mir nicht entfernt ein, sie dadurch von meiner Diöcese abhalten zu können. Daran ist nicht zu denken und wir gehen ähnlichen Zuständen wie in Preußen entgegen. Namentlich wird man mir alle meine blühenden Anstalten zerstören. Obwohl aber jeder Widerstand augenblicklich ohne Erfolg ist, so muß man doch widerstehen, so viel man kann, und nur darauf bezogen sich jene Arbeiten. — —

Wie geht es Dir wohl in Deiner Einsamkeit? Möge der Umgang mit Gott Dir die Entbehrung des Umganges mit den Menschen recht ersetzen! Das Gebet, wodurch wir ja diesen Umgang pflegen, ist eine reiche Quelle für alles, was wir bedürfen; auch die beste und reichste Quelle des Trostes. Gehe oft zu dieser Quelle und schöpfe Dir da das wahre Wasser des Lebens. Gott hat Dich gewiß nur deßhalb so von der Welt abgeschnitten, damit Du um so mehr mit ihm verkehrst. —

An seine Schwester Sophie.

273.

Mainz, 30. December 1874.

Gestern erhielt ich das angeschlossene Blatt über den Tod unsers lieben Paters Stoppar[2]). Da ich nicht weiß, ob Du bereits auf anderem Wege Nachricht erhalten hast, so kann ich es mir nicht versagen, Dir dasselbe zu schicken. Es knüpfen sich ja an den guten Pater mit seinem Exercitien-Zimmer, in dem meines Wissens auch der liebe selige Ferdinand einmal eingeschlossen war, so viele liebe Erinnerungen. Er scheint die letzten 20 Jahre seines Lebens nur im Beichtstuhl zugebracht zu haben, wie die colossale Zahl von Beichten beweist, die dieser Zettel mittheilt. Daß er die Zahl täglich aufschrieb, sieht ihm recht ähnlich.

Hoffentlich sehe ich Dich in einigen Tagen in Assen[3]), worauf ich mich sehr freue. Du darfst uns nicht fehlen. Die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr für Dich, geliebte Schwester, und alle Deine

---

1) Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetze für Hessen. Mainz 1874.

2) Ein aus Steiermark vertriebener Jesuitenpater, welchen Graf Merveldt für den Dienst der St. Michaeliskapelle und des damit verbundenen Hospitals zu Lembeck aufgenommen hatte. Vgl. S. 217.

3) Bei der goldenen Hochzeit seiner Schwester Anna mit dem Grafen Mathias v. Galen den 11. Januar 1875. Vgl. S. 1.

lieben Hausgenossen. Möge es bringen, was Gott zuläßt, wenn es uns nur immer fester mit ihm verbindet.

An die Mitglieder des Vereins zu Ehren der heiligen Familie.

274.

Mainz, 26. Januar 1875.

— — Gott hat der christlichen Frau in besonderer Weise die Pflege der guten Sitte, des christlichen Anstandes, des wahrhaft guten Tones im gesellschaftlichen Verkehre anvertraut. Der Einfluß, welchen in dieser Hinsicht die Frau auf die Männer übt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er äußert sich im Guten wie im Bösen. Wie die Sittsamkeit und der christliche Anstand der Frau alles Gute und Edle im Manne anregt, so regt jede Art von Frivolität alles Niedere und Gemeine in ihm an. Wenn dem Herzen des heranwachsenden Sohnes ein tiefes Gefühl von der Frauenwürde durch die eigene Mutter, durch die Schwestern und durch andere edle Frauen im gesellschaftlichen Verkehre eingeprägt ist, so begleitet ihn dasselbe im Leben und schützt ihn mehr als alles Andere vor den sittlichen Gefahren. Mit Dank gegen Gott müssen wir anerkennen, daß in einer Zeit, wo die Schranken alter ererbter Sitte so vielfach niedergerissen werden, sich in vielen adeligen gesellschaftlichen Kreisen noch das hohe Gut eines reinen sittlichen Tones im gesellschaftlichen Verkehre erhalten hat. Aber der Zeitgeist ist ein gefährlicher, mit allen Scheingründen sich Bahn brechender frivoler Geist. Die Mitglieder unseres Vereines werden vielleicht nicht selten wahrnehmen, daß eine gewisse Emancipation von dem hergebrachten Anstand auch in Gesellschaften, an denen Frauen theilnehmen, eindringen will. Möchten sie auf diese Gefahren recht aufmerksam sein und jeden Versuch der Männer im Verkehr mit den Frauen einen Ton einzuführen, der mit der alten ehrbaren Sitte im Widerspruch steht, entgegentreten. Jede Nachgiebigkeit, theils aus einer gewissen Gutmüthigkeit, theils aus dem Grunde, um den Männern die Gesellschaft der Frauen angenehmer zu machen, ist da vom Verderben. Auf das Einzelne lasse ich mich hier nicht ein. Die christliche Frau weiß selbst am besten, was der Frauenwürde entgegen ist. Wer die Frau im christlichen Sinne ehrt, muß sich schon aus Achtung vor ihrer Würde einer gewissen Freiheit in ihrer Gegenwart enthalten. Wer das nicht thut, ehrt nicht die Frau, wie es sich gebührt, und er ist vielleicht unbewußt auf dem Wege, ihr in einem andern Sinne zu huldigen. Eine christliche Frau darf aber nur an Gesellschaften mit Männern Antheil nehmen, die bereit sind, ihre volle christliche Frauenwürde anzu-

erkennen und sich deßhalb jene Beschränkungen in ihrem Benehmen aufzulegen, welche nach alter christlicher Sitte die Gegenwart der Frau fordert.

Udo v. Alvensleben[1]) an den Bischof v. Ketteler.

275.

Erxleben, 24. Februar 1875.

Ew. Hochwürden Gnaden naht sich ein alter Freund Ihres seligen Bruders Wilderich, den der Herr aus Gnade in Sein ewiges Himmelreich wohl aufgenommen hat, um ihm die Trübsale in seiner heiligen Kirche zu ersparen, wenngleich er die Anfänge noch erlebt hat. Ew. Hochwürden Gnaden haben ihm noch den letzten Segen geben können, wie mir Ihre theure Frau Schwägerin mitgetheilt hat.

Ueber den Verlust des theuren seligen Wilderich wollte ich heute nicht sprechen; nur darüber dürfte sich meine Gemeinschaft in dem Herrn mit Ew. Hochwürden Gnaden documentiren, daß mein ganzes Herz mitleidet bei den Trübsalen aller gläubigen Christen heut zu Tage, und vereinigt sich mein Gebet mit dem Ihrigen dahin, daß der Herr aller Herren Sie stärken möge in dem Kampfe gegen den Unglauben, den Sie als treuer Hirt für ihre Heerde kämpfen.

Ihren, für jeden Christen in der Taufgemeinschaft geschriebenen Hirtenbrief[2]) habe ich in der „Germania" mit wahrer Herzensfreude gelesen und bete ich die Worte aus dem Gebete, welches mir aus befreundeter Hand zugegangen ist, oft und gern: „Du persönliches Band der ewigen Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, gib uns, daß wir Eins seien, wie der Sohn und der Vater Eins sind, und zu der einen Heerde Christi, unter dem einen Hirten gehören, in welcher alle eines Sinnes sind und eine Sprache reden und auf dem einen Weg der Wahrheit zum ewigen Leben gehen. Amen."

Auf dem Schloßplatz zu Münster sah ich Ew. Hochwürden Gnaden zum letzten Male vor etwa 36 Jahren vor mir als Husaren reiten. Seitdem haben Sie das Schwert in die Scheide gesteckt und kämpfen mit dem Schwert des Glaubens, wie der heilige Apostel Petrus, nach dem Willen des Herrn, der Sie und Ihre treuen Brüder, die Hochwürdigen Bischöfe, sowie alle treuen christlichen Hirten stärken und erleuchten möge

---

1) Mitglied des preußischen Herrenhauses.

2) Fastenhirtenbrief vom Jahre 1875 über die Bedeutung der hessischen Kirchengesetzentwürfe.

für den jetzigen und spätern Kampf wider den Unglauben. Das walte Gott!

In tiefster Ehrerbietung verharre ich &c.

An Udo v. Alvensleben.

276.

Mainz, 2. März 1875.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich den allerherzlichsten Dank für das so wohlwollende Schreiben vom 24. v. M. Es hat mich sehr gefreut aus demselben zu ersehen, daß Sie liebe Erinnerungen aus alter Zeit so treu im Herzen bewahren, und noch weit mehr, daß Sie unsern schweren kirchlichen Kämpfen eine so warme christliche Theilnahme widmen. Solche Erfahrungen sind überaus trostreich und zwar um so mehr, je größer die Verwirrung der Geister ist; je mehr auch die so vielfach dadurch getrennt werden, welche dem plattesten Unglauben gegenüber in der Vertheidigung des übernatürlichen Glaubens in der Offenbarung in Christus innig vereinigt sein sollten. Es handelt sich ja in der That jetzt nicht nur mehr um die eine oder die andere christliche Wahrheit, sondern vielmehr darum, ob der ganze Schatz des Christenthums unserem deutschen Volke entrissen werden soll.

Genehmigen Sie daher meinen Dank für diesen Ausdruck Ihrer Theilnahme und die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung, in der ich verharre &c.

An seine Schwägerin Paula.

277.

Mainz, 5. April 1875.

Die Wintermonate sind mir wieder wie ein Augenblick vorüber geeilt, und ich verlasse mein Zimmer und meinen Arbeitstisch eigentlich recht ungerne, um jetzt wieder ein halbes Jahr ziemlich ununterbrochen herumzureisen. Zwar ist der Besuch der Gemeinden für mich nicht nur eine Pflicht, sondern auch eine Freude, — aber in jetziger Zeit des Kampfes kann man sich den übrigen Geschäften nicht ganz ungestört hingeben.

In voriger Woche war ich in Fulda. So schmerzlich unsere Zusammenkunft vielfach war, so tröstlich war sie auch. Der gute Bischof

erhielt dort die Aufforderung, sein Amt niederzulegen. Das Bewußtsein nicht anders handeln zu können als wir es gethan haben, und die daraus entspringende vollkommene Gewissensruhe, verlieh auch diesmal unserer Versammlung eine solche Einheit und Freudigkeit der Stimmung, daß selbst der Gedanke, ob und wann wir wieder zusammen kommen würden, sie nicht trüben konnte. Ich hatte zu meiner Freude meine Wohnung beim Dompfarrer, wo ich mit dem Cölner Erzbischof und Generalvikar Giese aus Münster zusammen wohnte. Auch Clemens Korff[1]) wohnt da, seit er aus dem Seminar vertrieben ist. Dieses Fulda mit seinem Grabe des heiligen Bonifacius ist ein unbeschreiblich lieber Ort. Auch jetzt erhielten wir Bischöfe wieder zum Schluß unserer Berathungen den Segen mit den Reliquien des heiligen Bonifacius zur Stärkung im Glauben. Ich glaube gewiß, daß wir ihn nicht umsonst empfangen haben.

An seinen Großneffen Max Graf Droste zu Vischering.

278.

Mainz, 28. April 1875.

Ich wünsche Dir und der lieben Maria[2]) von ganzem Herzen Glück zu Eurer ersten heiligen Communion. Es war recht brav von Dir, daß Du mir ein so wichtiges Ereigniß Deines Lebens mitgetheilt hast. Möge Jesus nun Eure Herzen so innig und fest mit seinem göttlichen Herzen verbinden, daß bis zum Ende Eures Lebens Euch nichts mehr von ihm trennen kann. Das hängt nun von Euch ab, liebe Kinder, da der Heiland ja nur deßhalb zu Euch gekommen ist, um immer und immer in Ewigkeit mit Euch verbunden zu bleiben. Er muß Euch aber mit seiner göttlichen Kraft dazu helfen, da Ihr noch ganz schwache Kinder seid. Deßhalb betet recht viel und recht herzlich um diese Hilfe. Hütet Euch jetzt noch viel mehr, als bisher, vor jeder ganz freiwilligen Sünde, denn jede Sünde trennt uns etwas von Jesus. Endlich vergesset nicht, was im letzten Abschnitt des zweiten Hauptstückes des Katechismus steht, daß es nämlich durchaus noch nicht genug ist, sich vor Sünden und Lastern zu hüten, sondern daß man auch nach der Tugend und der standes-

---

1) Freiherr v. Korff, Präfect des in Folge der Maigesetze aufgehobenen Knabenconvicts zu Fulda; derselbe Jugendfreund des sel. Bischofs, welchen dieser zwei Jahre später auf der Rückreise von Rom im Kapuzinerkloster zu Burghausen aufsuchte, um ihn vor seinem Tode, wie er sagte, noch einmal als Kapuziner zu sehen; derselbe P. Bruno, der dort dem sterbenden Bischofe so treu zur Seite gestanden. S. Liesen, Letzte Lebenswochen 2c. S. 49.

2) Max und Maria Zwillinge.

mäßigen Vollkommenheit streben muß. Der Stand der Kindheit ist ein überaus wichtiger. Das Jesuskind zeigt uns, worin diese Vollkommenheit besteht. O möchtet Ihr nach seinem Beispiele recht vollkommene christliche Kinder werden, ihm ähnlich werden in allem: im Beten, im Gehorsam, im Fleiß, in der Unschuld, in der Gefälligkeit, im Spielen, im Sprechen u. s. w. — ähnlich in allem, weil er in Euch wohnt. Das gebe Gott; dazu segne ich Euch mit den lieben Geschwistern.

An seine Großnichte Maria Gräfin Droste zu Vischering.

279.

Mainz, 4. Juli 1875.

Mein lieber Wildfang! Ich wünsche Dir und Max Glück und Segen zum Empfang der heiligen Firmung. Das ist ein gnadenreiches Jahr für Euch, liebe Kinder! Mögen alle diese Gnaden in Euren Herzen einen guten Boden finden und dann im ganzen Leben tausendfältige Früchte für den Himmel tragen. Im Katechismus steht bei der Lehre von den Tugenden, es sei nicht genug, sich vor schweren Sünden und Lastern zu hüten, sondern auch Pflicht, immer tugendhafter zu werden und die unserm Stande angemessene Vollkommenheit zu erlangen. Als Grund führt der Katechismus an, daß wir nur insofern gut und Gott wohlgefällig sind, als wir tugendhaft sind. Das merke Dir recht, liebes Kind! Du gehörst dem Stande der Kinder an — ein wichtiger Stand! Da genügt es nun nicht, nach Empfang so großer Gnaden kein unartiges Kind zu sein, sondern Du mußt ernstlich darnach streben, die wunderschönen Tugenden des christlichen Kindes Dir anzueignen, welche Jesus in seiner Kindheit uns vor Augen stellt; Du mußt nach der Vollkommenheit eines christlichen Kindes streben. Dann wirst Du ein gutes Kind, ein Gott wohlgefälliges Kind. Dazu empfängst Du die Kraft des heiligen Geistes in der heiligen Firmung. Das hängt nun ganz von Deiner Mitwirkung ab. Das wäre eine Freude, wenn Du ein gutes, Gott wohlgefälliges, mit den lieblichen Tugenden des christlichen Kindes geschmücktes Kind würdest! Gott gebe es! — Grüße die lieben Eltern und Geschwister. Ich segne Euch alle.

Der Magistrat und die Stadtverordneten zu Münster an den Bischof v. Ketteler[1].

280.

Münster, 19. Juli 1875.

Durch Gottes gnädige Fügung ist Ew. bischöflichen Gnaden das seltene Glück zu Theil geworden, das fünfundzwanzigjährige Jubelfest Ihrer bischöflichen Weihe zu begehen.

Mit dankerfülltem Herzen gegen Gott den Allmächtigen und Allgütigen können Ew. bischöfliche Gnaden im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht zurückschauen auf Ihr so segensreiches Wirken als Bischof. Ein wahrer Hirt Ihrer Heerde, ein Lehrer der Jugend, ein Vorbild dem Clerus in allen Tugenden, ein eifriger Vertreter der Rechte der katholischen Kirche, haben Sie, Hochwürdigster Herr Bischof, sich die größten Verdienste erworben, weit über den Bereich Ihrer Diöcese hinaus!

Darum richten nicht allein die Angehörigen Ihres bischöflichen Sprengels, nein, Millionen Katholiken im deutschen Vaterlande richten an Ihrem Jubeltage ihre Blicke nach Mainz auf den würdigen Nachfolger des heiligen Bonifacius, und bringen Ew. bischöflichen Gnaden freudig bewegt ihre Glückwünsche dar.

Auch der unterzeichnete Magistrat und die Stadtverordneten der Stadt Münster können es sich nicht versagen, Ihnen, Hochwürdigster Herr Bischof, der Sie durch Geschlecht und Geburt unserer Stadt zeitlebens angehören, die aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrem Jubelfeste darzubringen.

Möge Gott der Allmächtige Ew. bischöflichen Gnaden noch viele, viele Jahre die Kraft zu Ihrem wahrhaft apostolischen Wirken verleihen und erhalten zu Seiner Ehre und zum Heile unserer heiligen Kirche!

---

1) Aus den zahlreichen bei dem fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläum (25. Juli) überreichten Adressen wurde obige ausgewählt, welche dadurch ein besonderes Interesse erlangt hat, daß über die Unterzeichner zuerst Disciplinarstrafe verhängt, diese später von dem Justizminister aufgehoben, die Adresse selbst von dem Oberpräsidenten v. Kühlwetter als „politische Demonstration und zwar in einem der Staatsregierung feindlichen Sinne" gerügt, und von letzterm gegen die abwehrende Erklärung des Bischofs vom 19. Januar 1876 (Westf. Merkur Nr. 20) gerichtliche Klage erhoben wurde. Vgl. Westf. Merkur 1876 Nr. 76—79; 195—197.

Oeffentliche Erklärung des Bischofs v. Ketteler.

281.

Mainz, 4. August 1875.

Verschiedene Blätter haben in den letzten Tagen die alten Entstellungen und Anklagen reproducirt, mit welchen die von mir und einigen anderen Bischöfen auf dem Vatikanischen Concil eingenommene Haltung verdächtigt worden ist. Obgleich diese Anklagen längst und auf's Gründlichste widerlegt wurden, so sehe ich mich doch veranlaßt, diesen erneuten Versuchen, das Publikum zu täuschen, folgende Erklärung entgegenzustellen.

1) Die Abhandlung über die Unfehlbarkeit der Kirche, welche ich den auf dem Concil versammelten Bischöfen übergeben habe, ist von mir weder direct noch indirect verfaßt worden. Ich habe dieses sowohl in Rom selbst, wie auch später erklärt. Es ist daher eine offenbare und, wie ich annehmen muß, bewußte Unwahrheit, wenn man die einzelnen Worte dieser Schrift mir als meine eigenen in den Mund legt und mir „die volle Verantwortlichkeit für den ganzen Inhalt derselben" zuschreibt, „weil ich mich als deren Hauptverbreiter bekannt habe." Die Schlußfolgerung, daß ich für den ganzen Inhalt einer Schrift verantwortlich sein müsse, weil ich sie verbreitet habe, ist so willkürlich und unberechtigt, daß sie keiner Widerlegung bedarf.

Wer von der Aufgabe eines Bischofs auf dem Concil einen Begriff hat, wird meine Handlungsweise in diesem Falle wohl verstehen.

Jene Schrift hatte in keiner Weise die Bestimmung, meine Ansicht in allen Theilen zum Ausdruck zu bringen. Ich glaube auch sagen zu können, daß sie nicht einmal die Ansicht des Verfassers in allen Stücken wiedergab. Die Schrift sollte vielmehr lediglich dazu dienen, eine immer allseitigere Prüfung der dem Concil zur Entscheidung vorliegenden Fragen zu veranlassen und auch die Einwendungen der Gegner in einer scharf theologischen Fassung und mit allen Mitteln, welche die theologische Wissenschaft bietet, zum Ausdruck zu bringen. Das war durchaus mein mir klar vorgestecktes Ziel bei Verbreitung dieser Schrift. Ich glaube noch heute, daß ich damit meiner Pflicht auf dem Concil entsprochen habe und ich würde ganz so wieder handeln, wenn ich in ähnlichen Fragen an einem Concil Antheil nehmen müßte. Ich wußte, daß der Verfasser der Schrift ein gelehrter und gründlicher Theologe sei; ich wußte überdies, daß er mit seiner Gelehrsamkeit die innigste Frömmigkeit und die persön-

liche Ueberzeugung von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes verband. Ich dachte daher, daß er ganz besonders befähigt sei, durch seine Arbeit zu der allseitigen Prüfung aller etwa möglichen Einwendungen Veranlassung zu geben und daher glaubte ich ganz meiner Aufgabe gemäß zu handeln, wenn ich die Schrift eines solchen Mannes den Vätern des Concils zur Prüfung unterbreitete[1]).

Schon hier im Kreise meiner Freunde hatte ich oft davon gesprochen, wie es vor jeglicher Entscheidung Pflicht sei, alle denkbaren Einwendungen zur Sprache zu bringen. Ganz in diesem Sinne handelte ich jetzt. Daß es später möglich sei, eine in diesem Sinne überreichte Schrift mir als meine eigene Ueberzeugung vorzuhalten, daran habe ich freilich damals nicht gedacht. Ueberhaupt gestehe ich offen und frei, daß ich damals an eine so durch und durch unredliche Gesinnungsart, wie sie später von der Januspartei kundgegeben wurde, nicht geglaubt habe.

2) Alles, was von dieser Partei uns vorgeworfen wird, läßt sich im letzten Grunde auf den Vorwurf zurückführen, daß wir Katholiken und daß wir katholische Bischöfe katholisch und nicht protestantisch denken und handeln. Das ist das Wesentliche an dieser ganzen lächerlichen Polemik, mit der man ganz Deutschland erfüllt und die man fort und fort in allen Blättern wiederholt: daß wir katholische Bischöfe nämlich unmännlich und charakterlos und unnational gehandelt hätten, indem wir unsere während des Concils geäußerten Ansichten dem Urtheile der Kirche unterworfen haben. Dieser Vorwurf aber ist gleichbedeutend mit dem Vorwurf, daß wir Katholiken sind und nicht Protestanten.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Katholiken und Protestanten besteht eben darin, daß der Protestant sich sein Urtheil über den wahren Sinn der Lehre Christi aus der heiligen Schrift nach seinem Privaturtheile bildet, der Katholik hingegen nach der Entscheidung des kirchlichen Lehramtes. Würde der Katholik in der Entscheidung des kirchlichen Lehramtes lediglich Menschenwerk, das Resultat eines Vereines von Menschen erkennen: so müßte er wie in allen anderen höchsten Lebensfragen so auch in den religiösen Fragen in letzter Instanz seinem Privaturtheile folgen. Da aber der Katholik glaubt, daß das kirchliche Lehramt in seinen Entscheidungen über den Inhalt der göttlichen Offenbarung durch jenen göttlichen Geist der Wahrheit, den Christus der Kirche versprochen hat, vor Irrthum bewahrt wird, so liegt für den, der diesen Glauben hat, in der Unterwerfung des Privaturtheiles unter die Lehrautorität der

1) Vgl. Nr. 251.

Kirche nichts Unmännliches, nichts Charakterloses, sondern eine Unterwerfung des menschlichen Geistes unter den göttlichen Geist.

Andersgläubige mögen diesen Glauben an eine übernatürliche, göttliche Leitung des katholischen Lehramtes verwerfen oder bekämpfen, sie haben aber kein Recht, uns deßhalb charakterlos zu nennen, weil wir Katholiken und katholische Bischöfe sind; ebensowenig wie sie ein Recht haben, jene Männer Katholiken zu nennen oder durch protestantische Majoritäten oder protestantische Regierungen als solche erklären zu lassen, die ihr Privaturtheil über die Lehrautorität der katholischen Kirche setzen. Die Altkatholiken sind schlechthin und einfach Protestanten und ihre Unterstützung ist lediglich der Versuch, den Protestantismus in die katholische Kirche einzuführen.

Wer Katholik sein und bleiben will, muß sich der kirchlichen Lehrautorität unterwerfen. Mochten daher wir katholische Bischöfe auf dem Concil theils eigene Ansichten aussprechen, theils Schwierigkeiten gegen die zu definirende Lehre behufs ihrer gründlichen Untersuchung aufwerfen: all dieses konnte, so lange wir katholische Bischöfe bleiben wollten, nur in der Absicht geschehen, unser Privaturtheil über die Lehre Jesu Christi in demselben Augenblicke aufzugeben, in welchem durch die Leitung des heiligen Geistes die gesammte lehrende Kirche zu einer anderen Entscheidung gekommen sein würde.

Die Unterwerfung unter die Entscheidung des Vaticanischen Concils war daher lediglich ein Gebot des katholischen Glaubens, eine absolute Nothwendigkeit für jeden, der noch ein Glied der katholischen Kirche sein wollte. Gegen diese Anschauungen ist vom katholischen Standpunkte keine andere Einwendung möglich als die, daß das Vaticanische Concil kein ökumenisches gewesen sei. Es ist dieses aber an und für sich und Angesichts der Unterwerfung aller Bischöfe der Welt eine so hinfällige Behauptung, daß sie gar keiner ernstlichen Widerlegung bedarf.

An seine Schwester Sophie.

282.

Mainz, 6. August 1875.

Dein liebevolles Geschenk zu meinem Jubiläum hat mich außerordentlich erfreut, da ich dadurch in der Lage war, meinen guten treuen Leuten[1]) eine Anerkennung zu gewähren. Es ist unbeschreiblich gut und

1) Der Dienerschaft des bischöflichen Hauses.

schwesterlich von Dir gewesen, es Dir auszudenken. Tausend innigen herzlichen Dank, liebe gute Sophie!

Das Fest[1]) ist hier so schön wie möglich verlaufen. Jetzt sollen wohl die Kreuze um so sicherer nachfolgen. Daß Du und Anna fehlten, war mir zwar eine große Entbehrung; es war aber nicht nur der Umstände, welche Euch zunächst abhielten, sondern auch der Strapazen wegen, die Euch hier erwartet hätten, so besser.

Morgen gehe ich nach Rheingrafenstein, wo der arme Carl Solms an einer entsetzlichen innern Krankheit schrecklich leidet und seinem Ende nahe sein soll. Möchte Gott ihm doch die Erkenntniß der Wahrheit geben[2]).

An seine Nichte Marie v. Ketteler[3]).

283.

Mainz, 10. August 1875.

Gestern Abend fand ich hier Deinen lieben Brief vom 7., welcher mir mittheilt, daß Du heute die Gelübde ablegst. Ich kann diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Dir meine allerinnigste Theilnahme ausgesprochen zu haben. Wie müssen wir alle, die Dir so nahe stehen, liebes Kind, mit Dir vereint Gott danken, daß Er Dich zu einer so innigen Verbindung mit Jesus, zu einer so überreichen Gnade auserwählt und berufen hat. Was der Apostel vom Priesterstande sagt, daß sich Niemand selbst diese Ehre gibt, sondern nur wer dazu berufen ist wie Aaron, das kann man ja auch von den Bräuten Christi sagen. Keine Jungfrau kann und darf sich selbst diese Würde geben. Jesus selbst sucht sich unter allen Erdentöchtern jene aus, die Er zu dieser Vereinigung bestimmt hat, und einen andern Grund können wir für diese gnadenvolle Auswahl der einen vor der andern nicht angeben, als seinen unerforschlichen Willen und seine unendliche Liebe.

So hat Er Dich denn auch auserwählt und alles in Deinem Leben so gnadenvoll geleitet und gefügt, daß Du seine Stimme gehört hast und

---

1) Die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläums.

2) Prinz Carl zu Solms-Braunfels, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, legte noch vor seinem Tode († 13. November 1875) vor dem Grafen Max v. Galen, der die Stelle des auf einer Firmungsreise abwesenden Bischofs vertrat, am 21. September 1875, das katholische Glaubensbekenntniß ab. Sein Bruder Prinz Alexander war schon früher (im Juli 1859) in den Schooß der Kirche aufgenommen worden.

3) Vgl. Nr. 250.

ihr gefolgt bist. Das Letztere ist eine Gnade, für die wir Gott in Ewigkeit danken müssen; denn wie Vieles sehen wir aus und in der Welt, was uns von Befolgung des göttlichen Willens hätte abbringen können. Gott hat Dich so liebevoll geleitet und so mächtig nach sich gezogen, daß Du alle diese Hindernisse überwinden und Dich heute am Tage des hl. Laurentius für ewig mit ihm verbunden hast. Dazu wünsche ich Dir in der ganzen und vollen Liebe, die ich gegen Dich hege, tausend und tausendmal Glück, und dafür sage ich mit Dir vereint dem göttlichen Herzen Jesu tausend und tausendmal Dank.

Wie mag Dein guter seliger Vater sich heute gefreut haben über die Gnade, die seinem geliebten Kinde widerfahren ist! — Grüße Deine Mitschwestern herzlich; ich schicke allen und auch den Kindern und Kranken Eures Hauses den bischöflichen Segen.

An seine Großnichte Auguste Gräfin Droste zu Vischering.

284.

Mainz, am Tage der hl. Clara 1875.

Du hast mir zu meinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum einen so herzlichen Glückwunsch nebst der schönen Stola geschickt und für beides sage ich Dir nunmehr den herzlichsten Dank. Da Du und Deine lieben Geschwister meinem Herzen so nahe stehen, so freut es mich, wenn ich sehe, daß auch Ihr Eures alten Onkels in Liebe gedenket. Noch vielmehr würde es mich freilich erfreut haben, wenn Deine lieben Eltern und Ihr Kinder zu dem Feste statt aller Glückwünsche selbst hättet kommen können. Das war aber ja leider nicht möglich.

Mit großer Befriedigung habe ich gehört, daß es Dir, liebe Au, in Deinen neuen Verhältnissen[1]) recht gut geht, und daß Du vergnügt und zufrieden bist. Ich habe zwar nicht daran gezweifelt, aber die Bestätigung war mir doch eine große Freude. Ich sehe daraus, daß Du recht bemüht bist, ein gottgefälliges Kind zu werden: denn Gott können wir ja nur dann gefallen, wenn wir alle Verhältnisse, in die er uns versetzt, mit freudigem Gehorsam annehmen, selbst dann, wenn sie uns hie und da kleine Schwierigkeiten bereiten. Gottes Willen erfüllen ist unsere einzige Bestimmung auf Erden. Daran mußt Du Dich oft erinnern, weil man in seiner Jugend nur zu oft geneigt ist, die Dinge nicht darnach zu beurtheilen, ob sie Gottes Willen entsprechen, sondern ob sie unserm ei-

1) Im Pensionat der Salesianerinen zu St. Mauritz bei Münster.

genen Willen angenehm sind. Das ist aber ganz verkehrt und dagegen müssen wir immerfort kämpfen. Deine Jugendzeit soll Dir eine Vorbereitung dazu sein, daß Du im spätern Leben nie das suchst, was Dir angenehm ist, sondern was Gott angenehm ist und was Dich Gott angenehm macht. Dazu soll Dir auch Deine Pensionszeit dienen und neben den mancherlei Freuden, die Du dort hast, mußt Du auch die kleinen Kreuze in diesem Sinne mit Freude und Gehorsam tragen.

Grüße Deine lieben Vorsteherinnen herzlich von mir und auch die Kinder des Hauses. Ich spende allen Bewohnern den bischöflichen Segen. Gott beschütze Dich und bewahre Dich, liebes Kind. Ich bleibe in treuer Liebe rc.

An seine Schwägerin Paula.

285.

Mainz, 13. August 1875.

Was den Ankauf von Kirchengut betrifft, kann ich nur antworten, was Du selbst als Deine Ansicht aussprichst. Ich finde auch keinen vernünftigen Grund, welcher von dem Ankauf früherer Klöster, namentlich wenn sie schon durch mehrere Hände gegangen sind, abhalten könnte. Trotzdem ist mir aber gleichfalls ein solcher Besitz nicht ganz angenehm. Verstand und Gefühl sind da etwas in Conflict. Die Käufer, deren Du erwähnst, haben in gutem Glauben gehandelt und durften so handeln und urtheilen.

Die Anwesenheit Deiner lieben Söhne bei meinem Jubiläum war mir eine große Freude. Leider habe ich sie in dem großen Durcheinander, wie auch alle anderen Verwandten nur wenig gesehen. Der geliebte Wilderich war gewiß auch dabei. Es war ein eigenes Fest; auf der einen Seite so herzlich wie möglich, auf der andern in dem Augenblick gefeiert, wo alles mit Zerstörung bedroht ist, was ich etwa Gutes in den 25 Jahren geschaffen habe. Doch so ist es mit Christus, mit seiner Kirche und mit jedem Christen: überall das Kreuz und nur durch dasselbe werden wir wahre Christen und gehören dem Gekreuzigten an.

An seine Großnichte Franziska Gräfin von Spee [1]).

286.

Mainz, 12. September 1875.

Mein liebes Kind! Ich will doch nicht von hier, wo ich zwei Tage zwischen allerlei Reisen zugebracht habe, wieder weggehen, ohne Dir, liebe Hicka, für Deinen lieben Brief gedankt und ohne Deine Frage kurz beantwortet zu haben.

Du willst also die liebe Mutter Gottes recht lieb haben und einige Mittel wissen, um dahin zu gelangen.

Das erste Mittel ist gewiß das recht beharrliche Bestreben, das beharrliche Verlangen nach dieser Liebe. Wie könnte die liebe Mutter Gottes einem Kinde diese Liebe vorenthalten, das beharrlich nach derselben strebt. Sie selbst hat Dir ja gewiß dieses Verlangen in das Herz gelegt und nur um es zu erfüllen. Auch von dieser Liebe, wie von allem Guten, gelten die Worte Jesu: „Suchet und ihr werdet finden; klopfet an und es wird euch aufgethan!" Also recht suchen nach dieser Liebe, anklopfen; aber beharrlich, das ist die Hauptsache. Nur wer beharrlich sucht, empfängt. Darin täuschen sich Kinder so oft, daß sie glauben, solche Gnaden könnte man mit einigen guten Wünschen wie im Sturm erlangen. Solche plötzliche, oft schnell vorüber eilende Wünsche, haben wenig Werth bei Gott. Maria recht lieben, ihr ächtes Kind sein, ist eine gar große Gnade, danach muß man lange und anhaltend streben, damit kömmt man sein ganzes Leben nie zu Ende, weil man sie immer mehr lieben soll.

Das zweite Mittel ist anhaltendes Gebet um diese Liebe. „Bittet und es wird euch gegeben werden." Von diesem Mittel gilt dasselbe wie vom vorigen. Wer recht viel, anhaltend und inbrünstig um diese Liebe bittet, erhält sie. Wie könnte Jesus einem Kinde eine Liebe abschlagen, die er selbst so stark in sich gehabt hat!

Das dritte Mittel ist das anhaltende Bestreben, der lieben Mutter Gottes durch die beiden Tugenden, welche sie so ganz besonders liebt, nämlich Demuth und Unschuld, recht wohlgefällig zu werden.

Das vierte Mittel endlich ist das Bestreben, die Liebe der Mutter Gottes immer mit der Liebe Jesu und namentlich mit der Liebe zu Jesus im heiligsten Altarsakrament zu verbinden. Maria liebt die Seelen, die Jesus recht lieben, und vor allen jene, die ihn in seiner Verborgenheit lieben.

1) Damals 13 Jahre alt.

Das wäre so meine Antwort und nun muß ich Dich eilig wieder verlassen. Grüße die lieben Eltern und Geschwister tausendmal. Indem ich allen den bischöflichen Segen spende, bleibe ich ꝛc.

An Baron v. L. in Wiesbaden.

287.

Gundheim, 23. September 1875.

Ew. Hochwohlgeboren wünschen meine Ansicht darüber kennen zu lernen, wie, ohne die jetzigen Kirchengesetze förmlich aufzuheben, der Frieden zwischen Staat und Kirche hergestellt werden könne.

Das ist freilich eine schwere Aufgabe, da ja die Kirchengesetze, wie sie nacheinander erlassen sind, ganz genau dem System von Gesetzen entsprechen, welches Dr. Friedberg schon im Jahre 1871 zur vollständigen Lahmlegung der Kirche aufgestellt hat [1]). Dennoch will ich den Versuch machen, Ihre Frage zu beantworten.

Vor allem bemerke ich aber, daß ich mich auf einer Firmungsreise befinde, von der ich erst Ende dieses Monats zurückkehre. Es fehlt mir daher alles Material, sowie auch die nothwendige Zeit zur Prüfung dieser so wichtigen und schwierigen Frage.

Sodann bemerke ich, daß mir zur Beantwortung dieser Frage jedes Mandat fehlt und daß ich deßhalb nur eine ganz unmaßgebliche Privatmeinung aussprechen kann. Dieses um so mehr, da ich selbst nie wagen würde über diese Sache einen definitiven Entschluß anders als im Einvernehmen mit den übrigen Bischöfen und mit dem Apostolischen Stuhle zu fassen.

Endlich bemerke ich, daß die preußischen Kirchengesetze, wie vorher gesagt, so tief in die Verfassung der Kirche einschneiden und das gesammte Leben der Kirche so wesentlich beschädigen, daß, so lange sie bestehen, selbst bei der mildesten Praxis, ein wahrer und voller Friede nicht denkbar ist.

Ich fasse daher obige Frage in dem Sinne auf, ob es möglich sei, durch gegenseitige Nachgiebigkeit in gewissen Punkten wenigstens den brennenden Conflict zu beseitigen und einen erträglichen modus vivendi herzustellen.

Hierüber bemerke ich nun Folgendes:

Die Bestimmung der Maigesetze, welche augenblicklich die heftigsten

---

1) Vgl. v. Ketteler, die preuß. Gesetzentwürfe ꝛc. 10—26.

Conflicte hervorgerufen hat, ist die, daß vor Besetzung jeder Kirchenstelle der betreffende Geistliche der Staatsbehörde angezeigt werden soll.

Die Kirche kann und wird nun niemals zugeben, daß der Staat aus sich das Recht habe, eine solche Bestimmung zu treffen. Dagegen kann die Kirche dem Staate eine solche Concession machen und hat wirklich wiederholt gestattet, diese Anzeige bei Besetzung von Pfarreien zu machen, um zu erfahren, ob gegen die betreffende Person in bürgerlicher und politischer Beziehung keine begründeten Bedenken vorliegen. Sie konnte dieses um so mehr, da es nie in ihrer Absicht liegt, einem Geistlichen eine Seelsorge zu übertragen, gegen dessen Anstellung der Staat begründete Einwendungen zu erheben hat. Ich glaube daher, daß in diesem brennendsten Punkte des gegenwärtigen Conflicts vom Papste wenigstens bezüglich der Pfarrstellen — auch bezüglich der, stets nur vorübergehend an einer Stelle angestellten Hilfsgeistlichen eine solche Anzeige zu verlangen, widerstreitet allen bisherigen Uebungen, der Natur der Sache und kann ein reales Interesse für den Staat nicht haben, der ja im Falle einer Beschwerde stets an die kirchliche Behörde sich wenden kann, die jeder begründeten Beschwerde Abhilfe schaffen wird — eine ähnliche Concession zu erlangen ist, wenn auf der andern Seite auch der Staat zu solchen Concessionen sich versteht, welche einen modus vivendi ermöglichen.

Zu diesen Concessionen, welche der Staat einer so wesentlichen Nachgiebigkeit der Kirche gegenüber machen müßte, rechne ich namentlich:

1. Die Kirche kann und darf niemals auf die Erziehung ihres Clerus verzichten; sie kann und darf auch ihre Theologen einem einseitig vom Staate angeordneten Examen nicht unterwerfen.

Hier müßte also der Staat durch eine allgemeine Dispense von diesem Examen Abhilfe schaffen. Deßgleichen müßten die geschlossenen Seminarien und Lehranstalten wieder eröffnet und deren Besuch wie früher gestattet und für die Candidaten des geistlichen Standes eine billige Rücksichtsnahme bezüglich des Militärdienstes zugesagt werden.

2. Ein zweiter Punkt, der sofortige Abhilfe erheischt, wenn nicht der unselige Conflict immer heilloser in seinen Wirkungen werden und nicht immer tiefer in das Volk eindringen soll, betrifft den Religionsunterricht und überhaupt die religiöse Erziehung in der Schule. Daß diese an vielen Orten den Geistlichen entzogen und auf die Lehrer übertragen wurde, steht fast einer förmlichen Unterdrückung der katholischen Religion gleich und muß diese Maßregel in Kürze zu den verhängnißvollsten Consequenzen führen. Hier müßte die Regierung den alten Zustand herstellen, der auch heute noch der gesetzliche ist.

3. Bezüglich der religiösen Genossenschaften müßte eine wesentlich mildere Praxis den Beweis liefern, daß die Regierung diese wesentliche und allen gläubigen Katholiken theure Blüthe der Frömmigkeit und christlichen Nächstenliebe nicht proscribirt.

4. Die Herstellung eines solchen modus vivendi müßte, wenn er überhaupt ermöglicht werden und eine friedliche Entwickelung vorbereiten soll, dadurch eingeleitet werden, daß die abgesetzten und verbannten Bischöfe und Priester auf ihre Sitze und Stellen zurückkehren könnten, alle gegen Geistliche ausgesprochenen Gefängniß-, Geld- und Verbannungsstrafen aber nachgelassen und die beschlagnahmten Kirchengüter restituirt würden.

Wenn man vielleicht von einigen Excessen, wodurch die Preßgesetze von Einzelnen verletzt wurden, absieht, so haben alle andern von Strafen und schweren Nachtheilen betroffenen Priester und Bischöfe lediglich aus Gewissenspflicht den fraglichen Strafen sich unterworfen. Jeder nicht innerlich abgefallene katholische Geistliche und Laie muß und wird in gleichem Falle ebenso wie sie handeln. Soll daher irgend welcher Frieden uns zurückgegeben, soll gegen die katholische Kirche und das katholische Gewissen nicht ein Vernichtungskampf geführt werden, soll nicht eine fast unheilbare Wunde im Bewußtsein des katholischen Volkes zurückbleiben, dann ist eine solche Amnestie resp. Restitution unerläßlich.

5. Ich muß endlich noch zwei wesentliche Grundbedingungen der Wiederherstellung eines friedlichen Zustandes für die Katholiken und ihre Kirche ausdrücklich aussprechen. Es darf unsere erprobte und durch nichts getrübte Loyalität, Unterthanentreue und Vaterlandsliebe durch den Vorwurf der Staatsgefährlichkeit oder Reichsfeindlichkeit fürderhin nicht mehr in Frage gestellt und es darf der innere Friede unserer Kirche und die Freiheit und Sicherheit unsers Glaubens nicht von Seiten des Staates durch Unterstützung von Bestrebungen erschüttert werden, welche auf eine Losreißung der Katholiken Deutschlands von dem Apostolischen Stuhle und dadurch von der katholischen Kirche, auf eine Umwandlung ihres Glaubens und ihrer kirchlichen Verfassung gerichtet sind.

So lange wir als Reichsfeinde behandelt werden und so lange eine von der Kirche abgefallene und ausgeschlossene Secte nicht als solche, sondern als ein gleichberechtigter Theil der katholischen Kirche angesehen wird, ist ein Friede unmöglich.

Das sind so einige Lineamente, um einen leidlichen modus vivendi herzustellen, den brennenden Conflict zu beseitigen und einen vollen Frieden zwischen Kirche und Staat zum Heile des deutschen Vaterlandes vorzubereiten. Es sind nur flüchtige Andeutungen, wie die vielen Arbeiten auf

einer Firmungsreise sie mir gestatteten. Ich wiederhole auch noch einmal, daß sie lediglich meine Privatansichten ohne alle höhere Autorität aussprechen. Ich wollte aber Ihren Wünschen nach Kraft und Umständen entsprechen.

Genehmigen Sie ꝛc.

Staatsminister Dr. v. Lutz an den Bischof v. Ketteler.

288.

München, 8. October 1875.

Se. Majestät der König von Baiern, mein allergnädigster Herr, haben mir mit Allerhöchstem Handschreiben vom 6. October 1875 den Befehl ertheilt, Ew. Hochwürden nachfolgende Mittheilung zu machen.

Aus einem von Sr. Majestät abverlangten telegraphischen Berichte des Regierungspräsidiums der Pfalz haben Allerhöchstdieselben entnommen, daß Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren bei der Jubiläumsfeier der Kirche zu Oggersheim[1]) unter Uebernahme der Verantwortung Seitens des Bischofs v. Haneberg dennoch als Prediger aufgetreten sind, obwohl Sie die nachgesuchte Genehmigung hierzu von Sr. Majestät nicht erhalten hatten. In diesem Vorgehen des Bischofs v. Haneberg haben Se. Majestät eine mit der von dem genannten Bischof beschworenen Pflicht des Gehorsams in schroffem Widerspruch stehende Haltung[2]), in Ihrer Theilnahme an dieser Handlungsweise aber eine schwere Verletzung jener Rücksichten erblickt, welche Ihnen das Verweilen in dem Lande Sr. Majestät auferlegte. Es ist der Wille des Königs, daß Ihnen gegenüber hierwegen das ernste Befremden Sr. Majestät zum Ausdruck gebracht werde.

Die Pflicht des Gehorsams gebietet mir, Vorstehendes Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren nicht vorzuenthalten. Im Uebrigen benutze ich den Anlaß dieser Mittheilung, welche selbstverständlich weit davon entfernt ist, die Eigenschaft eines amtlichen Erlasses zu tragen, sondern lediglich den Charakter einer pflichtmäßigen brieflichen Zuschrift hat, zur Versicherung der vollkommensten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein ꝛc.

---

1) Vor hundert Jahren war nämlich die Wallfahrtskirche zu Oggersheim von der Curfürstin Elisabetha Auguste erbaut worden.

2) Vgl. die Antwort des Bischofs von Speyer vom 12. October 1875. (Mainzer Journal 1875. Nr. 241.)

An den Staatsminister Dr. v. Lutz in München.

289.

Mainz, 13. October 1875.

Ew. Excellenz haben in dem geehrten Schreiben vom 8. l. M. im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Baiern mir eröffnet, daß Allerhöchstdieselben in der Abhaltung einer Predigt in Oggersheim eine schwere Verletzung jener Rücksichten erblicken, welche mir das Verweilen in dem Lande Sr. Majestät auferlegte, und daß es der Wille des Königs sei, mir hierwegen das ernste Befremden Sr. Majestät zum Ausdruck zu bringen. Dieses Schreiben erhielt ich an demselben Tage, wo auch bereits die öffentlichen Blätter den Inhalt desselben nach allen Seiten verbreiteten.

Da es mir nun sehr schmerzlich ist, durch mein Verfahren die Mißbilligung Sr. Majestät des Königs von Baiern mir zugezogen zu haben, so kann ich es nicht unterlassen, Ew. Excellenz die Gründe darzulegen, welche mich bei demselben geleitet haben und welche mir auch jetzt noch den Trost gewähren, daß ich dieses Allerhöchste Mißfallen nicht durch meine Schuld mir zugezogen habe.

Bei Abhaltung der Predigt in Oggersheim bin ich nämlich von der Ueberzeugung ausgegangen, welche ich auch jetzt noch nach reiflichster und wiederholter Prüfung für die wahre halte, daß ich für dieselbe einer staatlichen Genehmigung in keiner Weise bedurfte. Nur in dieser Ueberzeugung hat auch der Hochwürdigste Herr Bischof von Speyer mich gebeten, die Predigt zu übernehmen, nur in dieser Ueberzeugung habe ich seiner Bitte entsprochen.

Die Verordnung, aus welcher allein die gegentheilige Ansicht hergeleitet werden soll, ist die vom 20. Juni 1851, welche unter Nr. 4 bestimmt: „Wenn die kirchliche Oberbehörde zur Vornahme außerordentlicher Feierlichkeiten Geistliche herbeirufen und ermächtigen will, welche einem im Lande nicht recipirten Orden angehören oder das baierische Indigenat nicht besitzen, so hat sie hievon bei der königlichen Regierung vorher Anzeige zu machen und behalten sich Se. Majestät der König die Entscheidung vor."

Der Sinn der Worte „außerordentliche Feierlichkeiten," worauf hier zur Beurtheilung der vorliegenden Frage alles ankömmt, ist nun freilich, an sich genommen, sehr unbestimmt und dehnbar; ich konnte aber, sowohl nach den Erläuterungen, welche zur Zeit des Erlasses dieser Verordnung

von dem königlichen Ministerium in officieller Weise über die Tragweite dieser Bestimmung wiederholt gegeben worden sind, als nach den Kundgebungen Ew. Excellenz selbst, als auch endlich nach der constanten Uebung, so weit sie mir bekannt geworden ist, unmöglich annehmen, daß man berechtigt sei, das Fest in Oggersheim als eine solche „außerordentliche Feierlichkeit“ im Sinne dieser Verordnung anzusehen.

Was zunächst die Deutung jener Worte durch die Minister selbst, welche die Verordnung dem Könige vorgeschlagen haben, betrifft, so hatte der Staatsminister Dr. Ringelmann, bald nach Erlaß derselben, Gelegenheit sich officiell darüber auszusprechen. In der 38. Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1851 interpellirte hierwegen der Abgeordnete Westermaier den Herrn Minister, und dieser antwortete bezüglich des fraglichen Punktes, daß sich doch nichts dagegen einwenden lasse, „wenn, sofern Ausländer zur Abhaltung von dergleichen Missionen beigezogen werden sollten, eine vorherige Anzeige gefordert und specielle Allerhöchste Entscheidung vorbehalten wird, indem doch derjenige, welcher eine Concession macht, auch das Maß dieser Concession zu bestimmen befugt sein muß.“ Hieraus erhellt zweifellos, daß nach Ansicht der damaligen königlichen Minister eine derartige Genehmigung nicht für „außerordentliche Feierlichkeiten“ in jeglichem Sinne, sondern zunächst nur für sogenannte Missionen oder doch wenigstens für solche Feierlichkeiten nur, welche in der Art der Missionen außerordentlich sind, erfordert wird.

Diese Bestimmung des Sinnes jener Worte fand dann auch in dem, auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Königs ergangenen Erlasse des Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 8. April 1852 ihre authentische Bestätigung, indem es dort mit ausdrücklicher Beziehung auf jene Bestimmung in der Verordnung vom 20. Juni 1851 heißt: „Auch die Wahl der Geistlichen zu Missionen ꝛc. soll den Bischöfen anheimgestellt bleiben; nur wenn diese Wahl auf Ausländer fällt, ist jedes Mal wenigstens 8 Wochen vorher Bericht zu erstatten und behalten sich Se. Majestät der König die Entscheidung vor.“ Hier wird also die Bestimmung der Verordnung vom 20. Juni 1851 über die für „außerordentliche Feierlichkeiten“ einzuholende Erlaubniß des Königs nur für Missionen gefordert und nur für solche Priester, die Ausländer sind. Wenn nun auch durch den Ministerialerlaß vom 20. November 1873 der eben angeführte Ministerialerlaß vom 8. April 1852 außer Wirksamkeit gesetzt ist, so kann sich dies noch nicht auf jene in ihr enthaltene authentische Sinnerklärung der Worte einer unter demselben Ministerium erlassenen Verordnung beziehen, da ein späteres Ministerium

niemals berechtigt sein kann, eine Verordnung aus einer früheren Zeit in einem andern und weitern Sinne zur Anwendung zu bringen, als die Urheber selbst sie verstanden haben.

Wie constant und ausnahmslos aber die fraglichen Worte in dem bezeichneten Sinne genommen wurden, beweisen auch die weitern Verhandlungen des baierischen Episkopates mit der Regierung. Sowohl in den bischöflichen Erklärungen und Bemerkungen vom 15. Mai 1853 zu der an die königl. Kreisregierungen erlassenen Instruction vom 8. April 1852, als auch in der Antwort des baierischen Ministeriums vom 9. October 1854 auf jene Denkschrift der Bischöfe ist, wo immer von der königlichen Genehmigung zur Abhaltung von „außerordentlichen Feierlichkeiten" für Ausländer gesprochen wird, stets nur von Missionen die Rede. So sagt die letztgenannte Antwort des Ministeriums, welche auf königlichen Befehl erlassen wurde, unter Nr. 8: „Ebenso ist die Wahl der Geistlichen zu Missionen den Bischöfen freigestellt und nur in dem Falle, wenn die Wahl auf Ausländer fällt, vorgängige Anzeige gefordert und Allerhöchste Entschließung vorbehalten;" und fährt etwas weiter fort: „Wenn aber im Falle der Berufung von Ausländern für Missionen im Inlande die vorgängige Anzeige und Einholung Allerhöchster Entschließung in dieser Beziehung gefordert wird, so kann hierin" u. s. w.

Aber auch Ew. Excellenz selbst haben sowohl direct als indirect diese Auffassung bestätigt.

Direct in der Antwort auf die Interpellation des Abgeordneten Mahr in Betreff der Jesuitenmission am 14. Februar 1871. Ihre Worte: „Jetzt gilt die Entschließung vom Jahr 1851 für Abhaltung von Missionen, wonach die Missionen einheimischer Priester fast ganz frei gegeben und nur jene von Priestern, welche in Baiern staatsbürgerliche Rechte nicht erworben haben, an gewisse Bedingungen geknüpft sind," beweisen wie der ganze Inhalt jener Rede, daß Ew. Excellenz damals die „außerordentlichen Feierlichkeiten," von denen die Verordnung vom 20. Juni 1851 redet, ausschließlich auf Missionen bezogen haben.

Indirect scheint aber auch dieselbe Auffassung der Entscheidung zu Grunde zu liegen, welche Ew. Excellenz in betreffenden Fällen bezüglich der sogenannten Altkatholiken gegeben haben. Wie Herr Renftle in seiner Schrift erzählt, trug der jansenistische Erzbischof Loos von Utrecht Bedenken, nach Baiern zu kommen, um dort bischöfliche Functionen vorzunehmen, weil er befürchtete, daß seine Firmungsreise nach der baierischen Staatsgesetzgebung nicht erlaubt sei und er deßwegen Belästigungen zu erwarten habe. Auf eine Anfrage hierüber erließen Ew. Excellenz am 2. Januar 1872 den Bescheid, „daß sich die königliche Staatsregierung

zur Ertheilung einer Erlaubniß zur Vornahme geistlicher Handlungen, welche den Bischöfen vorbehalten sind, ebensowenig als zur Ertheilung einer Erlaubniß zur Vornahme der den Priestern zukommenden Handlungen, wie Messelesen, für zuständig erachte." Der Oberstaatsanwalt v. Wolf beruhigte aber den jansenistischen Bischof völlig, indem er ihm unter dem 1. März 1872 schrieb, „das baierische Cultusministerium hat ausdrücklich erklärt, daß durch Spendung der Firmung durch den Erzbischof von Utrecht die Staatsgesetze nicht verletzt werden." Zwar ist in diesen Entscheiden nicht direct von Predigten die Rede, und ich weiß auch nicht, ob der jansenistische Bischof bei jener Gelegenheit gepredigt hat. Die Predigt gehört aber jedenfalls zu den geistlichen Verrichtungen der Bischöfe, und eben so gewiß waren jene Functionen des jansenistischen Bischofes aus Holland „außerordentliche," ja im katholischen Baiern noch niemals dagewesene „Feierlichkeiten."

Wenn daher der jansenistische holländische Erzbischof nach dieser von Ihnen gegebenen Antwort ohne weitere Erlaubniß auch hätte predigen dürfen, so wird doch einem katholischen Bischofe in Baiern nicht verwehrt werden, was Ew. Excellenz einem jansenistischen mit solchem Entgegenkommen eingeräumt haben.

Daß nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen eine königliche Genehmigung für Ausländer nur zur Abhaltung von Missionen und missionsähnlichen außerordentlichen Feierlichkeiten erforderlich ist, bestätigt auch die bisherige Uebung, so weit sie wenigstens mir bekannt geworden ist. Ich habe bei den verschiedensten Feierlichkeiten in verschiedenen Diöcesen Baierns gepredigt, ohne daß jemals ein ähnlicher Anspruch erhoben wurde. Zu den größten Feierlichkeiten dieser Art gehörte wohl jene Jubiläumsfeier des Speyerer Domes, bei der ich eine Festpredigt gehalten habe und zwar in Gegenwart einer großen Zahl hochgestellter baierischer Beamten, ohne daß ich das Mindeste von einer erforderlichen Genehmigung erfahren hätte. So verhielt es sich bei den verschiedensten anderen Gelegenheiten.

Ich kann daher nicht zugeben, daß die Feier in Oggersheim im Sinne der Verordnung vom 20. Juni 1851 eine „außerordentliche Feierlichkeit" gewesen sei. Sie war weder eine Mission noch eine missionsähnliche Feier. Außerordentlich können kirchliche Feierlichkeiten in dem Sinne sein, daß sie im gewöhnlichen Laufe des Kirchenjahres und seiner Feste nicht vorkommen, oder daß sie zwar zu den regelmäßig wiederkehrenden Festen gehören, aber wegen besonderer Umstände mit erhöhter Festlichkeit begangen werden. Zu den letzteren gehörte jenes Fest in Oggersheim. Es gibt keinen Festtag in der katholischen Kirche, welcher

mehr zu den ordentlich wiederkehrenden zählte, als den Erinnerungstag an die Erbauung und Einweihung einer Kirche. Ebenso wird das Fest des heiligen Franziskus von den Minoriten immer mit großer Freude begangen. Beide, ganz und gar dem gewöhnlichen Verlaufe des Kirchenjahres angehörenden Feste wurden in diesem Jahre für Oggersheim erhöht durch das hundertjährige Andenken an die edle Erbauerin, welche zu den Ahnen Sr. Majestät des Königs gehört. Das berechtigt gewiß keineswegs, sie als „außerordentliche Feierlichkeit" im Sinne der Verordnung aufzufassen.

Endlich kann ich auch nimmermehr zugeben, daß ich als Ausländer in Oggersheim und in Baiern behandelt werden darf. Oggersheim liegt in der unmittelbaren Nähe der Mainzer Diöcese. Ein Bischof von Worms, das jetzt zu Mainz gehört, hat die Wallfahrt in Oggersheim eingeführt. Bischof Colmar von Mainz, der auch dort Bischof war, hat unter Napoleon die Niederreißung der Kirche in Oggersheim verhindert. Viele Gläubige aus den rings umherliegenden Pfarreien unserer Diöcese betrachten Oggersheim als einen Ort des Gebetes, der ihnen gehört, den sie oft und gern aufsuchen. Alle Priester ringsum, wo die Grenzen der Mainzer und baierischen Diöcesen zusammenstoßen, in der Pfalz wie am Main, stehen zu einander in der freundlichsten Verbindung und leisten sich bei allen Anlässen gegenseitige Aushilfe: und nun sollte ich plötzlich in Baiern als Ausländer behandelt werden, nachdem ganz Deutschland daran arbeitet, die innigste Verbindung aller deutschen Volksstämme zu bewirken, und nachdem bereits Artikel 3 der Verfassung des Deutschen Reiches „ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate als Inländer zu behandeln ist," angeordnet hat! Nach dem Wortlaute dieses Artikels kann man vielleicht die Behauptung versuchen, daß, weil unter den dort aufgezählten Folgerungen des Indigenates die kirchlichen Beziehungen nicht ausdrücklich genannt sind, dasselbe auf die letzteren sich nicht erstrecke. Dem Geiste des Artikels 3 der Reichsverfassung scheint mir aber eine Deutung, nach welcher dieselbe Person zugleich als Inländer und Ausländer in einem und demselben Lande angesehen wird, nicht zu entsprechen.

Wenn aber etwa aus dem Umstande, daß ich bei Ew. Excellenz und bei Sr. Majestät dem Könige um Genehmigung der Predigt eingekommen bin, folgern wollte, daß ich dieselbe mit dem Bewußtsein einer Gesetzübertretung gehalten habe, so wäre das gänzlich unrichtig. Als ich nach Oggersheim kam, um die Predigt zu halten, hatte ich die volle Ueberzeugung, daß ich eine Genehmigung für dieselbe in keiner Weise be-

dürfe. Als ich dann am Morgen des Tages selbst, wo ich gegen Abend die Predigt halten sollte, von der gegentheiligen Aeußerung der königlichen Regierung der Pfalz Kenntniß erhielt, schien es mir am Besten, mich, ohne die Rechtsfrage zu erörtern, zuerst an Ew. Excellenz und darauf an Se. Majestät den König selbst zu wenden. An die Möglichkeit, daß einem benachbarten, in so vielen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Bisthum Speyer stehenden Bischof eine abschlägige Antwort könnte ertheilt werden, habe ich dabei gar nicht gedacht. Nach der Antwort Ew. Excellenz hatte ich aber Veranlassung, auch die Rechtsfrage näher ins Auge zu fassen und als ich dann über meine Berechtigung vollkommen im Klaren zu sein glaubte, als ferner kurz vor dem für den Beginn der Predigt festgesetzten Zeitpunkte der Hochwürdigste Bischof von Speyer selbst eintraf, mich in meiner Ansicht bestärkte und zur Abhaltung der Predigt aufforderte, und als wir endlich in dem Nichteintreffen der königlichen Antwort nicht eine abschlägige Entschließung, sondern vielmehr eine stillschweigende Zustimmung finden zu dürfen glaubten, da entschloß ich mich in dem Bewußtsein meiner vollen Berechtigung die Predigt zu halten.

Ich hoffe, daß diese Gründe für mein Verfahren, welche ich ergebenst bitte zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs zu bringen, dazu dienen werden, Allerhöchstdemselben meine Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Da Ew. Excellenz geehrtes Schreiben vom 8. October zugleich mit der Absendung an mich der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, so werden Sie es gewiß für berechtigt finden, wenn ich von der gewöhnlichen Form des Verkehrs Umgang nehme und auch dieses Schreiben zugleich der Oeffentlichkeit übergebe.

Im Uebrigen bitte ich den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe zu sein ꝛc.

An seine Schwester Sophie.

290.

Mainz, 5. December 1875.

Wie tröstlich sind die Nachrichten von unserer braven Paula[1]) in Paris. Wenn Du ihr schreibst, so grüße sie doch ganz besonders von mir. Aus allen Theilen der Welt kommen jetzt Nachrichten von lieben

1) Gräfin Merveldt, als Salesianerin Schwester Maria Josepha.

theuren Bekannten, die der Culturkampf aus der Heimath vertrieben hat. Auch unsere lieben Kapuziner in Amerika haben mir in diesen Tagen die Photographie ihrer jetzigen schönen Niederlassung[1]) geschickt, wo Gott ihnen eine sehr segensreiche Wirksamkeit gegeben hat. So erfreulich das ist, so schmerzlich ist es zugleich, daß unser deutsches Volk das alles jetzt entbehren muß. Daß Du, geliebte Sophie, bei so vielen Veranlassungen jetzt auch oft an mich denkst, ist bei Deiner so treuen schwesterlichen Liebe wohl erklärlich. Ich werde wohl auch mehr und mehr in den Kampf hineingezogen werden. Hoffentlich wird mir der göttliche Heiland die Gnade geben, sein Wort immer vor Augen zu haben, daß der Knecht nicht mehr werth ist als der Herr. Bei solchen Ereignissen, wie sie so plötzlich und gänzlich unerwartet und unberechenbar über uns gekommen sind, da hört jede natürliche Beurtheilung gänzlich auf, da kann man sich nur mit verbundenen Augen der göttlichen Leitung überlassen. Um so mehr wollen wir auf den Erlöser vertrauen und durch ihn uns trösten in dieser trüben Zeit, die uns wieder so lebendig an ihn erinnert. Mitten in diesen Trübsalen sind wir doch tausendmal glücklicher als alle die armen Menschen, die ihn nicht kennen. So wünsche ich denn Dir und allen lieben Schloßbewohnern ein recht glückseliges Weihnachts- und — wenn auch sehr frühzeitig — Neujahrsfest.

An seine Schwägerin Paula.

291.

Mainz, 5. December 1875.

Da ich nicht weiß, ob ich noch in diesem Jahre ein anderes freies Stündchen erobern kann, um Dir die innigsten Segenswünsche für Weihnachten und Neujahr auszusprechen, so benutze ich schon heute dazu ein freies Abendstündchen, so weit auch noch die genannten Festtage entfernt sein mögen. Je näher Weihnachten rückt, desto mehr gibt es zu thun, und das wird in diesem Jahre wegen Schluß des Jubiläums noch mehr wie sonst der Fall sein. Ich wünsche Dir also den reichsten Segen zu diesen heiligen Zeiten, und daß das göttliche Kind Dich so mit seiner Liebe erfülle, daß Dir das Leiden für Ihn eine Freude wird. Dahin müssen wir kommen. Mir scheint, daß das liebe Weihnachtsfest und die Zeit der Erwartung auf dasselbe in dieser schweren Zeit noch trostvoller ist wie sonst. Als unser Erlöser hat Er ja die Absicht das tausendfäl-

---

1) In Cumberland (Maryland).

tige Elend der Welt von uns zu nehmen, und so wollen wir um so vertrauensvoller bei allem Privat- und öffentlichem Elend auf Ihn hinblicken, je größer unsere Bedürfnisse und je hilfsbedürftiger unsere Lage ist. Wie schön sind die Worte der heutigen Epistel: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit jeglicher Freude und mit Frieden durch den Glauben, auf daß ihr überreich seid an Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes.“ (Röm. 15, 13.) Diese Hoffnung durch den lebendigen Glauben, welche eine der Gaben des heiligen Geistes ist und unserer Seele Frieden und Freude mitten unter allen Trübsalen bringt, wolle uns das Herz Jesu geben.

An seinen Großneffen Wilhelm Emmanuel Graf Droste zu Vischering[1].

292.

Mainz, 4. Januar 1876.

Mein liebes Päthchen! Ich danke sehr für Deine Glückwünsche zu meinem Geburtstag und erwiedere sie mit den herzlichsten Glückwünschen zum neuen Jahr. Allen lieben Bewohnern von Darfeld rufe ich ein recht inniges „Glückselig Neujahr!“ zu. Du mußt diesen Glückwunsch an alle gut ausrichten und ihnen sagen, daß ich damit auch den bischöflichen Segen verbinde, damit er in Erfüllung gehe. Die Hauptsache aber, damit das Jahr ein gutes und glückseliges werde, hängt immer von uns selbst ab. Der liebe Gott gibt uns immer die nothwendige Gnade; wir müssen aber immer treu mitwirken und uns recht viel Mühe geben, damit wir unsere Fehler ablegen und in den Tugenden zunehmen, welche uns gottgefällig machen. Nur dann ist das Jahr ein gutes und glückseliges. Möchtet Ihr lieben Kinder darnach recht streben in dem neuen Jahre. Die Zeit eilt so schnell dahin; möchtet Ihr die kurze Jugendzeit recht benutzen, um recht pflichttreu und brav zu werden. — Die herzlichsten Grüße den lieben Eltern und Geschwistern.

---

1) Damals 11 Jahre alt.

An seine Großnichte Auguste Gräfin Droste zu Vischering.

293.

Mainz, 7. Januar 1876.

Einen Brief von Dir aus Paris — wer hätte daran noch vor einigen Jahren denken können! Die großen Veränderungen, welche das herbeigeführt haben, sind mir durch denselben recht lebhaft vor die Seele getreten. Unsere braven deutschen Schwestern mit ihren deutschen Zöglingen flüchtig in ein fernes Land[1]), um dort nach ihrem heiligen Berufe leben zu können — wie schmerzlich ist das! Doch müssen wir Gott innig danken, daß die Schwestern und Ihr Kinder in Paris eine so gastliche und liebevolle Aufnahme gefunden haben. Es war recht brav von Dir, mir Nachricht von Dir zu geben, mein liebes Kind. Ich hatte ziemlich darauf gerechnet, obwohl ich nicht vergessen hatte, daß ich eigentlich Dir noch einen Brief schuldig war. Daß Du noch immer unter Deinen Verhältnissen recht zufrieden bist, freut mich außerordentlich, nicht hauptsächlich deßhalb, weil es mir ein Zeichen ist, daß es Dir gut geht, sondern noch vielmehr, weil ich darin Dein Bestreben zu erkennen glaube, überall da gern zu sein, wo Gott Dich hinsetzt, und alle Verhältnisse auf Gott zu beziehen und auf die Erfüllung seines heiligen Willens. So müssen wir das Leben immer mehr ansehen: nicht als eine Zeit, deren Hauptbestimmung Vergnügen und behagliches Leben ist, wo wir alle unsere Launen befriedigen können, sondern als eine Zeit der Arbeit für den Himmel, der Nachfolge und Liebe Jesu. Ich denke, Du wirst ein so tüchtiges und braves Mädchen; das sollte mich unbeschreiblich freuen. Grüße die Kinder aus Westphalen, aber auch alle andern recht herzlich. Ebenso die lieben Schwestern und recht sehr die liebe Paula[2]). Wie freue ich mich, daß es ihr gut geht und daß sie zufrieden ist. Sage ihr auch, daß Schwester Elisabeth[3]) recht wohl ist. Allen Kindern und Schwestern schicke ich den bischöflichen Segen. Im Herzen Jesu und in treuester Liebe 2c.

---

1) Seine Großnichte Auguste, vordem im Pensionat der Salesianerinen zu St. Mauritz bei Münster, war nach dessen Aufhebung mit den Schwestern in das Kloster von der Heimsuchung zu Paris (rue d'Enfer) übergesiedelt.

2) Gräfin v. Merveldt. Vgl. S. 520.

3) Gräfin v. Merveldt, Oberin der Franziskanerinen in Mainz.

An den Freiherrn v. Hertling in Bonn[1]).

294.

Mainz, 19. Januar 1876.

Aus dem geehrten Schreiben vom December v. J. habe ich mit lebhaftem Interesse Kenntniß genommen von dem Plane, bei Gelegenheit der bevorstehenden Görresfeier eine Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland zu gründen.

Das Bedürfniß, Vereine und Anstalten für diesen Zweck ins Leben zu rufen, wird überall mehr und mehr empfunden. In keinem Lande aber ist dasselbe wohl größer als in Deutschland, wo die Gegner der christlichen Weltanschauung an Zahl, Thätigkeit und Mitteln aller Art übermächtig sind, die katholische Kirche aber selbst gefesselt und gedrückt, aller Bildungs-Anstalten beraubt ist. Da kann ein freier Verein, in welchem sich katholische Gelehrte und Freunde der katholischen Wissenschaft sammeln, um über unsere traurige Lage in dieser Hinsicht und über die Mittel der Abhilfe sich nachhaltig zu berathen und für den hohen Zweck der Förderung der katholischen Wissenschaft thätig zu sein, eine große Bedeutung erhalten. Ich begrüße daher diesen Verein mit warmer Theilnahme und glaube, daß unter den vielfachen Bemühungen für Befriedigung unserer dringendsten katholischen Bedürfnisse keine wichtiger ist als diese. Ich spreche deßhalb auch den geehrten Herren, welche die Einleitung zur Gründung dieses Vereins getroffen haben, meinen herzlichsten Dank aus.

Möge Gott diesen Plan segnen und ihn allmälig wie das Senfkörnlein zu einem großen Baum heranwachsen lassen, der seine Früchte über das ganze deutsche Vaterland verbreitet.

An seinen Neffen Clemens Graf v. Galen.

295.

Mainz, 8. März 1876.

Gestern Abend habe ich die angekündigte Klageschrift wegen Beleidigung des Oberpräsidenten[2]) nebst Vorladung auf Freitag den 10. März

1) Aus dem Concept.

2) Derselbe hatte die von den städtischen Behörden Münster's an den Mainzer Bischof erlassene Jubiläumsadresse (Nr. 280) „bei der notorischen Stellung, welche der Adressat dem Staate gegenüber auf dem kirchenpolitischen Gebiete einnimmt," als „politische Demonstration in einem der Staatsregierung feindlichen Sinne" be-

vor das Kreisgericht in Münster erhalten. Da der Termin so kurz anberaumt ist, so will ich heute noch auf eine Verlegung für die nächstfolgende Woche antragen. Ob sie bewilliget wird, steht dahin.

Es wird mir wohl nichts übrig bleiben, als zum Termin zu erscheinen, da ich sonst in contumaciam verurtheilt werde. Verurtheilt werde ich freilich so wie so; dennoch scheint es mir besser, zu erscheinen. Meine Bitte geht nun dahin, einen Advokaten auszuwählen und ihn zu beauftragen, meine Vertheidigung zu übernehmen. Da leider auch der „Westfälische Merkur“ verklagt ist, so ist es vielleicht gut, mit den Herren Rücksprache zu nehmen, ob nicht vielleicht derselbe Advokat für uns beide zu nehmen ist. Die Klageschrift schicke ich noch heute an Dich ab, um sie dem Advokaten zu übergeben. Das corpus delicti, den Artikel selbst, kann er ja dort jedenfalls erhalten.

Ich werde, je nachdem der Termin verlängert wird oder nicht, mein Eintreffen in Münster jedenfalls so einrichten, daß ich einen Tag vorher schon dort bin, um alles mit dem Advokaten und den übrigen Herren zu besprechen.

Frage doch auch Onkel Clemens, ob ich bei ihm wohnen kann. Ich weiß nicht, ob irgend zu befürchten ist, daß meine Anwesenheit zu Demonstrationen Veranlassung geben könnte. Im Falle dies zu befürchten wäre, bitte ich Dich, mit Giese[1]) zu sprechen und ihn zu ersuchen, das doch durch seinen Einfluß ganz zu verhindern. Habe die Güte mir durch Telegramm zu sagen, ob Du dieses Schreiben erhalten hast. Tausend herzliche Grüße an alle.

An seinen Neffen Clemens Graf v. Galen.

296.

Mainz, 6. März 1876.

Ich muß Dich wieder quälen. Vor allem ist es mir wichtig zu erfahren, ob die Verlegung des Termins bewilliget wird. Wenn nicht, so komme ich doch. Wenn Du aber etwas darüber erfahren kannst,

---

zeichnet und deßhalb die von der Regierung über die Unterzeichner verhängte Disciplinarstrafe bestätiget. Der Bischof erkannte in diesen Worten den Vorwurf der Staatsfeindlichkeit und veröffentlichte dagegen in dem „Westfälischen Merkur“ vom 21. Januar 1876 einen Protest vom 19. Januar. Gegen diese Erklärung ist obige Klageschrift des Oberpräsidenten v. Kühlwetter gerichtet.

1) Domcapitular und Generalvikar.

vielleicht durch den Advokaten, so theile es mir doch gleich mit, per Telegramm.

Dann schicke ich Dir in der Anlage meine Vertheidigungsrede, die ich ungefähr so halten werde. Ich bitte sie dem Advokaten zu übergeben, damit er meinen Standpunkt weiß und sich dann besser selbst vorbereiten kann. Das wird ihm angenehm sein und ist zugleich für die Vertheidigung wichtig. Er kann mich dann unterstützen und hervorheben, was ich übersehen habe. Namentlich wird es vielleicht gut sein, wenn er nachweist, daß die mir zur Last gelegten Worte nothwendig zu meiner Vertheidigung waren und nicht als Beleidigungen gedeutet werden dürfen.

Ich freue mich sehr alle die lieben Verwandten wieder zu sehen. Die Sache selbst ist mir sehr gleichgültig, obwohl ich einer Verurtheilung entgegen sehe. Die lieben Schwestern sollen sich doch nur nicht agitiren. Sage es doch Deiner lieben Mutter und Tante Sophie.

An seinen Neffen Clemens Graf v. Galen.

297.

Mainz, 9. März 1876.

An die Möglichkeit, daß sie mich gleich einstecken, habe ich auch schon gedacht, obwohl ich es nicht für wahrscheinlich halte. Dennoch ist es besser, daß ich erscheine. Ich werde mich wahrscheinlich Dienstags auf den Weg machen nach der lieben Heimath. Habe daher die Güte, mich bei Onkel Clemens, der mich ja wohl aufnehmen wird, anzumelden. Ich habe dann noch zwei Tage, um mit dem Advokaten zu sprechen und das etwa Nothwendige zu überlegen. Der Entwurf meiner Vertheidigung wird inzwischen in Deine Hände gekommen sein. Er hat sich mit Deinem Briefe gekreuzt.

Herzlichen Dank für die Besorgung meiner Angelegenheit. Die dumme Geschichte soll mich nicht hindern mich recht zu freuen, Euch alle wieder zu sehen.

An seine Schwester Sophie.

298.

Mainz, 3. Juli 1876.

Ich bin seit Deinem lieben Hiersein fast immer abwesend gewesen und habe bereits 38 Firmungsstationen abgemacht. Nur auf Pfingsten

und Frohnleichnam war ich einige Tage hier. Wenn ich an die armen Bischöfe dachte, welche von ihren Diöcesen vertrieben sind, so dankte ich von ganzer Seele dem lieben Gott, daß ich wenigstens noch ungefährdet in meinen Pfarreien herumreisen konnte. Im Ganzen ist es mir auch recht gut gegangen, wenn ich auch an einigen Orten die Wirkungen des Culturkampfes in den Schulen schon wahrnehmen konnte. Das waren aber doch nur vereinzelte Fälle.

Ferdinand Spee erzählte mir gestern bei seiner Rückkehr von Homburg, daß er von August und Marie[1]) sehr gute Nachrichten aus Marienbad erhalten habe, und daß beide von ihrem Aufenthalt in Eichstätt und ihrem Besuche bei Mathias[2]) im höchsten Grade zufrieden seien. Das ist mir eine große Beruhigung, da ich ihnen Eichstätt empfohlen hatte. Mathias macht mir große Freude und denke ich mit innigstem Dank gegen Gott daran, daß durch ihn der Priesterstand unter unsern Verwandten sich forterhält.

Du wirst aus den Zeitungen gelesen haben, daß meine aus den Schulen vertriebenen Schulschwestern jetzt auch angefangen haben Schulen in Amerika zu übernehmen[3]). Es ist mir recht schwer geworden, sie ziehen zu lassen. Aber Gottes Absichten müssen sich erfüllen. Ob ich im Herbst noch nach Westphalen komme, weiß ich nicht. Ich wage gar nicht Pläne zu machen. Ganz verzichte ich aber doch nicht auf die Hoffnung Dich im Herbst noch zu sehen.

Freifrau v. Villani geb. v. Lukacsich an Bischof v. Ketteler.

299.

Mühlberg, 24. Juli 1876.

Als eine Bittende nahe ich heute, noch nie im Leben so verzagt; denn nie noch hat mir eine Persönlichkeit so imponirt als die, vor der ich eben stehe. Möchten Ew. Bischöfliche Gnaden mit dem bekannten Wohlwollen dieses Album entgegen nehmen, an dem ich mit Herz und Hand gearbeitet habe, um ein zwar sehr kleines Zeichen einer sehr großen, tiefen Verehrung zu schaffen, die mich seit Jahrzehnten erfüllt. Seit dem Jahre 1848 in Frankfurt und seit der so vielbewunderten Rede am Grabe der Septemberopfer[4]) bin ich mit stets wachsendem Interesse

1) Graf und Gräfin v. Spee.
2) Ihrem Sohne, Candidat der Theologie.
3) Zuerst in Dungannon, später in drei Vorstädten von Pittsburg.
4) Vgl. v. Ketteler Predigten 2, 107—114.

dem Leben Ew. Bischöflichen Gnaden gefolgt — persönlich wohl nur in ehrerbietiger Entfernung, zur Zeit meiner verschiedenen Aufenthalte in Mainz und bis zum heutigen Tag. Unvergeßlich bleibt mir der 25. Juli 1850[1]), wo ich mit Baron Mertens[2]), neben dem Altar, eine andächtige Festgenossin war. Darum hat es mich auch im vorigen Sommer große Selbstüberwindung gekostet, mich nicht an dem schönen großen Feste[3]) zu betheiligen, weil ich mir das Recht dazu nicht zuerkannte. Ein solches fehlt mir auch heute noch an dessen Anniversar; aber das Wohlwollen, mit dem mich Ew. Bischöfliche Gnaden dieses Frühjahr empfangen haben, ermuthigt mich zu der Bitte um Annahme dieses Albums, in welchem ich im Bilde — so viel es mir möglich gemacht wurde — einem von früher Jugend an so glänzend tugendhaften Lebenslauf nachging; gefolgt von Darstellungen aus der irdischen Lebenszeit dessen, der das alleinige und höchste Vorbild für dieses und jenes Leben Ew. Bischöflichen Gnaden ist[4]). Meine Seele neigt sich tief vor den hohen Tugenden Ew. Bischöflichen Gnaden, die nur um so heller strahlen, je mehr Unverstand und Blindheit dieser Erde denselben entgegen zu treten wagt.

Mögen Ew. Bischöfliche Gnaden noch oft den 25. Juli, gleichviel an welchem Orte, wiedersehen, immer zum Segen für Tausende. Gott segne Sie, gnädiger Herr, heute und allezeit.

An Freifrau Theresia v. Villani geb. v. Lukacsich.

300.

Mainz, 28. Juli 1876.

Ich kann kaum Worte finden, um Ihnen für ein mit so viel Liebe und Güte ausgedachtes Geschenk meinen Dank auszusprechen. Selbst die mir so unbeschreiblich lieben Gegenstände, welche mich an mein elterliches Haus erinnern, haben Sie in liebevoller Sorgfalt nicht vergessen! Sie konnten doch kaum ahnen, welchen Werth diese Erinnerungen für mich haben. Alles, alles ist mit so viel Liebe ausgesucht, daß ich ganz beschämt dadurch bin. Ich kann daher nur den lieben Gott bitten, daß er

1) Consecrationstag des Bischofs im Mainzer Dome.

2) Damals Gouverneur der Festung Mainz.

3) Fünfundzwanzigjähriges Bischofsjubiläum.

4) Das Album enthält die photographischen Aufnahmen verschiedener Stätten seiner Heimath und anderer Orte, welche in Ketteler's Leben eine Rolle spielen. Daran schließt sich ein Cyclus von Photographien der klassischen Bildwerke, mit welchen die großen Meister der Kunst das Leben Jesu verherrlichet haben.

Ihnen, Gnädige Frau, diese große Güte vergelte und zwar um so mehr, als ich nicht verkenne, daß ich Ihr Wohlwollen nur den großen Principien der Religion und des Rechtes verdanke, deren unwürdiger Vertreter ich in dieser sturmbewegten Zeit bin.

Indem ich mir vorbehalte, bei der nächsten Gelegenheit auch noch mündlich meinen Dank abzustatten, habe ich die Ehre &c.

An seine Schwägerin Paula.

301.

Mainz, 11. August 1876.

Wenn ich Dir sage, daß ich seit Ostern 51 Firmungen vorgenommen habe, so wirst Du mein langes Schweigen gewiß begreiflich finden. Ich wollte in diesem Jahre keine Pfarrei zurücklassen, da man der Zeitverhältnisse wegen nicht weiß, wie lange noch Bischöfe solche staatsgefährliche Handlungen vornehmen können, oder ob nicht andere Geschäfte eintreten, welche sie verhindern. Ich bin jetzt fast zu Ende und danke dem lieben Gott aus ganzer Seele dafür, daß ich meine lieben Gemeinden noch besuchen konnte, während so viele andere Bischöfe in Deutschland daran gehindert sind. An den Grenzen der Diöcesen nimmt man diese traurigen Zustände auch überall wahr, da die armen Leute aus den verwaisten Diöcesen von weit her kommen, um die Gnaden der Kirche zu empfangen. So mußte ich auf dem Vogelsberg nach Fulda zu in einer Gemeinde [1]) drei Tage die hl. Firmung spenden, um 2500 Firmlinge aus Fulda selbst und weiter Umgegend, welche zum Theil bis 12 Stunden weit her kamen, zu firmen. Das waren wunderschöne Tage. Auf allen meinen Besuchen in den Pfarreien habe ich aber fast nur Freude gehabt und überall die Wahrnehmung gemacht, daß Gott in den Herzen der Menschen viel aufbaut, während die Menschen viel zerstören.

An seine Schwester Sophie.

302.

Mainz, 10. November 1876.

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, der mir die erste directe Nachricht seit unserer Trennung in Assen [2]) brachte. Die Zeit läuft in

---

1) In Herbstein.

2) Ende September war der Bischof zum letztenmal in seiner westphälischen Heimath, besuchte in Thüle das Grab seines Bruders Wilderich, in Eresburg

der Carriere und kaum hat man eine Freude genossen, so ist sie schon wieder in weiter Ferne. Ich denke aber immer noch mit recht großer Freude an unser Zusammensein.

Von unserer Reise nach Salzburg[1]) und Goldegg wirst Du, liebe Schwester, schon alles, was Max und ich mitgetheilt haben, über Assen gehört haben. Es war eine wunderschöne Reise und Du hast wohl Recht, wenn Du voraussetzest, daß ich in der schönen Gegend bei dem herrlichen Wetter tüchtig geschwärmt habe. Goldegg[2]) liegt sehr hübsch und seine Bewohner schienen uns recht vergnügt zu sein.

Bei der Consekration des Erzbischofs von Salzburg habe ich mit großer Freude so viele alte Bekannte unter den österreichischen Bischöfen wiedergesehen, mit denen ich in Rom Monate lang zusammen war. Ich bin mit ihnen sehr befreundet und sie waren voll Herzlichkeit gegen mich. So viel auch die österreichischen Verhältnisse zu wünschen lassen, so war es mir doch eine wahre Herzensfreude, in einem Lande zu weilen, in dem nicht die heilige Kirche so offen mit allen Waffen bekämpft wird wie bei uns.

An seine Schwägerin Paula.

303.

Mainz, 24. November 1876.

Vor meiner Abreise nach Constanz, wo ich eine Art Mission zu Ehren der neunhundertjährigen Feier des Todestages des hl. Bischofs Conrad mitbegehen soll, muß ich Dir doch sagen, daß Heinrich[3]), welchem Janssen das erste Exemplar der Briefe des Grafen Stolberg mitgetheilt hat, ganz entzückt von denselben ist und sie nicht genug loben kann. Er hat uns während des ganzen Mittagessens davon erzählt und hörte nicht auf uns Mittheilungen aus den Briefen zu machen. Dieses Urtheil wird Dich freuen. Sobald das Buch zu haben ist, schicke ich Dir ein Exemplar. Nach dem, was Heinrich sagt, hoffe ich, daß die Briefe viel Gutes stiften werden. Hoffentlich werden sie auch in unsern westphälischen Kreisen viel gelesen werden.

---

seine Schwägerin Paula und traf dann mit den übrigen Verwandten auf dem Galen'schen Schlosse Assen zusammen.

1) Zur Trauung des Prinzen Heinrich von Bourbon, Graf v. Bardi, mit Dona Maria Adelgunde von Braganza, Infantin von Portugal, am 15. October 1876. Vgl. v. Ketteler Predigten 2, 83.

2) Wohnsitz seines Neffen Hubert Graf v. Galen.

3) Domdecan Dr. Heinrich.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste zu Vischering.

304.

Mainz, 2. März 1877.

Eure lieben Kinder werden jetzt wohl in voller Vorbereitung zur ersten heiligen Communion sein. Gott gebe seinen vollen Segen dazu. Der beste Trost unter allerlei Besorgnissen darüber, ob auch alles hinreichend geschieht, um die Kinder gut zu bereiten, ist wiederum das Gebet. Unser Werk ist und bleibt Stückwerk. Dabei müssen wir uns nun einmal beruhigen und auf diese Ueberzeugung uns stützen, wenn wir überhaupt Ruhe finden wollen. Gott selbst muß die Hauptsache thun.

Wie herrlich hat Schorlemer in den letzten Tagen gesprochen. Wenn Du Frau v. Schorlemer einmal siehst, so sage ihr doch, ich gratulirte ihr von ganzem Herzen zu dem Glück, einen Mann zu haben, der so, in solchen Zeiten und unter solchen Umständen für Gottes Sache zu kämpfen versteht. Aus den Antworten, selbst von Falk, leuchtet doch das erste Auftauchen der Erkenntniß hervor, daß man auf dem jetzigen Wege nicht zum Ziele gelange. Auch da wird Gott helfen, aber auf seinem Wege und zu seiner Zeit.

An seine Großnichte Maria Gräfin v. Spee.

305.

Mainz, 2. März 1877.

Soeben bekomme ich die Abdrücke einer Predigt über das Gebet, welche ich in Constanz gehalten habe [1]), und da ich Dir noch einen Dank für Deinen lieben Brief schuldig bin, so will ich ihn dadurch abstatten, daß ich Dir ein Exemplar schicke. Es soll aber insofern ein Gemeingut für Euch Geschwister alle sein, daß Ihr alle die Predigt leset und beherziget. Wenn sie auch an sich nichts Besonderes enthält, so ist uns doch jede Anregung zum Gebet nützlich, da wir nichts so nothwendig haben wie das Gebet, und der Teufel daher nichts mehr sucht, als uns vom Gebet abzuhalten. Deßhalb ist es so wichtig, immer von Neuem dazu ermahnt zu werden. Leset also, liebe Kinder, diese Predigt und beherziget sie.

Es freut mich sehr für Dich, daß Du die letzte Zeit noch mit der

---

1) v. Ketteler, Predigten 2, 352—369.

lieben Anna[1]) zusammen sein kannst. Doch auch später bleibt Ihr ja immer im Herzen innig verbunden. Das hat uns der liebe Heiland gebracht, daß uns nichts mehr trennen kann, wenn wir nur in ihm immer verbunden sind. Das ist die Hauptsache! Wo Christus ist, da gibt es keine Trennung mehr, selbst nicht durch den Tod. Alles Zusammensein außer ihm, ist dagegen werthlos und verfliegt wie Wind und Staub.

Grüße, liebes Kind, tausendmal die lieben Eltern und Geschwister. Ich segne Euch in herzlicher Liebe.

An die Redaction der „Germania[2]).“

306.

Mainz, 23. März 1877.

Ich bitte die Redaction, mir ein Plätzchen in ihrem geehrten Blatte zu gewähren, um der „Nordd. Allgem. Zeitung“ auf eine, deren Nr. 67 eröffnende Besprechung meiner jüngsten Schrift: „Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche“ einige Worte zu erwidern.

Die „N. Allg. Ztg.“ pflegt mir den Titel „der streitbare Bischof von Mainz“ beizulegen. Ich kann denselben nur in der Voraussetzung annehmen, daß sie aufgezwungene Nothwehr für die heiligsten Güter des Menschen, für Glaube und Gewissen, für ein streitbares Wesen halten will. Weiter geht in der That mein streitbarer Sinn nicht, als daß ich für mich und meine katholischen Glaubensgenossen das Recht in Anspruch nehme, nach unserem katholischen Glauben zu leben.

Nach Anführung einiger Stellen aus meiner Schrift sagt nun die „N. Allg. Ztg.“: „Aus diesen Sätzen folgert Herr v. Ketteler einmal, daß die Altkatholiken, da sie dem Lehramt der Kirche sich nicht unterwerfen, auch keine Katholiken mehr wären; daß sie aber noch vor dem Vaticanum schon den wahren katholischen Glauben nicht mehr besessen hätten, da sie sonst gar nicht in die Lage gekommen wären, die Feststellungen des Lehramts ihrer subjectiven Prüfung zu unterstellen. Daraus aber folge wieder, daß der Staat kein Recht gehabt, die Altkatholiken als Katholiken anzuerkennen, daß er vielmehr durch diese Anerkennung den Protestantismus in die katholische Kirche eingeführt habe mit allen den Wirkungen, welche menschlicher Voraussicht nach daraus ent-

1) Ihre Schwester, vermählt mit dem Grafen Franz v. Schmising-Kerssenbrock.

2) Jahrgang 1877 Nr. 70.

springen würden, wenn die Kirche selber — Menschenwerk wäre!" Hier ist aber das, was ich sage, nicht richtig wiedergegeben. Die Schlußfolgerung, zu der ich gelange, ist vielmehr diese: Wenn die sogenannten „Altkatholiken" vor dem Concil nicht blos dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit Katholiken waren, so waren sie es nur dadurch, daß sie sich der Lehrautorität der katholischen Kirche unterwarfen. Wenn sie daher jetzt dieselbe verwerfen und an deren Stelle die subjective Meinung setzen, so glauben sie jetzt nicht mehr, was sie vor dem Concil glaubten, und gehören nicht mehr der Kirche an, der sie früher angehört haben. Da aber auf dieser total irrigen Voraussetzung, daß die „Altkatholiken" jetzt noch das glauben, was sie vor dem Concil geglaubt haben, ausschließlich und allein ihre Anerkennung als Theil der katholischen Kirche seitens einiger deutschen Regierungen beruht, so ist die letztere gleichfalls absolut nichtig und haltlos. Das ist die Schlußfolgerung meiner Entwickelung, gegen welche wohl kaum etwas Haltbares eingewendet werden kann.

Zwar sagt die „N. Allg. Ztg.": „Wenn es nicht für frivol gehalten würde, möchten wir sagen, die kleine Schrift ist höchst ergötzlich zu lesen, insofern die gewandte Uebung glänzender Verstandeskünste immerhin ein theoretisches Behagen erweckt, der beabsichtigte Effect derselben aber an der Hinfälligkeit des Vordersatzes scheitern muß. Denn Niemand wird wohl dem Herrn v. Ketteler zugeben, daß der Grundunterschied zweier Confessionen nicht in dem Bekenntniß, sondern in der Methode zu suchen sei, mittels deren die eine oder die andere zu demselben gelangt ist; nicht in dem Inhalt und in dem Bestand des Glaubens, sondern in der Form seiner Feststellung" — und will damit die Richtigkeit des Satzes bestreiten, daß der Grundunterschied zwischen Katholiken und Protestanten hauptsächlich in der Anerkennung oder Verwerfung einer kirchlichen Lehrautorität gipfelt. Sie meint, Niemand werde es mir zugeben, daß der Grundunterschied zweier Confessionen nicht in dem Bekenntniß, sondern in der „Methode" zu suchen sei, mittels derer die eine oder die andere zum Bekenntniß gelangt ist. Nach dieser weisen Bemerkung wäre also die heilige Schrift selbst und alles, was wir Christen von ihr glauben, lediglich eine Methode und eine Form, durch die wir zum Bekenntniß gelangen. Das zeigt zur Genüge, wie falsch diese Auffassung ist. Die Quellen, aus denen wir Christen das Bekenntniß schöpfen, fallen nicht unter den Begriff von menschlichen Methoden, die uns zu einer blos natürlichen Erkenntniß führen, sondern sie sind selber von Gott gegebene Quellen, welche wesentlich zu dem Glauben und zum Bekenntniß selbst gehören. So muß ein Protestant, der aus der heiligen Schrift eine göttlich geoffenbarte Lehre schöpfen und für wahr halten will, zunächst und

vor allem glauben, daß die Quelle selbst Gottes Wort ist, und aus diesem Glauben erwachsen ihm alsdann die einzelnen in der Bibel geoffenbarten Wahrheiten. Wie aber den Protestanten die Quelle der Glaubenswahrheiten die heilige Schrift allein ist, ausgelegt durch die Vernunft des Einzelnen, so ist dem Katholiken die Quelle die heilige Schrift, beglaubigt und ausgelegt durch das von Christus in der Kirche eingesetzte Lehramt. Wenn daher die „N. Allg. Ztg." diesen Unterschied lediglich als eine „Methode und Form der Feststellung" ansieht, so zeigt sie darin, daß sie von den alten Controversen und von dem Principienstreite zwischen Katholicismus und Protestantismus eigentlich gar keinen Begriff hat. Sie hätte sich in allen symbolischen Büchern beiderseits darüber belehren können. Wir empfehlen ihr namentlich Möhler's Symbolik §§. 37—51, wo sie sich gründlich überzeugen wird, daß in der That in dieser Controverse über die Glaubensregel der eigentliche und Hauptunterschied zwischen Katholiken und Protestanten liegt.

Wenn dann die „N. Allg. Ztg." sich bemüht, meine Schrift als „Kundgebung einer Rückkehr des Ultramontanismus zu seiner Aggressionspolitik" zu bezeichnen, und ihr eine „sehr ernste agitatorische Bedeutung" beilegt, deren Ziel „eingestandener Maßen" darauf ausgehe, „in dem katholischen Volke den Wahn zu erwecken, daß der kirchenpolitische Kampf ein confessioneller sei, daß die kirchenpolitische Gesetzgebung das Glaubensgebiet antaste," so sind dieses lauter schiefe Auffassungen oder unwahre Behauptungen. Es gäbe in der That kaum etwas Zweckloseres, als dem katholischen Volke den Wahn beibringen zu wollen, daß der kirchenpolitische Kampf ein confessioneller ist und das Glaubensgebiet tief berührt; denn diese Ueberzeugung, die hier Wahn genannt wird, ist vom Bischof angefangen bis zum letzten katholischen Schulkind eine so allgemeine, daß es keiner Schrift bedarf, diesen Wahn zu erwecken. Alle Mitglieder der katholischen Kirche in und außer Deutschland behaupten das einstimmig, und mit ihnen viele der namhaftesten und gelehrtesten Männer unter den Protestanten. Wenn es daher der „N. Allg. Ztg." beliebt, diese Auffassung für einen thörichten Wahn auszugeben, wie es so manche ihrer Gesinnungsgenossen mit einer gewissen Beflissenheit gleichfalls thun, so bindet sie sich entweder ein Tuch vor die Augen und will, um immer dasselbe sagen zu können, nicht sehen, was wirklich vorhanden ist, oder sie stellt sich auf den Standpunkt, daß die deutschen Protestanten das Recht haben im Widerspruch mit allen Katholiken festzustellen, was zur katholischen Lehre gehört oder nicht. Das ist aber doch wohl ein wahres Absurdum, welches die Protestanten, geschähe etwas Aehnliches ihnen gegenüber von Seiten der Katholiken, mit Hohn und Entrüstung zurückweisen

würden. Wenn die Katholiken in Deutschland entscheiden wollen, was zum Wesen des Protestantismus gehört, oder die Protestanten, was zur Glaubenslehre der Katholiken gehört, so ist das in beiden Fällen gleich unberechtigt und muß zu den tiefsten Zerwürfnissen führen. Das ist es aber, was gegenwärtig in Deutschland gegen uns geschieht. Wenn wir sagen, was zu unserm Glauben gehört und stets dazu gehört hat, so antwortet man uns, das sei ein Wahn, und verlangt, daß wir uns hierin dem Urtheil der Protestanten unterwerfen. Ein derartiger Standpunkt ist so durch und durch unberechtigt, daß er niemals wird durchgesetzt werden können, es müßten denn Gerechtigkeit und gesunde Vernunft vom Erdboden verschwinden.

Endlich meint die „N. Allg. Ztg.": „Jedenfalls ist die Schrift ein Beweis dafür, daß der Ultramontanismus weniger als jemals daran denkt, die Versöhnung und den Frieden unter den Bedingungen zu suchen, unter welchen allein der Staat sie gewähren kann, ohne seine Souverainetät zu verleugnen."

Das ist nun auch einer jener Truggedanken, die uns immer wieder entgegen geschleudert werden. Wir leugnen nicht die Souverainetät des Staats, wir haben uns ihr immer unterworfen. Was wir leugnen, was wir bekämpfen, ist eine Souverainetät des Staats, die über sein Gebiet hinausgeht. Wir behaupten, daß der Glaube an eine göttliche Offenbarung die Anerkennung einer unbedingten Souverainetät des Staats ausschließt, und daß neben einer unbedingten Staatssouverainetät eine göttliche Offenbarung unmöglich ist, ohne die Offenbarung selbst der Willkür wechselnder Regierungen zu unterwerfen. Wir behaupten, daß die Zumuthung, auch in Glaubenssachen eine Souverainetät des Staats anzuerkennen, nicht mehr und weniger einschließt, als den Glauben an eine göttliche Offenbarung überhaupt aufzugeben. Es ist daher eine reine Verfälschung unserer Anschauungen, wenn uns immer von Neuem vorgeworfen wird, daß wir die Souverainetät des Staats überhaupt in Abrede stellen.

An seinen Großneffen Wilhelm Emmanuel Graf Droste zu Vischering.

307.

Mainz, Charsamstag 1877.

Liebes Wilmchen! Die erste heilige Communion ist ein so wichtiges Ereigniß in Deinem Leben, daß ich es nicht unterlassen kann, Dir,

meinem lieben Päthchen, und der Anna zu sagen, wie innigen Antheil ich an demselben nehme. Das ist immer ein Wunder der göttlichen Liebe, wenn der liebe göttliche Heiland zum erstenmal in das arme Herz eines Kindes einkehrt. Dieses Wunder der Liebe soll nun auch an Euch, liebe Kinder, erfüllt werden. Wie unbeschreiblich groß muß seine Liebe zu Euch sein, daß er sich so zu Euch Kinder herabläßt! Ihr habt Euch gewiß, so gut Ihr konntet, bemüht, Eure Herzen vorzubereiten. Aber alles, was wir thun, ist doch so wenig, wenn wir auf Jesus sehen, und darum wiederholt sich bei jeder Erstcommunion die große Liebe, mit der Jesus damals in dem armen Stall zu Bethlehem eingekehrt ist. Mehr ist ja unser Herz auch nicht. Der große Unterschied ist nur der, daß er dort aus Liebe zur ganzen Welt eingekehrt ist, während er in der heiligen Communion nur aus Liebe zu jedem von Euch sich so herabläßt. Ihr habt schon so viel vom Herzen Jesu gehört und kennt doch immer nur noch sehr wenig von diesem allerheiligsten Herzen. In der ersten Communion könnt Ihr es wieder besser kennen lernen, denn sie ist so ganz eine Offenbarung der unendlichen Liebe seines Herzens zu jedem von Euch. Ich wünsche Euch also, liebe Kinder, tausend, tausend Glück zu diesem hochheiligen Tage. Ich will mit Euch an demselben beten und bitte Euch, auch Euren alten Onkel nicht im Gebete zu vergessen. Möge nur das göttliche Herz Jesu an Euch beiden recht treue Kinder finden, die seine Liebe mit innigster Gegenliebe erwiedern und ihm nie die Treue brechen, die sie ihm an diesem Tage versprechen. Das gebe Gott! Davon hängt alles ab: Jesus treu bleiben und gleich nach der heiligen Communion damit beginnen. Grüßet die lieben Eltern und Geschwister. Ich segne Euch alle von Herzen.

Der Christliche Arbeiterverein zu Augsburg an den Bischof v. Ketteler.

308.

Augsburg, 15. April 1877.

Im Namen des Christlichen Arbeitervereins in Augsburg fühlen sich die Endesunterzeichneten gedrängt, Ew. bischöflichen Gnaden die tiefste Verehrung und zugleich den innigsten Dank für die warme Theilnahme, die Sie bei so vielen Gelegenheiten schon für die Interessen des Arbeiterstandes an den Tag gelegt haben, auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit sei unser noch junger Verein Ihrem oberhirtlichen Gebete auf's dringendste empfohlen.

An den Christlichen Arbeiterverein in Augsburg.

309.

Mainz, 1. Mai 1877.

Auf das Schreiben vom 15. April, welches ich auf einer Firmungsreise erhielt, spreche ich Ihnen und allen Mitgliedern des Arbeitervereins einen recht herzlichen Dank aus. Es hat mich wahrhaft gerührt, daß Sie meine Bemühungen so freundlich anerkennen. Ganz insbesondere hat es mich aber gefreut, in dieser Zuschrift den Beweis zu finden, daß Sie und die Mitglieder des Vereins nur in der innigsten Verbindung mit der Religion und mit Christus das Ziel des Arbeiterstandes erstreben. Das ist der einzig rechte Weg.

Möge Gott auf demselben die Mitglieder in dieser bewegten Zeit stets erhalten und die Zahl derselben stets vermehren. Dazu spende ich allen Vereinsgenossen in aufrichtigster Liebe den bischöflichen Segen.

Anhang.

Der Internuntius C. Sacconi an den Propst v. Ketteler[1]).

I.

Munich, ce 5 avril 1850.

J'ai reçu hier soir la lettre que vous avez bien voulu m'écrire le jour de Pâque. Les sentiments que votre humilité vous y a suggérés, vous rendent encore plus digne de l'Episcopat. Le Saint Père est très-bien informé sur votre compte, et lorsqu'il vous a choisi pour Evêque de Mayence, il savait déjà que vous aviez les qualités nécessaires pour cette haute et très-intéressante dignité. A l'heure qu'il est vous aurez appris par Monseigneur le Prince-Evêque de Breslau, que Sa Sainteté veut que vous acceptiez l'Episcopat, et que vous devez reconnaître de sa ferme volonté la volonté de Dieu. Je regarde donc votre acceptation comme un fait accompli.

C'est pour cela, que je vous transmets ci-joint une lettre pour Mgr. le Prince-Evêque de Breslau, dans laquelle je lui délégue de recevoir dans les formes dûes votre profession de foi.

Papst Pius IX. an den Bischof v. Ketteler[2]).

II.

Quae Nobis inerat de Tua virtute, et religione opinio, eam confirmarunt et auxerunt Tuae Litterae die 30. proximi mensis Augusti datae, quibus plurimas Nobis agens gratias, quod istius Moguntinae Ecclesiae regimini Te praeficiendum censuerimus, significas episcopalem consecrationem a Te fuisse susceptam, ac documentum mittis praestiti iuramenti, quo Te Nobis, et huic Apostolicae Sedi arctiori vinculo obstrinxisti. In ipsis enim Litteris undique elucet singularis Tua pietas, atque eximia erga Nos, et hanc Petri Cathe-

---

1) Original zu Nr. 100. — 2) Original zu Nr. 112.

dram fides, amor et observantia, atque christiana Tui animi humilitas, qua demississime de Te sentiens, Tuisque viribus plane diffidens omnem Tuam spem in Deo collocas, ac simul profiteris, nihil Tibi potius esse, quam Nostra et huius Sanctae Sedis monita excipere, ut gravissimum Episcopale munus rite obire queas. Tuere porro, Venerabilis Frater, hos egregios religiosissimae Tuae mentis sensus catholico Antistite plane dignos, ac divino Illius auxilio fretus, qui humilibus dat gratiam, quique sperantes in Eo confundi non patitur, omnes boni pastoris partes implere contende. Et quoniam probe noscis acerrimum sane bellum, quod asperrimis hisce temporibus inimici homines catholicae Ecclesiae inferre connituntur, icciro omnem episcopalem Tuam fortitudinem, et vigilantiam impende, quo eiusdem Ecclesiae causam, eiusque iura, ac libertatem strenue tuearis, ac defendas. Cum vero Te minime lateat quibus nefariis artibus, et pestiferis doctrinis fabricatores mendacii, et perversorum dogmatum cultores improvidae praesertim iuventutis, et imperitae multitudinis animos, mentesque allicere, in errorem inducere, et a catholico cultu avellere conantur, ne intermittas qua voce, qua salutaribus, opportunisque scriptis christiano populo insidiantium hominum fallacias, et fraudes explicare, detegere, eumque assidue monere, exhortari, ut in catholica fide, et unitate stabilis persistat, et in sanctissimae nostrae religionis observandis praeceptionibus immotus permaneat. Et cum nihil sit, quod alios magis ad pietatem, et Dei cultum assidue instruat, quam eorum vita, qui se divino ministerio dedicarunt, pastoralem Tuam sollicitudinem etiam, atque etiam adhibe, ut ecclesiastici viri propriae vocationis, ac dignitatis semper memores, eorum vitam ad sacrorum Canonum normam, et ecclesiasticae disciplinae rationem diligenter dirigant, virtutum omnium ornatu praefulgeant, atque ab iis omnibus declinantes quae Clericis vetita, quaeque eos nequaquam decent, exemplum sint fidelium in verbo, in doctrina, in conversatione, in caritate, in fide, in castitate, et orationi instantes, ac proprii ministerii partes pie, religioseque obeuntes in sempiternam hominum salutem procurandam modis omnibus, ac totis viribus incumbant. Pro Tua vero sapientia optime intelligis, idoneos Ecclesiae Ministros nonnisi ex Clericis rite institutis fieri posse, et quanta sit vis in recta hominum institutione ad reliquum vitae cursum. Itaque, Venerabilis Frater, Tuam industriam in id potissimum conferre nunquam desine, ut adolescentes Clerici vel a teneris annis iuxta sapientissima, aeque ac providentissima Concilii Tridentini praescripta ad pietatem, omnemque virtutem, et ecclesiasti-

cum spiritum mature fingantur, ac humanioribus Litteris, severioribusque disciplinis praesertim saeris ab omni prorsus cuiusque erroris periculo alienis solide imbuantur, quo ecclestiasticis virtutibus ornati, et salutari, ac plane catholica doctrina penitus exculti possint in tempore aedificare Domino domum fidelem, et eos qui contradicunt arguere. Insuper, Venerabilis Frater, cum optime scias, Te pro Christo legatione fungi, qui venit quaerere, et salvum facere quod perierat, nullis neque consiliis, neque curis parce, ut miseros errantes ad veritatis et iustitiae semitas reducas, ac vinctos de lacu, et umbra mortis in spem aeternae haereditatis restituas. Jam vero hisce Litteris insertas invenies Nostras Apostolicas Litteras Annulo Piscatoris obsignatas, ex quibus agnosces, quomodo Tuis, et Dilectae in Christo Filiae Nobilis feminae Ducis Dalberg desideriis annuerimus, et heic quoque adiectum accipies Nostrae Congregationis Christianae Fidei propagandae Praepositae Rescriptum, ex quo intelliges quemadmodum Tuae postulationi a Nobis fuerit obsecundatum quoad facultates, quas a Nobis efflagitasti. Ac pro certo habe, a Nobis perlibenter praestitum iri, quidquid in maiorem Tuam, ac istius Tui gregis utilitatem cedere posse cognoverimus. Interim vero clementissimum misericordiarum Patrem in humilitate cordis Nostri obsecrare non omittimus, ut in abundantia divinae suae gratiae Tibi semper propitius adesse velit, Tuisque pastoralibus curis benedicat, quo vinea ista Tuis excolenda laboribus, Tuisque irriganda sudoribus, uberes, laetissimosque iustitiae fructus in dies emittat. Cuius superni praesidii auspicem, et studiosissimae Nostrae in Te voluntatis pignus accipe Apostolicam Benedictionem, quam ex intimo corde profectam Tibi ipsi, Venerabilis frater, cunctisque istius Ecclesiae Clericis, Laicisque fidelibus peramanter impertimur.

Datum Romae apud Sanctum Petrum die 17. Decembris anno 1850.

An den päpstlichen Nuntius P. F. Meglia in München[1]).

III.

Moguntiae, die 5. Januarii 1867.

Acceptissimae mihi fuerunt litterae, quibus Excellentia Tua susceptum munus Nuntii Apostolici mihi significare voluit, et pro

1) Originaltext zu Nr. 185.

ea benignitate, qua Tibi admodum jucundum et optatum esse dicis, libentissime omnia, quae vales, mihi praestare, non possum, quin jam nunc ex animo gratias referam.

Ceterum vere tristis, quemadmodum Excellentia Tua scripsit, est conditio, in qua modo Ecclesia et supremus eius Pastor imprimis versatur. Sed Deus permittit saepe mala, ut inde pro infinita sua sapientia bona majora proferat. Vehementer quidem cribrantur nunc fideles, sed in Dei potestate est, ut remota palea inutili et recuperata pace deinceps Ecclesia eo magis crescat et omnium virtutum ornamento augeatur.

Ecclesia catholica fere ubique tutela et auxilio humano brachii saecularis magis magisque privatur ipsique proinde nihil aliud restat, quam innata sibi atque divina illa virtus, qua sola confidens contra effrenatas cupidines saeculi et prophetas mendacii victrix proelia Domini suscipiat.

Precor jam, Rdme ac Exme Dne, ut mihi benigne permittas paucis exponere, quibus cogitationibus mens mea modo moveatur.

Videtur mihi celeberrima Encyclica SS. Patris die VIII. Decembris 1864 promulgata, qua praecipui errores temporis nostri condemnati fuerunt, alteram adhuc postulare, quae ad priorem simili habitu referatur, ac decreta Concilii Tridentini de Reformatione referuntur ad dogmaticas definitiones ejusdem Synodi.

Jam vero impulsus omnis et tota pugna ad vindicandam sanctissimam causam Jesu Christi, divino nostro Salvatore sic ordinante, potissimum a Ministris Ecclesiae dependent, et armatura Dei, qua iidem induti pugnare hostesque profligere debent, alia non est, nisi sanctimonia vitae sacerdotalis. Quo magis Clerus morum puritate et orationis studio se commendat, quo magis formam et exemplar ab Ecclesia ipsi propositum assequitur, quo magis ministeria omnia a piis sacerdotibus administrantur, eo promptior et maior erit victoria. Ad hunc sensum dicit etiam Synodus Tridentina sess. VI. c. 1. de Ref.: «Integritas enim praesidentium salus est subditorum» et ex hoc principio eadem continuo procedit ad proponenda decreta de Reform.

Idcirco equidem puto, praesenti gravissimo rerum discrimine, quo difficillimum opus Ecclesiae peragendum imponitur, nihil magis urgere, quam:

1° serio inquirere omnia mala et abusus, quae decori Clericali adhuc repugnant; dein investigare omnia incommoda in deferendis beneficiis ecclesiasticis ceteraque impedimenta, quibus divina vis religionis christianae praepeditur; atque

2⁰ edicere omnia praesidia, quae pro nostra aetate imprimis efficacia esse videntur, ut sanctimonia vitae sacerdotalis promoveatur.

Ut propositio mea magis pateat, audeo jam ad quaedam singularia descendere, quae imprimis rem ecclesiasticam in Germania respiciunt.

1. Neminem fugit, quantopere salus animarum inde dependeat, ut optimi tantum atque piissimi viri ad dignitatem Episcopalem promoveantur. Propterea maximas gratias debemus SS. Patri pro ea constantia, qua saepius jam minus dignos Candidatos ipsi propositos continuo repudiavit. Forsitan foret etiam proficuum, si principia, quibus Ecclesia in hoc negotio regitur, dilucide a suprema auctoritate proclamarentur.

2. Videtur mihi deinde non sine fructu fore, si Institutum Clericorum in commune viventium, quod SS. Pater in litteris die XVII. Martii 1866 Canonico P. Gaduel, Vic. Gen. Aurelianensi, hac de re scriptis peramanter commendavit, universo Clero, ne Episcopis quidem et Capitulis Ecclesiarum Cathedralium exceptis, ab Apostolica Sede solemniter commendaretur.

3. Canonica parochiarum visitatio in multis Dioecesibus ab Episcopis non instituitur, uti juxta praescriptum Ecclesiae fieri deberet. Ista vero sapientissima institutio Concilii Tridentini sola jam sufficeret, ut multi abusus et negligentiae, quae adhuc in parochiis maximo fidelium detrimento perdurant, facile extirparentur.

4. Quod vero ad educationem Cleri spectat, varia adhuc removenda forent impedimenta, quibus optima Clericorum efformatio obstringitur.

5. Itidem neminem latere potest, quanti momenti sit collatio beneficiorum parochialium; sed labente tempore saepe numero gravissimi abusus introducti sunt, ita ut non raro culpa indigni parochi paene omnes gratiae salutares, quas Christus Dominus mundo comparavit, quasque Ecclesia abunde possidet, in ambitu talis parochiae per multos annos ad irritum redigantur. Juxta mentem Ecclesiae dignissimus eligendus esset, sed haec salutaris norma in multis regionibus abolita vel saltem malis consuetudinibus infirmata est. In quibusdam enim Germaniae territoriis pinguiores parochiae ab una successione ad alteram condemnatae sunt, ut presbyteris, annis et viribus defectis, abundantem victus copiam praestent. Id vero vix contingere posset, si examina ad obtinenda beneficia pro singulis parochiis, ut Concilium Tridentinum praescribit, non autem semel

pro semper instituerentur, quemadmodum passim in Germania moris est.

6. Quod ad rem Patronatus spectat, in multis dioecesibus, imprimis Austriae, sed et Bavariae, tanti abusus introducti sunt, ut Ecclesia in exerendis viribus suis divinis multoties praepediatur.

7. Inter cetera videtur mihi praxis instituendi Episcopum singularem, qui nonnisi pro copiis militaribus cujusque regni jurisdictionem et curam pastoralem exerçet, periculis pro salute animarum obnoxia esse.

8. Exoptanda mihi quoque videtur authentica declaratio eorum, quae de causa et rationibus amotionis inepti Sacerdotis a beneficio suo circumferuntur, ne Episcopi in hujusmodi difficultatibus haesitantes saepe numero animum demittere debeant.

9. Multiformis est usus in diversis Dioecesibus Germaniae circa observantiam jejunii et abstinentiae dierum, qua varietate fit, ut fideles praecepta Ecclesiae facilius transgrediantur.

10. Tandem in dubium non vocatur, Synodos Provinciales et Dioecesanas rei catholicae maxime prodesse; idcirco desiderandum esset, ut saepius instituerentur et facilis ritus et modus easdem celebrandi suggereretur.

Sed haec omnia tantum exempli gratia dicta sunt, quin plus ponderis sententiae meae vindicare velim, et libentissime relinquo sapientiae Excellentiae Tuae, utrum forsitan animum SS. Patris ad hanc rem convertere velit, ut auctoritate sua ex aequo syllabus decretorum de Reformatione conficiatur, quae decreta deinde ab ipso tamquam supremo capite totius Ecclesiae per alteram Encyclicam vel in Allocutione coram congregatis orbis catholici Episcopis publicentur quaeque pro universo Clero et pro norma vivendi Sacerdotum idem praestent, quod prior Encyclica contra errores nostrae aetatis intendit. Opponi quidem posset, Ecclesiam modo non ea pace et tranquillitate frui, ut similia gravissima negotia mature perpendi et expediri possint. Sed si ad ea recurrimus, quae historia ecclesiastica passim nobis narrat, videmus, impulsus propemodum omnes ad eliminandos abusus et ad reformandos mores Christifidelium quasi semper temporibus initiatos esse, quibus humana divinaque omnia susdeque vertebantur.

Mihi vero causa alia tenorem et argumentum hujus epistolae excusandi praesto non est, nisi benignitas Excellentiae Tuae ex una parte et ex altera firma persuasio, Ecclesiam catholicam facile etiam praesentes calamitates et mundum universum superare posse, siqui-

dem Ministri Ecclesiae sanctimonia vitae splendentes et zelo sacerdotali incensi ex divino armamentario Ecclesiae universam Dei armaturam depromant.

Hac occasione liceat mihi insuper sequentem supplicationem afferre. Rogavit me nimirum paucis abhinc diebus Serenissimus Magnus Dux Hassiae, licet ipse catholicam religionem non profiteatur, ut nuntius sim sensuum summae venerationis et obsequii, quibus ipse Sanctissimo Patri addictus sit. Adhuc aegre fert, quod ante aliquot annos ipsi non contigerit, Sanctitatem Suam Romae visere. Rogo ergo, ut Sanctissimo Patri istos animi sensus manifestare simulque ejusdem Principis attestationem repetere velis, se viventem nunquam permissurum, ut Ecclesia catholica in suo territorio male tractetur suisque juribus privetur.

Deus vero optimus maximus Excellentiae Tuae bonitatis suae gratias non solum anno isto proxime incepto, sed continuo largiatur, meque piis Tuis precibus commendans sincerissimis obsequii et venerationis sensibus persisto.

J. B. Vernaz an den Bischof v. Ketteler[1]).

IV.

Chambéry, le 18 février 1869.

Permettez-moi de me rappeler à votre souvenir. Depuis longtemps votre nom est arrivé jusques dans mon petit pays; mais j'avais de la peine à croire que le bouillant élève de Brigue fut devenu un si fervent ministre du Seigneur. Je ne l'ai appris que dernièrement par un camarade de ce même collége. Bien des années se sont passées, nous sommes dispersés dans toute l'Europe, sans même l'espoir de nous revoir. Malgré cela, j'éprouve toujours un bonheur extrême lorsque j'entends parler d'un de mes anciens condisciples. J'ai gardé de vous et de tous mes camarades allemands un si bon souvenir. Recevez donc mes bien sincères félicitations sur la haute mission que vous remplissez avec tant de mérite et de dévouement. Veuillez agréer le souvenir d'une ancienne amitié, etc.

---

1) Original zu Nr. 204.

Papst Pius IX. an den Bischof von Mainz[1]).

V.

Dalle stanze del Vaticano li 21. Feb. 1870.

Ho letto con soddisfazione e con vera consolazione la lettera da Lei pubblicata relativa al noto Professore di Monaco. Volevo darle questo attestato della mia Paterna benevolenza, assieme alla Benedizione Apostolica che di tutto cuore comparto a Lei e a tutta la Diocesi.

Pio PP. IX.

An Papst Pius IX.[2]).

VI.

Romae, 26. Febr. 1870.

Pro paternis et amantissimis literis, quas Sanctitas Tua mihi ob declarationem contra Professorem Doellinger publicatam scribere voluit, ex intimo corde humillimas gratias ago. Haec epistola a S. T. manu propria exarata mihi carissimum memoriale Concilii erit, maxima pietate custodiendum. Rogo humiliter, ut mihi benigne indulgeas, quod non statim gratias egerim. Ignorans enim consuetudinem Urbis dubitavi, quid magis deceat, usque dum ab aliis certior factus sum.

Non possum, quin oblata hac propitia occasione exprimam, quanto dolore me affligat positio, quam modo in aliquibus quaestionibus mihi capiendam esse putavi. Haec positio me affligit, quia speciem prae se fert, ac si minore amore, reverentia et obedientia erga S. Sedem repletus sim, quam alii Episcopi; vel etiam, quod maxime abhorreo, amicus et socius sim illorum virorum, qui modo ipsum Primatum Ecclesiae impugnant: quae ratio cogitandi et agendi plane opposita est intimis sensibus, qui me per totam vitam imbuerunt, et prorsus aliena est ab omnibus studiis, quae ego ad Episcopalem dignitatem promotus semper propugnavi. Ista cordis afflictio tanta est, ut onus Episcopalis mei muneris, quod contra omnia animae meae vota, dumtaxat ex obedientia Tibi debita suscepi ac usque

1) Original zu Nr. 214. — 2) Originaltext zu Nr. 215.

ad hodiernum diem porto, nunquam magis quam nunc persentiens, me felicissimum reputarem, siquidem permitteres, quod iam rogavi, quoties obsecundans Tuo mandato Romam veni, ut nimirum hoc onus, mihi nimis grave, pro postremis diebus vitae meae deponam. Sed si Tibi placet, idem onus etiam ultra portabo, quum in Tua voluntate Christi voluntatem venerer. Tunc vero eo majori cordis affectu rogo, ne de meo obsequio, de mea veneratione et fidelitate dubites, siquidem repugnantibus omnibus sensibus cordis meae potius fucatam illam speciem patiar, quam contra propriam persuasionem agam. Quo magis Te veneror atque de magnitudine animi Tui persuasus sum, eo magis credo fore ut aliquando in conspectu communis nostri Domini Jesu Christi me vituperares, si qua re me abducere sinerem, ne in omnibus quaestionibus huius sacri Concilii, quod orbis catholicus post Deum Tibi debet, id semper agam, quod verum reputo.

In spiritu genuflexus humiliter imploro Apostolicam Tuam Benedictionem.

An die Väter des Vatikanischen Concils[1]).

VII.

Romae, 8. Martii 1870.

Ut synodalis Constitutio de Ecclesia magis pateat, placeat seseque pectoribus christianorum insinuat, optarem, ut ad historicum rerum ordinem redigeretur. Bene scio adnexam expositionem non omnibus numeris absolutam esse, sed potius perfici magis debere. Rogo tamen, ut eam benigne percurrere indeque imprimis finem mihi praefixum percipere velis.

Bischof d'Avanzo an den Bischof v. Ketteler[2]).

VIII.

Romae, 27. Junii 1870.

Nudius tertius audivi Dominationem Tuam Reverendissimam ex ambone adserentem, quod Relator Calvensis dixerit, nil conferre Papae in definitione dogmatica Spiritus sancti adsistentiam, sed ipsum

1) Original zu Nr. 216. — 2) Original zu Nr. 221.

agere virtute cuiusdam charismatis eidem inhaerentis. Quoniam e contra ego dixeram, adsistentiam sancti Spiritus esse causam *efficientem* et *formalem* inerrantiae, certus sum, quod in re tam gravi aequivocatio aliqua fuerit suborta. Quare postulavi et datum est mihi exemplar Relationis meae per stenographos collectae, quod legendum Dominationi Tuae Illustrissimae et Reverendissimae mittere non abs re esse judicavi.

In quo rogo, ut videas signum certum observantiae erga Te meae, quem scio solo amore veritatis incensum atque aliunde iam inde ab anno 1866, cum Romae e patria extorris propter nomen Domini nostri Jesu Christi commorarer, admirari didici perlegens doctum opus, cui titulus «Liberté, Autorité, Eglise.» Paris 1862, et novissime aliud minoris quidem molis, sed non minoris pretii «Le Concil Oecumenique, son importance, etc.» Paris Gaume Frère 1869, quae duo in bibliotheca mea gaudeo adservare.

Interim ne pigeat in proxima Congregatione generali istud exemplar mihi in aula Conciliari prope Reverendissimum Episcopum Paderbornensem sedenti curare restituendum. Quod si insuper placuerit Dominationi Tuae Reverendissimae fraternam aliquam collationem instituere atque hac super re ore ad os loqui, sufficiet, ut Dominatio Tua Reverendissima indicet mihi et diem et horam, qua possim domum Tuam petere Tecum in Domino collocuturus.

Gratia, misericordia et pax filiorum Dei, quae exsuperat omnem sensum, sit cum omnibus nobis, dum aestimatione plenus et obsequio me subscribo uti sum etc.

Erzbischof Dechamps an den Bischof v. Ketteler[1]).

IX.

Rome, le 6 juillet 1870.

Monseigneur. Selon ma promesse, je confie à V. G. mon dernier discours, celui que je n'ai pas prononcé au Concile[2]).

J'espère que nous finirons par nous entendre tout à fait.

Le point essentiel est celui-ci: Il ne faut pas que la définition soit faite de manière que les fidèles puissent dire à l'arrivée d'une Constitution dogmatique: «C'est bien, mais il faut voir maintenant si le Pape a examiné, s'il a consulté, s'il a constaté la tradition et la foi de l'Eglise, etc.»

---

1) Original zu Nr. 223. — 2) Nr. X.

Bellarmin, dans le chapitre cité par V. G., et que je cite aussi dans le manuscrit ci-joint, Bellarmin ne veut pas cela, et il dit pourquoi, comme nous le disons *in Capite IV⁰ schematis.*

Certes, j'admets les principes de Melchior Cano et de Bellarmin, mais *comme ils les posent et comme ils les expliquent.* Or, ils les posent et les expliquent tous les deux de façon à en admettre l'exposition doctrinale *in Capite,* et à ne pouvoir en admettre l'expression *dans la formule même de la définition,* pour la raison donnée par Bellarmin et par Cano, et que V. G. retrouvera dans mon manuscrit.

Il faudrait n'avoir pas de conscience, ou avoir mauvaise conscience, pour être homme de parti dans une question de foi. J'ai enseigné la théologie pendant de longues années, suivant les vrais maîtres, les Bellarmin, les Cano, les Suarez, les Lugo, les Petavius, et surtout saint Thomas d'Aquin, et je sais quelle est la doctrine de l'Eglise mère et maîtresse. Ce n'est pas pour soutenir ma pensée que j'ai écrit; c'est pour défendre ce que je sais être *la foi* du St. Siége: *scio cui credidi.*

Il n'en est pas de même de notre ami, il faut bien le reconnaître; ce n'est pas la doctrine catholique-Romaine qu'il a le plus à coeur de défendre. — Prions pour lui et que V. G. me croie invariablement son respectueux et fidèle serviteur en J. C.

† V. A. Arch. de Malines.

Entwurf des Erzbischofs Dechamps zu einer Synodalrede.

X.

Eminentissimi ac Reverendissimi Patres!

Aliquorum Venerabilium Patrum assertionibus breviter respondere satagam.

1. Illustrissimus Episcopus Moguntinus doctrinam in Capite IV. schematis contentam *uti particularem alicuius scholae opinionem* exhibuit, eamque oppositam esse declaravit sententiae, quam Bellarminus vocat communem et communissimam. Quod probare conatus est citando ea, quae scripsit Bellarminus de quatuor sententiis circa summorum Pontificum infallibilitatem.

Attamen evidenter patet (dico evidenter) doctrinam schematis vobis propositi ipsissimam esse, quam Bellarminus vocat communissimam omnium catholicorum.

Bellarminum itaque audiamus et omne dubium evanescet. In tract. de Rom. Pont. l. IV. c. 2 sic loquitur:

»Quatuor remanent diversae sententiae.«

»Prima est, Pontificem etiam ut Pontificem, etiamsi cum gene-»rali Concilio definiret aliquid, posse esse haereticum in se et docere »alios haeresim.«

»Prima (haec sententia), ait Bellarminus (in fine eiusdem capitis) est haeretica.«

»Secunda sententia est, Pontificem etiam ut Pontificem posse »esse haereticum et docere haeresim, si *absque Concilio generali* de-»finiat.«

Haec sententia, ait Bellarminus, »videtur omnino erronea et »haeresi proxima.«

»Tertia sententia est in alio extremo, *Pontificem* non posse *ullo* »*modo* esse haereticum, nec *docere publice* haeresim, etiamsi *solus* »rem aliquam definiat.«

Haec tertia sententia »probabilis est, non tamen certa.«

»Quarta sententia est quodammodo *in medio*, Pontificem, sive »haereticus esse possit, sive non, non posse *ullo modo definire* ali-»quid haereticum *a tota Ecclesia* credendum. Haec est commu-»nissima opinio fere omnium catholicorum.«

Et »certissima est et asserenda.«

Et immediate (cap. 3) thesim suam statuit Bellarminus his verbis:

»Summus Pontifex cum *totam* Ecclesiam docet, in his, quae »ad fidem pertinent, *nullo casu* errare potest.«

Quomodo ergo differunt inter se haec quarta sententia (seu thesis) et tertia, quam Bellarminus dicit tantum probabilem?

Illustrissimus Episcopus Moguntinus hanc differentiam indagavit et in hoc praecise reperiri putavit, quod tertia loquatur de Papa *solo*. Notavit tamen Illustrissimus Episcopus, Bellarminum in quarta, quam suam fecit, nihil omnino dicere de Papa loquente *cum aliis*, et propterea confessus est pro sua consueta animi rectitudine, Bellarminum in hoc loco sibi aliqua obscuritate non carere.

Sed quare obscurum in hoc loco Bellarminum judicavit? Quia non clare tetigit punctum, ex quo Bellarminus deducit essentialem differentiam, qua tertia sententia a quarta distinguitur.

Etenim in tertia, quam vocat tantum probabilem, non loquitur tantum de Papa, etiamsi solus definiat, sed affirmat, »Pontificem (ut Pontificem) non posse *ullo modo* esse haereticum, nec docere *publice*

haeresim,« (notate haec duo verba, RR. PP., *ullo modo, publice*) quasi nulla ratione esset distinguendum, ut immediate antea explicavit Bellarminus, inter »decreta Pontificum,« quae versantur »in rebus universalibus, quae *toti* Ecclesiae proponuntur, qualia sunt decreta de fide et praecepta morum *generalia*,« et decreta, quae versantur »in rebus particularibus, quae *ad paucos* pertinent,« quamvis his in decretis Papa non loquatur ut persona privata, sed *publice doceat* ut Papa, non ita tamen, ut decreta sua *toti* Ecclesiae proponat vel *pro tota Ecclesia* emittat.

Atqui *in hoc praecise* quarta sententia distinguitur a tertia, et non in eo, *quod Papa solus definiat vel non solus*, ut *invictissime* probatur tripliciter: 1⁰ ex ipsius quartae sententiae verbis; 2⁰ ex thesi, quae ipsam immediate sequitur; 3⁰ *ex explicatione, quam statim tradit Bellarminus* et de quarta sententia et de thesi, qua ipsa quarta sententia statuitur.

Itaque 1⁰ haec sunt verba quartae sententiae: »Pontificem, sive »haereticus esse possit, sive non, non posse *ullo modo* definire ali»quid haereticum a *tota* Ecclesia credendum.« — Videtis, RR. PP., Bellarminum in hac quarta sententia nec minimam mentionem facere de Papa solo vel non solo.

2⁰ In ipsa thesi, qua haec sententia statuitur, iterum simpliciter et absolute dicit: »Summus Pontifex, cum *totam* Ecclesiam do»cet, in his quae ad fidem pertinent, *nullo casu* errare potest.«

Quod autem essentialem differentiam inter tertiam et quartam sententiam non posuerit Bellarminus in eo, quod tertia loquatur de Papa *solo* et quarta de Papa *cum Episcopis aut aliis*, probatur 3⁰ ex iis, quae a Bellarmino dicuntur de huius quartae sententiae assertoribus, qui omnes, ut ipse aperte notat, loquuntur de Papa *solo*, i. e. *sola sua auctoritate* aliquid definiente.

Audiamus Bellarminum: »Videntur, ait, quidem hi auctores »(propugnatores scilc. quartae sententiae) aliquo modo inter se dissen»tire: quia quidam eorum dicunt, Pontificem non posse errare, si »mature procedat et *consilium audiat aliorum pastorum;* alii dicunt »Pontificem *etiam solum* nullo modo errare posse. *Sed revera non »dissident inter se.* Nam posteriores non volunt negare, quin te»neatur Pontifex mature procedere et consulere viros doctos: sed so»lum dicere volunt, ipsam infallibilitatem non esse in coetu con»siliariorum, vel in Concilio Episcoporum, *sed in solo Pontifice*; — »sicut e contrario priores non volunt ponere infallibilitatem in con»siliariis, sed in solo Pontifice:« — iterum notate: *in solo Pontifice!*

— »verum explicare volunt, Pontificem debere facere, quod in se »est, consulendo viros doctos et peritos rei, de qua agitur. Si quis »autem peteret, an Pontifex erraret, si temere definiret? sine dubio »praedicti auctores *omnes* responderent, non posse fieri, ut Pontifex »temere definiat. Qui enim promisit finem, sine dubio promisit et »media, quae ad eum finem obtinendum necessaria sunt. *Parum »autem prodesset scire, Pontificem non erraturum, quando non te»mere definit, nisi etiam sciremus, non permissuram Dei providen»tiam, ut ille temere definiat.*«

En, RR. PP., quare Bellarminus nec loquitur, *nec loqui poterat* in sua *thesi* de consiliariis Pontificis, de Doctoribus et de Episcopis, et quare docte, recte, veraciter et sapienter dicit:

»Summus Pontifex, cum totam Ecclesiam docet in his, quae »ad fidem pertinent« et ad »praecepta morum generalia,« quae fidei sunt, »nullo casu errare potest.«

Et haec est thesis nostra, thesis *schematis* vobis propositi, pure et simpliciter.

Ideoque nolens quidem, sed nolens erravit Illustrissimus Episcopus Moguntinus hanc nostram doctrinam tradens ut alicuius specialis scholae opinionem. — Opinio non est, sed ut ait Bellarminus, doctrina est communissima, certissima, iam fidei proxima et iamiam orbe catholico expectante, de fide catholica definienda. Haec autem definitio nihil aliud prae se fert nisi *declarationem* doctrinae, quam S. Sedes, i. e. mater et magistra omnium Ecclesiarum, semper tenuit, quam perpetuus Ecclesiae usus comprobat et Concilia oecumenica tradiderunt.

2. Etiam erravit nolens Illustrissimus Episcopus, dum doctrinam schematis nostri deducens ex ea, quae asserit, potestatem Apostolatus *ordinariam fuisse in Petro*, et *extraordinariam in aliis Apostolis*, hanc ultimam doctrinam uti particularem Card. Cajetani exhibuit. — Etenim hic duo distinguenda sunt, quae Illustrissimus Episcopus non ita, uti par erat, distinguit in Apostolis: *Apostolatum* scilicet et *Episcopatum*. Etenim non Cajetanus solummodo, sed theologia catholica docet, missionem illam *in orbem universum* propriam et particularem fuisse Apostolorum, per quos ubique nuncianda erat Christi religio; sed ea populis nunciata, certos constitutos fuisse fines, intra quos Episcopi iurisdictionem exercerent uti *Apostolorum successores in Episcopatu, non in Apostolatu*; et amplam illam potestatem, quae *in Ecclesiae regimine* Apostolis data est (semper tamen obnoxia Petro omnium capiti et principi) *in uno Petro ordi-*

nariam fuisse, *ideoque* ad eius successores delatam esse, verum in caeteris Apostolis fuisse *extraordinariam* neque ad successores transiisse, sed illorum obitu expirasse.

Quinam sunt theologi, qui ita docent? Omnes theologi catholici. Sufficiat nominare prae caeteris: *Natalem Alexandrum*, *Thomassinum*, *Hallierum*, *Petrum de Marca*, *Bossuetium*, cuius verba in hoc ambone recitavit Illustrissimus Episcopus Pictaviensis. Sic etiam docet *Facultas Parisiensis*, quae damnavit Marcum Antonium de Dominis negantem niti sacris scripturis discrimen potestatis inter Apostolos, eamque propositionem haereticam atque schismaticam declaravit *intellectam* de iurisdictione apostolica *ordinaria*, *quae in solo Petro subsistebat*.

Sed pro omnibus audiatur Natalis Alexander.

»Summa potestas in Ecclesia, inquit, non solum data est Petro, »sed reliquis etiam Apostolis et his quidem, ut *tanquam extraordi-»nario munere et cum eis interituro fungerentur*. Unde omnes illud »S. Pauli merito sibi vindicare poterant: *Instantia mea quotidiana*, »*sollicitudo omnium Ecclesiarum* (2 Cor. 11, 28). Sancto Petro vero »concessa est auctoritas illa suprema tanquam *ordinario* Pastori, cui »perpetuo succederetur, *apostolica* tandem auctoritate ad *unum* re-»vocata, unde S. Petri Sedes antonomastice *apostolica* dicta est.«

Hucusque Natalis Alexander. (Hist. eccl. saec. 1 diss. 4 §. 4, 1.)

Et sic omnes doctores catholici docent, unanimiter affirmantes, Episcopos esse successores Apostolorum in Episcopatu, non in Apostolatu. Propterea S. Augustinus ita loquebatur ad Eusebium (ep. 34 alias 168): »Ridiculum est dicere, quasi ad me pertineat cura »*propria*, nisi Hipponensis Ecclesiae.«

Sed post doctores, Petrum audiamus in Pio VI. loquentem. »Sicut dogma catholicum est, ait Pius VI., Apostolos, tametsi *extra-»ordinaria* praeditos potestate, quae data personis, cum ipsis personis »interiit, fuisse Petro subjectos, quem *solum* Apostolis praeesse Chri-»stus jussit, . . . ita dogma catholicum est, subesse plenitudini potestatis »Romani Pontificis, quae veluti *ordinaria* fuit in Petro, ita in eius »successoribus *ordinaria* est — subesse, inquimus, omnes Episcopos, qui »*extraordinaria* potestate Apostolorum destituuntur.« (In Resp. super Nunciaturis Apostolicis c. 9 s. 1 n. 5.)

Ideo, EE. ac RR. Patres, qui sollicitudinem omnium Ecclesiarum Episcopis adjudicant, illam sic intelligentes, ut non sit sollicitudo cordis tantum, zeli et aliquando etiam laboris, sed *regiminis*,

a facultate Parisiensi ut haeretici et schismatici habentur et haberi debent.

Equidem summus Pontifex aliquando Episcopos vocat *in participationem exercitii* supremae suae potestatis, uti in hocce Concilio Vaticano, sed ipse *solus* potestatem habet nos convocandi et ad hoc iure divino non *tenetur*, qui iure divino accepit *plenam* potestatem regendi et pascendi universam Ecclesiam.

Si plenam accepit, ergo non *praecipuas partes* tantum.

Equidem Episcopi ordinariam potestatem habent in Ecclesia et potestatem divinitus institutam, sed *subordinatam* et ideo nullo modo per se *supremam*. Et illi, qui dicunt, potestatem, *quae iure divino subordinata* est, partes habere *ipsius supremae potestatis*, inter se pugnantia docent.

3. Sed si in his quae superius dixi dissentire cogor ab iis, quae ab aliquibus Patribus exposita sunt, omnino assentior eis, quae Illustrissimus Episcopus Moguntinus in prima parte suae orationis ex Melchiore Cano et Bellarmino deprompsit, principia stabiliens, quae ad rectam infallibilitatis intelligentiam faciunt.

Et etiam voto vel desiderio, quod Reverendissimus Episcopus emisit consocior, eo scilicet sensu, ut haec principia, *non in formula definitionis*, sed *in capite* exponantur, ita clare et perspicue, ut praeiudicia, quae mentes ubique terrarum obnubilant, dissipentur, et non de nobis dicatur in nationibus: *parvuli petierunt panem et non erat, qui frangeret eis.* Propterea, RR. PP., una cum Episcopo Paderbornensi proposui *Monitum* capiti IV. schematis addendum, vel post ipsam supremi magisterii inerrantiae definitionem, vel alibi in capite, scilicet *in prooemio definitionis.*

Bischof v. Ketteler an den Erzbischof Dechamps[1]).

XI.

Romae mense Julio 1870.

In oratione mea in Concilio habita affirmavi, doctrinam cap. IV. schematis, *prout eius sensus in Relatione explicatur*, extremam cuiusdam scholae sententiam esse, non autem illam doctrinam, quam Bellarminus quarto loco tradit tanquam communissimam fere omnium Doctorum sententiam. Hoc mihi evidens esse videtur.

---

1) Originaltext zu Nr. 224.

Nam in Relatione expressis verbis declaratur, infallibilitatem, quae in schemate definienda proponitur, esse infallibilitatem Rom. Pontificis citra Episcopos perinde ac citra reliqua membra; contra vero Bellarminus docet, ad quartam sententiam etiam illos Doctores admittendos esse, qui docent, Pontificem errare non posse, si mature procedat et consilium audiat aliorum pastorum. Et si isti confitentur, infallibilitatem non esse in coetu consiliariorum, sed in solo Pontifice, vel etiam, fieri non posse, ut Rom. Pontifex temere definiat, utpote quum Deus id nunquam permittat: inde non mutatur mea propositio, infallibile judicium iuxta illos theologos dependere a vera conditione. Et si sequentes propositiones, quantum equidem capere possum, sibi invicem oppositae non sunt: scilicet Rom. Pontificem citra Episcopos infallibilem esse, et Rom. Pontificem infallibilem esse, si mature procedit et audit Episcopos, nescio, quaenam sententiae oppositae sint.

Reverentia Tua Illustrissima dicit quidem, Relationem ipsi nullius esse momenti. Sed hisce verbis nobis non satisfit. Quamdiu enim Deputatio pro fide sensum, quo Relatio schema explicat, publice non retractaverit, in actionibus synodalibus non nisi iste sensus ob oculos habendus erat.

Orationem Tuam cum gratiarum actione remitto. Neque me fugit pondus rationum, quae ibi afferuntur. Sed multas alias rationes opponere possem ad vindicandam meam interpretationem doctrinae Bellarmini. Attamen renuntio. Per totam vitam meam alacri semper animo dimicavi cum adversariis Ecclesiae atque ita usque ad finem vitae meae fecissem, quin illa certamina me defatigarent. Sed infaustum dissidium, quo nunc Episcopi scinduntur, me fatigat omnemque frangit animum, ita ut magis placeat, pennam e manibus mittere.

Perfectae observantiae et charitatis vinculo obstringor etc.

Bischof Fessler an den Bischof v. Ketteler[1].

XII.

Romae, 9. Julii 1870.

Gratum est mihi certiorem reddere Amplitudinem Tuam, quod SS. D. N. Pius PP. IX petitioni Tuae, qua veniam rogabas in Tuam

1) Original zu Nr. 225.

Dioecesim redeundi ob gravia negotia ecclesiastica, benigne annuens eam veniam Tibi concesserit usque ad initium proximi mensis Novembris.

Utor hac occasione profitendi eximiae observantiae meae sensus, in quibus persisto etc.

An Papst Pius IX.[1])

XIII.

Romae, 17. Julii 1870.

Ex tenore primae de Ecclesia Christi Constitutionis, quam modo accepi, colligere fas est, Sanctitatem Tuam credidisse, precibus nostris, quas nuper supplices explicavimus, non posse satisfieri. Ne ergo, quod omnibus animae meae sensibus repugnat, mihi imponatur onus in publica sessione coram Te votum *Non placet* emittendi, nihil mihi restat, quam ut hodie vespere utar venia discedendi, quae mihi concessa est. Sed non possum Roma discedere, priusquam Tibi, SSme Pater, humiliter declaraverim, fore ut definitionibus Concilii me plenissime subjiciam, perinde ac si praesens emisso voto *Placet* consensissem.

Ad sedem Sanctitatis Tuae provolutus humiliter mihi gregique commisso Apostolicam Tuam benedictionem imploro.

Victor De Buck an den Bischof v. Ketteler[2]).

XIV.

Bruxelles, le 12 novembre 1872.

M. le doyen Heinrich m'ayant écrit pour avoir communication de la Vie de saint Willigise, votre prédécesseur, je suis heureux d'avoir cette occasion de vous offrir l'hommage de mon respectueux dévouement.

Dans la lettre publique, par laquelle Votre Grandeur a récemment repoussé les reproches que les ex-catholiques vous ont adressés à propos de l'imprimé *secundum manuscriptum* dont vous avez fait les frais durant le concile à Rome, vous dites que cet écrit, composé par un prêtre très-bon catholique, n'a jamais exprimé vos pensées,

---

1) Originaltext zu Nr. 228. — 2) Original zu Nr. 249.

et que vous ne l'avez fait imprimer que pour qu'on examinât la question avec plus de maturité. Je sais très-bien, Monseigneur, que pour tous ceux qui vous connaissent, vos paroles ont autorité par elles-mêmes et ne peuvent guère en emprunter au témoignage d'autrui. Mais, comme les temps sont mauvais, que la vie est courte et inconstante et que votre nom figurera un jour dans les fastes de l'Eglise et de l'Allemagne, il ne sera peut-être pas tout-à-fait inutile de dire ce que je sais de cet écrit.

Je crois en connaître l'auteur: c'est un ecclésiastique de grand talent; durant le concile, il occupait à Rome un poste de confiance, par lequel il exerçait une grande influence sur l'instruction et l'éducation de jeunes ecclésiastiques très-intéressants. C'est, comme Votre Grandeur le dit très-bien, un homme sincèrement dévoué à l'Eglise, et, j'ajouterai, appartenant à un ordre religieux qui ne s'est jamais ménagé dans la défense des droits du Saint-Siége.

Quand Votre Grandeur, à ma demande expresse, m'a remis un exemplaire de cet imprimé, Elle m'a dit ces paroles textuelles: »Cet écrit n'exprime pas mes idées. Je l'ai fait imprimer pour qu'on examine.«

Dans toutes les conversations, que j'ai eu l'honneur d'avoir avec Votre Grandeur et dans lesquelles vous vous exprimiez avec beaucoup d'abandon et d'effusion de sentiments, jamais vous n'avez insisté que sur les inconvénients et l'inopportunité du décret sur l'infaillibilité, et jamais vous n'avez dit un mot contre le fond. Votre soumission au concile n'a jamais été un moment douteuse. Peu avant la dernière session solennelle, vous m'avez dit ces paroles textuelles: »Un de mes collègues allemands a parlé d'examiner après le concile. Pour moi, je n'examinerai rien: c'est l'Eglise qui aura parlé. Je lui serai toujours fidèle, je connais assez tous mes prêtres pour pouvoir dire que tous feront comme moi.«

Comme Votre Grandeur ne m'a rien demandé, que cet écrit tout spontané la surprendra même et que je suis un de ceux qui, durant le concile, ont connu vos vrais sentiments, il me paraît que des circonstances peuvent se présenter, surtout après votre mort, dans lesquelles cette attestation ne soit pas tout-à-fait inutile.

On prend ici une part très-vive aux affaires ecclésiastiques d'Allemagne. Vous souffrirez pendant plusieurs années; mais l'issue sera la liberté de l'Eglise. Presque toutes les questions que vous avez, nous les avons eues en Belgique, même la question financière de l'évêque d'Ermeland. Ainsi, après la condamnation de Mgr. de

Broglie, évêque de Gand, le gouvernement hollandais refusa de lui payer sa pension. Après 1830, la famille attira devant les tribunaux le gouvernement belge, successeur et héritier du gouvernement déchu. Les tribunaux condamnèrent le gouvernement. Si une bonne plume allemande écrivait l'histoire des luttes de l'Eglise en Belgique depuis cent ans, il me paraît que plus d'un gouvernement réfléchirait à la lecture de ce livre. Le peuple était toujours uni au clergé et le clergé au peuple dont il était le défenseur-né.

J'ai l'honneur, etc.

Personenregister.

A.

B.

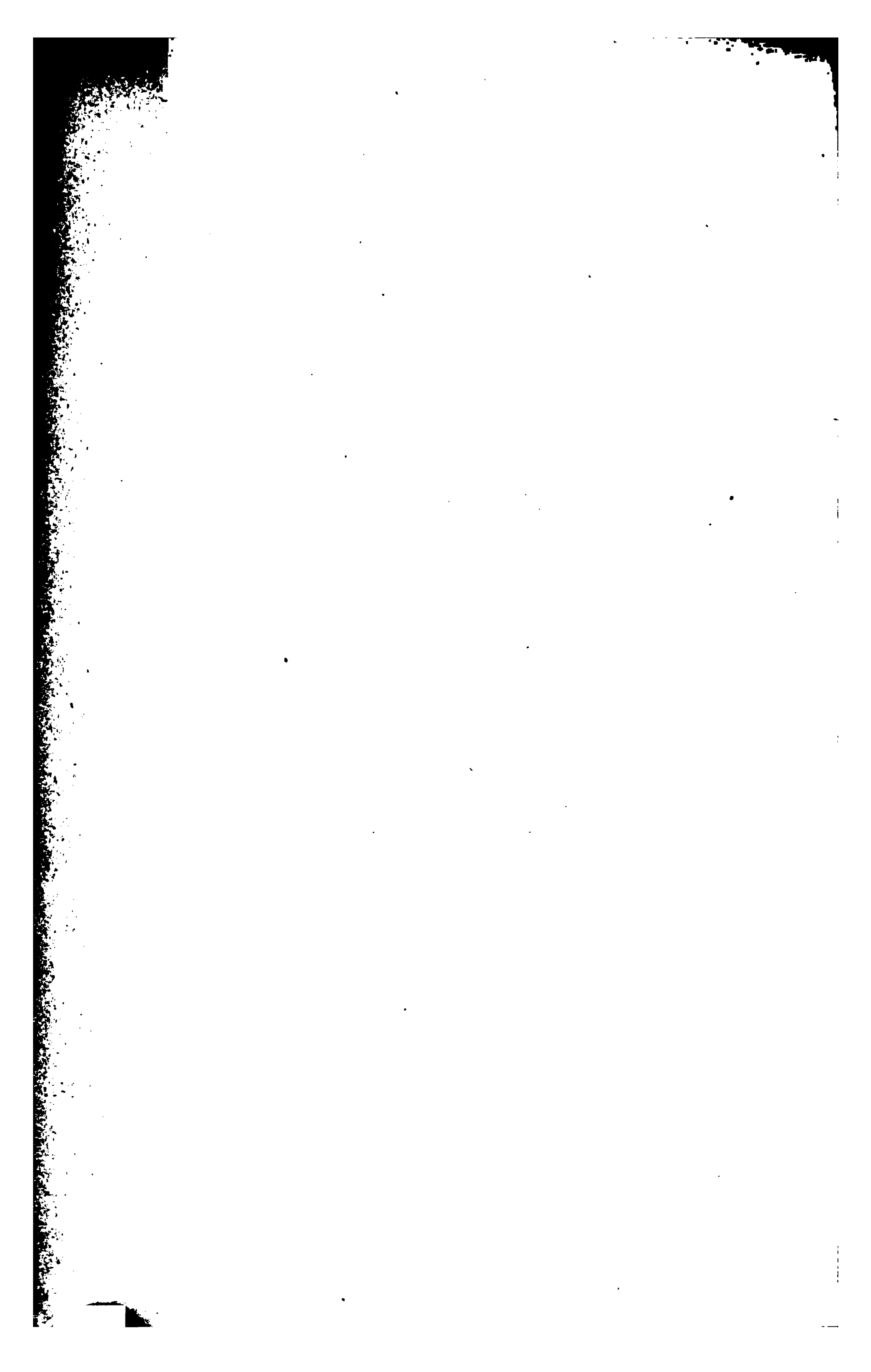
T.

U.

V.

W.

Z.



Druckfehler.

S. 5 u. 6 lies: du Vignau.
„ 27 Z. 2 v. u.: Lacordaire's.
„ 36 „ 16: du Vignau.
„ 216 Not. 2) Z. 1: 1850.
„ 240 „ 1) „ 2: Wiseman.
„ 260 Z. 18: Flir.
„ 446 „ 13 v. u.: München täglich Ihrer.